

"Stets ist es die Wahrheit, die über alles gebietet, doch ihre Bedeutung wandelt sich" - Zur Konzeptualisierung von Forschungsobjekt, Forschungssubjekt und Forschungsprozeß in der Geschichte der Wissenschaften

Postprint / Postprint

Dissertation / phd thesis

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

(1998). "Stets ist es die Wahrheit, die über alles gebietet, doch ihre Bedeutung wandelt sich" - Zur Konzeptualisierung von Forschungsobjekt, Forschungssubjekt und Forschungsprozeß in der Geschichte der Wissenschaften. (Psychologische Erkundungen: Studien zur qualitativen Sozialwissenschaft, 2). Münster: Lit Verl.. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-64370-2>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Mruck, Katja (1999). "Stets ist es die Wahrheit, die über alles gebietet, doch ihre Bedeutung wandelt sich" – Zur Konzeptualisierung von Forschungsobjekt, Forschungssubjekt und Forschungsprozeß in der Geschichte der Wissenschaften. Münster: LIT.

Vorwort

Wir wollen dieses Vorwort nutzen, um selbst nochmals über die wichtigsten Anregungen aus dieser Arbeit nachzudenken und gleichzeitig die Diskussion mit den hoffentlich zahlreichen Lesern zu eröffnen. Beide, die wir die Entwicklung dieser Arbeit von Anfang an mit verfolgt haben, sind überzeugt davon, daß die Autorin mit großer Konsequenz grundlegende Probleme der qualitativen Forschungsmethodik aufgegriffen bzw. diese mit großer Klarheit zu Diskussion gestellt hat. Es scheint uns an der Zeit, über eine Reihe von Basisannahmen dieses methodischen Ansatzes gründlicher nachzudenken, da qualitative Forschungsmethoden sich zunehmend auch in der Psychologie etabliert haben. Je mehr Wissenschaftler sich dem neuen Forschungsparadigma verschreiben, desto notwendiger erscheint es, darüber kritisch zu reflektieren.

Mit den qualitativen Forschungsmethoden ist die Frage nach der Bedeutung des erkennenden Subjekts wieder virulent geworden, die in der nomothetischen Psychologie zunächst durch Negation beantwortet schien. Es ist aber festzustellen, daß auch in der qualitativen Sozialforschung diese Frage oft vermieden wird. Zumindest scheint sie in vielen methodischen Prozeduren und in der Forschungspraxis kaum eine Rolle zu spielen. Hier setzt die Autorin mit ihrer Frage an: "Warum verschwindet das mitherstellende Subjekt aus der gemeinsamen Produktion und dies teilweise wider besseres Wissen?"

Hintergrund ist die grundlegende Überzeugung, daß Methoden nicht als vom Subjekt gelöste oder lösbare Anwendung von Prozeduren auf ein Objekt zu verstehen sind, sondern als eine konkrete Form der Beziehungsaufnahme und -gestaltung. Zur Explikation dieser These nutzt die Autorin - und damit unterscheidet sie sich unserer Meinung nach von vielen anderen, die sich diesem epistemologischen Grundproblem zuwenden - neben philosophischen und wissenschaftssoziologischen Überlegungen auch psychologische Denk- und Argumentationsmuster.

Sie beginnt zunächst mit einer Darstellung ihrer eigenen, durch den Satz von Devereux geleiteten Erkenntnisentwicklung: "Und dies nehme ich wahr". Es ist eine Entwicklung, in deren Verlauf die Sicherheit des Wissens um eine *entdeckbare* Außen- und Innenwelt brüchig geworden ist, und mit ihr die Möglichkeit eines sicheren Wissens überhaupt. Im nächsten Schritt wendet sie sich einem Material zu, das herkömmlicherweise nicht als Material für eine

empirische Untersuchung verstanden wird. Es handelt sich um die Geschichte der Philosophie und um deren Rezeptionsgeschichte. Anhand des Materials gelingt es ihr, auf unterschiedlichen Ebenen die Frage nach dem Verhältnis von Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt zu untersuchen. Um den Herstellungsaspekt von Wissenschaft und die Bedeutung der Person des herstellenden Wissenschaftlers sichtbar werden zu lassen, fragt sie auf der Ebene der originären Denker, also der großen abendländischen Philosophen wie Sokrates, Platon, Aristoteles, Descartes, Kant und vielen anderen, wo hinter den Mythen und in den Systemen die forschenden Subjekte und ihre konkreten sozialen Kontexte wirksam werden könnten. Hier geht sie auf menschliche Schwächen und körperliche Gebrechen ebenso ein wie auf soziale und (wissenschafts-) kulturelle Bedingungen, um deren Bedeutung für das sich entwickelnde Wissen nachzuspüren.

In zusätzlichen rekursiven Schleifen nutzt sie für diesen Prozeß auch die späteren Autoren, die einerseits (antike) Philosophie rezipiert und gleichzeitig daraus und aus eigenen Überlegungen ihr eigenes System entwickelt haben. Auch diese Autoren stehen selbstverständlich immer innerhalb einer Tradition, einer Überlieferung, und übernehmen bereits Rezipiertes. Mit diesen Autoren sieht sie sich in einer (unfreiwilligen) Deutungsgemeinschaft am gleichen Ausgangsmaterial, und die eigene Übereinstimmung und die eigenen Widersprüche nutzend führt sie eine weitere These aus: Sie nimmt an, daß die Art des Inbeziehungtretens mit dem Gegenstand und dessen Resultate u.a. durch Beziehungsmuster aus der eigenen Biographie vor dem Hintergrund des je (sub-) disziplinär Zugänglichen geprägt sind. Anhand des Materials bzw. dessen teilweise übereinstimmender, teilweise dissonanter Deutung versucht sie aufzuzeigen, daß und wie eigene Reaktionen als produktive Störungsmomente verstanden werden können, die einerseits ein Hinterfragen der bisherigen Rezeptionspraxis ermöglichen und andererseits auch die Kraft der Anziehung eines früheren Systems auf Grund der eigenen Biographie verständlich machen.

Diese These verdeutlicht sie auch an ihrem eigenen Erkenntnisprozeß. Indem teilweise sehr persönliche Erfahrungen und Beziehungen angesprochen werden, geht die Autorin weit über das übliche Ausmaß der Offenlegung der eigenen Person hinaus. Was dieses Vorgehen anregend für die weitere Diskussion macht, ist, daß sie dabei immer versucht, auch in dem Persönlichen das Allgemeine aufzuzeigen und der Frage nachzugehen, welche Rolle solche normalerweise als "privat" aus wissenschaftlichen Werken verbannten Gedanken und Gefühle für die Bereitschaft haben, eine bestimmte Erkenntnis oder eine bestimmte Theorie in genau dieser Weise aufzunehmen, zu rezipieren und zu entwickeln.

Dies bedeutet jedoch kein Plädoyer für eine reine Subjektbestimmtheit der Erkenntnis. Im Gegenteil, die Autorin stellt auch die Frage nach der Widerständigkeit des "Gegenstandes" gegen eine beliebige Konstruktion. Damit zielt sie auf den Kern einer konstruktivistischen Position. Um das Problem sichtbar zu machen, möchten wir eine Tätigkeit als Metapher nutzen. Es ist der Bildhauer, der aus einem Holzblock eine Figur schafft. Der Holzblock läßt sich

nicht zu jeder beliebigen Figur gestalten. Jeder Bildhauer weiß, daß es eine Widerständigkeit des Materials gibt. Damit wird deutlich, daß etwas gestaltet wird, dessen Gestalt aber doch wieder von dem Gestaltenden abhängt. Die Konsequenzen für die wissenschaftliche Forschung wären zu erörtern.

Auf ein anderes Problem, das bisher zumindest in der Psychologie kaum diskutiert wurde und das uns besonders interessant erscheint, möchten wir noch verweisen. Es ist die Frage nach der Art der Darstellung oder die Frage nach der Diskursform, in der ein Erkenntnis entwickelt wird. Auch in diesem Gebiet scheint uns die Autorin Anregungen für weitere Überlegungen und weiteres Experimentieren zu geben. Die Frage der Darstellung wurde in der Ethnologie u.a. von Clifford Geertz erörtert. Allerdings zielt seine Argumentation vor allem auf das Problem der Glaubwürdigkeit ab, nämlich auf die Beantwortung der Frage: "Bist Du dort - in der untersuchten Kultur - gewesen?" durch die Art der Darstellung. Die Autorin stellt eine andere, wahrscheinlich für die Psychologie wichtigere Frage: "Können bestimmte Erkenntnisse vielleicht nur in gewissen Darstellungsformen entwickelt und vermittelt werden?"

Eine mögliche Antwort auf diese Frage führt sie selbst vor. Um den Personen der Rezipienten näherzukommen und vor allem deren Art der Rezeption sichtbar werden zu lassen, nutzt sie ein methodisches Vorgehen, das weit in die Geschichte der Philosophie zurückgeht, den Dialog. Sie inszeniert ein fiktives Gespräch, in dessen Verlauf sie die verschiedenen Autoren (teilweise in wörtlichen Zitaten und damit verbundenen Interpretationen) sehr lebendig werden läßt. Durch die Art der Darstellung und durch das sprachliche Können der Verfasserin wird dabei sichtbar, daß die historische Rekonstruktion immer ein Produkt der Positionen und Interessen der Rekonstruktoren ist und daß der Wert einer Aussage nicht durch deren Wahrheitsgehalt bestimmt wird, sondern daß das, was sich durchsetzt, zur Wahrheit wird.

Die Arbeit der Autorin konfrontiert eindringlich mit der These, daß es keine Erkenntnis ohne ein Erkenntnissubjekt gibt und daß Kants Weg, das argumentierende Subjekt durch die Unterscheidung zwischen empirischem und transzendentalen Ich unkenntlich zu machen, nur begrenzt gangbar ist. Es bleibt also vor allem in der Psychologie die Frage, wie das Dilemma des Wissenschaftlers zu lösen ist, einerseits um die grundlegende Subjekthaftigkeit und Kontextabhängigkeit von Erkenntnis zu wissen und doch sich als Subjekt nicht so weit offenlegen zu können, daß der Erkennende für den Anderen, den Leser, ausreichend sichtbar würde. Wir meinen, daß der Anspruch auf Offenlegung in der vorgetragenen Art nicht einzulösen ist, weil er statt der endlichen die unendliche Analyse verlangen würde - um einen Ausspruch von Freud zu paraphrasieren. Es wird eine doppelte Unendlichkeit gefordert, die Unendlichkeit der Konstruktion und die Unendlichkeit der Offenlegung des Konstrukteurs.

Wohl aus diesen Gründen hat die Autorin zum Ende ihrer Arbeit noch einmal den Versuch unternommen, in einer Inszenierung die Schwierigkeiten bzw.

Unmöglichkeit der Lösung der gestellten Aufgabe zu vermitteln. Ausgehend von der Frage: "Wie kann ich in dieser Arbeit an das Ende ein Ergebnis stellen, das nicht einfach bei Aussagen über das Andere (das wissenschaftliche Verstehen) bleibt?", hat die Autorin zum Schluß erneut die übliche wissenschaftliche Darstellungsweise durchbrochen. Sie versucht, wiederum als fiktives Gespräch zwischen Vertretern verschiedener methodischer und theoretischer Ausrichtung (bzw. eigenen, einander widerstrebenden Anteilen) zu zeigen, daß das Ergebnis ein Produkt einer spezifischen Interaktion zwischen sich als einem konkreten Subjekt und einem durch die Modi der eigenen Betrachtung mitgeschaffenen Gegenstand ist und daß dies auch sprachlich zum Ausdruck zu bringen ist. Sie reflektiert mit durchaus humoristischer Absicht die eigene Lage und die einer qualitativen Sozialwissenschaft. Wahrscheinlich ist dieses Ende eine der wenigen Möglichkeiten, dem Leser zu vermitteln, daß der vorher genannte Anspruch nicht einzulösen ist, obwohl er als grundsätzliches Ziel nur schwerlich aufgegeben werden kann.

Welche Konsequenzen hat diese Analyse für die Forschungspraxis? Selbst wenn qualitative Wissenschaftler hoffen, stets reflektierend die Metaebene einbeziehen zu können - es gelingt nicht, sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen, da hilft auch kein kommunikatives oder konsensuelles Validieren und keine Gegenübertragungsanalyse. Es gibt immer noch eine Reflexionsschleife, die darüber gelegt werden kann.

Wir hoffen, daß die Autorin an diesem Punkt eine notwendige Diskussion anstoßen wird, in der ein Weg zwischen der Verleugnung des Problems einerseits und einer unendlichen Reflexion andererseits sichtbar werden kann. Die Autorin macht mit dieser Analyse deutlich, daß in jeder einzelnen Forschungsarbeit der Weg abhängig vom Gegenstand und von der Fragestellung gefunden werden muß. In der Begründung dieser Entscheidung scheint sich uns ein weiteres, bisher noch wenig diskutiertes Kriterium für die Güte von wissenschaftlichen Arbeiten anzudeuten.

Berlin, November 1998

Jarg Bergold und Eva Jaeggi

Inhaltsverzeichnis

I.	Einleitung	1
1	Vorbemerkungen und Struktur der Arbeit	2
2	Einige (nicht nur) stilistische Anmerkungen	13
II.	Eine erste Annäherung an eine schwierige Frage	16
III.	Exemplarische Streifzüge durch die Antike	21
1	Die Frage nach dem Gegenstand: zwischen "Weltstoff" und "ordnendem Prinzip"	25
2	Beobachtungs- und Beschreibungsweisen: die Vermittlung von Subjekt und Objekt	34
3	Kontexte der Wissenschaft und wissenschaftliche Kontexte	40
4	Die wissenschaftlichen Subjekte und die Schwierigkeiten der Rekonstruktion	45
4.1	Der rekonstruktive Blick auf die Ideengeschichte	45
4.2	Kontextualisierungsversuche: "Makro-" und "Mikrowissenschaft"	46
4.3	Die Frage nach den Erkenntnissubjekten: ein lachender und ein weinender Philosoph, kommunistische Aristokratien, ein welterobernder Professor und das Phänomen Sokrates	48
4.4	Von den rekonstruierten zu den rekonstruierenden Subjekten: ein unakademisches Protokoll polyphoner Wissenschaft	54
5	Nachlese: über den Nutzen antiker Streifzüge	68
5.1	Eine wissenschaftliche Arbeit und ein "unakademisches Protokoll"	68
5.2	"Und dies nehme ich wahr" - Versuch einer Präzisierung	71
IV.	Die Wissenschaften, der Ausschluß der Subjekte und das Ringen um Objektivität	81
1	Haupt- und Zwischenspiele der Wissenschaftsgeschichte	84
1.1	Erstes Zwischenspiel: Ethik, Eklektizismus und erlahmende Originalität	85
1.2	Zweites Hauptstück: Der Knebelungsmythos - Worte und Sachen und die Idee einer "scientia experimentalis"	87
1.3	Zweites Zwischenspiel: Ein verborgener Gott, planetare Desorientierung und kosmische Trunkenheit	93
1.4	Drittes Hauptstück: Der Befreiungsmythos - die Eroberung und das Verschwinden der Natur und der Subjekte	98
1.4.1	Erster Exkurs: Der "Discours de la Méthode"	105
1.4.2	Das Leib-Seele-Problem: Rationalistische und empiristische Entfaltungsversuche	109
1.4.3	Zweiter Exkurs: Die "Kritik der reinen Vernunft"	115
2	Einige Referenzpunkte moderner wissenschaftlicher Autorität	124
2.1	Descartes und Kant und ihr wissenschaftliches Erbe: Der Erkenntnisprozeß	126
2.1.1	Ausgangspunkte, Absichten und das Stellen von Fragen	127

2.1.2	Von der Methodisierung des Göttlichen zur Vergöttlichung der Methode	130
2.2	Die Konturierung der Erkenntnissubjekte	144
2.3	Die Orte der Wissenschaft und ihre Verkehrsformen: Implikationen und Konsequenzen	168
2.3.1	Die Entstehung der modernen Gelehrtenfamilie	169
2.4	Zäsur: Ein kurzer Blick auf alte Pläne und was die Lesenden in dieser Arbeit nicht mehr finden werden	176
2.5	"Die Beobachter beobachten": Versuch einer subjektiven Reisebeschreibung	178
2.6	Alte Probleme und neue Lösungsversuche	185
2.6.1	Ein Blick in die Zukunft der Wissenschaft des 21. Jahrhunderts - schnelle Computer, folgenreiche Schmetterlingsflügel und das "einsame Skelett der Wahrheit"	191
2.6.2	Ein Arzt, ein Ethnopsychanalytiker, ein Biologe, ein Philosoph - epistemologische Zerreißprobe für eine Psychologin	206
V.	Ein Gespräch über problematische Beziehungen: Was haben Epistemologien mit Subjektivität und Intersubjektivität und der Psycho-Logik von Forschung zu tun?	213
	Literaturverzeichnis	244

I. Einleitung

Denn mit den Geistern anderer Jahrhunderte verkehren,
ist fast dasselbe als reisen. Es ist gut, etwas von den
Sitten verschiedener Völker zu wissen, um die unsrigen
unbefangener zu beurteilen.

Rene Descartes

Dieser Arbeit waren im Laufe der Zeit, in der sie mich beschäftigt hat und ich mich mit mir beschäftigt habe, verschiedene und wechselnde Einleitungen vorangestellt. Ebenso wandelten sich die Titel, unter denen sie zu einer Zeit firmieren sollte. Im Laufe dieser Veränderungen immer neue Konturen gewonnen hat die Frage, die mich vor einigen Jahren im Rahmen einer Forschungsarbeit zu irritieren und zu belästigen begann. Ich war damals als Psychologin in einem Projekt zur Untersuchung von psychiatrischen Versorgungsstrukturen tätig und u.a. mit umfänglichen Feldforschungsstudien befaßt, und *natürlich* kam ich zuletzt zu Aussagen über diese Versorgungsstrukturen. Die teilweise kontroversen Diskussionen im Team ließen mich vermuten, daß andere Projektmitarbeiter(innen) zu anderen Aussagen gekommen wären, ähnliches war wahrscheinlich, hätte ich mich an ihrer Stelle mit der Auswertung ihres Interviewmaterials befaßt - die Kategorien, die sie mittels Grounded Theory ihrem Material zu entlocken behaupteten, wären nicht die meinen gewesen. Bis dahin hatte mein methodisch gestütztes *Richtig-Verstehen* recht unproblematisch funktioniert; diese Selbstverständlichkeit geriet nun ins Wanken: Verstanden die anderen schlechter und war ich aufgrund dubioser Besonderheiten befähigt, zu den *wahren, zentralen, eigentlichen* Charakteristika eines Gegenstandes vorzudringen? Zu welchen Aussagen wären andere gelangt, hätten sie sich mit meinem Untersuchungsabschnitt befaßt? Welche Qualität hätten diese und welche hatten meine Aussagen über den in Frage stehenden Untersuchungsgegenstand? Ich suchte nach Antworten in der psychologischen, soziologischen und ethnologischen Feldforschungsliteratur und später, als ich eine Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fach "Forschungsmethodik und Evaluation" übernahm, in methodischen und methodologischen Arbeiten unterschiedlicher (sub-) disziplinärer Provenienz. Alte und fast vergessene philosophische Neigungen erwachten neu, und ich suchte weiter. Mittlerweile war klar, daß ich mich mit der Frage nach wissenschaftlichem Verstehen und nach der schwierigen Beziehung zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt auch im Rahmen meiner Promotion befassen wollte, und schließlich begab ich mich auf eine Reise, in deren Verlauf ich immer neue Pläne entwickelte, wieder verwarf, reformulierte, neu probierte. Ich traf auf immer neue innere und äußere Grenzen meines (wissenschaftlichen) Denkens und Schreibens, ich blieb einige Zeit und teilweise ohne daß mir dies bewußt war, innerhalb dieser Grenzen, wurde ihrer in einem neuen Anlauf gewahr und näherte mich neu. Ich experimentierte methodisch und literarisch, und ich begab mich auch inhaltlich weit über den üblichen Kanon meiner Disziplin hinaus - ich suchte in der Antike ebenso wie in den ambitioniertesten Projekten der (Natur-) Wissenschaft des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Einen Teil dieser Reise und einige Schlußfolgerungen finden die Lesenden in den nächsten Kapiteln.

1 Vorbemerkungen und Struktur der Arbeit

Die vorliegende Arbeit behandelt - in einem sehr weiten Sinne - epistemologische und methodologische Probleme unter einer (qualitativ) psychologischen Perspektive. Im Zentrum meines Interesses steht die Frage nach der Beziehung zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt und nach deren sich historisch wandelnden Konzeptualisierungen. Unsicher geworden über die Möglichkeit einer objektiven Erkenntnis, bemühe ich mich um ein Verstehen des in verschiedenen Methodologien gebändigten subjektiven Erkennens. Daß meine Reflexion als die eines bestimmten Erkenntnissubjekts meine Verstehensversuche zeichnet, nehme ich an, und dies wird auch explizit immer wieder thematisch werden, wenn ich im Laufe meiner Arbeit die Verstehensbemühungen von anderen Erkenntnissubjekten vorstelle, die zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten ähnliche Versuche unternommen haben.

Zu meinem eigenen Hintergrund ist anzumerken, daß eine explizite Reflexion auf Methoden und ihre erkenntnistheoretischen Implikationen meiner Erfahrung zufolge viele Einwände nach sich zieht: Für Studierende, deren Diplomarbeiten ich betreue, sind Methoden zunächst meist etwas Undurchsichtiges, Schwieriges und - vor allem - entsetzlich Langweiliges; die statistischen "Quälereien" ihres Grundstudiums haben sie mehr oder weniger glücklich hinter sich gebracht, und bei der Erstellung ihrer Abschlußarbeiten erachten sie die Frage nach den Methoden meist bestenfalls als unumgebares Übel, um die angestrebte wissenschaftliche Qualifikation entlang den Anforderungen der jeweils Betreuenden endlich zu erreichen und sich dann der eigentlichen Praxis zuzuwenden (sofern ihnen diese angesichts des Arbeitsmarktes für Psycholog[inn]en nicht verwehrt bleibt). Bei Kolleg(inn)en außerhalb der Universität, aber auch bei vielen, mit denen ich direkt zusammenarbeite, stößt mein methodisches und erkenntnistheoretisches Interesse teilweise auf Befremden oder sie versuchen mir zu verdeutlichen, warum eine tiefgehendere Beschäftigung mit Methoden für sie weder machbar noch sinnvoll wäre: sie hält von ihrer Aufgabe, der Arbeit an konkreten Inhalten ab, und das unproblematischste Verhältnis zu Methoden scheint dieser Argumentationslogik nach, wenn hinreichend Routinen zur Verfügung stehen und in der Arbeit auf diese Inhalte ohne viele Nachfragen (oder weiteres Nachdenken) zur Anwendung kommen können. Von wieder anderen, die mit einigen methodologischen Debatten außerhalb der Psychologie vertrauter sind, werde ich auf disziplinäre Grenzen verwiesen: Seit der Etablierung der Einzelwissenschaften, so wie wir sie heute gewöhnt sind, ist die Reflexion auf Methoden und auf Möglichkeiten und Grenzen menschlichen und wissenschaftlichen Erkennens weitgehend in einen eigenen, der Philosophie zugehörigen Bereich delegiert (bzw. richtiger: sie ist dort auch nach der Ablösung der Philosophie als Leitdisziplin durch die Physik verblieben).

Ich selbst habe recht lange gebraucht, um zu verstehen, daß diese Einwände, die einige Zeit davor auch meinen eigenen waren, bereits einem sehr spezialisierten Methodenverständnis geschuldet sind, das selbst dann fort dauern kann, wenn andere - qualitativ-psychologische - Wege gewählt werden. Methoden sind hiernach weiterhin meist Mittel zu einer möglichst exakten Welt- bzw. Gegenstandsbeschreibung, -erklärung oder -manipulation, eine Idee, die auf alte und teilweise explizit verworfene Wissenschaftsvorstellungen verweist: Denn insbesondere die experimentelle Methode war von ihren historischen Anfängen an darauf angelegt bzw. sie sollte dahingehend nutzbar sein und genutzt werden, "so schnell wie möglich jene Erwartungen auszusondern, die falsch sind. Die Vorstellungskraft ... 'denkt', aber am Ende ist es die Wirklichkeit (durch das Experiment), die 'lenkt'" (Koertge 1989, S.409; darauf, daß der "Vater" dieser Methodik, Galilei, ihr eher einen sozial-demonstrativen als einen gegenstands-entdeckenden Sinn zugewiesen hat, werde ich später

zurückkommen). Objekt der experimentellen Lenkung oder Behandlung sollte die (menschliche) Natur sein,

die mit der naturwissenschaftlichen Methode beobachtet, erfaßt, dargestellt und gedeutet werden kann. Nur so ist 'exakte' Wissenschaft möglich - alles andere ist mehr oder minder 'unexakt' ... An diesem Leitbild orientierte sich dann die 'philosophy of science', die das Wissenschaftsbild vor allem der Mitte des 20. Jh. geprägt hat und heute noch prägt. (Seiffert 1989a, S.395)

Fasching, der über zwanzig Jahre im Bereich der Werkstoffwissenschaft in Forschung und Lehre tätig war, beschreibt diesen aus der Geschichte der Naturwissenschaften stammenden und im Verständnis vieler Forscher(innen) und Laien überdauernden "überzogenen Geltungsanspruch" wie folgt:

Nur die Naturwissenschaft ... ruht auf Tatsachen! Nur die Naturwissenschaft hat es fertiggebracht, ... einen überprüfbaren Zugang zur 'Realität' zu finden. Dabei meinen sie mit 'Realität' zwar nicht das *Sein*, das *Ding an sich* selbst, aber sie meinen doch, sich sozusagen dem 'richtigen Abbild' des *Dinges an sich* zumindest immer mehr anzunähern. (Fasching 1995, S.13)

Am Ende dieser Prozedur steht also die Hoffnung auf "Fakten, die man auf experimentelle Weise ermittelt hat. 'Tatsachen' sind die Elemente der 'einen Wirklichkeit', die im Verlauf des wissenschaftlichen Fortschritts immer deutlicher sichtbar wird." (a.a.O., S.20)

Die von Seiffert und Fasching kritisierte und in alle anderen Wissenschafts- und Alltagsbereiche expandierte "monokulturelle Philosophie der Naturwissenschaft" scheint bei genauerem Hinsehen nicht so monokulturell, wie es zeitweise auch der psychologische Mainstream (allerdings weniger kritisch als affirmativ) nahelegen möchte. U.a. Herzog (1979, S.290) verweist auf die zahlreiche Dispute und "Querelen unter Methodologen", wenn verschiedene methodische "Landkarten" in Konkurrenz geraten: "Die Wissenschaft wird ... periodisch von mehr oder weniger intensiven Streitigkeiten darüber erschüttert, wer im Besitz der richtigen Geographie des Wissens ist und wer die falschen Wegweiser zur Erkenntnis aufgestellt hat." Siegt schließlich eine Methodologie, so "normalisiert" sich die betreffende Wissenschaft und sie "versucht nun, unter Berufung auf ihre gefestigte methodologische Basis, andere Auffassungen zu kritisieren und der 'Unwissenschaftlichkeit' oder 'Vorwissenschaftlichkeit' zu überführen" (a.a.O.).

Als Psychologin, die in mehreren Forschungsprojekten mitgearbeitet hat, bin ich mit verschiedenen "Geographien", "Landkarten" und "Wegweisern" in Berührung gekommen, allerdings in der Regel indirekt - sie wirkten, ganz im Sinne der eingangs erwähnten Einwände einiger Kolleg(inn)en, als selbstverständlicher und selten hinterfragter, methodologischer Hintergrund, der die täglichen Routinen verband: Zunächst begab ich mich zusammen mit anderen und bewaffnet mit ausgefeilten Strukturgleichungs- und loglinearen Modellen auf die Suche nach den Geheimnissen des damaligen Forschungsgegenstandes, dann erkannte ich mit wieder anderen die Nutzlosigkeit und Trivialität dieses Unterfangens (oder richtiger: seiner psychologischen Ausbeute) und bemühte mich, neuen Gegenständen endlich adäquat - und das bedeutete mittels qualitativer Verfahren - ihre Kategorien, Dimensionen u.ä.m. zu entlocken, und schließlich habe ich mich - meine Konstruktionsleistung als Erkenntnissubjekt erst widerwillig und irritiert, dann zunehmend neugieriger akzeptierend - der Frage zu stellen versucht, was von dem, was ich als Psychologin über einen Untersuchungsgegenstand behauptete, tatsächlich diesem angelastet werden kann. Diese Frage nach der schwierigen Beziehung zwischen Erkenntnissubjekt,

Erkenntnisobjekt und nach deren methodischem Band bildet den Mittelpunkt der vorliegenden Arbeit, und ich bin sowohl was die Inhalte, denen ich mich zuwende, als auch was die Art und Weise, wie ich mich ihnen zuwende, angeht, teilweise eher unübliche Wege gegangen. Bevor ich jedoch diese als Lesehilfe für das im weiteren Behandelte skizziere, möchte ich zunächst auch im Sinne einer Klärung meines Vorverständnisses zu verdeutlichen versuchen, warum ich entgegen den eingangs genannten, ganz überwiegenden Reaktionen aus meiner (universitären) Umwelt die Methodenfrage mittlerweile für eine sehr zentrale und gerade für Psycholog(inn)en ausgesprochen spannende halte.

Jede Methode enthält - so meine Ausgangsthese - in ihrem Kern nicht mehr, aber auch nicht weniger als den aufregenden und schwierigen Versuch, einen Weg zu finden, einen anderen oder ein anderes zu verstehen, wobei mit der Wahl unterschiedlicher Methoden meist die Hoffnung und Behauptung einhergeht, auf gerade dem gewählten Weg zu richtigen oder sinnvollen Resultaten zu kommen. Diese Verstehensversuche betreffen - um das alte Gegensatzpaar aufzugreifen - Natur- und Geisteswissenschaften gleichermaßen; sie zielen (dem Anspruch nach) auf Aussagen über das, was die forschende Aufmerksamkeit gefesselt hat: über Charakteristika dieses anderen.

Am Anfang steht also eine Forscherin oder ein Forscher, die oder der etwas Neues über einen Gegenstand erfahren bzw. etwas bereits Vermutetes überprüfen und gegebenenfalls - wiederum je nach erkenntnistheoretischem Standpunkt - verifizieren oder falsifizieren möchte. Dabei beginnt die Forscherin oder der Forscher nur sehr selten mit einer privaten Frage, sondern in die Frage, in ihre Richtung und in ihre Formulierung geht ein, was zu einer Zeit und im Rahmen eines bestimmten (wissenschaftlichen) Kontextes sinnvolle und stellbare Fragen zu sein scheinen. Während Kant sich z.B. - verglichen mit seinen Vorgänger(inne)n: bereits, hinsichtlich Nachfolgender: noch - damit beschäftigte, ob die Metaphysik, die in seiner Zeit allerdings schon bedrohte "Königin" der Philosophie, überhaupt als Wissenschaft möglich sei, sind heute bestimmte disziplinäre Metaphysiken als nicht-akzeptierte Untersuchungsgegenstände schon im Vorfeld ausgegrenzt; ich selbst habe bei der Betreuung von psychologischen Diplomarbeiten immer wieder festgestellt, wie schwer sich viele Betreuende mit als esoterisch gebrandmarkten Fragen z.B. nach "luziden Träumen" oder nach "Nahtod-Erlebnissen" taten (eine solche "Odyssee zur Findung von Betreuung und Methode" skizziert Baur 1997, S.22ff).

Ein unumgekehrbares Problem, das mit dem schließlichen Stellen einer Forschungsfrage verbunden ist, ist, daß um etwas zu untersuchen, das, was untersucht werden soll, benannt werden muß, gleichgültig, ob es sich um die Beschaffenheit eines Stoffes oder sein Verhalten in Verbindung mit anderen Stoffen, ob es sich um das menschliche Bewußtsein, um die Besonderheiten einer (zeitlich oder räumlich nahen oder fernen) Kultur, um ein spezifisches Krankheitsbild etc. handelt. Atome "gibt" es, seit Forscher(innen) kleinste, "unteilbare" Bausteine der (menschlichen) Natur als existent angenommen haben: Thales behandelt die Frage nach diesem "Ersten" anders als Demokrit, Gassendi, der über zweitausend Jahre nach Demokrit dessen Überlegungen fortzusetzen versuchte, wieder anders als Boyle, der die "Materie" mit chemischen Mitteln in ihre "Grundstoffe" zerlegen wollte oder als Heisenberg, der mit anderen zu verstehen bemüht war, warum z.B. Wellen- und Korpuskeleigenschaften von "Teilchen" nicht gleichzeitig untersuchbar bzw. erkennbar waren. Psychologische Studien, die sich etwa der Erforschung bestimmter Bewußtseinsfunktionen zuwenden oder andere, die die Frage nach der Schizophrenie als einer gemeinsamen Herstellung von Betroffenen und ihrem sozio-kulturellen Umfeld aufwerfen, setzen zumindest voraus, daß ein solches Bewußtsein "existiert" und getrennt

von wieder anderen Funktionen (Emotion, Handeln) untersucht werden kann bzw. es müssen Personen, die sich selbst als schizophran bezeichnen oder als solche bezeichnet werden - ebenso wie für die behaupteten Interaktionen relevante Umweltausschnitte (örtlich, räumlich, zeitlich, personell) - gewählt werden und wählbar sein.

Haben die Forschenden rückgreifend auf den Fundus des persönlich Tragbaren, disziplinar Erlaubten und zeitgeschichtlich Zugänglichen ihre Frage umrissen und damit im Rahmen eines ausgesprochen aktiven Wählens den Gegenstand ihrer Untersuchung (bis auf weiteres) festgeschrieben und definiert, muß in einem nächsten Schritt entschieden werden bzw. ist in vielen Fällen (und entgegen den fortdauernden Beteuerungen, der Gegenstand *fordere* eine bestimmte Handhabung oder Methode) bereits persönlich und (sub-) disziplinar vorentschieden, was an diesem Gegenstand und auf welche Weise erhoben werden kann, um zu den gewünschten Aussagen zu kommen: Auch hier sind - und dies z.B. entgegen dem ohnehin problematischen Konstrukt der "Gegenstandsangemessenheit" im Bereich qualitativer Forschung - Person, Disziplin, Ort und Zeit der Wahl von hervorragender Bedeutung dafür, ob z.B. für die Erforschung des "Selbstkonzepts" von Jugendlichen ein narratives Interview via Schütze (1983) oder ob nach diversen Tests für reliabel gehaltene Skalen in einem standardisierten Fragebogen zur Anwendung kommen (können), in denen die Frage nach der Aufnahme "selbstbezogener Informationen ... bezüglich sozialer Beziehungen" (Zank & Silbereisen 1982, S.32) durch vier Items - z.B. "Es interessiert mich sehr, was meine Eltern über mich reden" - mit der Ausprägung "stimmt nicht", "stimmt wenig", "stimmt ziemlich" oder "stimmt völlig" (a.a.O., Anhang) für beantwortbar gehalten wird bzw. beantwortet werden soll.

Mit der Wahl einer Erhebungsmethode findet - so Breuer in den "Vorbemerkungen", mit denen er die Darstellung des von ihm und anderen entwickelten "qualitativen Forschungsstils" einleitet - eine "Festlegung hinsichtlich des Modus' der Interaktion mit dem fokussierten Gegenstand" (1996a, S.9) statt. Es ist ein Subjekt, das sich auf spezifische Weise auf dem Weg der Methode zu einem anderen - Subjekt oder Objekt - in Beziehung setzt. Aus der konkreten (methodischen) Gestaltung dieses Inbeziehungsetzens bzw. dieser Interaktion folgt, welche *Daten* - nach zusätzlichen Transformationen (meist Übernahme in ein Computerprogramm in quantitativen und Verschriftung von Tonbandaufnahmen in qualitativen Untersuchungen) - den Ausgangspunkt für den dann folgenden Prozeß der Auswertung bilden. Diese Daten sind, so der gleiche Autor im Verlauf einer Skizze der "Grundlinien unseres Forschungsstils", "prinzipiell ... interaktiv, sozial, sub-/ kulturell, situativ und kontextuell konstituierte 'Hervorbringungen' der beteiligten Personen" (1996b, S.16); mithin in der Psychologie der forschenden und der beforschten Subjekte vor dem Hintergrund der jeweils verfügbaren und bedeutungsvollen Alltags- und Wissenschaftskontexte. Im Verlauf dieses (inter-) subjektiv kontaminierten Prozederes gewonnen und zusätzlich behandelt durch die konkreten Auswertungsstrategien, die zum Einsatz kommen (ein ebenfalls recht bedenklicher Prozeß, was die zu vollziehenden Wahlakte und ihre Konsequenzen entgegen dem Anspruch auf "Reinhaltung" des Gegenstandes angeht), stehen an dessen Ende *Fakten* als Elemente einer von den sie erzeugenden Subjekten meist unabhängig gedachten Wirklichkeit.

Bereits der hier nur kurz skizzierte Prozeß der Faktengenerierung mag verdeutlicht haben, daß angesichts der in ihn eingehenden bzw. ihn hervorbringenden Wahlen die Hoffnung auf eine Annäherung an ein zumindest "richtiges Abbild des Dinges an sich", wie Fasching dies bezeichnet, einigermaßen problematisch scheint: Je nach Wählenden - nach deren Gesichtsfeld und (sub-) disziplinärer Zugehörigkeit - resultieren andere (methodische) Interaktionen und an deren Ende unterschiedliche Fakten bzw. Gültigkeit beanspruchende

wissenschaftliche Aussagen. Welchen Status haben diese Aussagen? Kann, und wie kann (bis auf weiteres) eine Aussage als richtig - d.h. als zutreffend für einen in Frage stehenden Untersuchungsgegenstand - akzeptiert und eine andere als ungültig zurückgewiesen werden? Die quantitative Forschung versucht dies durch die statistische Prüfung der Güte der Ergebnisse zu lösen. Allerdings zeigt die Geschichte der Psychologie, daß, was zu einer Zeit als mit hinreichender Güte akzeptabel scheint, unter dem dann folgenden Modell hinfällig wird. Es sind grundsätzlich andere "unabhängige Variablen", die z.B. unter einer behavioristischen oder unter einer kognitivistischen Perspektive als für die Variation der "abhängigen Variablen" ursächlich geprüft, zurückgewiesen oder als vorläufig bewährt angesehen werden. In der qualitativen Forschung werden diese Probleme dann offensichtlich, wenn nicht - wie meist üblich - einzelne Wissenschaftler(innen) dem einsamen Geschäft der Textarbeit nachgehen: So bleibt z.B. bei dem von Buchholz (1995) dokumentierten Versuch der Deutung eines gleichen Ausgangsmaterials - einer psychotherapeutischen Interaktionssequenz - durch unterschiedliche Interpret(inn)en offen, welche Konsequenzen sich aus den ebenfalls unterschiedlichen Ausgängen für die Gültigkeit oder Ungültigkeit der gewonnenen und konkurrierenden "Fakten" ergeben.

Quantitative und qualitative Forschung haben jedoch nicht nur das Problem mit dem Nachweis der Güte der je getroffenen wissenschaftlichen Aussagen gemeinsam (auch wenn sie dies unterschiedlich zu lösen bemüht sind). Denn obwohl qualitative Forscher(innen) die im Rahmen quantitativer Untersuchungen behauptete Dekontextualisierung zurückweisen, d.h. den Anspruch, Aussagen über die konkreten raum-zeitlichen Bedingungen und über die unter diesen Bedingungen Handelnden hinaus treffen zu wollen, ist mir kaum eine qualitative Studie bekannt, die versuchen würde, am Ende nicht Aussagen über Merkmale eines Objekts zu formulieren, sondern in der die Modi der Herstellung von Wissen zwischen bestimmten Subjekten und unter Bezugnahme auf deren konkrete Alltags- und Wissenschaftsbezüge als *Forschungsergebnis* verstanden *und* diskutiert würden. Am Ende selbst vieler explizit unter konstruktivistischer Perspektive angetretener empirischer Arbeiten ist das interagierende, wählende, vorwissende, mitfühlende Forscher(innen)subjekt zurückgetreten zugunsten eines (Ab-) Bildes des anderen, des Objekts, das wieder ein bißchen wirkt wie ein Foto ohne Kamera und ohne Photograph(in).

Warum verschwindet das mitherstellende Subjekt aus der gemeinsamen Produktion und dies teilweise wider besseres Wissen? Was ist überhaupt "am thematisierten Objekt ... im Rahmen der von mir gewählten Interaktionsweise feststellbar und registrierbar" (Breuer 1996a, S.9)? Kann ich und wie kann ich und mit welchen Einschränkungen das auf dem Weg dieser spezifischen Interaktionen gewonnene Wissen in einer Weise destillieren, die jenseits der "Verschmutzung" durch mich und durch die von mir gewählten und angewandten Prozeduren und Interaktionsformen Aussagen über eben dieses Objekt bzw. dessen "Eigenschaften" erlaubt?

Methodologien sind in diesem Sinne die Destillen, die sich zur Aufgabe gemacht haben, "Topographien des Wissens, Landkarten des Forschens und Wegweiser der Erkenntnisfindung zu bauen, die dem einzelnen Wissenschaftler Werkzeuge in die Hand geben, mittels deren er sicher und unbehelligt an sein Ziel, das sichere Wissen, gelangen kann" (Herzog 1979, S.289). Da diese sicheren, rationalen Routinen gleichwohl immer wieder Wissen hervorbringen, das, als Rationales hergestellt und aufbereitet, sich im Laufe der Zeit als ebenso unsicher erweist wie die Routinen selbst, werde ich in dieser Arbeit unterschiedliche Reiseweisen probieren, um mich den hier skizzierten Fragen zu nähern. Die hier für den Erkenntnisprozeß genutzte Metapher des Reisens verweist auf die etymologische Wurzel der Methode, des *meta hodos*: Dabei bezeichnet *meta* zunächst nur

eine Richtung - "zu etwas hin"; *hodos* bezieht sich erstens auf den Ort, der "zu etwas hin" führt - z.B. einen Pfad, einen Weg oder eine Straße, zweitens auf die Handlung, die "zu etwas hin" unternommen wird - z.B. einen Gang, eine Fahrt oder eine Reise und drittens in einem übertragenen Sinn auf ein Mittel, einen Ausweg oder ein Instrument für ein in Frage stehendes Problem (nach Gemoll 1959). Würde mir nun eine wissenschaftliche Untersuchung über das Reisen am Herz liegen, wäre es recht problematisch, wenn ich *vorab* ein klares Reiseziel definiere, die Route möglichst exakt mit Hilfe diverser Karten von vornherein festlege, entscheide, mit wem ich wann rede und wo ich übernachtete etc., um am Ende zu behaupten, dies sei Reisen. Sinnvoller erscheint mir, unterschiedliche Reisearten auszuprobieren, teilweise zielstrebig und geplant und auf möglichst schnellen Wegen, teilweise streunend und planlos und ohne zu wissen, welches mein nächster Aufenthaltsort sein und wer mir begegnen wird. Auch würde ich zu meinen eigenen die Reiseberichte anderer hinzuziehen, um eventuell an ihren unterschiedlichen und ähnlichen Erfahrungen Besonderheiten meines und ihres Reisens entdecken zu können. Die, für die ich dies niederschreibe, wären für mich ideelle Mitreisende, für die ich meine verschiedenen Eindrücke festzuhalten versuche, um ihnen schließlich *meine* Schlußfolgerungen über den Charakter des Reisens vorzustellen.

In ganz ähnlicher Weise werde ich mich im Folgenden mit der Frage nach der Beziehung zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt, nach historischen, zeitgenössischen und persönlichen Lösungsversuchen und nach deren Konsequenzen für die Möglichkeiten und Grenzen gültiger wissenschaftlicher Aussagen beschäftigen. Es sind - was ihre zeitliche und räumliche Situierung und die jeweils von mir vorgenommene Organisation und Struktur angeht - sehr unterschiedliche Expeditionen, zu denen ich die Lesenden einlade. Jede steht gleichberechtigt für mein Bemühen, mich dem schwierigen und etwas rätselhaften Phänomen der Subjektivität und Intersubjektivität in der Wissenschaft und ihrer Bedeutung für ein "Wissen über" zu nähern.

Zur Hinführung skizziere ich zunächst meine *eigene Annäherung* an ein Verständnis dieses Phänomens und an die mit ihm verbundene Frage nach der Beziehung zwischen Forschungssubjekt und Forschungsobjekt in der Psychologie (*Kapitel II*). Es wird deutlich werden, wie ich als Forscherin zunächst von einer mehr oder weniger erkenntnisrealistischen Position ausgegangen bin, für die ich Subjekt und Objekt der Forschung ebenso unproblematisch *voraussetzte* wie die Möglichkeit der Trennung meiner selbst in ein privates - subjektives - und ein berufliches, zu objektiven Aussagen begabtes Subjekt. Die verschiedenen Kontexte meines Arbeitens und ihre Einflußnahme von der Formulierung einer Fragestellung bis zur schließlichen Veröffentlichung der Ergebnisse schienen mir ebenso wenig bedenkens- oder erwähnenswert.

Daß diese - von heute betrachtet - naive Haltung keineswegs nur eine persönliche Eigenart, sondern Folge einer subtilen akademischen Sozialisation mit langer Geschichte ist, wird in meiner Beschäftigung mit historischen und zeitgenössischen Entwicklungslinien des Umgangs mit (meist: Umgehens von) Subjektivität und Intersubjektivität in den Wissenschaften erkennbar werden. Da ich mich bereits länger mit dem Fortwirken sehr machtvoller Wissenschaftsimperative - und auch hinter dem Rücken bzw. entgegen den expliziten Ansprüchen mancher Forschender - beschäftigt habe (vgl. Mruck & Mey 1996a), war eine solche historische Wendung naheliegend; darauf, daß ich gleichwohl sehr lange brauchte, sie tatsächlich zu vollziehen und daß in diesem Prozeß eben diese Imperative wirksam waren, werde ich am Ende meiner Arbeit zurückkommen.

Ein Teil meiner Intention war und ist es insoweit, mir und anderen erinnernde Einblicke in und Rückblicke auf die eigene, disziplinäre Vergangenheit zu ermöglichen entgegen der fortdauernden (Selbst-) Enteignung und dem kurzen Gedächtnis der Psychologie, die u.a. von Külpe noch 1898 als eine der sieben "speziellen philosophischen Disziplinen" besprochen, sich im selbstbewußten Ebbinghausschen Diktum (1908) einer langen Vergangenheit, aber nur kurzen Geschichte versichert und sich schließlich erst in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts als eigenständiges universitäres Fach und Praxisfeld etabliert hat (vgl. dazu ausführlich Ash & Geuter 1985). Doch diese Rückblicke kreisen - von mir an unterschiedlichen Zeiten und auf verschiedene Weise vollzogen - um die historisch sich wandelnde Beziehung von Erkenntnissubjekt und -objekt und um die Frage der Re-Konstruktion, mithin um die Frage nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der methodischen Hervorbringung gültigen Wissens über einen Gegenstand. In diesem Sinne werden in *Kapitel III - exemplarische Streifzüge durch die Antike* - in der Begegnung mit der griechischen "Geburtsstunde der Wissenschaften" in einem ersten Schritt explizite und implizite Vorstellungen von den Gegenständen herausgearbeitet, denen sich diese frühen Forscher(innen) zugewandt bzw. die sie (mit-) geschaffen haben, dann die von diesen angewendeten bzw. vorausgesetzten methodischen Herangehensweisen beschrieben. Daran anschließend werde ich zu zeigen versuchen, daß auch diese frühe Herstellung von Erkenntnis weder kontext- noch subjektfrei stattgefunden hat - Wissenschaft ist ein Kontext in Kontexten von ihren überlieferten Anfängen an, innerhalb dessen sich je konkrete Subjekte auf bestimmte Weise bestimmten Fragen nähern. Die Komposition dieser ersten Näherung ist vergleichbar dem Prozeß des Schärens einer Zwiebel (ich hoffe allerdings weniger tränenreich): Jede neue Schicht, die im Verlauf meiner Darstellung sichtbar wird, ermöglicht gleichzeitig ein mehr an Kennenlernen antiker Wissenschaft *und* ein mehr an Verunsicherung über die Möglichkeit von Re-Konstruktion als einer subjektfreien Gewinnung und Präsentation "historischer Wahrheiten".

Bei diesem sukzessiven Kontextualisierungsversuch antiker Wissenschaft greife ich auf verschiedene Autor(inn)en zurück, mit deren Hilfe und gegen die ich diese frühe Phase nachzuvollziehen versuche. Ich verstehe mich und diese anderen - und dies verweist auf eine weitere Intention meines antiken Streifzugs - als eine Art unfreiwillige Deutungsgemeinschaft, deren Mitglieder zu teilweise übereinstimmenden, teilweise unterschiedlichen Aussagen am gleichen Material kommen. Daß es dabei keineswegs nur um je individuelle Begegnungen zwischen Forschungssubjekten - den Rezipient(inn)en der frühen wissenschaftlichen Arbeiten - und einem Objekt - in diesem Falle die antike (schriftliche) Überlieferung - geht, sondern um (disziplinäre) soziale Bezugnahmen auf und Abgrenzungen von anderen, versuche ich durch einen dramaturgischen Trick zu verdeutlichen: Ich diskutiere in Kapitel III.4.4 nicht wie üblich unterschiedliche, in der Literatur vorfindbare Positionen, sondern ich lasse im Rahmen einer Inszenierung die von mir bemühten Autor(inn)en in ein fiktives Gespräch treten. Am Ende dieses Kapitels resümiere ich den von mir und vor den Augen meiner Leser(innen) vollzogenen Deutungsprozeß hinsichtlich der aufgeworfenen Frage nach der Beziehung zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisgegenstand im Sinne einer Zwischenbilanz.

Diese antike Expedition ist insoweit geplant verlaufen, als mein Verständnis von verschiedenen Autor(inn)en als unfreiwilliger Deutungsgemeinschaft ebenso wie die Idee einer sukzessiven Kontextualisierung - von der Ideengeschichte über die Methodik und die soziale und zeitliche Gebundenheit von Wissenschaft hin zu den Erkenntnissubjekten - schon zu Beginn des Schreibens bestanden. Nicht beabsichtigt war, das wissenschaftliche Gespräch - denn das verbirgt sich hinter z.B. der Skizze des Forschungsstandes zu einem beliebigen Thema - auch als (inter-) subjektives Geschehen der Form nach zum Ausdruck zu bringen. Ich bin

spätestens bei diesem Unternehmen zum einen auf die Möglichkeit und Chance von Verfremdung (und damit Fremdem) für die Erkenntnisgewinnung gestoßen, zum anderen erleichterte mich die Fruchtbarkeit dieses Versuches hinsichtlich der (auch) von mir bis dahin stillschweigend akzeptierten Tendenz, wissenschaftliche Untersuchungen wider besseres Wissen als regelgeleitete und rationale Vorhaben konzeptualisieren und darstellen zu müssen - vergleichbar einer Reise, bei der ich schon vor Beginn meine exakten Aufenthaltsorte und -zeiten, die Kleidungsstücke, die ich zu tragen beabsichtige etc. festlege.

Mit diesen aus Kapitel III resultierenden Überlegungen habe ich mich an den nächsten Abschnitt begeben, wissend um dessen ursprüngliche Planung auf der einen und mit der Bereitschaft, mich irritieren zu lassen bzw. gegen Überraschungen nachsichtig zu sein, auf der anderen Seite. Die ursprüngliche Planung war gewesen, in *Kapitel IV* knapp für das heute vorherrschende Wissenschaftsverständnis seit der nachklassischen Periode wesentliche, *historische Entwicklungslinien und Perioden und die mit ihnen vollzogene, sukzessive Eliminierung der wissenschaftlichen Subjekte* zu skizzieren, um dann dessen paradigmatische Fassung insbesondere im Logischen Empirismus und Kritischen Rationalismus vorzustellen sowie wichtige Relativierungen, die diese Konzeptualisierungen einer "Logik der Forschung" durch die wissenschaftsreflexive Beschäftigung mit deren Psycho- und Soziologik erfahren haben und die wesentlich zu einer "Entzauberung der Wissenschaft" (Bonß & Hartmann 1985) beitrugen.

Nun ist schon der Beginn dieser dritten Exkursion - die Darstellung der Haupt- und Zwischenspiele der Wissenschaftsgeschichte - für die Fülle des Materials zwar sehr knapp, für die psychologische Zurückhaltung gegen Geschichte jedoch recht ausführlich verlaufen. Obwohl mir diese "historische Zumutung" immer wieder Probleme bereitete, bedeutete der Verkehr mit den "Geistern anderer Jahrhunderte" für mich eine zeitliche, räumliche und disziplinäre Verfremdung, in deren Verlauf etwas von "den Sitten verschiedener [Wissenschafts-] Völker" zu erfahren oft mit einem neuen Nachdenken über die eigenen verbunden war. Der erste zentrale Haltepunkt - der Cartesianische "Discours de la Méthode" - war zu Beginn ebenso wenig geplant wie der zweite - die Kantische "Kritik der reinen Vernunft". Ich folgte im Schreiben meiner Neugier und beruhigte mich, wenn mein wissenschaftliches Gewissen mich wieder zur regulären Reiseroute zurückordern wollte damit, daß ich mich mit für die Reflexion der Beziehung zwischen Erkenntnissubjekt und -objekt wegweisenden und bis heute nachwirkenden Werken beschäftige. Interessant war, daß ich u.a. aufgrund meines zeitlichen Herkommens - in dem einen Fall die Renaissance, in dem anderen die Ausbreitung der Aufklärung in Europa - eine der üblichen psychologischen Rezeption (aus der Jetztzeit kommend) entgegengesetzte Lesart entwickelte: So scheint zwar der Name Descartes (ebenso wie der Name Aristoteles) selbst in dem wissenschaftshistorischen Kurzzeitgedächtnis der Psychologie nachhaltig haften geblieben zu sein, allerdings verbunden mit quantitativ- oder qualitativ-psychologischen Kurzformeln und dann folgenden Vereinnahmungen bzw. Abstoßungen - in jüngster Zeit hat z.B. Laucken in gerade diesem Sinne die "Entcartesierung des Geistes" (1996) gefordert und dabei eine Grundstruktur verfolgt, die Descartes erst ein wenig gewaltsam in einen Sack schiebt und drückt, um ihn dann zu prügeln, weil er im Sack steckt. Im Unterschied hierzu habe ich mich dem "Discours" zu nähern versucht als dem Ausdruck einer Person und Zeit, in der das Subjekt zu sich gekommen und auf sich geworfen war, ohne doch bei sich sein zu dürfen. Descartes war einer, den ich ursprünglich schnell aus dem vorbeifahrenden Zug zur Kenntnis zu nehmen beabsichtigt hatte, und ich vermute, der Ausgang wäre der für die psychologische Literatur übliche gewesen. Kant hatte ich nicht einmal im Vorbeifahren ansehen wollen: Zu riesig und zu wenig einladend erschienen Werk und Person (eine Abstinenz, die ich ebenfalls mit vielen anderen Psycholog[inn]en meiner Zeit teilte). Ich bin

dann länger geblieben als beabsichtigt, und es handelte sich um eine sehr anstrengende und lehrreiche Begegnung. Hatte Descartes das Manifest der kopernikanischen Wende zum Subjekt verfaßt, so bekräftigte und eliminierte Kant diese Wende mit einem atemberaubenden Ausgang: Die Welt, die wir sehen, ist die Welt, weil und wie wir sie sehen, aber das Ich, das sieht, muß "jedermann" werden, um gültig über sich und die Welt reden zu können.

Die Beschäftigung mit dem bis heute für die Wissenschaften zentralen Imperativ des "Jedermann" hatte auch für mich selbst nicht vorhergesehene und ausgesprochen irritierende Folgen: Während ich bis dahin an *einer* Promotion erst geschrieben hatte, um dann (und manchmal schmunzelnd) das Geschriebene und während des Schreibens Geschehene zu verstehen und den Lesenden vorzustellen, war nach einiger Zeit und auch gegen einigen Widerstand nicht mehr zu übersehen, daß nach Kant und der "Kritik" ich begonnen hatte, an *zwei* Promotionen zu arbeiten: Eine war die wissenschaftsoffizielle, die die Leser(innen) ab Kapitel IV.2 lesen werden, die andere enthielt einen Text, den auch ich beim besten Willen nicht mehr zu veröffentlichen den Mut haben würde. Von der von Kant in der "Kritik" vollzogenen Konstruktion des wissenschaftlichen "Jedermann" an sollten die (Natur-) Wissenschaftler(innen) "die Natur nicht mehr mit Sinnen erfühlen, beriechen, begehren, sondern mit Apparaten bemessen, berechnen, entwerfen", schreibt Rauschenbach (1996, S.17). Diese Tabuisierung des Sinnlichen, die Eliminierung der konkreten empirischen Subjekte, habe ich nach-reisend - und ohne daß ich dies intendiert oder vorhergesehen hätte - nach-vollzogen. Meinen Leser(inne)n wird eventuell auffallen, daß nach der Beschäftigung mit der "Kritik" meine Darstellung zwar weiterhin bemüht und für meine Frage aufmerksam zu bleiben sucht, aber sie ist von hier an von Anstrengung und Lustlosigkeit gezeichnet, während und weil ich mich als empirisches Subjekt in den literarischen Untergrund begeben habe bzw. als mit Sinnen Erfühlende, Beriechende, Begehrende in private Texte verschwunden bin. Ich habe diese Spaltung und die mit ihr verbundene Spannung zwei Monate erlebt, umgesetzt und erlitten, und als ich schließlich die kontroversen Vorstellungen von Feuer, Merton, Tenbruck und Münch über *den* Grund des Entstehens der modernen Gelehrtenfamilie nachzuvollziehen und zu Papier zu bringen versuchte, verspürte ich nicht nur eine ungeheure Müdigkeit über diese neuerliche Jagd sehr kluger Wissenschaftler nach der *einen* Wahrheit, sondern ich ahnte, daß es Zeit war, meine Spaltung zu beenden und den laufenden Text zu verlassen.

Nachdem ich mich von der ersten Ahnung durch sehr viel Zögern hindurch hin zu einer Abbruch-Entscheidung durchgerungen hatte, war es naheliegend, abschließend den - meinem Erleben zufolge - teils vollzogenen, teils erlittenen Erkenntnisprozeß zu reflektieren; das also, was ich im Laufe des Lesens und Schreibens über verschiedene historische Versuche, die Beziehung zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt zu konzeptualisieren, erfahren hatte und auch meine eigene Erfahrung mit mir als Erkenntnissubjekt im Laufe dieses Arbeitens. Auch führte mich eine letzte Exkursion – ein knapper Vorgriff auf die "Wissenschaft des 21. Jahrhunderts" (Waldrop 1992) und deren erkenntnistheoretische Implikationen – zwar staunend in eine Zukunft, so wie sie einigen avancierten Teilen moderner (Natur-) Wissenschaft vorschwebt und zu der es auch in meiner eigenen Disziplin einige wichtige Berührungspunkte und Entwicklungslinien zu geben scheint. Diese Zukunft wird aus verschiedenen Gründen (nur einer davon ist die Endlichkeit des menschlichen Lebens) jedoch nicht die meine sein. Statt dessen bin ich mit- und gegen-, für- und widerdenkend und -fühlend schließlich dort eingetroffen, wo *ich* mich befinde, und ich benötigte wieder eine fiktive und literarische Form - ein *Gespräch über problematische Beziehungen (Kapitel V)* – um das „schlafwandlerisch Gefundene“ in Worte zu fassen und nach dem zu suchen, was sich an Psychologischem, Sozialem und Disziplinärem hinter

einigen *Zufällen* dieser Arbeit verbergen mag - meine Freunde und Freundinnen werden mir hoffentlich verzeihen, daß ich sie benutzt und dieses Gespräch mit ihnen erfunden habe, aber in diesem Spiel war es notwendig, Regisseurin und Hauptdarstellerin und verschiedene Mitspielende in einer Person zu sein, um mein Produkt und mich als in einem bestimmten Kontext Produzierende gemeinsam ins Gespräch bringen zu können.

Ich bin mir bewußt, daß diese Arbeit nicht nur eine "historische" Zumutung sein kann. Für einige mag sie eine philosophische Zumutung sein, für einige eine (un-) wissenschaftliche, für einige eine epistemologische, für wieder andere eine sprachliche. Ebenfalls bewußt bin ich mir der Problematik meines Unterfangens im Hinblick auf den Gegenstand (wissenschaftliche Erkenntnisbildung aus psychologischer Perspektive), die Vorgehensweise (a posteriori Re-Konstruktion) und den Versuch, eigenes Verstehen und eigene Irritationen einzubeziehen (Möglichkeiten und Grenzen des Selbstverstehens). Auch für sehr wohlwollende Begleiter(innen) dürfte, wie für mich selbst, eine ganz wesentliche Schwierigkeit darin liegen, daß ich mich zum einen immer neuen Versuchen unterschiedlicher Autor(inn)en zuwende, die Beziehung zwischen Erkennenden und Erkanntem zu konzeptualisieren. Ich will also, auf dieser Ebene, historisch sich wandelnde Bedeutungen gültigen Wissens und gültiger Wege zu gültigem Wissen vorstellen. Ich beziehe auch, und dies wäre in gewisser Weise schon eine zweite Ebene, implizit und explizit Position zu dem, was ich vorstelle und indem ich es vorstelle. Und ich beobachte mich - im Nachhinein und auf einer weiteren Ebene - bei diesem Tun. Nun setzt diese dritte Ebene voraus - und zwar notwendigerweise, wenn mein Interesse nicht nur dem gilt, was ich tun *wollte* oder *sollte*, sondern vor allem auch dem, was ich *tue* - mir auf den ersten beiden Ebenen freien Lauf zu lassen und diesen "freien Lauf", ebenso wie seine Störungen, zur Kenntnis zu nehmen. Ich beobachte Beobachter(innen) und mich beim Beobachten, und manchmal sogar mich beim Beobachten meines Beobachtens anderer Beobachter(innen). Manchmal reagiere ich auch auf das, was andere mich beim Beobachten Beobachtende zu meinem Beobachten angemerkt haben. Eine zugegeben anstrengende, aber manchmal auch ausgesprochen lustvolle und zu einigem Erfindungsgeist anregende Angelegenheit, zumal mir selbst des Öfteren nicht mehr recht klar war, auf welcher Ebene ich mich befinde und wer hier eigentlich wen oder was beobachtet. Ich fürchte und hoffe, daß es meinen Leserinnen und Lesern ähnlich ergehen wird.

Für mich selbst ist diese Arbeit *eine* Konsequenz aus einem Dilemma, das ich mittlerweile sehr ernstnehme und hinter das ich, als Person *und* als Wissenschaftlerin, weder zurückkann noch -will (und vor dem ich gleichwohl im Laufe dieser Arbeit immer wieder zu flüchten versuche). Der französische Ethnopschoanalytiker Georges Devereux hat die Probleme, um die es mir geht und die in anderer Begrifflichkeit auch in anderen Disziplinen formuliert wurden, in ihrer Konsequenz für die "Verhaltenswissenschaften" bereits 1967 sehr radikal formuliert:

Der Verhaltensforscher kann die Interaktion zwischen Objekt und Beobachter nicht in der Hoffnung ignorieren, sie werde sich schon allmählich verflüchtigen, wenn er nur lange genug so täte, als existiere sie nicht. Wenn man sich weigert, diese Schwierigkeiten schöpferisch auszuwerten, so kann man es nur zu einer Sammlung von immer bedeutungsloseren, zunehmend segmentären, peripheren und sogar trivialen Daten bringen ... Der Wissenschaftler sollte deshalb aufhören, ausschließlich seine Manipulationen am Objekt zu betonen, und statt dessen gleichzeitig - bisweilen ausschließlich - sich selbst qua Beobachter zu verstehen suchen. (a.a.O., S.19f)

In diesem Sinne habe ich versucht, "die Beobachter" - und mich als Beobachterin - ins Zentrum meiner Untersuchung zu rücken. Daß ich gegen einige äußere, aber fast noch mehr innere Widerstände und auf manchen Umwegen diese Arbeit geschrieben habe, hängt mit (berufs-) biographischen Neigungen und Erfahrungen zusammen, die mich insbesondere in den letzten Jahren sehr nachdenklich haben werden lassen. Im Herbst 1994 habe ich - in meiner früheren Erkenntnissicherheit bereits ausgesprochen beunruhigt - begonnen, die Betreuung von Diplomand(inn)en in der "Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens" zu organisieren und durchzuführen (an anderer Stelle habe ich zusammen mit Günter Mey einen ersten "Zwischenbericht" über Schwierigkeiten und Möglichkeiten dieses Arbeitens veröffentlicht [Mruck & Mey 1998a]). Diese anfangs nur pragmatischen Gründen geschuldete Arbeitsform hat mich gleichermaßen inspiriert wie provoziert. Indem anstelle des einsamen Forschers bzw. der einsamen Forscherin eine Gruppe die Deutungsarbeit leistete und reflektierte - die in der qualitativen Forschung immer wieder betonte, aber nur selten vollzogene "Dezentrierung" und "Perspektiventriangulation" (vgl. z.B. Breuer 1989, 1996b) also - wurden mit jedem gemeinsam besprochenen Interview neue Probleme offensichtlich. Daß die je beteiligten Subjekte - dem persönlichen Empfinden folgend: richtige, allerdings mit anderen ebenfalls dem Anspruch nach richtigen - konkurrierende Lesarten entwickelten und sich in der Folge über diese Differenzen und deren Bedeutung für die (Text-) Interpretation auszutauschen begannen, erweckte gerade zu Beginn einige Hoffnung, der Gefahr qualitativer Beliebigkeit doch entgegen zu können. Daß insbesondere qualitative Sozialforscher(innen) in ihrer meist einsamen Textnäherung und -ausbeute Autobiographie produzieren - so La Barre (1967) zu Devereux als dem Stachel im Fleisch der Human- und Verhaltenswissenschaften - halte ich infolge dieser Erfahrungen für immer wahrscheinlicher: die aufmerksame und für Autobiographisches mit der Zeit geschulte Lektüre qualitativer Empirie hat mich immer wieder staunend vor dem Vielen stehen lassen, was Forscher(innen) ihren Gegenständen als deren "Kernkategorien" zuschreiben und auf diese Weise ungewollt über sich erzählen; die Subjekte sind präsent, selbst wenn explizit nur von dem anderen die Rede ist. Ich mußte allerdings auch verstehen und akzeptieren, daß die Arbeit in Gruppen meine Sehnsucht nach Wahrheit nicht befriedigen konnte: An die Stelle einer bestenfalls reflektierten Autobiographie einsamer Interpret(inn)en in den Bahnen eines mehr oder weniger explizierten (sub-) disziplinären Kodex tritt die Polyphonie einer Deutungsgruppe, die als spezifischer Kontext für die Gegenstands(re)konstruktion wiederum reflexionsbedürftig ist. Das und vieles andere zu lernen, verdanke ich den (ehemaligen) Studierenden, die mit mir in der Projektwerkstatt gearbeitet haben. Ein wenig ist es in und mit diesen Gruppen gelungen, in einer leider oft kalten und langweiligen, zu Phantasie- und Denkfeindlichkeit neigenden akademischen Welt persönliche und wissenschaftliche Utopien zu ersinnen und zu probieren, die ich zu Beginn des Miteinanderarbeitens nicht einmal entfernt geahnt hätte. Nicht nur für die meisten Studierenden war die Projektwerkstatt eine manchmal anstrengende, häufig überraschende und fast immer ausgesprochen fruchtbare "zeitweilige Heimat".

Neben diesen persönlich und beruflich zentralen Erfahrungen verdanke ich der Begleitung, Unterstützung und Geduld von Freundinnen und Freunden und von Kolleg(inn)en sehr viel; ohne sie hätte es diese Arbeit nicht gegeben. Namentlich erwähnen und danken möchte ich dem Mediziner Robby Jacob für die Neugier, Freude und Bereitschaft, mit der er diese wissenschaftliche "Schwangerschaft" begleitete; dem Soziologen Holger Leidig für die stets unterhaltsamen und instruktiven Gespräche über leibliche und ideelle Väter (und schließlich auch Mütter) und dem Philosophen Sepp Perger für die Anmerkungen zur Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte und vor allem für seine Bekräftigung, mich nicht von einem Wissenschaftsverständnis binden zu lassen, dem nicht einmal dessen exponierteste Vertreter(innen) mehr Glauben zu schenken scheinen. Eva Jaeggi danke ich vor allem für

ihre schnellen Rückmeldungen und für die fortdauernde Ermutigung; ohne das Wissen um sie als Begleiterin und Gutachterin dieser Promotion wäre ich wahrscheinlich ab und zu gehorsamer gegen akademisch-psychologische Routinen geblieben: "Denkverbote gibt es nicht", so hatte sie sich selbst, mir und anderen die wissenschaftlichen Leviten gelesen, und ich weiß in diesem akademisch-psychologischen Feld der Gegenwart niemanden, der oder die nachhaltiger und öffentlichkeitswirksamer gegen disziplinäre (Selbst-) Beschränkungen angetreten wäre. Mein Doktorvater Jarg Bergold hat mir nicht nur geholfen, weil er immer wieder - und gegen meine Wiederholungsneigungen - in erleichterndem Kontrast zu seinem biographischen Vorgänger geblieben ist. Ich habe von ihm viele inhaltliche Anregungen und Hinweise erhalten, und selbst aus unseren sporadischen Kontroversen ergaben sich stets neue Verstehensmöglichkeiten und Wiederannäherungen. Ganz sicher wäre diese Arbeit ohne ihn unmöglich gewesen, denn er war nicht ganz unschuldig daran, daß ich in eine epistemologische Krise geraten bin, die mich persönlich und wissenschaftlich bis heute fordert und beschäftigt. Herzlichen Dank auch an Franz Breuer, dessen Arbeiten für die Entfaltung meiner gegenwärtigen Erkenntnishaltung eine sicher hervorgehobene Bedeutung haben und der die Fertigstellung dieses Bandes begleitete. Meinem Lebenspartner und Kollegen Günter Mey verdanke ich als Person, Frau und Wissenschaftlerin mehr, als hier auszudrücken mir und - je nach Perspektive - meinem Freimut, meiner Naivität oder meiner Frechheit möglich wäre. Deshalb beschränke ich mich an dieser Stelle auf die nach anfänglichem Störrischsein meinerseits immer wieder kostbaren Hilfen, die sich aus seinem Glauben an mich und aus seinen Zweifeln an mir ergeben haben. Ich habe - bei aller Skepsis gegen einen solchen Begriff und bei dem Problematischen, das ihm insbesondere dann anhängt, wenn es wie in dem vorliegenden um immer schon perspektivische "Wahrheiten" geht - nie einen *für mich* gesünderen Menschen getroffen, niemanden, der so humorvoll und nachdenklich seinen (und damit auch meinen) sehr unterschiedlichen Anteilen so selbstverständlich erlaubt hätte, recht friedlich zu koexistieren. Mein besonderer Dank gilt schließlich auch meiner Mutter Margot Nitsche, ihrer Liebe zu mir und ihrem Vertrauen in mich, ohne die es mich und diese Arbeit nicht gäbe.

Ich werde im weiteren versuchen, bei den von mir unternommenen Schritten, die ich als Entscheidungen verstehe - andere Forscher(innen) hätten andere Wege, Strukturierungen etc. gewählt - soweit möglich Auskunft über die Gründe und Ziele meiner Wahlen zu geben. Da, wie Rosaldo (1984, S.383) m.E. zurecht feststellt, alle "Deutungen ... vorläufig [sind]; sie werden von Subjekten gegeben, die von einer bestimmten Position aus sprechen und darauf vorbereitet sind, bestimmte Dinge zu erkennen, andere jedoch nicht", werde ich mich immer wieder bemühen, die Besonderheiten meiner Position kenntlich und sie damit den kritischen Einwänden anderer Personen und Positionen zugänglich zu machen. Ich gehe jedoch davon aus, daß, was die Rezipient(inn)en betrifft - und noch verstärkt infolge der Unzulänglichkeit und Vorläufigkeit eines solchen Experimentes - "die Neigungen ... wahrscheinlich mehr Einfluß nehmen ... als die Argumente" (Freud 1926, S.101). Ich hoffe gleichwohl und deshalb auf eine kritische und interessierte Leserschaft.

2 Einige (nicht nur) stilistische Anmerkungen

Die Geschichte der Wissenschaften scheint, zumindest so, wie sie überliefert ist, lange Zeit nahezu ausschließlich eine Geschichte der *Wissenschaftler* gewesen zu sein. Und auch in der Gegenwart überwiegt in den Wissenschaften – mehr oder weniger selbstverständlich und mit je nach Perspektive guten oder schlechten Gründen versehen – eine männliche Schreibweise (und Denkweise?). Ich selbst habe mich nach einigem Nachdenken entschieden, dieser rezipierten und konstruierten Männerwelt nicht zu folgen und auch im Weiteren die bisher verwandte *weibliche und männliche Form* beizubehalten. In den

historischen Kapiteln ist die Lage jedoch schwieriger, und hier sind die von mir gewählten Nuancen und sprachlichen Wechsel zwischen der weiblichen und männlichen Form gewollt: sie drücken den Stand meines Wissens vor dem Hintergrund der mir zugänglichen bzw. von mir hinzugezogenen Literatur aus. Das *für mich* hierbei maßgebliche Kriterium ist, daß eine einzige Frau, z.B. Theano in der pythagoreischen Schule, reicht, um die übliche männliche Sprachregelung zu verlassen. Mit diesem Kriterium gerate ich allerdings in wieder neue Probleme, weil ich mich an *tatsächlichen* Geschlechtsverhältnissen orientiere jenseits *subjektiver* Bedeutsamkeiten, und die Grenze dieser Wahl wird vielleicht an folgendem Beispiel deutlich: Ich selbst hätte mich vermutlich nicht einmal umgedreht, hätte mich jemand gefragt, was ich *als Pythagoreer* von einer beliebigen Frage halte; Theano, die Frau des Pythagoras oder Damo, eine seiner Töchter, waren wahrscheinlich stolz, wenn das je Eigene auch sprachlich in ihm aufgehen konnte - *autos epha*, er selbst hat es gesagt, war der wirksame und zu deren Zeit und in deren Reihen gültige Autoritätsnachweis. Die folgenden Kapitel und die jeweils von mir gewählten Bezeichnungen bleiben in dieser Spannung, die ich nicht lösen kann, aber auch nicht auflösen will. Ich bin mir bewußt, daß diese Schreibweise von einigen Lesenden als anstrengend erlebt werden mag, ich hoffe dennoch auf Nachsicht, da es für mich ungleich schwieriger wäre, als Schreibende und/oder Lesende ohne psychosexuelle Identität zu sein. (Vielen meiner männlichen Kollegen wäre eine selbstverständliche Subsumption unter den Titel "Psychologin", "Forscherin" etc. vermutlich ähnlich unlieb.)

Ebenso werde ich weiterhin die *Ichform* häufiger nutzen, als dies in wissenschaftlichen Arbeiten meist der Fall ist. Ich habe mich hierzu entschieden, gerade weil ich die vielfältigen Versuche wissenschaftlicher Autor(inn)en, (auch sprachlich) aus ihrem Text zu verschwinden und auf diese Weise das Gesagte zu objektivieren, als Strategie zwar nachvollziehen kann, aber für problematisch halte und es eine wesentliche Absicht meiner Arbeit ist, dies weiter zu explizieren: An anderer Stelle habe ich zusammen mit Günter Mey (Mruck & Mey 1996a) herausgearbeitet, in welcher Weise Wissenschaftsimperative, die einem traditionellen, Objektivität und Wertfreiheit anstrebenden Wissenschaftsideal verpflichtet sind, auch im Rahmen qualitativer Forschung fortwirken. Eine der dort erwähnten Strategien schließt an die von Hans Reichenbach (1938) in die Wissenschaftstheorie eingeführte Trennung des "Entdeckungs-" von dem "Begründungszusammenhang" wissenschaftlichen Wissens ("context of discovery" vs. "context of justification") an, die im Hinblick auf die Darstellung wissenschaftlicher Ergebnisse quer durch alle Disziplinen außerordentlich folgenreich ist. Markant beschrieben werden diese "literarischen Strategien" von Karin Knorr-Cetina in ihrer Studie zur "Fabrikation von Erkenntnis" für naturwissenschaftliche Untersuchungen. Gerade daß dort "Resultate nicht zu ihrem Erzeugnisprozeß, sondern zu anderen Resultaten in Beziehung [ge]setzt [werden]", trägt wesentlich zu "dem Bild der Wissenschaft als 'Fakten' produzierende[r] Instanz" (1981, S.227) bei. Und wie die textherstellenden Subjekte, so bleiben auch diejenigen, an die diese Texte (wiederholend und/oder antizipierend) adressiert sind, in wissenschaftlichen Arbeiten weitestgehend ausgeschlossen. Dementgegen habe ich nicht nur versucht, als Schreibende kenntlich zu sein - und bin, wie zu sehen sein wird, gleichwohl an bestimmten Punkten meiner Darstellung zu meiner eigenen Überraschung aus dem Text verschwunden - sondern auch meiner Leser(innen) gewahr zu bleiben. Hiermit verbundene, veränderte Vorstellungen von Wissenschaftlichkeit (und auch von der Güte wissenschaftlicher Erkenntnisse) werde ich am Ende dieser Arbeit ansprechen.

Eine letzte Anmerkung betrifft *das theoretische und methodische Verständnis* meiner Untersuchung. Traditionellerweise wird in wissenschaftlichen Arbeiten im Rahmen eines theoretischen Teiles das präsentiert, was als Stand des Wissens in bezug auf das in Frage stehende Forschungsinteresse gilt. Daran anschließend folgt die empirische Studie, d.h. eine

mittels bestimmter methodischer Prozeduren, deren Angemessenheit für die Untersuchungsfrage unterschiedlich explizit reflektiert wird, vollzogene (Darstellung der) Verarbeitung von Daten. Nun kommt aber die Aufbereitung von Theorie nicht ohne Methode, die von Empirie nicht ohne Theorie aus. Insbesondere der erstgenannte Punkt wird in der Regel nicht beachtet bzw. scheint wenig erwähnenswert. Dabei ist schon aufgrund der Fülle an Literatur und im Hinblick auf die Frage, welche Aspekte einbezogen werden, eine Selektion notwendig, und dies um so mehr, je weniger Forscher(innen) den standardisierten Routinen quantitativer Forschung und Textgestaltung folgen. In meinem Falle sind explizierte oder implizite Theorien über Forschungsobjekt, Forschungssubjekt und Forschungsprozeß Gegenstand der Arbeit. Insoweit ich teilweise versucht habe, diese Vorstellungen entlang von Leitfragen und -kategorien zu re-konstruieren - der Frage nach dem Objekt (was ist Fokus bzw. Gegenstand der wissenschaftlichen Betrachtungen?), nach dem Subjekt (in welcher Weise beziehen die Betrachtenden sich selbst in die Reflexion ein?) und nach deren Interaktion (welche Ziele verfolgt die Betrachtung und welche Wege zur Erreichung dieser Ziele bzw. welchen Methoden werden vorausgesetzt oder vorgeschlagen?) - hat mein Vorgehen inhaltsanalytische Bezüge (vgl. Mayring 1988 und zusammenfassend 1985). Gleichwohl habe ich zu keinem Zeitpunkt versucht oder auch nur in Erwägung gezogen, das gesamte von mir bearbeitete Material entlang von Kategorien oder Subkategorien zu kodieren oder zusammenzustellen; dem hätte sowohl die Menge als auch mein Bemühen entgegengestanden, mich zu den Autor(inn)en möglichst ganzheitlich (und immer wieder auch intuitionsgeleitet) *hinzubewegen*, und dabei aufmerksam zu bleiben gegen eigene Tendenzen, sie - wie eine kritische Rezeption es z.B. für die Wissenschaftsgeschichtsschreibung ab dem späten 18. Jahrhundert konstatiert - nur aus Beleggründen, "instrumentalisiert für ein Unternehmen der Vergegenwärtigung" (Schneider 1990, S.129), zu mir *herziehen* zu wollen.

Mit diesem Anspruch befinde ich mich nahe an dem, was als kategorischer Imperativ qualitativer Sozialforschung bezeichnet werden könnte und aus dem heraus diese sich erst konstituiert: Es geht - soweit möglich - um Sinnverstehen anstelle von Sinnunterstellung. Da ich im Unterschied zu einigen puristischen Positionen (z.B. Jüttemann 1990, 1992 und seine Vorstellung der Vermeidbarkeit der "Artefaktbildung" bzw. von einer "Psychologie jenseits von Dogma und Mythos") jedoch mittlerweile davon ausgehe, daß ich als bestimmtes Subjekt im Sinnverstehen nicht "einklammerbar" bin - Sinnverstehen somit richtiger Sinnherstellung bedeutet - erscheint es mir notwendig, eine zusätzliche Frage- und Reflexionsebene hinzuzuziehen. Während sich mein Interesse in einem ersten Schritt auf die von mir ausgewählten Positionen, das dort entwickelte Gegenstandsverständnis, die unterstellten oder explizierten Erkenntnisquellen und -mittel, die (Nicht-) Einbezogenheit der Beobachtenden in das von ihnen Beobachtete etc. richtet, versuche ich auf einer nächsten Ebene meine eigene Haltung, meine Irritationen, mein Schwanken, meine Zweifel, aber auch meine Sicherheit, meine Ablehnung von und meine Zustimmung zu Positionen und Personen etc. nicht als unwissenschaftlich aus meinem Text zu verbannen, zu glätten oder mit guten Gründen zu versehen, sondern für eine zusätzliche Reflexionsschleife festzuhalten. Insoweit - und dies bedeutet mein zuvor bereits angedeutetes Insistieren auf Ganzheitlichkeit und Intuition - habe ich neben regelgeleiteten Prozeduren für die Kategorienbildung versucht, "das Drama der subjektiven Verzerrung [zu nutzen und mich] ... in kreativen Gedankenschleifen" (Jaeggi, Faas & Mruck 1998, S.5) um das von mir bearbeitete Material zu bewegen. Da dies als ein Schritt des "Zirkulären Dekonstruierens", eines Verfahrens "zur interpretativen Auswertung kommunikativ gewonnener Daten" zwar vorgeschlagen, im Verlauf der Darstellung allerdings eher angedeutet als ausgearbeitet wird, dient diese zweite Reflexionsebene auch einer Präzisierung - soweit möglich - dieser "intuitionsgeleiteten" Herangehensweise.

II. Eine erste Annäherung an eine schwierige Frage

"Und dies nehme ich wahr" - dieser Satz, von Georges Devereux verwendet bei seiner Reflexion über den problematischen Ort der "Trennung zwischen Objekt und Beobachter" (1967, S.309ff), markiert sowohl einen Ausgangs- als auch einen (vorläufigen) Endpunkt meiner sehr wechselvollen Beschäftigung mit der Frage nach der Möglichkeit und den Grenzen von wissenschaftlichen Erkenntnissen im Rahmen psychologischer Forschung.

Lange Zeit war für mich in meinem privaten und beruflichen Leben einigermaßen unproblematisch, daß *ich dies wahrnehme*: Ich war das erkennende Subjekt, es gab *mir gegenüber* einen Gegenstand, Objekt oder ebenfalls Subjekt, und diesem wandte ich mich wahrnehmend, einfühlend, beurteilend und handelnd zu. Sicher kam es immer wieder zu Rivalitäten um die *richtige* Wahrnehmung mit teilweise weitgehenden Konsequenzen bis hin zu sehr schmerzlichen Trennungen von mir nahestehenden Personen. In der Regel vertraute ich jedoch im privaten Leben auf die *Tiefe meines Einfühlens* und die *Schärfe meines Denkens*; im wissenschaftlichen Raum existierten zusätzliche Routinen, die mir erlaubten, die *Richtigkeit* meiner Beobachtung, meines Urteils, meiner Deutung zu begründen bzw. zu rechtfertigen. Auch hier erlebte ich Divergenzen, aber ich war davon überzeugt, daß es Gegenstände *gibt*, die mehr oder weniger angemessen beobachtet werden, Verfahren, die besser oder schlechter zu deren Beobachtung taugen, und Personen, die eine Frage besser oder schlechter beantworten können. Menschen, die ähnliche Theorien bevorzugten, ähnliche Verfahren nutzten und zu ähnlichen Urteilen kamen wie ich selbst, waren mit mir *im Recht* gegenüber anderen, die andere Theorien präferierten, andere Methoden anwandten und zu anderen Urteilen kamen. Um diese Haltung auch gegen das jeweils Diskrepante aufrechterhalten zu können, benötigte ich in besonderer Weise elaborierte Theorien und Verfahren und ich hegte und hege eine Vorliebe für - meinem Verständnis nach - subtile Menschen.

Erhebliche Irritationen erfuhren meine persönlichen und beruflichen Selbstverständlichkeiten durch die Mitarbeit in einem Forschungsprojekt, in dem andere als die mir bis dahin vertrauten wissenschaftlichen Konzepte, Umgehensweisen im Team etc. vorherrschten und in dem einer der Leiter eine konstruktivistische Erkenntnisposition favorisierte. Daß meine Sicht der Welt und der jeweiligen Forschungsgegenstände nicht per eigener *Fühl- und Denkkraft* und durch den zusätzlichen Schutz von mir akzeptierter wissenschaftlicher Verfahren eine privilegierte sein sollte, daß andere Standpunkte, andere Perspektiven, andere Methoden andere und gleichberechtigte Gegenstandssichten hervorbringen sollten, empfand ich zunächst als Zumutung und Kränkung. Im Gespräch ließ ich meine Mitdiskutant(inn)en von einem *tatsächlichen* Auto überrollen, während sie ihre konstruktivistischen Perspektiven pflegten, ich stellte ihnen *wirkliche* Betonmauern in den Weg, die ihren konstruktivistischen Köpfen sichere Hindernisse sein würden, kurz, ich kämpfte mit allen mir verfügbaren realistischen Bastionen um meinen Erkenntnisstolz und gegen den drohenden *Perspektivenschwindel* (die sehr aggressive Komponente dieses Kampfes wird in den von mir gewählten Beispielen deutlich). Mindestens vier Bastionen erwiesen sich für meinen Widerstand als besonders wertvoll: eine lange Neigung zur Psychoanalyse und dem dort meist gebotenen Wahrheitsanspruch; eine ebenfalls lange Neigung zur Kritischen Theorie, die sich auf sehr feinen Wegen durch die schwierige Frage nach der Beziehung zwischen Subjekt und Objekt windet und *im Zweifelsfall* den Rückgriff auf die Übermacht der Gesellschaft und die Ohnmacht des Subjekts eröffnet; die Voraussetzung des Topos der "Gegenstandsangemessenheit" in der traditionellen qualitativen Forschung, kraft dessen diese - vergleichbar der Besetzung des Begriffs der "empirischen Daten" durch quantitative Psycholog(inn)en (Valsiner 1995) - ihre Autorität zu behaupten

versucht (und so nachdrücklich im Verlauf einer qualitativen Sozialisation zu behaupten scheint, daß auch die Arbeiten der wenigen Autor[inn]en, die konstruktivistische Positionen zumindest in ihre Forschungsarbeit zu integrieren beanspruchen, ihm nur schwer entgehen); schließlich einige persönliche Eigenheiten, zu denen (neben anderen) eine gewisse Hartnäckigkeit und Argumentationslust und das Ertragen der eigenen Zerrissenheit zwischen dem Insistieren auf Ambivalentem und einer kritischen Sensibilität für Widersprüche gehören.

Während ich einerseits noch kopfschüttelnd gegen das Abstruse und Haltlose einer solchen Weltansicht polemisierte, konnte ich mich andererseits der Plausibilität einiger Argumente nur schwer entziehen (dieser Prozeß vollzog sich allerdings zunächst *heimlich* bzw. in anderen Kontexten, denn ich hätte Eingeständnisse dieser Art entlang der polarisierenden Diskussionen, die wir teilweise führten und vor dem Hintergrund der Dynamik in der Forschungsgruppe als Kapitulation erlebt). Besonders traumatisierend für meine bis dahin überwiegende Denkweise war ein wiederum realistisches Argument - die Kaffeetasse des Projektleiters, der ich einigermaßen erschöpft zugestehen mußte, daß die Antwort auf die Frage nach ihrer Chemie nicht richtiger wäre als die nach ihren psychologischen oder sozialen Komponenten. Sie konnte für ein Kind Trinkgefäß oder Hut oder Verletzungsgefahr sein, ich mußte sie drehen, sonst hätte ich behauptet, sie sei einfarbig und die Aufschrift nicht gesehen; diese wieder konnte je nach kulturellem Hintergrund Herstellerzeichen oder magisches Symbol sein. Sie konnte als Hinweis auf Abwehr oder auf Durst verstanden werden. Sie war schön oder häßlich, leicht oder schwer, Produkt eines Herstellungsprozesses, potentiell Wurfgeschloß, zerbrechlich, ein Geschenk einiger Projektmitarbeiter(innen) und für den so Beschenkten - im Unterschied zu mir, die ich vergleichsweise kaffeefixiert bin - eine Teetasse. Ohne diese Aufzählungen weiterzuführen wird, so hoffe ich, nachvollziehbar, daß es für mich immer schwerer wurde, herauszufinden, was dieser Gegenstand (ich nenne ihn der Vereinfachung wegen weiterhin Kaffeetasse) *wirklich ist*. Und auch der Ausweg, der sich zunächst abzeichnete mit der Frage nach *besonders relevanten Eigenschaften* war bald ebenso problematisch wie die Überlegung, wann eine solche Aufzählung von Attributen *sinnvoll* ihr Ende - eine Art "theoretische Sättigung" - würde finden können.

Was mit dieser, verglichen mit dem Gegenstand der Psychologie (ein ausgesprochen heikles Thema, auf das ich im weiteren ebenfalls zurückkommen werde) in den meisten Fällen doch harmlosen Kaffeetasse begann, war eine epistemologische Krise, die sich jedoch, da Sitz und Art der *episteme* ebenfalls schwer zu verorten sind - schon im klassischen Griechisch bezeichnete diese sowohl die Wissenschaft als auch Wissen, Kenntnis und Einsicht, sowie darüber hinaus Geschicklichkeit und Fertigkeit - zu einer Art persönlichem Flächenbrand ausweitete. Ich begann zunächst selbst das Auto in Frage zu stellen, dessen Infragestellung ich den anderen (zu Unrecht) unterschoben hatte, hütete mich aber wohlweislich vor einem praktischen Nachweis. Ich akzeptierte, daß es dieses Auto *wohl irgendwie gibt*, hielt aber alle Aussagen über das Auto *an sich* für fragwürdig. Nachdem ich an einigen mir einfach erscheinenden Alltagsgegenständen weiterhin irritiert Möglichkeiten und Grenzen dieser neuen Sichtweise erprobt hatte, wurde die Frage immer drängender, was dies für mein wissenschaftliches Arbeiten bedeutete. Es begann ein persönliches und wissenschaftliches Bewußtwerden der Brisanz des *und dies nehme ich wahr*, die mich seit dieser Zeit in vielfältigen Überlegungen, Fragen, Antworten und Verunsicherungen begleitet hat, mit kurzen Momenten von Gewißheit, aber häufiger Kopfzerbrechen, Mutlosigkeit, Trauer, Resignation und wieder neuen Verstehensversuchen.

Und dies nehme *ich* wahr: Welches *Ich* ist es, das hier wahrnimmt? Bin ich es, irgendwann in einem kleinen saarländischen Ort geboren, nach vielen beruflichen und privaten Wegen zur Psychologie und nach Berlin gelangt, u.a. mit den erwähnten Neigungen zu Kritischer Theorie, zur Psychoanalyse, zu qualitativer Forschung und mittlerweile - und ausgesprochen schwer vereinbar - auch zu konstruktivistischen Erkenntnispositionen? Bin ich es als *leibliches Subjekt*, als Frau, Freundin, Hundebesitzerin? Bin ich es mit meinen kleinen und großen Vorlieben und Abneigungen, Stärken und Schwächen? "Ich setze mich aber, wenn ich zu subjektiv bin, der Gefahr aus, zum auffälligen Objekt der Subjektwissenschaften zu werden", vermutet Brigitte Rauschenbach (1991, S.11) zu Beginn ihrer Arbeit über den "Eigensinn des Subjekts im Erkenntnisprozeß". "Wäre ich objektiv", so fährt sie fort, "dann hätte ich den Status eines Erkenntnissubjekts, das wissenschaftliche Anerkennung erfährt". Bin ich also ein privat subjektives Subjekt, das um wissenschaftlich zu sein, objektives Subjekt werden muß? Kann und wie kann diese *Spaltung* überhaupt vollzogen werden? Welche Konsequenzen hat eine solche Spaltung, wie sinnvoll ist sie wofür und für wen oder was? Woran erkenne ich, wann ich privat, wann wissenschaftlich bin? Was zeichnet mich als wissenschaftliches, was als privates Subjekt aus? In welcher Weise verweisen mein privates und wissenschaftliches Subjektsein aufeinander, finde ich mich doch immer wieder als Wissenschaftlerin um ein Verständnis meines Privaten bemüht und als private Person in meinen Bemühungen, Wissenschaft zu treiben?

Und dies *nehme* ich *wahr*: Es gehört zu dem Vermögen der "Subjektseite", so Carl Friedrich von Weizsäcker in einer Arbeit zur "Begegnung von Subjekt und Objekt im Experiment", "wahrzunehmen, zu denken und zu handeln" (1947, S.174). Hier *vergißt* von Weizsäcker mindestens ein wichtiges Vermögen, mit dem auch weite Teile der Psychologie sich schwerzutun scheinen, das Fühlen - vielleicht ist es überhaupt für die Wissenschaften, so wir sie zu kennen gewohnt sind, ein wenig sperrig. Was bedeutet es, daß ich etwas *wahrnehme*? Den Gegenstand, von dem zuvor die Rede war, habe ich nicht als dunkles Gebilde mit goldenem Aufdruck zum Zerdrücken von Erdnüssen wahrgenommen, ebenso wenig als Tee-, sondern als Kaffeetasche. Wie ähnlich oder unähnlich sind Hör- und Sehvermögen etc. anderer Wahrnehmer(innen)? Wie ist das Verhältnis zwischen Wahrnehmen, Fühlen, Verstehen, Handeln? Ich scheine, um etwas wahrnehmen zu können, bereits etwas *wissen* zu müssen. Und was ich da wahrnehme und weiß, kann für mich z.B. gleichgültig, lustvoll, ekelerregend sein. Was bezeichnen die von mir verwendeten Begriffe Gleichgültigkeit, Lust, Ekel, was also geschieht, wenn ich Wahrnehmung und Erleben - für mich und für andere - in Worte bringe? Und was ist das Besondere an wissenschaftlicher Wahrnehmung und Deutung? "Warum beobachten wir als Wissenschaftler? Was tun wir, wenn wir wissenschaftlich beobachten, anderes oder anders als beim täglichen Hinschauen?" (Greve & Wentura 1991, S.1) Wie komme ich und mit welchen Konsequenzen für mich und meinen Gegenstand von "Alltagsbeobachtungen" und Vermutungen zu wissenschaftlichen Beobachtungen und Aussagen, zumal mir in den Wissenschaften und spezieller auch in der Psychologie sehr unterschiedliche Vorstellungen von Wissenschaftlichkeit, von *angemessenen* Beobachtungsweisen etc. geboten werden und oft in einer Weise, daß, folge ich der einen, ich im Lichte der anderen unwissenschaftlich zu werden Gefahr laufe. Wieso präferiere ich diese, bevorzuge andere Psycholog(inn)en andere Wahrnehmungs-, Erklärens-, Verstehensweisen? Welche Rolle spiele ich selbst mit meiner (wissenschaftlichen) Biographie bei dieser Wahl, welche spielen die Kontexte von Wissenschaft, in denen ich mich bewege, welche der Gegenstand, dem ich mich nähere?

Und *dies* nehme ich wahr: Lange war für mich das, *was* ich wahrnehme, etwas außer mir oder in mir *Existierendes* und es schien wichtig, *die richtigen* Fragen zu stellen und *die angemessenen* Verfahren zu verwenden, um Auskunft darüber zu erhalten, was dieses

Objekt meiner Beobachtung *eigentlich* sei. Heute nehme ich eher an, daß ich im Alltag und auch als Wissenschaftlerin im Akt des Wahrnehmens *etwas außer mir* schaffe, indem ich mich wahrnehmend zuwende. Auch Eigenes (Gefühle, Gedanken, Teile meines Körpers) kann im Akt des von mir Wahrgenommenwerdens eine eigentümliche Selbständigkeit erhalten, ist nicht mehr nur Teil von mir, sondern Ort/Objekt meines Beobachtens. Umgekehrt kenne ich eine Art von Wahrnehmung *mit geschlossenen Augen* - Reik (1948) verwendet für mich gut nachvollziehbar die Metapher des *Hörens mit dem dritten Ohr* für die psychoanalytische Haltung der "gleichschwebenden Aufmerksamkeit" - die für einige Zeit einer anderen Person Zugehöriges und Eigenes auflöst, beide verbindet, und erst in einem nächsten Schritt wieder im Sinne der ersten Wahrnehmungsart als Getrenntes herstellt. Damit wäre, was jeweils dem Subjekt und Objekt der Wahrnehmung zugerechnet ist, nicht ein für alle Mal festgeschrieben, was Devereux (1967, S.315) sehr plastisch am Beispiel der Bohrschen Analyse eines Gegenstands mittels eines Stocks beschreibt:

Hat man den Stock fest im Griff, so wird er zur Ausdehnung der Hand; der Ort der Trennung befindet sich deshalb am 'anderen' (distalen) Ende des Stockes. Hat man den Stock locker im Griff, so ist er von der Wahrnehmung her kein Teil des Beobachters; die Trennung liegt deshalb an 'diesem' (proximalen) Ende des Stockes.

Was also *ist* der Gegenstand meiner Beobachtung? Und was ergibt sich daraus, daß Psycholog(inn)en sich nicht wie Bohr mit Physikalischem, sondern - so eine Minimaldefinition - mit dem Wahrnehmen, Erleben, Denken und Handeln von Menschen befassen? Wie gehe ich als Psychologin damit um, daß sich mein Fach mit der Frage nach seinem Gegenstand so schwer tut, wenn doch jede Methodenwahl zumindest implizit Gegenstandsannahmen voraussetzt? Indem ich an eine der in der Psychologie vorliegenden und sehr unterschiedlichen Forschungsorientierungen anschließe und bestimmte Forschungsmethoden wähle, lege ich mit dieser Wahl - in der Terminologie Breuers (1996b) - den Modus der Interaktion mit dem fokussierten Gegenstand fest und treffe eine Entscheidung über die Wahl der Fakten. So kann ich eine mich interessierende Forschungsfrage aufwerfen, mich dem hierzu vorliegenden Stand der Forschung zuwenden, meine Frage als Hypothese formulieren, indem ich einen prüfbaren Konditionalsatz zu bilden und schließlich zu operationalisieren versuche, die Erhebungs- und Auswertungssituation soweit wie möglich standardisieren, meine Subjektivität auf die Variation von Treatments zurückzufahren und die des und der anderen in die Ausprägungen abhängiger Variablen zu übersetzen mich bemühen. Ebenso kann ich hoffen, meine Subjektivität *einzuklammern* und in möglichst natürlichen Situationen mittels (dem Anspruch nach) gegenstandsangemessener Verfahren, also z.B. einem mehr oder weniger offenen Gespräch, meine Forschungsgegenüber zu komplexen und *unverzerrten* Stellungnahmen zu bewegen, die ich schließlich unter Zuhilfenahme von ebenfalls als gegenstandssensitiv angenommenen Auswertungsverfahren und bezogen auf meine sich erst in diesem Prozeß präzisierende Forschungsfrage zu entziffern versuche. Schließlich kann ich mich bemühen, aus der Not meiner Subjektivität eine Tugend zu machen und diese als Erkenntniszugang nutzen, indem die *Störung*, die aus dem Zusammentreffen von Forscher(inne)n und Beforschten resultiert - Devereux (1967) folgend, auf den sicher nicht umsonst Autor(inn)en, die sich diesem letzten Ansatz zugehörig fühlen, wenn auch in wiederum verschiedener Weise, Bezug nehmen - nicht ausgeschaltet, sondern als eigentlicher Motor wissenschaftlicher Erkenntnisbildung in den Fokus der Untersuchung gerückt wird. Und welches Wissen ist die Folge, wenn ich, wie in quantifizierenden Psychologiepositionen vorausgesetzt und vollzogen, die Frage nach dem Gegenstand psychologischen Forschens suspendiere und mich damit bescheide, die Psychologie sei, was die Psycholog(inn)en auf als wissenschaftlich vereinbarte Art und Weise tun bzw. mich auf das separierte Untersuchen von Grundfunktionen beschränke mit

der nicht näher spezifizierten Hoffnung und Rechtfertigung, diese könnten möglicherweise irgendwann irgendwie zusammengesetzt werden? Was bedeutet eine psychologische Position, die Subjektivität, Sozialität und Historizität als wesentliche Charakteristika ihres Gegenstandes annimmt und schließlich zudem "die aktuelle oder potentielle Reziprozität der Beobachtung zwischen Beobachter und Beobachtetem" (a.a.O., S.42) in ihre Überlegungen einbezieht? Von mir selbst weiß ich, daß ich einem Menschen, der mir nahesteht, eine andere Geschichte erzähle als einem Fremden; sie unterscheidet sich auch, je nachdem, ob ich den oder die andere mag oder nicht, in welchem Rahmen - Interview, Prüfungssituation, Teamsitzung, Arztbesuch, Privatgespräch - und mit welchem Zweck, mit welcher Vorgeschichte und welchen antizipierten Konsequenzen ich sie erzähle. Welche der Geschichten, die Interviewende, Prüfende oder Prüflinge, Teammitarbeiter(innen), Arzt oder Ärztin und Mitwartende, Freund(in) oder ich selbst in der Folge von mir erzählen könnten, ist *die Richtige*? Wie und wie anders hätte ich erzählt, wäre am Tag zuvor z.B. ein für mich wichtiger Artikel von einer Zeitschrift angenommen oder abgelehnt worden? Wie berechtigt wäre wessen Schluß über die konkrete räumliche, soziale, persönliche Situation hinaus auf das, was mich *als Person* auszeichnet? Kann ich, wann kann ich und mit welchen Einschränkungen kann ich derartige Schlüsse ziehen über andere, die ich z.B. in einer Interviewsituation kennengelernt habe oder deren transkribierten *Aussagen* ich mich deutend zuwende? Welche Rolle spielt der "Reizwert", d.h. das, was ich bei dem oder der anderen auslöse, für das, was ich einer Erhebungssituation als *Daten* entnehmen kann, welche der, den diese umgekehrt im Rahmen von Erhebung und Auswertung für mich haben und damit für das, was ich schließlich als Gegenstandswissen ermittle? Was bedeutet es für die Güte meiner Deutung, wenn andere Interpret(inn)en zu teilweise ähnlichen, teilweise unterschiedlichen Deutungen kommen?

Die hier aufgerissenen Fragen sind zum einen keineswegs vollständig, zum anderen nicht in ihrer Breite Gegenstand dieser Arbeit. Sie verweisen gleichwohl auf Probleme, vor denen ich als forschende Psychologin stehe und die ich mehr oder weniger bewußt in meinem Forschungsalltag entscheide. Je nach Wahl der einen oder anderen Richtung erlauben Erkenntnisse, die im Laufe des Forschungsprozesses gewonnen werden, weniger *die eine* nur mögliche Gegenstandssicht, sondern eine nach Beteiligten und Zeitpunkt und Art der Annäherung perspektivische. Aufgrund eigener - allerdings unterschiedlich intensiver - Forschungserfahrungen mit allen drei Forschungskonzeptionen bin ich mittlerweile einigermaßen skeptisch, ob Subjekt und Objekt (also wiederum Subjekte) des psychologischen Forschens sich in der jeweils erwünschten Weise *eliminieren* oder *einklammern* lassen. Doch auch die dritte, von mir präferierte Variante ist mit zahlreichen Problemen behaftet: Welche Rolle spielen diese verschiedenen Subjektivitäten im Prozeß des Forschens? Was genau bedeutet es, wenn ich behaupte, meine Subjektivität als Erkenntniszugang zu nutzen? Wie komme ich von meinem Erleben zu einem Verstehen der anderen und von hier aus wiederum zu einem wie gearteten Gegenstandswissen? Wie gehe ich damit um, daß andere Forscher(innen) anderes erleben, mit den Beforschten oder dem beforschten Feld in anderer Weise interagieren und auch am *gleichen Material* zu unterschiedlichen Deutungen gelangen?

Ich werde versuchen, mich diesen Fragen auf unterschiedlichen Wegen zu nähern und - meine eigenen Verstehensversuche nutzend - den verschlungenen historischen Pfaden nachgehen, die zu dem heute vorherrschenden Verständnis einer subjekt- und wertfreien Wissenschaft geführt haben. Daß es ein vorherrschendes Verständnis ist, verweist auch auf dissonante Stimmen, und einige davon werden, ebenso wie meine eigene, im folgenden ebenfalls zu Wort kommen.

III. Exemplarische Streifzüge durch die Antike

Wer also eine Kunst in Schriften hinterläßt, und auch wer sie aufnimmt, in der Meinung, daß etwas Deutliches und Sicheres durch die Buchstaben kommen könne, der ist einfältig genug.

Platon

Üblicherweise wird Wissenschaft verstanden als Ort, an dem - zumindest was die schließlichen Aussagen angeht - die Subjektivität der Forschenden und die konkreten Bedingungen ihres Forschens keinen bzw. nur den jeweils intendierten Einfluß nehmen. Dies wird entweder von Anhänger(inne)n eines traditionellen, an den Naturwissenschaften orientierten Verständnisses explizit gefordert oder behauptet (im Sinne des Treatments z.B. in der experimentellen Psychologie), oder es wird von dessen Kritiker(inne)n beklagt. Eine intensivere Beschäftigung mit der Geschichte der Wissenschaften zeigt, daß quer durch diese Geschichte Subjekte und Wissenschaftskontexte bei dem jeweils Produzierten ihre Finger (Denkstile, Gelder, Sanktionen etc.) im Spiel hatten. Daß dies sowohl für "originäre" Wissenschaftler(innen) gilt als auch für die, die sich in der Folgezeit mit deren Rezeption beschäftigten (mithin für mich), möchte ich zunächst exemplarisch an der Phase verdeutlichen, mit der wissenschaftliches Arbeiten im heutigen Sinne begann bzw. die im Nachhinein als Anfangspunkt der wissenschaftlichen Ahnengalerie gesetzt wurde: Kapitel III wendet sich der klassischen griechischen Philosophie als dem "Ursprungsort" der abendländischen Wissenschaften zu. Ich habe diesen Ausgangspunkt vor allem deshalb gewählt, weil diese "Geburtsstunde" der Wissenschaften für Nachfolgende in besonderer Weise zur Produktion unterschiedlicher Entstehungsmythen taugt und immer wieder genutzt worden ist. Es geht mir dabei nicht um die Behauptung geschichtlicher Wahrheiten, sondern um den Nachvollzug *überlieferter* Geschichte und deren Deutung entlang der mich interessierenden Fragen. Hierzu gehört zunächst der Versuch, anhand von Originalquellen und Sekundärliteratur zu beschreiben, welchen *Untersuchungsgegenständen* sich diese frühen Forscher(innen) zuwandten und - in einem nächsten Schritt - herauszuarbeiten, welche *Untersuchungsweisen* sie verwandten bzw. implizit voraussetzten, um zu ihren Erkenntnissen zu gelangen. Hieran anschließend bemühe ich mich im Rahmen zweier zusätzlicher Reflexionsschleifen um eine Kontextualisierung des traditionell meist kontextfrei offerierten Unternehmens Wissenschaft: Eine erste befaßt sich mit der von dessen überlieferten Anfängen an feststellbaren *Institutionalisierung von Erkenntnis*, eine zweite mit den *Erkenntnissubjekten* selbst. Spätestens bei diesem letzten Schritt geraten die *Re-Konstrukteur(inn)e(n)* dieses Abschnitts der Wissenschaftsgeschichte - und ich als Rekonstrukteurin - mit den je eigenen Neigungen und Abneigungen unübersehbar ins Spiel: Vorstellungen vom "richtigen" Weg der Erkenntnis, vom "idealen Wissenschaftler" etc. häufen sich, und sie erlauben im Nachhinein einen Rückblick und lassen Wahlen erkennen auch für die vorangegangene Darstellung von Untersuchungsfragen und -methoden, die bis dahin als "sine ira et studio" geleistete *Re-Konstruktion* geschichtlicher Wahrheiten hätten gelesen werden können. An ihre Stelle tritt die unvermeidliche Konstruktionsleistung und die - wenn auch verglichen mit den Ansprüchen einer auf Objektivität gerichteten Wissenschaft - bescheidene Erkenntnis, daß das, was als scheinbar subjekt- und kontextfreie Begriffsbildungen und Definitionen die Wissenschaftsgeschichte passiert hat, nur zu "verstehen [ist] von ihrem terminus ad quem aus, also von dem aus, was an Absichten hinter ihnen steht" (Adorno 1973, S.14).

Für die geschichtliche Darstellung habe ich neben Einzelautor(inn)en und Originalliteratur insbesondere folgende - für mich aus unterschiedlichen Gründen wichtige - Quellen einbezogen: Die zunächst von Vorländer, dann von Erdmann herausgegebene "Geschichte der Philosophie" (1949-1979) erlaubt eine sehr quellennahe Arbeit, da Kommentierungen und Originalliteratur geboten werden. Chatelets "Geschichte der Philosophie" (1972-1973) ermöglicht eine kulturelle Dezentrierung, denn von dem Herausgeber wurden vor allem französische Autor(inn)en aufgenommen. Die "Kulturgeschichte der Menschheit" von Durant (1935-1977) ist um eine - teilweise belletristische - Darstellung auch der Verbindung von Wissenschafts- und Kulturgeschichte bemüht, ebenso Zierers 1969 erschienener "Kultur- und Sittenspiegel".¹ Für ebenfalls lesenswert halte ich die "Kleine Weltgeschichte der Philosophie" (1950) von Störig, die eher dem Genre populärwissenschaftlicher Fachbücher zugehört (so sind z.B. die Quellenangaben zu Primärtexten häufig ungenau). Gleichwohl gelingt es Störig, relativ knapp und nachvollziehbar die Geschichte der Philosophie und der Philosoph(inn)en zu skizzieren, ohne dabei trivial oder oberflächlich zu werden; insbesondere fällt auf, wie sehr er um ein jeweils werkimmanentes Verständnis bemüht ist, das mit einer kritischen Reflexion der eigenen Perspektive einhergeht (vgl. hierzu auch seine "selbstkritischen Vorbemerkungen" in 1950a, S.14ff). Sehr viele Hinweise resultierten aus der Lektüre der zweibändigen "Geschichte des Materialismus" von F.A. Lange (1873 und 1875), dessen Wirkung Erdmann in den von den Verlegern beigefügten Begleitworten für mich sehr treffend charakterisiert:

Es gibt nicht viele Bücher, aus welchen man so viel Belehrung und Anregung schöpfen kann ... Eine eigentümliche Anziehungskraft übt es auch auf Andersdenkende dadurch aus, daß, so entschieden ihn seine Neigung auf die eine Seite stellt, er dennoch, wenn auch mit sichtbarem Widerstreben, trotz des Geschreis der Parteigenossen, das erkennt, worin die Gegner recht haben.

Eine ähnliche Anziehungskraft - und sehr viel Kopfzerbrechen - bedeutete Adornos "Philosophische Terminologie" zum einen mit dem von ihm vertretenen und (bis auf seine Behandlung von Heidegger und Wittgenstein) auch weitgehend eingelösten

Anspruch, nicht in schwarz und weiß zu denken, noch weniger aber grau zu denken ... Es gehört eine ungeheure Anstrengung und eine ungeheure Resistenzkraft dazu, dem zu widerstehen, und vor allem dazu, andererseits nicht auf die Absolutheit des eigenen Ichs und der eigenen Position zu pochen; denn die Triebkräfte, ... denen wir auch als bewußte und als philosophische Wesen unterliegen, sind in einem solchen Maße durch das bestimmt, was Freud Narzißmus genannt hat ..., daß die Versuchung, sich ins Recht und den anderen ins Unrecht zu setzen, fast prohibitiv ist für das Denken. (Adorno 1974, S.204)

Zum anderen folgte aus der - nach längerer Zeit erneuten - Beschäftigung mit Adorno eine wesentliche Irritation meiner zwischenzeitlich geweckten konstruktivistischen Neigungen und der mit ihnen verbundenen Gefahr, meinen jeweiligen Gegenstand, wenn ich ohnehin zur Konstruktion "verdammte" bin, nach Belieben entlang der eigenen Zwecke zu benutzen. Ich habe mich in der Folge kontinuierlich in der Spannung zwischen dem Wissen um eine von

¹ In der "Geschichte der Philosophie" und insbesondere in Durants riesigem Werk - die "Kulturgeschichte" umfaßt 32 Bände - habe ich mich immer nur dann umgesehen, wenn mich eine Person oder Periode besonders interessierte. Ebenfalls notwendig sporadisch war mein Zurückgehen auf Primärtexte, die allerdings insoweit auch sekundär waren, als ich mich bei nicht deutsch verfaßter Literatur Übersetzungen (und damit auch der Deutungsarbeit der Übersetzenden) anvertraute. An einigen Stellen half mir zwar meine altsprachliche Ausbildung, immer wieder überforderten mich die teilweise langen altgriechischen und lateinischen Zitate auch in einem Teil der Sekundärliteratur allerdings hoffnungslos.

mir vorzunehmende Komposition und dem Bemühen, dem, was ich komponiere, soweit irgend möglich gerecht zu werden, bewegt, die sich im Zentrum meiner Frage nach dem Verhältnis von Gegenstand und Subjekt der Erkenntnis befindet. Erleichternd war, daß ich der Strenge und dem Schwermut insbesondere von Adornos Denken, die mich zwischenzeitlich zu überwältigen drohten, durch die Lektüre wissenschaftssoziologischer und -historischer Studien Paroli bieten konnte: All denen, die wie ich immer wieder eine Neigung zu sehr viel Ernst und Pathos entwickeln, empfehle ich in diesem Zusammenhang einen Blick von den Schultern des Riesen Merton (1965) auf das "Labyrinth der Gelehrsamkeit" zu werfen bzw. - einer Abwandlung folgend, die Merton (entlang seiner eigenen Argumentation kann ich nur vermuten hinterrücks, nämlich auf S.103) vollzogen hat - "als einer der winzigen Männer [meine Geschlechtsgenossinnen sollten sich nicht abschrecken lassen] unter seinen riesigen Beinen hindurch[zugehen und sich vorsichtig um[zuschauen]".

Ich beschränke mich im vorliegenden Kapitel auf einige kursorische Streifzüge durch die griechische Antike, d.h. denjenigen Ort, an dem - hierüber scheint, zumindest in unserem Kulturkreis und auch bei den von mir hinzugezogenen Autor(inn)en, weitgehend Konsens zu herrschen - die "Wiege" der abendländischen Wissenschaften stand.² Die Orte von - der Geburtsmetapher folgend - Zeugung, Schwangerschaft und schließlich Geburt waren wechselnd; erstere fanden im damaligen großgriechischen Kolonialreich statt, Wehen und Geburt schließlich in Athen: Der Weg führte über Milet, eine Hafenstadt an der kleinasiatischen Küste³ und Heimat der "ionischen Naturphilosophen" hin zu dem unteritalienischen Kroton, Sitz der Pythagoreer(innen), nach Ephesos, dem wieder ionischen Heimatort Heraklits und der unteritalienischen Stadt Elea, von der die Eleaten ihren Namen erhielten und schließlich nach Abdera, der "damals blühende[n] und reiche[n], später in den Ruf der griechischen Schildbürgerstadt ... gekommene[n], von ionischen Kolonisten gegründete[n] Handelsstadt ... in Thrakien" (Vorländer 1949a, S.46) und den "Atomisten" Leukipp und Demokrit. Nach dieser "vorsokratischen" Periode der Schwangerschaft folgten die sophistischen und sokratischen Wehen in Athen, wo schließlich die Wissenschaften mit einigen heute noch geläufigen Definitionen und Konnotationen bei Platon und insbesondere dessen Schüler Aristoteles das Licht der Welt erblickten. Letzterer bildet zudem ein wichtigstes Band zwischen Zeugungs- und Geburtsstunde, da er (neben Theophrast, der wiederum ein Schüler des Aristoteles war) Urheber dieser örtlichen, zeitlichen und personellen Zuschreibung ist, denn er versuchte in seiner Metaphysik, die Geschichte seiner Vorgänger zu rekonstruieren und führte als den "Oberanführer" bzw. "Ahnherr" (a.a.O., S.12) der Wissenschaft Thales von Milet ein. Die Schwangerschaft, an deren Ende ein relativ fein gegliedertes System der Wissenschaften stand, dauerte - folgt man der Überlieferung -

2 Dies bedeutet jedoch nicht, daß die wechselseitige Beeinflussung der Kulturen nicht ebenfalls weitgehend akzeptiert wäre. Allerdings variieren je nach Erkenntnishaltung der Interpret(inn)en die Vermutungen über Ort und Art dieser Beeinflussung; z.B. geht Lange davon aus, daß die "Tatsache, daß im Osten der griechischen Welt, wo der Verkehr mit Ägypten, Phönizien, Persien am lebhaftesten war, die wissenschaftliche Bewegung begann, ... deutlicher für den Einfluß des Orients auf die griechische Kultur [spricht], als die sagenhaften Überlieferungen von den Reisen und Wanderstudien griechischer Philosophen" (1873, S.9).

3 "Die südlichste der zwölf ionischen Städte war Milet, ... ein bedeutsamer Handelshafen und vielleicht die reichste Stadt der damaligen griechischen Welt. Diese Stadt, in der sich Rassen, Sprachen und Religionen kreuzten, ist die Geburtsstätte der griechischen und damit auch der abendländischen Wissenschaft und Philosophie." (Störig 1950a, S.126) Wie aus meiner Darstellung ersichtlich, haben ich mich entgegen Störig für Milet als *Zeugungsort* entschieden; deshalb ist bei mir erst Athen der Geburtsort der Wissenschaft und Platon und Aristoteles sind ihre Väter. (Oder Mütter? Oder beides? Und wie beide?) Die Frage der Zeugungs- und Geburtsorte und die damit verbundene der Paternität ist - wie an dieser Stelle ersichtlich wird - eine kritische, und sie verfolgt uns bis in die wissenschaftliche Neuzeit beispielsweise in den "lautstarken Kontroversen zwischen den Anhängern Saint-Simons und Comtes ... um die Frage, ... wer von beiden nun der wirkliche Vater der Soziologie und wer bloß ihr Geburtshelfer war" (Merton 1965, S.93). Ich halte dies wie die Problematik der Parthenogenese mit Merton zwar für interessant, ein letztes Urteil aber für ausgesprochen schwer und habe mich u.a. aus dramaturgischen Gründen zu der von mir erzählten "Geburtsgeschichte" entschlossen.

ziemlich genau 300 Jahre: von der Geburt des Thales ca. 624 v.u.Z. bis zum Tod des Aristoteles 324 v.u.Z.; da die Feststellung von Zeugung und Vaterschaft jedoch mitunter einige Probleme aufweist, besteht hinsichtlich der genauen Dauer Uneinigkeit.

Fast alle schriftlichen Überlieferungen der vorsokratischen Philosoph(inn)en sind verloren oder fragmentarisch, die Rekonstruktion dieser ersten Phase ist "überlagert" (a.a.O., S.11) durch die Rezeption der attischen Philosophen oder durch Geschichtsschreiber bzw. "Doxographen" wie Diogenes Laertius (ca. 220 n.u.Z.), die die Lehren (*doxaí*) und das Leben der Philosophen festzuhalten versuchten.⁴ Die Probleme, die damit einhergehen, sind zahlreich und haben zu ebenso zahlreichen Kontroversen selbst über Grundbegriffe und deren Urheberschaft geführt.⁵ Als Beispiel mögen an dieser Stelle zwei Begriffe - der des *philosophos* und der der *arche* - genügen. Hinsichtlich des ersten scheint unentschieden - und unentscheidbar - wer zuerst den Weisen zurücktreten ließ und nur ein Freund der Weisheit zu sein beanspruchte. Während teilweise angenommen wird, Pythagoras (ca. 580-500 v.u.Z.) habe sich als erster gegen die Anmaßung der Weisheit gewandt, betont Metzke, die "Notiz des Cicero ... und Späterer, daß bereits Pythagoras das Wort in diesem Sinne gebraucht habe, stützt sich auf das unzuverlässige Zeugnis des Herakleides Pontikos" (1949, S.290), tatsächlicher Urheber sei jedoch Sokrates (469-399 v.u.Z.). Obwohl u.a. von Thales, von Pythagoras, aber auch von Sokrates nichts Schriftliches überliefert ist, wurde die Auseinandersetzung über das von diesen Gemeinte immer wieder vehement geführt, z.B. wurde im 18. Jahrhundert "die Frage, ob Thales ein Gottesleugner gewesen [sei], in einigen Monographien eifrig abgehandelt" (Lange 1873, S.9).

Der Begriff der *arche* ist von besonderer Bedeutung, da er infolge der Aristotelischen Geschichtsschreibung und Überlieferung die erste Demarkationslinie zwischen Mythologie bzw. den älteren Theogonien, d.h. den Lehren von der Entstehung der Götter und Göttinnen einerseits und Wissenschaft als nicht mehr auf eine mythologische Welterklärung beschränkt, sondern als Suche nach der Erklärung der Vielfalt der Dinge durch einen ursprünglichen Grund, "durch den ihre Vielheit auf ein einziges Sein zurückführbar wird" (Vorländer 1949a, S.13) andererseits erlaubt: Die "Urfrage" nach der *arche* - dem Anfang, der Entstehung, dem "Urgrund" aller Dinge - und damit den Beginn von Wissenschaft schrieb Aristoteles dem Thales zu. Nach Vorländer ist sie jedoch bereits vor Thales nachweisbar, von anderen wird sie bei dem ebenfalls den ionischen Naturphilosophen zugehörigen Anaximander (ca. 610-547 v.u.Z.) vermutet, von dem auch das erste erhaltene und von Theoprast überlieferte Fragment der griechischen Naturphilosophie stammt und in dem "wir, nachdem der Ruhm des Thales schwankt, den eigentlichen Begründer der Philosophie als selbständiger Wissenschaft erblicken [müssen]" (Störig 1950a, S.127). Dieser Deutung widerspricht wiederum z.B. Adorno, da der Begriff der *arche* in Anaximanders Fragmenten nicht erscheint: "Das wäre nicht denkbar, wenn dieser so nachdrückliche Begriff, um den ja die ganze Lehre ... der ionischen Naturphilosophen ... zentriert ist, von Anaximander gebraucht worden wäre." (1973, S.57)

4 Auch deshalb sind in den meisten Fällen die Zeitangaben vage, teilweise besteht sogar Unklarheit darüber, ob die in späterer Zeit erwähnten Philosophen überhaupt existierten. Ich selbst orientiere mich weitgehend an den Zeitangaben von Vorländer (1949a).

5 Hier mag die Bedeutung von Prioritätsfragen und von wissenschaftlicher Originalität zumindest für die späteren Wissenschaftler(innen) eine Rolle spielen, die sich an die Rekonstruktion dieser frühen Periode begaben und die durch die Geschichte der Wissenschaften nachzuvollziehen ein wesentliches Anliegen und ein wesentlicher Verdienst Mertons war. Neben seiner bereits erwähnten Spurensuche nach der Herkunft des einige Zeit Newton zugeschriebenen Aphorismus, er habe nur deshalb "weiter sehen können", weil er auf "den Schultern von Riesen" stand (Merton 1965), möchte ich in diesem Zusammenhang besonders auf Mertons Aufsatz zu "Prioritätsstreitigkeiten in der Wissenschaft" (1957) verweisen.

1 Die Frage nach dem Gegenstand: zwischen "Weltstoff" und "ordnendem Prinzip"

Gegenstand der Beobachtung der ionischen Naturphilosophen waren die sinnlichen Erscheinungen der natürlichen Umwelt, ein Umstand, dem auch dadurch Rechnung getragen wurde, daß alle Fragmente dieser Richtung später den Titel "peri physeos" beigelegt bekamen. Wie viele Wissenschaftler(innen)generationen nach ihnen, suchten sie nach einem ersten Stoff oder Prinzip, die ihnen erlauben sollten, die (Genese der) Welt, so wie sie sie vorfanden zu erklären. Während Thales (ca. 624-545 v.u.Z.) das Wasser und Anaximenes (585-525 v.u.Z.), der ebenfalls in Milet lebte, die Luft als "Urstoff" verstand, konzipierten Anaximander (ca. 610-547 v.u.Z.) und die Pythagoreer(innen) die *arche* nicht im unmittelbaren Anschluß an das sinnlich Vorfindbare, sondern erster verortete sie im *apeiron* - dem Unendlichen, Unbegrenzten, Unbestimmten und Unvergänglichen -, letztere vermuteten die Zahl als "ideelles Formprinzip" (Vorländer 1949a). Anaximander und die Pythagoreer(innen) suchten jedoch nicht nur nach einem für "alles Seiende" ursächlichen Stoff, sondern auch nach einem *Urgesetz*, das Anaximander in der "Aussonderung der Gegensätze aus dem Apeiron" (Göbel o.J., S.19) fand, "eine Aussonderung, die in unendlicher Selbstbewegung immer wieder neu geschieht" (Vorländer 1949a, S.15)⁶, die Pythagoreer(innen) vermuteten es in den "unveränderlichen zahlenmäßigen Beziehungen unter den Bestandteilen der Welt" (Störig 1950a, S.129)⁷: "Das Verständnis der bunten Mannigfaltigkeit der Erscheinungen soll ... dadurch zustande kommen, daß wir in ihr einheitliche Formprinzipien erkennen, die in der Sprache der Mathematik ausgedrückt werden können." (Heisenberg 1970, S.71) Ein enger Bezug bestand für die Pythagoreer(innen) zwischen Mathematik und Musik, denn sie entdeckten, "daß gleichgespannte schwingende Saiten dann harmonisch zusammenklingen, wenn ihre Längen in einem einfachen, rationalen Zahlenverhältnis stehen ... Die mathematische Beziehung war damit auch der Ort des Schönen." (a.a.O., S.70) Analog zu den Geräuschen, die durch die Bewegung von Körpern verursacht werden, gingen die Pythagoreer(innen) davon aus, daß die "Himmelskörper beim Durchlaufen ihrer Bahn eine ununterbrochen erklingende, nur von uns nicht wahrgenommene 'Sphärenmusik' hervor[bringen]" (Störig 1950a, S.129).

Auch für Heraklit (ca. 544-484 v.u.Z.) stand die Frage nach einem "ersten Prinzip" im Vordergrund seines Forschens. Anknüpfend teilweise an Anaximenes, teilweise an Anaximanders Gegensätze aus dem *apeiron*, teilweise sich abgrenzend gegen die pythagoreische Harmonielehre, entwickelte er die Vorstellung, der "Wechsel [sei] das ewig Dauernde" (Göbel o.J., S.33f). Dieses Weltgesetz bzw. diese Weltvernunft - *logos* - sollte

6 Auf der Grundlage dieser Annahme entwarf er dann den "ersten ... überlieferten Versuch einer natürlichen Welterklärung im Ganzen" (Vorländer 1949a, S.15), eine Entwicklungsgeschichte des Menschen, der Erde und des Kosmos: Im Verlaufe vielfacher Scheidungen - u.a. warm-kalt, Nacht-Licht, Wasser-Luft, schließlich Tiere-Menschen - seien aus einem Urmeer und -schlamm zunächst lebensfähige, fischähnliche Wesen als menschliche Urform hervorgegangen, aus denen in einem nächsten Schritt, mit Festwerden des Landes, Landlebewesen wurden. Die Vorstellung Anaximanders endete auch nicht in der einen Welt, in der er lebte, sondern für ihn existierten unzählige Welten neben- und nacheinander, wobei sich die Erde schwebend in deren Mittelpunkt im Weltraum befand.

7 Sie leiteten die Verfassung des sinnlich Evidenten aus dem Gegensatz zwischen geraden und ungeraden Zahlen ab, der ihrer Annahme folgend als Gegensatz zwischen Unbegrenztem (gerade Zahlen) und Begrenztem (ungerade Zahlen) die gesamte Natur durchzieht. Hiermit einher ging eine eigene "Zahlenspekulation" bzw. "Zahlenmystik", da unterschiedlichen Zahlen unterschiedliche Bedeutungen zugeschrieben wurden: Neben der "heiligen Zahl" 10 (der Summe aus den "Grundzahlen" 1, 2, 3 und 4, wobei die 1 den Punkt, die 2 die Linie, die 3 das Dreieck und die 4 die Pyramide bezeichnete) wurden auch Kombinationen der Grundzahlen angenommen, so z.B., daß "4 zugleich (als Gleiches und Gleiches) die Gerechtigkeit, 5 die Hochzeit (weil = 3 + 2, Verbindung der ersten männlichen mit der ersten weiblichen Zahl), 6 die Seele, 7 den Verstand, die Gesundheit oder das Licht, 8 Liebe und Klugheit symbolisieren soll" (Vorländer 1949a, S.23).

nach Heraklit selbst schon Einheit und Vielheit sein, alles Werdende immer schon sein Gegenteil in sich tragen: "... Ganzes und Nichtganzes, Einträchtiges Zwieträchtiges, Einklang, Zwieklang, und aus Allem Eins und aus Einem Alles" (Fragment 10).⁸ Da der *logos* nicht die je individuelle Vernunft bezeichnete, sondern "das Übergeordnete, wonach die individuelle Rede sich richten muß, um ... 'logisch' zu sein" (Göbel o.J., S. 32), bestand zwar potentiell auch bei ihm die Einheit von Gott, Natur und Mensch, aber "obschon der Sinn gemeinsam ist, leben die Vielen, als hätten sie eine eigene Einsicht" (Fragment 2), und obwohl für "Gott ... alles schön und gut und gerecht [ist, haben] die Menschen ... das eine als ungerecht, das andere als gerecht angenommen" (Fragment 102).

Die damit vorgenommene Trennung von Wahrheit und Wahrnehmung spielte auch für Heraklits Zeitgenossen und Gegenspieler Parmenides (zwischen 515 und 540-470 v.u.Z.) eine hervorragende Rolle. Parmenides soll ein Schüler des Xenophanes (ca. 580-485 v.u.Z.) gewesen sein, der aus Kleinasien nach Elea gekommen war und dort die Eleatische Schule begründet hatte.⁹ Xenophanes, den Lange als "eifrigen Aufklärer" (1873, S.26) bezeichnet, hatte im Laufe seiner Reisen "zu viele Götter kennengelernt, um noch wie das Volk an sie zu glauben" (Göbel o.J., S.29). Als Pantheist spottete er über die Anthropomorphisierungen, die "Pferde- und Kuhgötter" seiner Mitmenschen¹⁰ und lehrte als Ursache aller Bewegung und Dinge einen einzigen, gestaltlosen Gott, der "zugleich identisch mit der Einheit des Weltganzen [sei]" (Störig 1950a, S.131). In der Folge beschäftigte sich Parmenides mit der Frage, ob und wie hiervon ausgehend Veränderung verstanden werden könne, wobei er, dem Beispiel sowohl des Xenophanes als auch Heraklit folgend, "der wohlgerundeten Wahrheit unerschütterlich Herz" von "der Sterblichen Schein-Meinungen" (Fragment 1) trennte. Entgegen Heraklit, auf den sich in Parmenides' Fragmenten zahlreiche Anspielungen finden und der für ihn wohl einer jener "Doppelköpfe" war, deren Mehrdeutigkeit er als Ausdruck des eigenen, "schwankenden Sinns" deutete (Fragment 6), lehrte er jedoch die Unmöglichkeit von Veränderung, da nur "IST ist und daß Nichtsein nicht ist" (Fragment 2). Das "Ist" des Parmenides hat "viele Merkmale": Es ist "ungeboren" und "unvergänglich, ... es war nie und wird nie sein", es ist "entweder ganz und gar ... oder überhaupt nicht" und es ist nicht "teilbar ..., weil es ganz gleichartig ist" (Fragment 7,8).

Zenon (ca. 490-430 v.u.Z.), nach Vorländer der "Lieblingsschüler" des Parmenides, verteidigte dessen Lehre, die infolge ihrer Verletzung des sinnlich Wahrnehmbaren teilweise heftigen Spott nach sich zog, durch indirekte Beweise "mit solchem Scharfsinn, daß er von Platon ... Tausendkünstler ... genannt und von Aristoteles als Erfinder der Dialektik" (Vorländer 1949a, S.36) bezeichnet wurde. Einer dieser Beweise, die Störig wiedergibt, lautet wie folgt:

8 Dieses wie die anderen von Heraklit und Parmenides überlieferten Fragmente, auf die ich mich beziehe, finden sich in Vorländer 1949a, S.199-203. *Logos* bedeutete im griechischen ursprünglich "Wort", in der Folge "vernünftige Rede". Bei Heraklit wurde der *logos* zur Weltvernunft, die zu erkennen er für möglich hielt, da die "Seele nur ein Teil des allgewaltigen Logos ist" (Störig 1950a, S.136).

9 Der Annahme einer Schüler-Lehrer-Beziehung widerspricht z.B. Vorländer: Xenophanes habe sich im Verlauf seiner Reisen "vor allem in Städte Siziliens, aber auch in das unteritalienische Elea [begeben]" (1949a, S.24f) und Parmenides scheine mit ihm und den Pythagoreer(inne)n lediglich "in nähere Berührung gekommen zu sein" (a.a.O., S.33).

10 Denn besäßen "Ochsen, Pferde und Löwen Hände und könnten damit Bilder oder Statuen ihrer Götter anfertigen, so würden sie ohne Zweifel ihren Göttern die Gestalt von Ochsen, Pferden, Löwen verleihen, sowie die Menschen den ihren die menschliche Gestalt. Die Neger bilden ihre Götter schwarz und stumpfnasig, die Thraker die ihren blauäugig und rothaarig." (Störig 1950a, S.131)

Ein fliegender Pfeil, in jedem beliebigen Einzelmoment seiner Fluges betrachtet, befindet sich an einer bestimmten Stelle des Raumes, an der er in diesem Moment ruht. Wenn er aber in jedem einzelnen Zeitpunkt seines Fluges ruht, so ruht er auch im Ganzen (1950a, S.133).

Zwar ist Störigs Einwand, die "Zerhackung in Einzelmomente" sei "nicht der Zeit eigen, sondern unserem Denken" (a.a.O.), durchaus zu folgen, gleichwohl legen die Überlegungen des Zenon erstmals explizit nahe, was als Voraus-Setzung jedes Experimentierens bezeichnet werden kann. Zudem demonstrierte Zenon implizit eine Relativierung des Raum- und Zeitbegriffes, wie sie aus einem ersten Augenschein folgen: Bewegung und Ruhe - und damit das, was der jeweils Beobachtende ins Auge faßt - werden zu potentiell perspektivischen Begriffen, ein Schritt, den kurze Zeit später die Sophist(inn)en vollziehen werden.

Den Widersprüchen in der Lehre des Parmenides - wie sollte z.B. "aus einem solchen unwandelbaren Sein der Schein entstehen" (Lange 1873, S.16) - widmeten sich auch Empedokles (ca. 490-430 v.u.Z.) und Anaxagoras (ca. 500-428 v.u.Z.), u.a. von Wundt als "jüngere ionische Physiker" (1901, S.91) bezeichnet, durch die Erklärung von Entstehen und Vergehen aus Mischung und Trennung: Insbesondere die "Mischung" des Empedokles - seine Lehre von den vier Elementen Erde, Wasser, Luft und Feuer - überdauerte, in die Elementenlehre von Aristoteles übernommen, bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.¹¹ Auf die Bemühung um die Versöhnung unterschiedlicher Theorieansätze und um eine Rehabilitierung des sinnlich Evidenten verweist auch die Lehre des Anaxagoras: Das einzig "Unvermischte" war ihm der Geist - *nous*¹² - als Kosmos erzeugende und bewegende Kraft: "Und was immer werden sollte und was je war, was jetzt nicht ist, und was jetzt ist und was alles sein wird, das hat alles der Geist in seine Ordnung gebracht." (Göbel, o.J., S.46) Die teilweise an Heraklits *logos* erinnernde Vorstellung des *nous* verband er - dem Lehrsatz des Parmenides folgend, daß wenn "nichts entstehen kann, was nicht schon irgendwie ist, so muß alles ... in Wahrheit schon immer da sein" (a.a.O., S. 45) - mit der These unendlich vieler und kleiner, qualitativ verschiedener Elemente bzw. *spermata*, die alle in allem, allerdings in unterschiedlicher Mischung, enthalten seien, während die Wahrnehmung nur das für sie Sichtbare, Überwiegende erkenne (z.B. bestehe die menschliche Nahrung aus Blut, Sehnen etc. in für das Auge unsichtbaren Mengen). Anaxagoras, den Aristoteles als den "ersten Besonnenen" bezeichnete, da dieser "mit seinem Begriff des weltordnenden Geistes unter die vorsokratischen Philosophen wie ein Nüchterner unter Trunkene getreten [sei]" (Störig 1950a, S. 142), hat wie Xenophanes den Ruf eines Aufklärers. Nachdem er dem *nous* die Rolle zugewiesen hatte, aus dem "ursprünglichen Chaos das schöne und zweckvoll geordnete Ganze der Welt [zu bilden]" (a.a.O.), konnte er für die ihn umgebenden Erscheinungen nach natürlichen Ursachen zu suchen; ein Unterfangen, das Platon veranlaßte, "im Phaidon die Lehre des Anaxagoras ... als widersprüchlich gespalten in prinzipiellen Finalismus und Ausführungsmechanismus" (Bernhardt 1972a, S.63)

11 Für Empedokles waren die Elemente selbst unvergänglich, alles in der Welt Vorfindbare aus ihnen zusammengesetzt durch die Grundkräfte Liebe und Haß. Mit Liebe und Haß - *philotes* und *neikos* - bezeichnete Empedokles die "Kraft, die Ungleiches anzieht und dazu treibt, sich zu vereinen, ... [und die entgegengesetzte] Kraft, die Ungleiches auseinanderreißt und trennt" (Bernhardt 1972a, S.49).

12 Auch um den Begriff des *nous* bzw. seine Verwendung bei Anaxagoras sind einige Debatten entstanden, wobei - ich folge hier einem Hinweis, den Holger Leidig mir gegeben hat - für heutige Rezeptionen ganz überwiegend die Hegelsche Lesart (trotz kritischer Einwände u.a. von Benjamin) wegweisend gewesen sein dürfte. Im vorliegenden Zusammenhang möchte ich lediglich auf die Notwendigkeit verweisen, gegen Implikationen einer modernen Begriffsverwendung aufmerksam zu bleiben, bei der im Begriff z.B. des Geistes meist schon eine Gegensätzlichkeit zu "Seele" oder zu "Körper" mitgedacht ist. Im Unterschied hierzu finden sich in dem Terminus *nous* bzw. *noos* als potentielle Bedeutungshorizonte sowohl "Einsicht, Verstand, Vernunft" als auch "das Vermögen des Wollens"; hinzu kommt als drittes "das Empfindungsvermögen: Gesinnung, Sinnesart, Gemüt, Seele, Herz" (nach Gemoll 1959).

darzustellen. Marx, der über die "Differenz der demokritischen und epikureischen Naturphilosophie" promovierte, erachtet Anaxagoras als ersten, der nach einer natürlichen Erklärung "des Himmels" suchte und der auf die Frage, "wozu er geboren sei ... [antwortete:] zur Beobachtung von Mond, Sonne und Himmel" (1841, S.298).¹³

Auch Leukipp und Demokrit (ca. 460-370 v.u.Z.)¹⁴ schlossen an das Ungenügen der Paradoxie des Parmenides angesichts der Vielfalt und Veränderbarkeit der Erscheinungen (Heisenberg 1970) und an die Versuche seiner Schüler, diese durch das Prinzip von Trennung und Mischung zu erhalten und zu erweitern, an. Sie gaben allerdings mit der These, daß nichts existiere "als die Atome und der leere Raum, alles andere ist Meinung" (Fragment 1 nach Lange 1873, S.18)¹⁵, eine grundlegend andere Antwort, mit der sie den antiken Materialismus begründeten: Anschließend an die mit der Elementenlehre des Empedokles und des Anaxagoras einsetzende "mikrokosmische Betrachtung" (Wundt 1901), aber auch in Abgrenzung zu diesen, verstand Demokrit alles aus Unteilbarem - *atomos* - zusammengesetzt. Entgegen den vier Elementen und ähnlich dem Anaxagoras sind die Atome Demokrits zahllos, unveränderlich und unendlich klein. Im Unterschied zu den *spermata* des Anaxagoras begrenzt sind aber – der Terminologie von Hobbes folgend, der später eine ähnliche Trennung vornimmt, auf die auch Kant zurückgreift - die "primären Eigenschaften" der Atome auf Gestalt, Lage und Ordnung¹⁶. In der Konzeption der "sekundären Eigenschaften" wirkt die Heraklitische und Eleatische Trennung von Wahrheit und eingeschränkten Sinnesqualitäten nach: "Nur in der Meinung besteht das Süße, das Kalte, die Farbe; in Wahrheit besteht nichts als Atome und der leere Raum." (Lange 1873, S.19) Und auch die Seele ist "etwas, wenn auch sehr feines, Körperliches. Nach dem Tode zerstreuen sich die Seelenatome." (Störig 1950a, S.140)¹⁷ Die Seele und auch die Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung entstehen durch Trennung und Vereinigung der Atome: "In ewiger Fallbewegung durch den unendlichen Raum prallen die größeren, welche schneller fallen, auf die kleineren; die dadurch entstehenden Seitenbewegungen und Wirbel sind der Anfang der Weltbildung. Unzählige Welten bilden sich und vergehen wieder nebeneinander wie nacheinander." (zit.n. Lange 1873, S.20) Damit sind weder die Gottheiten

13 Anaxagoras mußte, wegen Gottlosigkeit angeklagt, da er die Sonne als glühende Gesteinsmaße bezeichnet hatte und trotz der Freundschaft zu dem Staatsmann Perikles, aus Athen fliehen, wo er, ursprünglich aus Kleinasien stammend, ca. 30 Jahre gelebt hatte. Von dem gegen ihn geführten Prozeß nimmt Bernhardt (1972a, S.61) an, daß "er gewiß indirekt auf Perikles abzielte". Zu den Kämpfen um die attische Demokratie und zu der Person des Perikles vgl. Durant Bd.5, S.17ff.

14 Wohingegen Lange (1873, S.133) ausführt, Demokrit müsse ungefähr so alt wie Sokrates und damit vor 460 v.u.Z. geboren sein. Demokrit gilt als Schüler Leukipps, der wiederum ein Schüler des Parmenides-Schülers Zenon bzw., nach Durant (Bd.5, S.161), zusätzlich auch des Pythagoreers Philolaos gewesen

sein soll. Die Schriften der Atomisten kursierten damals unter Demokrits Namen; Spekulationen und Überlegungen, ob einige der Fragmente eigentlich auf Leukipp zurückgehen, stehen Zweifeln an dessen Existenz gegenüber: "Als den Vorgänger und Freund ... Demokrits nennt Aristoteles einen gewissen Leukippos, von dem wir aber sonst nichts Sicheres wissen, so daß schon von Epikur seine Existenz bezweifelt worden ist. Das war nur dadurch möglich, daß seine Schriften ... bald unter diejenigen Demokrits gekommen sind." (Vorländer 1949a, S.46)

15 Ich zitiere auch die folgenden Demokrit-Fragmente nach Lange (1873).

16 Ich halte mich hier an die Ausführungen von Marx (1841, S.287), der für seine Arbeit die ihm verfügbare griechische Originalliteratur zu Demokrit und Epikur hinzugezogen hat und der rückgehend auf Aristoteles drei Eigenschaften der Atome bei Demokrit annimmt (und damit mit Epikur gegen einige Mehrdeutigkeiten in der Aristotelischen Lehre argumentiert, denn an anderer Stelle hatte Aristoteles auch die Schwere der Atome als Eigenschaft bezeichnet). Hier besteht, wie an anderen Stellen, das Problem, daß authentische Belege fehlen und die Lehre Demokrits durch Aristoteles, Epikur und Lukrez in teilweise unterschiedlicher Weise überliefert ist.

17 Die "Seele besteht aus feinen, glatten und runden Atomen, gleich denen des Feuers. Die Atome sind die beweglichsten, und durch ihre Bewegung, die den Körper durchdringt, werden die Lebenserscheinungen hervorgebracht." (zit.n. Lange 1873, S.22)

der Griechen noch Liebe und Haß des Empedokles noch der Zufall das Movens der Weltvorstellung des Demokrit; anstelle eines göttlichen Logos sichert nun eine allem inhärente, natürliche Mechanik, daß nichts "zufällig [geschieht], sondern alles mit einem Grunde und aus Notwendigkeit" (Fragment 41, a.a.O., S.16).

Im Vordergrund der Bemühungen der Nachfolger des Heraklit und des Parmenides steht der Versuch, die Überzeugung von einer sinnvollen (Welt-) Ordnung (und von der Möglichkeit, diese zu erkennen!) durch eine Versöhnung des je als widersprüchlich Konzipierten zu retten. Aber die Unterschiedlichkeit dieser Versuche reißt mit voranschreitender Entfaltung neue Widersprüche auf: der von Heraklit vollzogenen Psychologisierung folgte eine zusätzliche Naturalisierung - bei Demokrit ist "die Vorstellung von der Naturhaftigkeit, oder Naturverfallenheit auf den Menschen, auf das Subjekt, auf den Geist selber ausgedehnt" (Adorno 1974, S.196), eine "Pulverisierung des Seins bis ins Unendliche" (Bernhardt 1972a, S.55) wird vollzogen.

Vor diesem Hintergrund öffnet sich der Weg für den Subjektivismus, Relativismus und Skeptizismus der Sophist(inn)en, die angesichts der unterschiedlichen Erklärungsversuche zunehmend von dem Vorhandensein einer absoluten Wahrheit Abstand nahmen, und anstelle dessen die Vielfalt menschlicher Wahrheiten behaupteten: Der Mensch wird, so Protagoras aus Abdera (ca. 480-ca.415 v.u.Z.), zum "Maß aller Dinge, der seienden, wie sie sind, der nicht seienden, wie sie nicht sind" (zit.n. Vorländer 1949a, S.54). Bei der Frage nach der Rolle der Sophist(inn)en in der Geschichte der Wissenschaften fällt auf, daß kaum von Inhalten die Rede ist, sondern daß statt dessen mittels "außerwissenschaftlicher" Faktoren das Zustandekommen von deren Position begründet wird: Sehr plastisch findet sich bei Zierer (1969, S.75) das Urteil, das lange Zeit über sie gefällt wurde und das teilweise bis heute vorherrscht:

Auf die großen Philosophen und Physiker der Frühzeit folgen die 'Sophisten'. Haben jene noch die Wahrheit um der Wahrheit willen zu ergründen versucht, so lehren sie um gutes Geld, wie man Geist und Logik anwenden könne, um alles, aber auch alles zu beweisen. Redetechnik und spitzfindige Beweisführung bedeuten nun mehr als der Inhalt.

Im Folgenden ist dann von "Zweifeln", "Relativismus und Subjektivismus", einer "Weltschau des Nichts", von "schrackenlosem Individualismus", der Annahme der "Gleichheit aller Menschen" und dem "Recht des Stärkeren" als sophistischen Positionen die Rede. Zierers Charakterisierung der Sophist(inn)en folgt, wie die vieler anderer, da schriftliche Zeugnisse wiederum fehlen, insbesondere den Darlegungen Platons, der immer wieder und insbesondere in den sogenannten "sokratischen Dialogen" gegen diese Wendung des Philosophierens polemisierte.¹⁸ Die von Zierer implizit vorausgesetzte Scheidelinie für die Trennung von Wissenschaft und Nichtwissenschaft - unbedingte Wahrheitssuche vs. persönlichen Eigennutz - relativiert Störig (1950a, S.145), wenn er darauf hinweist, daß die

¹⁸ Im "Protagoras" (313a-314b) werden die Gefahren des Sophismus für die Seele herausgearbeitet, in den "Sophistes" läßt Platon einen eleatischen Fremden wie folgt resümieren:

Fremder: Also haben sie, denke ich, den Schein, dessen kundig zu sein, worüber sie sich streiten?
 Theaitetos: Wie sollten sie nicht?
 Fremder: Sie tun das aber über alles, sagen wir so?
 Theaitetos: Jawohl.
 Fremder: In allen Dingen also scheinen sie ihren Schülern weise zu sein?
 Theaitetos: Unbedenklich.
 Fremder: Ohne es doch zu sein; denn das hatte sich als unmöglich gezeigt.

(Sophistes 233c; die Ziffern folgen der Platon-Ausgabe von Stephanus [1578] bzw. der gebräuchlichsten modernen Ausgabe von Burnet [1899-1906])

Leugnung objektiver Maßstäbe für Wahrheit und Gerechtigkeit, in Verbindung mit der Tatsache, daß die Sophisten für ihren Unterricht eine nicht zu geringe Bezahlung zu nehmen pflegten (während den Griechen die dem Erwerb dienende Arbeit an sich als verächtlich galt), ... zu dem etwas zweifelhaften Beigeschmack [beitrug], den der Name Sophisten bald erhielt und, besonders infolge des Kampfes, den Platon gegen sie führte, auch bis heute beibehalten hat.

Die Auffassung der Unmöglichkeit einer objektiven Erkenntnis, die die Sophist(inn)en als wandernde "Lehrer der Weisheit" einte, ohne daß sie jemals eine zusammenhängende Schule gebildet hätten, führt Störig zurück auf deren Vertrautheit mit "fremde[n] Völker[n], Sitten und Religionen ...", wodurch natürlich bis dahin nicht erschütterte Vorurteile ins Wanken geraten waren" (a.a.O., S.144). Ähnlich betont Bernhardt den Einfluß des Reisens für die Genese sophistischer Weltansichten: "Im ganzen ist die Bedeutung dieser Hausierer in praktischer Weisheit bestimmt durch ihren doppelten Status als Fremde ohne politische Rechte und als Fachleute ohne religiösen Nimbus: um ihre Kunst zu verkaufen, mußten sie sich verständlich machen" (1972a, S.66). Die Produktivität der "sophistischen Aufklärung" für die Entwicklung der Wissenschaften unterstreicht Vorländer, da erstmals die Frage nach der Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit einer allgemeingültigen - theoretischen und ethischen - Wahrheit gestellt worden sei: Statt der bis dahin (wenn auch teilweise gebrochenen) Zentrierung auf den Kosmos seien bei den Sophist(inn)en der Mensch und die "Frage nach der Subjektivität auf dem Felde des Erkennens wie des Wollens" (1949a, S.53) Mittelpunkt der Reflexion und Lehren geworden. So bezeichne z.B. "der Mensch" des Protagoras "das einzelne Individuum mit seinen wechselnden Vorstellungen und Empfindungen. Jede Vorstellung besitzt relative Wahrheit, nämlich für den Wahrnehmenden unter den Bedingungen seines jedesmaligen Wahrnehmens." (a.a.O., S.54f)

Von Sokrates (ca. 470-399 v.u.Z.), dem bedeutenden Widersacher des sophistischen Relativismus, existieren keine schriftlichen, sondern nur sehr widersprüchliche mündliche Überlieferungen, insbesondere die "künstlerischen, aber 'subjektiven', idealisierenden" (a.a.O., S.63) Werke Platons, in denen sich dieser "darum bemüht, den lebendigen Inhalt des Unterrichts seines Meisters mitzuteilen, die Kraft seiner Ironie wiederherzustellen" (Chatelet 1972a, S.83). Mehr noch als bei den Sophist(inn)en scheint der Dreh- und Angelpunkt des Sokratischen Denkens die menschliche Erkenntnis gewesen zu sein. Die Differenz zwischen beiden Positionen spitzt Platon in einem Dialog im "Kratylos" zu in den Fragen des Sokrates an den Hermogenes, ob das

Sein und Wesen [aller Dinge] für jeden einzelnen in besonderer Weise ist, wie Protagoras meinte, wenn er sagt, der Mensch sei das Maß aller Dinge, daß also die Dinge, wie sie mir erscheinen, so auch für mich wirklich sind, und wiederum wie dir, so auch für dich? Oder dünkt dich, daß sie in sich eine Beständigkeit ihres Wesens haben? (386a)

Da Sokrates der Überlieferung zufolge zwar immer fragte, die Antwortenden aber seiner Diskurslogik gehorchten (z.B. bewegen sich viele Beiträge des Hermogenes zwischen "ja", "gewiß", "freilich", "so ist es", "allerdings" und "das scheint mir wohl"), markiert das, was hier als Frage formuliert ist, die Trennlinie: Denn zwar gilt auch Sokrates' Interesse dem Menschen, aber sein Ziel ist nicht das "Subjektiv-Psychologische, sondern [er] will es überwinden" (Vorländer 1949a, S.64), indem er jenseits überlieferter Gewohnheiten durch Selbsterforschung auf das zu stoßen bzw. seine Gesprächspartner(innen) auf das hin zu lenken versucht, "was ein jedes Ding sei" (a.a.O.). Doch obwohl "Tüchtigkeit", "Sittlichkeit" und "Tugend" Werte sind, zu denen das Sokratische Fragen immer wieder gelangte, leistete Sokrates keine positive Begriffsbestimmung. Ziel seines Fragens war die Erschütterung des nur Gemeinten und die Bemühung,

die in dem Mitunterredner noch schlummernden Gedanken aus ihm herauszulocken ..., um ihn schließlich selbst zu dem Begriff zurückgelangen zu lassen, der einer bestimmten sprachlichen Bezeichnung, z. B. Gerechtigkeit, unterliegt. Das nannte er, unter Anspielung auf den Beruf seiner Mutter, Maieutik, d. i. die Entbindungskunst. Die Wahrheit soll aus der eigenen Seele des anderen herausgeboren werden. (a.a.O., S.65)

Gut nachvollziehbar hat Chatelet am Beispiel des "Laches" die von Platon überlieferte, Sokratische Diskurslogik beschrieben: Nach einer Kontextklärung, in der die am Gespräch Beteiligten und ihre (vorläufigen) Ziele vorgestellt werden, beginnt eine Diskussion, in deren Verlauf Sokrates um sein Votum (in diesem Falle zu Sinn oder Unsinn des Fechtunterrichts) gebeten wird. Sokrates reagiert mit einem Beitrag zum bisherigen Verlauf des Gesprächs, wobei er kritisiert, daß die Teilnehmenden "keinen wirklichen Dialog angeknüpft ... [sondern] nur zwei Monologe nebeneinandergestellt" (1972a, S.85) hätten. Wichtig sei jedoch, "präzise Fragen zu stellen, um adäquate Antworten zu erzielen ... Sokrates fordert, daß man ihm diese Fragefunktion einräume." (a.a.O.) Nach dieser Meta-Klärung steuert Sokrates den weiteren Verlauf durch Fragen, die immer mehr aus dem anfänglichen praktisch-empirischen Bereich ("soll Fechtunterricht genommen werden") in einen grundsätzlicheren, ethischen führen ("was ist Tapferkeit"). Da seine Gesprächspartner noch immer versuchen, "Tatsachen" oder "Beispiele" aus ihrer Erfahrung zu nennen, setzt Sokrates "andere 'Tatsachen' dagegen, die jenen Definitionen widersprechen ... - eine Auffassung, die beständiges Merkmal des philosophischen Vorhabens sein wird -, daß keine 'Tatsache' jemals etwas beweist" (a.a.O.). Die zunehmende Verwirrung der Mitdiskutanten und ihre Bitte, Sokrates solle ihnen die Lösung des Problems zeigen, endet in dem berühmten Sokratischen Wissen, nichts zu wissen. Doch dies zumindest hat er seinen Gesprächspartnern voraus:

Er hat die Nichtigkeit jeder Geisteshaltung, jeder Verfahrensweise, die sich auf Meinungen stützt, nachgewiesen. Er hat die Leere der Meinung deutlich gemacht. Er hat sie auf das reduziert, was sie, ohne es zu wissen, ist: Ausdruck des Eigennutzes, der Leidenschaft, der Laune. (a.a.O., S.84)

Der "Laches" ist, so betont Chatelet, ein Modell für das Sokratische Philosophieren. Und es ist dessen Ausgang, den Platon (427-347 v.u.Z.), der berühmteste Schüler des Sokrates, nicht akzeptierte:

Es sieht so aus, als wolle er, indem er den Weg der wahren Philosophie einschlägt, dem Menschen, den er am meisten bewundert, vorwerfen, er sei vorschnell verzweifelt, es habe an jener - vollkommen negativen göttlichen Sendung Gefallen gefunden, ohne daran zu denken, daß die Entfaltung einer Wissenschaft möglich war, und daß dank des radikal kritischen Unternehmens die Mittel dazu gegeben waren (a.a.O., S.89).¹⁹

Platons Verehrung für Sokrates durchzieht viele seiner Werke, von denen - obwohl beide neben anderem eine kritische Einstellung gegen das geschriebene Wort verbindet - eine große Zahl überliefert ist; letzteres gilt auch für Aristoteles (384-322 v.u.Z.), den wiederum berühmtesten Schüler Platons, der zwanzig Jahre an dessen Akademie verbrachte, bevor er

19 Sokrates' göttliche Sendung bestand darin, daß das Orakel von Delphi die Frage eines Freundes des Sokrates, ob jemand weiser als Sokrates sei, verneint hatte. Sokrates, zunächst irritiert, stellte nach Gesprächen mit einem Politiker, mit Dichter(inne)n und Handwerkern zum einen die Richtigkeit des Orakelspruchs, zum anderen dessen Deutungsbedürftigkeit fest: "was es sagen wollte, ist, 'daß die menschliche Wahrheit sehr wenig nur wert ist oder gar nichts'; vor allem aber hat ihm das Orakel eine Sendung aufgetragen: überall nach dem Weisen zu suchen, und wenn es ihn nicht gibt, die falsche Weisheit zu überführen" (Chatelet 1972a, S.81).

eine eigene Schule gründete. Die Fülle Platonischer und auch Aristotelischer Arbeiten verbietet eine intensivere Darstellung: Schon Platon beschäftigte sich mit einer Vielzahl von Themen und Gegenständen, das Werk des Aristoteles umfaßt - da ihm viele Schüler(innen) zuarbeiteten - die ganze Breite des antiken Forschens.²⁰

Die Frage, die das Werk Platons durchzieht, ist die im Laufe der überlieferten Philosophiegeschichte zunehmend brisant gewordene nach dem Zusammenhang zwischen Wahrnehmung und Wahrheit, aufgelöst von ihm in ein Reich der Erscheinungen und ein Reich der Ideen. Platon geht dabei im Anschluß an Pythagoras davon aus, daß es einheitliche Formprinzipien gibt, die mathematisch darstellbar sind. Er differenziert zwischen der jeweils wahrnehmbaren Figur und ihrem Idealbild bzw. ihrer Idee, die - so Platon - die unsterbliche Seele aus der Erinnerung kennt, da sie vor der Geburt dem Reich der Ideen zugehörte. Auf diese Weise stellt er "den unvollkommenen Gebilden der Erscheinungen der körperlichen Sinneswelt die vollkommenen mathematischen Formen gegenüber ... Die mathematischen Dinge sind die Abbilder, die Schattenbilder der idealen wirklichen Gestalten" (Heisenberg 1970, S.71). Ein wichtiges Ziel ist es in der Folge zu zeigen, wie mit den Ideen als dem "wahrhaft Seienden" das "unmittelbar Seiende" vermittelt erscheint, wobei von Platon "zum ersten Mal überhaupt eine logische Hierarchie in den obersten Allgemeinbegriffen konzipiert [wurde]" (Adorno 1973, S.52). So beschreibt er im "Timaios" sehr eindrucksvoll seine Vorstellung der Weltentstehung, der Entstehung der Zeit und der Planeten, der Lebewesen und der Menschen, der Grundstoffe und Wahrnehmungsformen, die Funktionen der Atmung und die Blutbildung, die Krankheitsentstehung und schließlich die Entstehung der Frauen und Geschlechtsorgane²¹. Und auch hinsichtlich ethischer und politischer Fragen versuchte Platon, die Kluft zwischen dem Alltag der Polis und der Wahrheit der Ideen zu schließen, wobei er zwar an Sokrates, dessen Form des Philosophierens und dessen impliziten Tugendbegriff anknüpfte, aber dieser Anschluß ist nun Ausgangspunkt für positive Definitionen. Platon dekliniert unter einem allgemeinen Tugendbegriff ein System von Kardinaltugenden, aus der Kritik der bestehenden Verfassungen entwirft er die *kallipolis*, den idealen Staat der "Politeia" und schließlich den "zweitbesten" der "Nomoi".²²

20 Zur Frage der Authentizität Platonischer Werke vgl. die kurze Zusammenfassung von Vorländer 1949a, S.88ff; zu den Aristotelischen Schriften und ihrer "beinahe romanhaften Geschichte" vgl. a.a.O., S.118ff.

21 Meine Geschlechtsgenossinnen und ich verdanken unser Dasein Platon zufolge dem Umstand, daß unter "den als Männern Geborenen ... die Feiglinge, und die während ihres Lebens Unrecht übten ... bei ihrer zweiten Geburt in Frauen über[gingen]" (Timaios, 90e-91a). Platon läßt den Timaios allerdings anmerken: "der Wahrscheinlichkeit nach", und diese Entstehungsannahme ist, wie andere, eine für Platon plausible Folgerung aus der Prämisse, daß "Gott wollte, daß alles gut und, soviel wie möglich, nichts schlecht sei" und er, "da er alles Sichtbare nicht in Ruhe, sondern in ungehöriger und ordnungsloser Bewegung vorfand, dasselbe aus der Unordnung zur Ordnung [brachte]" (Politeia, 30a). Eine wieder andere Schöpfungsgeschichte findet sich im Symposium (189d-193d). Daß Platons Vorstellung von den Frauen als Nachgeborenen auch eine im Sinne weiblicher Positionen positive Lesart zur Folge haben kann, legen die Überlegungen von Moderata Fonte (1555-1592) und Lucretia Marinella (1571-1653) nahe, denn da "der Mann zuerst von Gott erschaffen wurde, ... [stelle er] einen ersten unvollkommenen Versuch dar ... Nach ihm habe Gott die Frau vollkommener und vor allem auch aus beseelter Materie erschaffen können." (Rullmann 1993, S.162)

22 Zu den "Nomoi" merkt Durant - der Platon für den "feinsinnigsten Kopf des Altertums" und für den "liebenswerteste[n] aller griechischen Denker [hält], weil er die reizvollen Fehler seines Volkes teilte" (Bd.6, S.117) - an: "Ein langes Leben ist nicht immer ein Segen; es wäre für Platon besser gewesen, wenn er vor ... diesen Prolegomena für alle künftigen Inquisitoren das Zeitliche gesegnet hätte" (a.a.O., S.115). In dieser "lehrreiche[n] Studie über die Auswirkungen des Romantizismus im Greisenalter" (a.a.O., S.114) entwickelt Platon die Vision eines straff organisierten und kontrollierten, zensierenden Staates; sie ist durchzogen von der "Furcht vor den Mißständen der Freiheit und ... von der Philosophie als eines Polizisten des Volkes und eines Reglers der Künste ... Als Athens berühmtester Philosoph so wenig mehr zugunsten der Freiheit zu sagen fand, war Griechenland reif für einen König." (a.a.O., S.116)

Der von Platon unternommene Vermittlungsversuch zwischen Wahrheit und Erscheinung war sehr in Richtung der ersteren, für Platon der Ideen, lastig. Und Platon ist bereit,

bis zu den letzten Implikationen der Theorie zu gehen ...: man muß annehmen, ... daß jeder sinnlichen Gegebenheit eine Idee entspricht, die deren Ursache und Grund ist, ... daß ein intelligibles, geordnetes, vereinheitlichtes Duplikat der phänomenalen Unordnung existiert. Es wäre also nötig, daß es eine schöne, klare und ins System des Guten integrierte Idee von Haaren, Kot und Schmutz gibt (Chatelet 1972a, S.113).

Nicht die "göttliche Demiurgie" (Bernhardt 1972b), sondern diese Lehre von den "abgetrennten" Ideen ist es, an der Aristoteles seine Lösung von Platon festmachte:

In den Augen des Aristoteles ist die Weltordnung eine höchste Gegebenheit, die an sich evident und an sich notwendig ist in ihrer Unwandelbarkeit ... Was es zu durchdenken gilt, ... sind nunmehr die Differenzen, die Bestandteile, die Beziehungen und Korrespondenzen, immanente Zusammenhänge der einzigen jemals denkbaren Welt ..., deren Unvereinbarkeit mit dem einheitlichen System der zweiten Platonischen Welt offenkundig ist. (a.a.O., S.140f)

Gegen die reine Ideenlehre wendete er sich den älteren und jüngeren Naturphilosophen zu und wurde - angetreten gegen die Platonische Abtrennung - zum Vater einer Vielzahl unterschiedlichster Trennungen, von denen einige bis heute für das System der Wissenschaften folgenreich sind: Dem göttlichen All, das ewig besteht, stellte er die Welt des Irdischen gegenüber, für die das Gesetz des Werdens und Vergehens gilt. Die bei Platon schon sich ankündigende Trennung des Denkens von seinen Inhalten wurde "ganz ausdrücklich und entschieden bei Aristoteles" vollzogen und dessen

Lehre von dem richtigen Denken ..., die unabhängig sein soll von dem Inhalt, der je gedacht wird ... Der eigenen Arbeit nach wird die Philosophie ... Reflexion auf ihr eigenes Material, nämlich auf das Denken, die Begriffe, die Schlüsse, die Fehlschlüsse, auch auf die Grundkategorien und Grundstrukturen, die als solche des Seins dem Leben und seinen Anforderungen vorgeordnet sein sollen. Diese Wendung hat sich bei Aristoteles zum ersten Mal mit aller Entschiedenheit gezeigt und ist in gewisser Weise kanonisch für die gesamte Tradition der Philosophie geworden (Adorno 1973, S.187f).

Das reine Denken wird nun zur höchsten Tugend, "und der äußerste, den Menschen erreichbare Zweck des Daseins sollte es sein, Philosoph zu werden" (a.a.O., S.188) - eine Wendung, die sich zwar auch bei Platon findet, aber in seinen "Philosophenkönigen" noch mit der Praxis der Polis verknüpft bleibt.

Verbunden mit dieser letztgenannten Trennung ist, daß Aristoteles, der bis heute verwandte Grundbegriffe prägte und eine formale Logik entwickelte, als erster "Forschung ... als eine durch Arbeitsteilung zu bewältigende Aufgabe" (Schramm 1989, S.429) verstanden hat. Seine Arbeiten umfassen fast das ganze Spektrum antiken Wissens: Fragen der Logik, von Ethik und Politik, Rhetorik, Dichtung und Zoologie sind neben anderem Gegenstand seiner Abhandlungen. Aber er beließ diese Bereiche nicht ungeordnet, sondern am Ausgang dieser Periode steht ein von ihm geschaffenes hierarchisches und durchgebildetes System²³ für eine arbeitsteilige Wissenschaft:

23 Auch die Neigung zu strenger Ordnung und Hierarchisierung war bereits im Denken seines Lehrers vorzufinden, so z.B. in der staatlichen Hierarchie der "Politeia", die den für das Existieren der *kallipolis* als notwendig erachteten drei Ständen distinkte - der von Platon angenommenen Dreiteilung der menschlichen

Abbildung 1: das Platonische und das Aristotelische System der Wissenschaft (Wundt 1901, S.42)²⁴

2 Beobachtungs- und Beschreibungsweisen: die Vermittlung von Subjekt und Objekt

Für die Pythagoreer(innen), die "meinten ..., die ganze Natur, ja das ganze geistige Leben müsse sich nicht bloß in Maß und Harmonie, sondern auch in Zahlen und deren Proportionen begreifen lassen" (Vorländer 1949a, S.21), aber auch für die ionischen Naturphilosophen scheinen Naturerklärung und Alltag noch unmittelbar zusammengehörig gewesen zu sein, was u.a. erkennbar ist an einer sehr engen Verbindung philosophischer, geographischer, astronomischer und mathematischer Studien.²⁵ Die Pythagoreer(innen) versuchten, unterschiedlichste Alltagsbeobachtungen und -praktiken in ein harmonisches Gefüge zu ordnen²⁶; die ionischen Naturphilosophen suchten in der Arbeit an der Natur und in ihrer Beobachtung nach Regeln, die ihnen helfen sollten, die sie umgebende Welt zu verstehen und zu meistern. Dabei scheinen sie für sich als Beobachtende, für mögliche andere Beobachter(innen) und für das von ihnen Beobachtete keine prinzipielle Verschiedenheit angenommen zu haben. Ähnliches gilt - mit der Einschränkung eines langen Studiums, das zum richtigen Verstehen und Leben anleiten sollte (womit auch unterstellt war, daß dies möglich wäre) - für die Pythagoreer(innen): "Der archaische Begriff der Philosophie war ... der eines Wissens, in dem zwischen dem theoretischen und dem praktischen Bewußtsein überhaupt noch nicht getrennt worden ist." (Adorno 1973, S.186)

Daß die Frage nach der Entstehung und Ordnung der Dinge zwar unterschiedlich beantwortet, aber überhaupt gestellt wurde, verweist gleichwohl auf eine beginnende Lösung

Seele folgende - Eigenschaften und Aufgaben zuweist: zuunterst Bauern und Handwerker (Gehorsam und Selbstbescheidung), dann Krieger und Polizisten (Tapferkeit), und schließlich Wächter und Philosophen (Weisheit und Gerechtigkeit).

24 Für eine sehr knappe Charakterisierung dieser Klassifikation vgl. Wundt 1901, S.40ff oder etwas ausführlicher Vorländer 1949a, S.123ff.

25 Z.B. soll Anaximander die erste Weltkarte entworfen und die Sonnenuhr in Griechenland eingeführt haben.

26 Noch mehr als für die ionischen Naturphilosophen findet sich für die Pythagoreer(innen) der Überlieferung zufolge eine enge Verbindung von Wissens- und Lebensformen: Da sie von der Unsterblichkeit der Seele und von Seelenwanderung überzeugt waren, ebenso von einer Gemeinschaft des Beseelten (Tiere-Menschen-Götter), lebten sie vegetarisch und unterzogen sich, für ein maßloses Leben Vergeltung nach dem Tode fürchtend, einer "täglichen Selbstprüfung" hinsichtlich der Frage, ob sie den Regeln ihrer Ethik - (Selbst-) Disziplin, Genügsamkeit, Enthaltbarkeit - ausreichend Folge geleistet hatten. Sie scheinen mit ihrer Lebensweise und ihrer Lehre an orphische Sektentraditionen angeschlossen zu haben. Diese Sekten - benannt nach dem Mythos des Sängers Orpheus - wurden durch "Sprecher" angeleitet, die "priesterliche Funktionen" ausübten und "magische Reinigungsriten" (u.a. verbunden mit Askese, Vegetarismus und Yoga) praktizierten mit dem Ziel, die "Seele aus den Banden des Leibes zu befreien" (Zierer 1969, S.91; zum Bezug zwischen dem Orphismus und den Pythagoreer[inne]n vgl. auch Bernhardt 1972a).

von bis dahin ausreichenden Traditionen. Die dem Hylozoismus²⁷ und der pythagoreischen Lehre immanente harmonische und - möglicherweise entlang des Aufbrechens von Lebensselbstverständlichkeiten - harmonisierende Zusammengehörigkeit von Gottheiten, Welt/Natur und Menschen²⁸ wurde nun bei Heraklit und den Eleaten problematisch in der auf sehr unterschiedliche Weise vollzogenen Trennung des "allein wahrhaft Seiende[n] vom trügerischen Wechsel der Sinneserscheinungen" (Lange 1873, S.12). Deutlich wird der veränderte Referenzpunkt für diese Trennung in Heraklits "ich erforschte mich selbst" (Fragment 101 nach Vorländer 1949a, S.28), das dem bisherigen Zugang zu Erkenntnis über die Beobachtung der äußeren Natur, gerade erst als Konstitutivum von Wissenschaft herangezogen, entgegengestellt ist. Es beginnt von hier an eine Polarisierung von Positionen (und damit aber auch von expliziten Bezugnahmen, in denen diese Positionen aneinander anschließen bzw. sich gegeneinander abgrenzen) zu entstehen (oder sie wird von diesem Zeitpunkt an nachweisbar), die in der Folge die Entwicklung der Wissenschaften durchzieht und die teilweise ein Pendant zu finden scheint in den sehr unterschiedlichen Lebensweisen derjenigen, die diese Positionen vertraten.

Heraklit schätzte seine Mitmenschen eher gering - sie waren für ihn "Schlafende" (Fragment 73), ihre Meinungen "Kinderspiele" (Fragment 70) und "schlimme Zeugen sind den Menschen Augen und Ohren, sofern sie Barbarenselen haben" (Fragment 107). Ihnen gegenüber behauptete er einen privilegierten Zugang, und dieser Zugang lag infolge der potentiellen Übereinstimmung von individueller und allgemeiner Vernunft nicht mehr in der Beobachtung der äußeren Natur, sondern in der Selbsterforschung: "Der Seele Grenzen kannst du im Gehen nicht ausfindig machen, ob du jegliche Straße abschrittest; so tiefen Sinn hat sie." (Fragment 45) Heraklits Selbstbeobachtung ist mißtrauisch, sie ist "keine passive Offenbarung, man muß wachsam, aufmerksam, aktiv sein, um jenseits aller falschen Weisheit des Selbstgefühls und jeder unmittelbaren sinnlichen Erscheinung ... die Struktur des 'Logos' zu erkennen" (Bernhardt 1972a, S.37).

Wie Heraklit vertraute auch Parmenides vor allem auf Denken und Selbsterforschung; er war überzeugt von der Neigung der "Natur", "sich zu verbergen" (Fragment 123 nach Vorländer 1949a, S.31) und skeptisch gegen die Sinne und - in seinem Falle - die Veränderungen, die sie "vortäuschten"; Heraklit umgekehrt mit seiner Philosophie der Unmöglichkeit, "zweimal in denselben Fluß [zu] steigen" (Fragment 91), gegen das scheinbar beharrende Sein. Gerade diese Vorstellung war für Parmenides jedoch ein Trugschluß, "bloßer Name ..., was die Sterblichen in ihrer Sprache festgesetzt haben, überzeugt, es sei wahr" (Fragment 7,8). Die Möglichkeit, ihm zu entgehen, bestehe dann, wenn der Philosoph von den (heraklitischen) Doppeldeutigkeiten und

von diesem Wege der Forschung den Gedanken fern[hält], und es soll dich nicht vielerfahrene Gewohnheit auf diesen Weg zwingen, walten zu lassen das blicklose Auge und das dröhnende Gehör und die Zunge, nein mit dem Denken bring zur Entscheidung die streitreiche Prüfung (Fragment 7,8).

27 Nicht nur Theorie und Praxis, auch "Stoff" und "Seele" waren bei den ionischen Naturphilosophen miteinander verschränkt durch "die Belebung oder Beseelung des Stoffes ... [die] Kraft liegt im Stoff" (Vorländer 1949a, S.13), eine Besonderheit, die auch in der Bezeichnung dieser Richtung als "Hylozoismus" bzw. "Hylopsychismus" (Stoffbelebung) zum Ausdruck kommt.

28 Daß bei den ionischen Naturphilosophen die überlieferten griechischen Götter in den Hintergrund getreten sind, ihre Konzeptualisierungen aber weiterhin strukturierten, wird u.a. darin deutlich, daß Anaximander bei seinen Bemühungen, das *apeiron*, den "Urstoff" zu charakterisieren, "in bedeutsamer Übertragung mit den Prädikaten [operierte] ..., die vorher nur den Göttern zugekommen sind" (Vorländer 1949a, S.14f).

Nur das Denken kann "das Sein des Seienden als notwendig, das des Nichtseins als unmöglich" (Vorländer 1949a, S.33) erkennen. Es ist Parmenides zufolge fähig, der scheinbaren Wechselhaftigkeit der Erscheinungen auf die Schliche zu kommen, weil für ihn auch Denken und Sein identisch sind und "durch den Geist das Abwesende anwesend ist mit Sicherheit" (zit.n. Vorländer 1949a, S.34).

Die Ausgrenzung der Sinne als Schöpfer des Trugs befriedigte auch diejenigen nicht, die an die Lehre des Parmenides anschlossen. So ließ z.B. Empedokles im Rahmen erkenntnistheoretischer Überlegungen - das heißt einer expliziten Reflexion auf die Verfassung von Subjekt und Objekt und auf die daraus folgenden Möglichkeiten von Erkenntnis, die mit der zunehmenden Trennung von Wahrheit und Schein notwendig geworden war - zwar dessen Diktum des Werdens als Täuschung bestehen, erklärte aber die Möglichkeit des Erkennens nicht mehr rein aus dem Parmenidischen "Denken", sondern - da er sich die Menschen selbst aus den vier Elementen und zwei Grundkräften entstanden vorstellte - daraus, daß "Gleiches um uns durch Gleiches in uns wahrgenommen [wird]" (Göbel o.J., S.43). Und auch Demokrit als der bedeutendste Vertreter des Atomismus - der Richtung, die Wundt (1901, S. 91), da nun anstelle der Qualitäten die unendlichen Quantitäten im Vordergrund stehen, auch als "quantitative Elementenlehre" bezeichnet - richtete seine Aufmerksamkeit auf die innere *und* die äußere Welt, die aus mechanischen Kräften erklärt werden²⁹. Doch auch Demokrits Erklärung liegt im Jenseits empirischer Evidenzen. Wie für Heraklit und Parmenides ist für ihn

die Wahrheit ... tief verborgen, und ... [er legte] dem Nachdenken ein größeres Gewicht für die Erkenntnis ... [bei], als der unmittelbaren Wahrnehmung. Sein Nachdenken bewegte sich in Begriffen, die mit Anschauung verbunden und eben deshalb zur Naturerklärung überhaupt tauglich waren. (Lange 1873, S. 19)

Eine weitere Gemeinsamkeit dieser Periode - und eine Besonderheit im Vergleich zu den vorausgegangenen naturphilosophischen und pythagoreischen Forschungen - besteht Wundt zufolge in der bereits erwähnten Ausbildung einer "mikrokosmischen" gegenüber einer "makrokosmischen" Erkenntnishaltung. Denn

vom 5. Jahrhundert an [traten] ... Männer auf, deren Standpunkt darin ein wesentlich abweichender ist, daß sie nicht das Einzelne aus dem Ganzen, sondern vielmehr das Ganze aus dem Einzelnen, die großen Erscheinungen des Universums aus der Mischung, den Formen und Bewegungen der Stoffe im Kleinen zu begreifen suchen (1901, S.90).

Zwar geht es weiterhin um das Bemühen, Elemente und Verursachungsprinzipien zu finden, die *gleichzeitig* für "das Einzelne" und "das Ganze" gültig sind, aber die forschende Phantasie beginnt nun mit dem Sezieren vom unendlich Kleinen aus.

Zu dem mikrokosmischen Blick der Elementaristen gesellt sich mit den Verstehensversuchen der Sophist(inn)en eine weitere, neue Gestalt: Hatten sich bis dahin einzelne oder eng in Schulen bzw. "religiöse Bruderschaften" (Vorländer 1949a) gebundene Forschende auf die Wahrheitssuche begeben, so gewinnt nun der Dialog eine hervorragende Rolle für die Erkenntnissuche. Sokrates' Dialektik, in der noch die ursprüngliche Begriffsbildung - *dialego*, d.h. "sich unterhalten, miteinander reden, streiten" (Adorno 1974, S.23) - wirksam ist, entstammt der von ihm und Platon bekämpften "eristischen Dialektik" der Sophist(inn)en; aus

²⁹ "Die Atome haben keine 'inneren Zustände'; sie wirken aufeinander nur durch Druck und Stoß." (zit.n. Lange 1873, S.21)

der kritisierten "Fähigkeit, das schwächere Wort ... zum stärkeren zu machen, also durch die Künste der Darstellung, wir würden einfach sagen, die Wahrheit zu verdrehen" (Adorno 1973, S.57), geht zunächst der Unwissen und Meinung demaskierende Sokratische und schließlich der "didaktische Dialog" (Chatelet 1972a, S.94) Platons hervor: Es gibt "keinen anderen Nachweis ... als den, der sich im und durch den diskursiven Austausch ergibt und als die Realität der Zustimmung jedes möglichen Gesprächspartners. Die Wahrheit ist das Werk und das Ergebnis des Dialogs." (a.a.O.) Verbunden ist diese Hochschätzung des Dialogs mit einer nachdrücklichen Skepsis gegen das geschriebene Wort, allerdings mit unterschiedlicher Konsequenz. Die Sophist(inn)en und Sokrates hinterließen keine bzw. nur spärliche schriftliche Überlieferungen, und auch Platon war kritisch gegen die Schriftform. So läßt er den Sokrates im "Phaidros" feststellen:

Wer also eine Kunst in Schriften hinterläßt, und auch wer sie aufnimmt, in der Meinung, daß etwas Deutliches und Sicheres durch die Buchstaben kommen könne, der ist einfältig genug ..., wenn er glaubt, geschriebene Reden wären noch sonst etwas als nur demjenigen zur Erinnerung, der schon das weiß, worüber sie geschrieben sind. (274c-d; zur "Schwäche der Schrift" vgl. auch den 7. Brief)

Dennoch hat Platon viele Schriften hinterlassen, die meisten allerdings, der Annahme folgend, daß die "aufgeschriebenen Lehrvorträge als solche jenen entscheidenden lebendigen Funken der Erkenntnis, auf den es nach Platons Überzeugung ankommt" (Vorländer 1949a, S.78), nicht enthalten können, in Form von Dialogen, "die ja selbst wiederum im Gegensatz zur bloßen Lehrschrift das gesprochene Wort vermitteln wollen" (a.a.O.). Und im "Kratylos", der sich auf subtile Weise mit dem Verhältnis zwischen den "Wörtern" bzw. Bezeichnungen und den "Dingen" auseinandersetzt³⁰, wird sehr deutlich die Grenze des Wortes - geschrieben *und* gesprochen - für eine wahre Erkenntnis betont:

Auf welche Weise man nun Erkenntnis der Dinge erlernen oder selbst finden soll, das einzusehen sind wir vielleicht nicht genug, ich und du; es genüge uns aber schon, darin übereinzukommen, daß nicht durch die Worte, sondern weit lieber durch sie [die Dinge] selbst man sie erforschen und kennenlernen muß als durch die Worte. (439b)

Trotz Platons Mißtrauen gegen das geschriebene und gesprochene Wort scheint die Diskrepanz zwischen dem "fragenden Sokrates" und dem, der ihn in seinen Dialogen am Leben erhalten hat, nicht zufällig. Erster drängte "nicht zu irgendwelchem Wissensinhalt ..., sondern sich und andere zur Selbstbesinnung ..., zur Prüfung alles vermeintlichen Wissens auf sein Begründetsein" (Vorländer 1949a, S.63). Sein Wissen spitzte er auf sein Wissen über sein Nichtwissen zu; als mitschwingende provokative und positive Essenz gegenüber dem ethischen und theoretischen Skeptizismus der Sophist(inn)en bedeutet dieses Wissen bestenfalls "nicht einfach [zu] erkennen was ist, es ist Erfassen dessen, was gut ist" (Chatelet 1972a, S.105). Platons didaktische Wendung hingegen beinhaltet eine

30 Z.B. wird angesichts der Frage, warum es zur Wahrnehmung von Veränderung kommt, zu bedenken gegeben, "daß die ganz Alten, welche die Benennungen bestimmt haben, gerade wie jetzt die meisten unter den Weisen, weil sie sich so oft und vielfältig herumdrehen müssen bei der Untersuchung, wie es sich mit den Dingen verhält, immer ganz schwindlig werden und ihnen dann scheint, als ob die Dinge sich herumdrehten und auf alle Weise in Bewegung wären" (411b-c). Im "Kratylos" bleibt die Entscheidung zwischen (Parmenidischem) Beharren und (Heraklitischem) Fluß offen, sehr sokratisch endet Platon damit, daß es "gewiß aber ... einem vernünftigen Menschen gar nicht wohl anstehen [könne], ... seiner Sache so sicher zu sein als wisse er etwas" (440c). Und er läßt den Sokrates gegen den Kratylos, der seine Neigung zu einer heraklitischen Position unterstreicht, die kritische Funktion des Philosophierens anmahnen: "Vielleicht nun verhält es sich so, lieber Kratylos, vielleicht auch nicht. Nachdenken aber muß du wacker darüber und nichts leichtsinnig annehmen" (440d).

Umkehrung: "Ein Gutes ohne Wissen ist kein gutes Wissen" (a.a.O.); die Dialektik wird zur Methode des Herausarbeitens und Lehrens positiver Wahrheit. Und doch kann diese Wahrheit - damit bleibt der schreibende Platon Sokrates' gelebter Skepsis gegen Schrift und Wissen treu - nicht in einem rationalen Sinne *gewußt* werden. Mit Platon geraten Erstaunen, Schönheit, Erschrecken und Liebe ins (methodische) Zentrum der Wissenschaften: Da die Materie bzw. alles Seiende nach dem Muster der Urbilder geformt ist, wäre eine Wahrheit im Diesseits sinnlicher Erfahrung trügerisch. Das Erfassen der Ideen geschieht vielmehr durch die *anamnesis*, das Wiedererinnern, das das wahrnehmende Bewußtsein überrascht, denn "die Seele hat schon 'gesehen', was sie in einer anderen Welt entdeckt" (a.a.O., S.101). Dieses Wiedererinnern ist, so Heisenberg (1978, S.72), "mehr ein künstlerisches Schauen, ein halbgebewußtes Ahnen als ein verstandesmäßiges Erkennen", bei dem die

Seele erschrickt, sie erschauert beim Anblick des Schönen, da sie spürt, daß etwas in ihr aufgerufen wird, was ihr nicht von außen durch die Sinne zugetragen worden ist, sondern das in ihr in einem tief unbewußten Bereich schon immer angelegt war (a.a.O.).

Die Entfaltung dieser Platonischen Position findet sich insbesondere im "Phaidon" und im "Symposion", aber auch in der "Politeia" in der Beschreibung der "Bestimmung des wahren Philosophen", der als

der wahrhaft Lernbegierige so geartet ist, sich um das Seiende zu beeifern, und also nicht bleiben kann bei dem vielen als seiend vorgestellten Einzelnen, sondern weitergehen wird ohne sich verblenden zu lassen, und nicht eher Befriedigung finden für seine Liebe, bis er die Natur von jedem selbst, was ist, aufgefaßt hat mit demjenigen in der Seele, womit es geziemt dergleichen zu fassen - es ziemt aber mit dem Verwandten; womit also dem wahrhaft Seienden sich nähernd und sich damit vermischend, und so Vernunft und Wahrheit erzeugend, er erkennen wird und wahrhaft leben und sich nähren und so seiner Schmerzen Ende finden, eher aber nicht (490a-b).

Diese Besonderheit Platons - daß er einerseits "als erster Philosoph wirklich versucht hat, ... die außerordentlich komplexe Schichtung der Begriffe von den höchsten Allgemeinheiten bis zu den unmittelbaren Namen für die einzelnen zerstreuten Dinge, durch eine in sich bewußt reflektierte und in sich bewußt differenzierte Sprache wiederzugeben" (Adorno 1973, S.50), andererseits in das Zentrum der (methodischen) Wahrheitsnäherung nicht rationales Denken, sondern das "mimetische Moment" des "Wiedererinnerns" rückt, dessen Movens die Liebe ist - bedeutet den ersten (nachweisbaren) Höhepunkt und auch das vorläufige Ende einer sehr engen Verbindung von Erkenntnis und Einfühlung. Nach ihm, der teilweise mit dem Beinamen "der Göttliche" belegt, "von alters her - wenn auch nach Ansicht Nietzsches zu Unrecht - als der größte Sprachkünstler unter den Philosophen" (a.a.O., S.49) galt, trennte "sich der Weg zur Erkenntnis für lange Zeit von dem Weg zum Schönen" (Heisenberg 1970, S.73; für Heisenberg nämlich bis zum "Wiederfinden" Platons in der Renaissance). Denn mit Aristoteles trat, ebenfalls zum ersten Mal in der Geschichte nachweisbar, der Typus des Ordners auf den Plan der Philosophie, der sich um "geschliffene Termini" (Adorno 1973), enzyklopädisches Wissen und eine hierarchische Ordnung der Welt und der Wissenschaften bemühte. Wie erwähnt wendete Aristoteles sich gegen die Verdopplung der Dinge durch die zweite Platonische Welt der Ideen. Zwar behauptete auch er die Existenz von Göttlichem und Irdischem³¹, aber er trennte sie "durch das Fehlen jedes Geneseverhältnisses" (a.a.O., S.144) soweit voneinander, daß er sich getrost "für die bescheidensten Realitäten ... [und]

³¹ Er entwickelte auch eine eigene "Welthierarchie" mit verschiedenen Sphären (un-) vergänglicher Körper (vgl. Bernhardt 1972b, S.161ff).

unmittelbarer für die sinnliche Welt interessieren kann" (a.a.O.). Aristoteles war, und auch dies im Gegensatz zu Platon, davon "überzeugt ..., daß das Denken fähig sei, durch die Sprache hindurch die Dinge adäquat ins Auge zu fassen" (a.a.O., S.145). Ein Teil seines Arbeitens galt dem Versuch, die "Analytik" (später als Logik bezeichnet), d.h. die Lehre "von den Formen und Methoden (also nicht dem Inhalt) des richtigen Denkens" (Störig 1950a, S.176) auszuarbeiten, die er schon deshalb benötigte, weil für ihn in der Anwendung auf eine konkrete Untersuchungsfrage der Erkenntnisweg nicht mehr wie bei Platon vom Allgemeinen - der Idee - her verläuft, der sich das erkennende Subjekt durch Teilhabe "wiedererinnert", sondern umgekehrt "von dem für uns Ersten, dem Einzelnen, zu dem an sich Ersten, dem Allgemeinen und Prinzip" (Vorländer 1949a, S.244).³² Die "sinnlichen Einzeldinge", denen Aristoteles sich zuwendete, sind zahlreich, wobei er zum einen (mit wechselndem Erfolg) als "experimenteller Naturforscher" (Störig 1950a), zum anderen als Sammler und Inventarisierer unterschiedlichster Objekte tätig war: Er wurde - nach 20 Jahren an der Platonischen Akademie und folgenden Aufhalten in Troas und Lesbos nach Platons Tod - als Erzieher des späteren Alexander des Großen nach Makedonien berufen und kehrte nach dessen Regierungsantritt nach Athen zurück, wo er eine eigene Schule, das "Lykeion", gründete und eine

ausgedehnte Forschungs- und Lehrtätigkeit [entwickelte]. Wahrscheinlich standen ihm dafür außer seinem eigenen Vermögen reiche Mittel zu Gebote, die er von Alexander erhielt. Aristoteles legte sich eine große Privatbibliothek an, dazu eine naturwissenschaftliche Sammlung mit Pflanzen und Tieren aus der ganzen damals bekannten Welt. Alexander soll seine Gärtner, Jäger und Fischer angewiesen haben, Exemplare aller vorkommenden Pflanzen- und Tierarten an Aristoteles zu senden. Zu Vergleichszwecken ließ Aristoteles auch alle bekannten Staatsverfassungen sammeln, insgesamt 158. (a.a.O., S.175)

Mit einigem Recht kann Aristoteles gleichzeitig als Vater der modernen Wissenschaften wie als deren erster Sohn bezeichnet werden. Mit ihm findet die Suche seiner Vorgänger nach den ersten Prinzipien und Elementen, pendelnd zwischen wechselnden Favorisierungen innerer und äußerer Beobachtung und verbunden mit einer zunehmenden Skepsis gegen die Sinne, eine vorläufige - und nur sehr kurzzeitige - Ruhe in dem Nebeneinander von Begriffsarbeit *und* Beschreibung bzw. Systematisierung von Einzelheiten. Er entfaltet für ein Verständnis des Empirischen notwendige Begriffe, weshalb ihn Seiffert (1989a) den "ersten Wissenschaftstheoretiker" nennt, und erweist sich gleichzeitig als Empiriker, der - so Heisenbergs Charakterisierung dieses Wissenschaftlertypus - "durch sorgfältige und gewissenhafte Kleinarbeit erst die Voraussetzungen für ein Verständnis der Natur schafft" (1970, S.72f). Daß Aristoteles im Verlaufe seiner Beobachtungen zu einigen eigenwilligen Resultaten kam, wird von seinen Rezipient(inn)en meist entweder ignoriert oder mit Häme bedacht. Zur Gruppe der letzteren ist Russell zu zählen, der gegen den Ruhm der "Beobachtungsgabe" des Aristoteles durch "klassische Kathedergrößen, deren zoologische Erfahrung sich auf Hund und Katze beschränkt" (1953, S.16), neben anderem ausführt:

So behauptet doch Aristoteles, Frauen hätten weniger Zähne als Männer. Obwohl er zweimal verheiratet war, kam er nie auf den Gedanken, seinen Frauen einmal in den Mund

³² Die Unterschiedlichkeit zwischen beiden sei an dem folgenden Passus aus den "Analytica priora" (24a nach Vorländer 1949a) verdeutlicht, in dem Aristoteles zu Beginn eine Gliederung des dann folgenden vorausschickt: "Zuerst müssen wir angeben, welchem Gegenstände die Untersuchung gilt und wessen Sache sie ist, daß sie nämlich dem Beweise gilt und Sache der beweisenden Wissenschaft ist; dann müssen wir bestimmen, was ein Satz ist, was ein Begriff und was ein Schluß, und welcher Schluß vollkommen und welcher unvollkommen ist; hernach, was es heißt, daß dieses in diesem als Ganzem ist oder nicht ist, und was wir damit meinen, wenn wir sagen, daß etwas von jedem oder von keinem ausgesagt wird."

zu sehen, um diese Behauptung nachzuprüfen. Er hat auch gemeint, daß bei Nordwind empfangene Kinder gesünder seien als andere. Wahrscheinlich mußte also die jeweilige Frau Aristoteles' vor dem Zubettgehen jeden Abend ums Haus laufen, um nach dem Wetterhahn zu sehen. (a.a.O.)

3 Kontexte der Wissenschaft und wissenschaftliche Kontexte

Wissenschaft ist keine bloße Sammlung von Erkenntnissen jenseits der Erkenntnissubjekte und der (wissenschaftlichen) Kontexte, denen diese zugehören. Die soziale Seite der Wissenschaften von ihren überlieferten Anfängen an ist u.a. darin erkennbar, daß schon die Philosophie der Ionier die Suche nach einer Antwort auf sie gemeinsam betreffende Fragen bedeutete. Die Pythagoreer(innen), die sich in "pythagoreischen Clubs" (Göbel o.J.) organisierten, verlangten von Neuhinzukommenden u.a. "ein fünfjähriges, unter Bewahrung strikten Schweigens zu absolvierendes Studium" (Störig 1950a, S.130). Der Autorität des Pythagoras kam dabei eine herausragende Bedeutung zu, so daß z.B. alle "im Orden gemachten wissenschaftlichen Entdeckungen ... ihm zugeschrieben [wurden], und 'autos epha' - 'er selbst hat es gesagt' - wurde zur stärksten denkbaren Bekräftigung irgendeines Satzes" (a.a.O.).

Die Pythagoreer(innen) waren nicht die einzige Denkgesellschaft der damaligen Zeit:

Es gab in Griechenland in der klassischen Epoche religiöse Sekten (eine Religiosität, deren Beschaffenheit wir uns nur mit Mühe vorstellen können), deren Tätigkeit sehr umfassend war und sich bis auf pädagogische und politische Gebiete erstreckte ... Die bedeutendsten ... - darunter die pythagoreische - überzogen mit ihrem Netz sämtliche Gebiete, in denen Griechisch gesprochen wurde (Chatelet 1972a, S.118).

Bezüglich der Frage, ob "der Platonismus und seine Institution - die Akademie - in eins dieser Netze integriert" (a.a.O.) war, herrschen unterschiedliche Einschätzungen vor. Sicher scheint, daß Platon Kontakte zu Pythagoreer(inne)n unterhielt - nach dem Tod des Sokrates reiste er zwölf Jahre und besuchte auch italienische Städte - und sowohl in seine Werke als auch in die Organisation der Lehre haben deren Vorstellungen (und ein Teil ihrer mathematischen Entwürfe) Eingang gefunden. So stand über der 387 v.u.Z. von Platon im Hain des Heros Akademos gegründeten Philosophenschule³³ "die Inschrift ..., daß niemand dort eintreten solle, der sich nicht mit Geometrie beschäftigt hat" (Adorno 1974, S.9).³⁴

Mit der Platonischen Akademie und dem 335 v.u.Z. von Aristoteles ebenfalls in Athen im Hain des Apollon Lykeios gegründeten Lykeion erhielt die Wissenschaft ihre räumlich-zeitlich materialisierten Gründungsorte.³⁵ Einen Eindruck von Ablauf und Rahmen des damaligen

33 Die Akademie wurde erst von dem byzantinischen Kaiser Justinian (527-567) geschlossen. Sie war - so Durants sicher nicht von allen geteilte Anmerkung - "neunhundert Jahre lang der geistige Mittelpunkt Griechenlands" (Bd.6, S.94).

34 Bei der hier vorgenommenen impliziten Differenzierung zwischen Philosophie und Geometrie ist anzumerken, daß die "Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Philosophie, an die wir gewöhnt sind, sehr neu ist (sie ist höchstens eineinhalb Jahrhunderte alt). Platon, der die Philosophie erfindet, ahnt jedoch sozusagen, daß ein Modus vivendi (oder eine Hierarchie) zwischen den Disziplinen hergestellt werden muß" (Chatelet 1972a, S.102), der Vor- und Nachrangigkeit der "eigentlichen" Wissenschaft und ihrer sukzessive sich bildenden "Hilfswissenschaften" regelt. Zu den frühen Ordnungsversuchen des Platon und des Aristoteles vgl. Abb.1.

35 Die Akademie und das Lykeion waren zwar nicht die einzigen, aber scheinbar die berühmtesten Schulen dieser Zeit. Durant erwähnt als ältere "Universitäten" die pythagoreische Schule von Kroton und die acht Jahre vor der Akademie gegründete Schule des Sokrates: "Ein scharfer Wettbewerb entwickelte sich zwischen dem Lykeion, dessen Studenten zumeist aus dem Mittelstand kamen, der Akademie, die ihre Hörerschaft größtenteils aus dem Adel bezog, und der Schule des Sokrates, die hauptsächlich von Kolonialgriechen

Lehrgeschehens vermittelt Platon u.a. im "Protagoras", wenn auch spöttisch gegen die "Sophisten-Gläubigkeit" seiner Zeitgenossen:

Als wir nun hineintraten, fanden wir den Protagoras im bedeckten Gange herumwandelnd. Mit ihm wandelten hintereinander auf der einen Seite ... Paralos ... und Charmides ...; auf der anderen Seite ... Xanthippos, und Philippides ... und Antimoiros von Menda³⁶ ... Die übrigen hinter diesen Folgenden, Zuhörer nur des Gesprochenen, waren größtenteils Fremde, deren Protagoras aus allen Städten, die er durchzieht, mitbringt, sie mittels der Töne Gewalt kirrend ...; indes befanden sich doch auch einige Einheimische unter dem Chor. Diesen Chor nun betrachtend, ergötzte ich mich besonders daran, wie artig sie sich in acht nahmen, niemals dem Protagoras vorn im Wege zu sein, sondern, wenn er mit seinen Begleitern umwendete, wie ordentlich und geschickt diese Hörer zu beiden Seiten sich teilten und sich dann im Kreis herumschwenkten, um fein artig immer hinten zu sein ... Um ihn herum saßen [Menschen] auf Bänken ... Sie schienen ... allerlei Fragen aus der Sternkunde dem Hippias vorzulegen, und er, auf seinem Throne sitzend, ging mit jedem seine Frage durch und gab seine Entscheidung. (314e-315c)

Im weiteren läßt er den Sokrates mehrere Räume beschreiben, in denen Menschen in Decken und Polstern versammelt liegen und sitzen, auch Vorratsräume werden als "Gastzimmer" benutzt.

Wie schon bei den Pythagoreer(inne)n, so trugen auch in den späteren Schulen die dort Lernenden wesentlich zur Autorität, teilweise auch zum Unterhalt und insbesondere was Aristoteles angeht, zur Schaffung der Voraussetzungen für sein riesiges Werk bei. Die Akademie war, so Durant (Bd.6, S.94), "im Grund eine religiöse Bruderschaft". Die Lernenden zahlten keine Gebühren, sondern die Schule unterhielt sich durch Stiftungen der meist aristokratischen und sehr wohlhabenden Elternschaft. Die Umgangsweisen waren weniger straff organisiert als z.B. die der Pythagoreer(innen), was schon an Platons Spott gegen die "Artigkeit" des sophistischen Publikums erkennbar ist.³⁷ Platons gegen den Sophismus polemisierende Wendung übergeht, daß deren Lehrpraxis wesentlich zur relativen Offenheit der Platonischen und Aristotelischen Schule beigetragen bzw. diese mit vorbereitet haben dürfte. Denn es waren zunächst die Sophist(inn)en, die als "Handlungsreisende in jeder Art von Klugheit", als "mobile Kristallisations- und Kommunikationszentren für theoretische Versuche und Ausdrucksmittel" und als Unterweisende in allen praktischen Fragen des attischen Alltags fungierten (Bernhardt 1972a, S.64ff). Bis zu deren Auftreten war "die Wissenschaft [vor allem] in engeren, festgeschlossenen Genossenschaften gepflegt [worden]. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts tritt die Philosophie aus der Stille der Schule hinaus auf den geräuschvollen Markt des öffentlichen Lebens." (Vorländer 1949a, S.50)

besucht wurde. Die Eifersucht wurde ... dadurch gemildert, daß Isokrates den Nachdruck auf die Rhetorik legte, die Akademie auf Mathematik, Metaphysik und Politik und das Lykeion auf die Naturwissenschaft." (Bd.6, S.119) Ebenfalls in Athen wurde von Zenon aus Kition um 300 v.u.Z. eine Schule in einer Halle, der "Stoa poikile", gegründet, die zur Namensgeberin der Stoiker, "der Hallenphilosophen" wurde. Zum attischen Bildungssystem vgl. Zierer 1969, S.68ff und spezieller zur Schule der Stoa Vorländer 1949a, S.139ff.

36 Die Schüler(innen) des Aristoteles wurden - da für das Lykeion das hier beschriebene "wandelnde Reden" typisch war - nach dem Wandelgang (*peripatos*) Peripatetiker genannt.

37 Aber nicht nur Platon spottete über sophistische "Artigkeit", sondern auch die zeitgenössischen Komödiendichter über die Platonische Schule und deren "Affektiertheit" und "Übereleganz", denn diese trugen "elegante Kappen und Stöcke und einen kurzen Mantel, ein akademisches Gewand ... so alt sind die Manieren Etons und die schwarzen Roben der Gelehrsamkeit" (Durant, Bd.6, S.95).

Das Öffentlichwerden der Philosophie und die damit einhergehende relative Liberalität bleiben jedoch gebunden an das Wertesystem und die implizit vorausgesetzten Hierarchien. Hierzu gehört vor allem, daß die Vorzüge der attischen Demokratie nur den "freien Bürgern" zukamen³⁸: So standen nach den von Aristoteles überlieferten Zahlen in der eigentlich klassischen Zeit der Polis unter der Herrschaft des Perikles "rund 25 000 Vollbürger (Männer)" ca. 420 000 Sklav(inn)en in Athen gegenüber (nach Zierer 1969, S.132).³⁹ Konkurrenz zwischen den Sklav(inn)en und den ebenfalls freien, aber zunehmend verarmenden Handwerker(inne)n⁴⁰, Kriege und Bürgerkriege mit wechselnden Machthabern und Verfolgungen jeweils Andersdenkender machten die attische Demokratie zusätzlich zu einem immer wieder unsicheren und gefährlichen Boden auch für die dort sich entfaltenden Wissenschaften. So wendet sich z.B. Lange gegen insbesondere in wissenschaftsgeschichtlichen Arbeiten häufig vorfindbare Idealisierungen der griechischen Polis: Nicht nur habe Sokrates "den Giftbecher trinken müssen; ... auch Aristoteles floh aus Athen ... Protagoras mußte fliehen, und seine Schrift von den Göttern wurde von Staats wegen verbrannt. Anaxagoras wurde gefangen gesetzt und mußte fliehen ... All das geschah im humanen Athen." (1873, S.8)⁴¹ Er fügt hinzu, daß angesichts der Vielzahl der Asebie-Prozesse und des politisch-religiösen Klimas im antiken Athen, aber ebenso "für die neuere Philosophie des 17., 18. (und 19.) Jahrhunderts noch ernstlich zu untersuchen [sei], wie weit der Einfluß bewußter oder unbewußter Akkomodation an den Volksglauben unter dem Druck der drohenden Verfolgung bis in die Systeme selbst eingedrungen ist" (a.a.O., S.130). Wie bedeutsam dieser Druck für die griechische Entstehungszeit der Wissenschaft war, wird auch durch die Schilderung des Protagoras in Platons gleichnamigem Werk nahegelegt:

Denn ein Fremdling, der die großen Städte durchreist und dort die vorzüglichsten Jünglinge überredet, dem Umgang mit anderen Verwandten und Mitbürgern ... entsagend, sich zu ihm zu halten, ... ein solcher muß freilich auf seiner Hut sein. Denn nicht wenig Mißgunst entsteht hieraus und Übelwollen und Nachstellungen aller Art. Daher auch behaupte ich, daß die sophistische Kunst zwar schon sehr alt ist, daß aber diejenigen unter den Alten, welche sie ausübten, aus Furcht ... einen Vorwand genommen und sie versteckt haben, einige hinter der Poesie, wie Homeros, ... andere hinter Mysterien und Orakelsprüchen ..., ja einige bedienten sich dazu sogar der Kunst der Leibesübungen (316c-d)

38 Ebenfalls wesentlich scheint das Generationenverhältnis gewesen zu sein, wiederum aus Platons Dialogen ersichtlich, wenn er z.B. im "Protagoras" angesichts der Gefahr, Hippokrates könne seine "Seele einem Sophisten ... zur Bearbeitung ... übergeben" (312b-c), Sokrates diesen mahnen läßt: "Dies also laß uns wohl überlegen, und zwar mit Älteren, als wir sind: Denn wir sind noch zu jung, um eine so wichtige Angelegenheit zu entscheiden." (314b) Es folgt dann ein "Ratschlag" mit Verwandten und Freunden.

39 Durant (Bd.5, S.27) erwähnt, allerdings ohne seine Quelle anzugeben, 43 000 Bürger, d.h. "freigeborene" Männer, die älter als 21 Jahre sind, "bei einer attischen Gesamtbevölkerung von 315 000 Seelen".

40 Die "Verelendung ganzer Gewerbebezüge ... infolge von billiger Sklavenarbeit" (Zierer 1969, S.154) führte teilweise zur Bildung von "Vorschußvereinen", einer Art "Vorläufer der heutigen Sozialversicherungen" (a.a.O., S.157), teilweise zur Verteilung staatlicher Unterstützungsgelder und darüber hinaus zu zeitweise expandierenden Wahlgewinnen bei den wiederkehrenden Kämpfen um die Stimmenmacht.

41 Der Sophist Protagoras wurde "wegen Gottlosigkeit angeklagt und verurteilt, [er] erkrank ..., wie es heißt, auf der Flucht nach Sizilien; seine Schriften wurden auf dem Markt zu Athen auf Staatsbeschluß verbrannt" (Vorländer 1949a, S.54). Sokrates, der "Einführung neuer Götter und der Verführung der Jugend" (a.a.O., S.63) angeklagt, trank den Giftbecher - eine damals übliche Vollstreckungsart. Auch Aristoteles drohte "nach dem Tode des Alexander ... derartiges ..., sodaß er in die Emigration gegangen und in der Emigration auch gestorben ist" (Adorno 1974, S.221): er floh "formell wegen 'Gottlosigkeit', in der Tat wahrscheinlich wegen jener makedonischen Beziehungen angeklagt, [denn] er wolle den Athenern, soll er gesagt haben, nicht zum zweiten Mal Gelegenheit geben, sich an der Philosophie zu versündigen" (Vorländer 1949a, S.118f). Und Platon kollidierte in Sizilien mit der Staatsmacht in Gestalt des Tyrannen Dionys und mußte fliehen, einigen Quellen zufolge reizte er "den Tyrannen durch seine Freimut, vielleicht auch durch seine entgegengesetzten politischen Ansichten dermaßen, daß dieser ihn als Kriegsgefangenen behandelte und auf den Sklavenmarkt zu Ägina bringen ließ" (a.a.O., S.87).

bzw., an späterer Stelle erwähnt, der Musik, um diejenigen zu täuschen, "welche in einem Staate mächtig sind" (317a).

Als Gesellschaft "freier Männer" war die attische Demokratie zudem ein Ort, der für Frauen vor allem zwei relativ deutlich umrissene Rollen - nämlich entweder als Sklavin oder als Ehefrau, Mutter und Wächterin des Hauses - vorsah: Während die männlichen Jugendlichen mit den Wissenschaften

vertraut gemacht werden, bleibt der Jungfrau ebenso wie der verheirateten Frau nur die 'Gynäkonitis', das abgeschlossene Weibergemach vorbehalten ... Da der Frau die geistige, wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung vorenthalten bleibt, spielt sie auch keine Rolle bei den Symposien, in der Gesellschaft und Öffentlichkeit. Solange die Frau unverheiratet ist, spricht der Vater für sie; wird sie vermählt, ist der Gatte ihr Vormund und Vertreter in Rechtsangelegenheiten. (Zierer 1969, S.47)

Eine zusätzliche Rolle eröffnete der "Beruf der Tempelmädchen", die "als Priesterinnen der Aphrodite Pandemos oder 'Hetära', wie die Liebesgöttin genannt wird, ... dem öffentlichen Liebesdienst in den dafür bestimmten Tempeln [nachgingen]" (a.a.O., S.54). Es existierten verschiedene Hetärenschulen und -salons, in deren berühmtesten, so z.B. dem der Aspasia (ca.460-401 v.u.Z.), u.a. Anaxagoras, Sokrates und Aspasia's späterer Ehemann Perikles verkehrten. Auch besuchten einzelne Frauen Bildungsanstalten; die Agnodike soll, von Konservativen angeklagt, im Areopag die offizielle Zulassung von Frauen zum Medizinstudium durchgesetzt haben (a.a.O., S.68). Gleichwohl scheint dies ein eher seltener Ausgang weiblicher Biographien gewesen zu sein⁴².

Hinweise auf eine etwas liberale Haltung im Vergleich zu der männlichen Nachkommen vorbehaltener Bildungsanstalten finden sich für die Schulen des Platon und des Aristoteles. Bereits den erst im Nachhinein als "Bruderschaften" bezeichneten pythagoreischen Vereinigungen hatten Frauen zugehört, und auch z.B. den Platonischen Vorlesungen sollen Frauen - allerdings in Männerkleidung - vereinzelt beigewohnt haben⁴³. Wie schwer es ist, die Rolle von Frauen in dieser frühen Periode der Wissenschaften einzuschätzen, wird am Platonischen "Symposion" deutlich: Bei diesem Gastmahl sind ausschließlich - trinkende, essende, philosophierende, um einander werbende - Männer anwesend, die zunächst wechselnd Lobreden auf den Gott Eros bzw., nach Hinzukommen des betrunkenen Alkibiades, auf den "Satyr" Sokrates halten. Während Frauen sich währenddessen in einem Nebenraum aufhalten bzw. als Flötenspielerinnen anwesend sind, kommt einer abwesenden Frau - der Diotima, welche den Sokrates "in Liebessachen unterrichtet hat" (201d) - die

42 Aber zumindest ein möglicher: Immer wieder sind Frauen "bis ins 5. nachchristliche Jahrhundert [auch wissenschaftlich tätig geworden] ... Am Ende dieser Entwicklung steht das tragische Schicksal der gelehrten Hypatia ... die ... als Doktorin der Mathematik und der Philosophie als Lehrerin ... tätig ist" (Zierer 1969, S.68). Hypatia (ca. 370-415) wurde in Alexandria Opfer einer Verschwörung "unter Führung des kirchlichen Vorlesers Petrus ... Die Männer rissen sie aus der Sänfte und schleiften sie gewaltsam zu der Kirche ... Dort zogen sie ihr die Kleider aus und zerfleischten ihren Leib mit Scherben. Glied um Glied rissen sie die Frau in Stücke, trugen danach alles auf dem sogenannten Kinaron zusammen und verbrannten es. Die Tat trug ... der Kirche von Alexandria große Schande ein. Denn was könnte denen, die wie Christus gesinnt sind, ferner liegen als Mord, Blutvergießen und dergleichen." (Pauly 1895 nach Rullmann 1993, S.61) Es dauerte lange, bis wieder eine Frau an einer Universität lehrte, nämlich Accorsa Accorso im Bologna des 13. Jahrhunderts (a.a.O., S.117).

43 Zu den Pythagoreerinnen und insbesondere zu Theano, der Frau des Pythagoras, vgl. Rullmann 1993, S.33ff; zu den Platonikerinnen S.40f. Im Gegensatz zu Rullmann betont Durant, Platon sei - sowohl hinsichtlich der praktischen Gestaltung der Lehre als auch im Rahmen seiner theoretischen Ausführungen - ein "glühender Frauenrechtler" (Bd.6, S.95) gewesen: Frauen seien zum Studium zugelassen gewesen und u.a. in der "Politeia" habe Platon Frauen "dieselben Möglichkeiten" offengehalten wie Männern - "kein Staatsamt soll den Frauen verschlossen sein" (a.a.O., S.113).

zentrale philosophische Rolle dieses Werkes zu. Denn Sokrates soll folgendes vorgeschlagen haben, so berichtet Appolodoros seinen Freunden⁴⁴:

Es dünkt mich also am leichtesten, es so durchzunehmen, wie damals die Fremde, mich ausfragend, es durchging. Denn ungefähr dergleichen hatte auch ich zu ihr gesagt, wie Agathon jetzt zu mir ... Sie aber widerlegte mich mit denselben Reden, womit ich jetzt diesen (201e).

Dann folgt die ausführliche Wiedergabe des Gesprächs zwischen beiden, und es ist die fragende, teilweise spöttisch widerlegende Diotima, die den überraschten und lernbegierigen Sokrates im Dialog (und im Dialogisieren) unterweist und belehrt.⁴⁵

Neben engen religiösen Verbindungen wie den Pythagoreer(inne)n, Schulen wie der Platonischen und der Aristotelischen und "mobilen Kommunikationszentren" wie den Sophist(inn)en und Sokrates finden sich auch Forschende, die sich selbst rudimentärer Schulbindungen und -bildungen enthalten haben: Heraklit, der den Beinamen "der Dunkle" bzw. der "weinende Philosoph" erhielt, war der Überlieferung zufolge ein Einzelgänger. Und auch Demokrit - im Gegensatz zu diesem der "lachende Philosoph" genannt - hielt sich von Schulen, ihren Umgangsformen und ihren Wegen der Erkenntnissuche fern. Zwar war er ganz im Unterschied zu Heraklit und dessen Selbstbeobachtung ein Reisender in Sachen Wissenschaft:

Unter allen meinen Zeitgenossen habe ich das größte Stück der Erde durchschweift, nach dem entlegendsten forschend, und die meisten Himmelsstriche und Länder gesehen, die meisten denkenden Männer gehört und in der geometrischen Konstruktion und Beweisführung hat mich keiner übertroffen; nicht einmal die Geometer der Ägypter, bei denen ich im ganzen fünf Jahre als Fremdling verweilt habe. (Fragment 6 nach Lange 1873, S.14)

Doch er war gegen bündische Wissenschaften skeptisch und polemisierte gegen die Dialektiker(innen) unterschiedlicher Provenienz, daß, wer "gern widerspricht und viel Worte macht, ... unfähig [ist] etwas Rechtes zu lernen" (a.a.O.). Im Unterschied zu Platon, der aufgrund seiner aristokratischen Herkunft ursprünglich eine politische Laufbahn anvisiert und der später in der "Politeia" eine enge Verbindung zwischen Wissenschaft und Macht entworfen hatte, zog Demokrit auch eine scharfe Trennlinie zwischen weltlichen und wissenschaftlichen Erfolgen, wobei er selbstbewußt für die Seite der Wissenschaft Partei nahm: "Ich entdecke lieber einen einzigen Beweis (in der Geometrie), als daß ich den Thron Persiens gewönne." (zit.n. Störig 1950a, S.141)

44 Platon hat das "Symposion" als Erzählung des Appolodoros inszeniert, wobei mehrere Erzählebenen ineinander verschachtelt werden: Appolodoros berichtet, von Freunden aufgefordert, von einem Gastmahl, das sich zutrug, als "wir noch Kinder waren" (173a) und von dem er von dem Aristodemos, einem "der eifrigsten Verehrer des Sokrates zu damaliger Zeit" (173b), erfahren hat; dessen Schilderung sei wiederum von Sokrates bestätigt worden. Die folgende Erzählung ist dann die Wiedergabe des von Aristodemos Erzählten durch Appolodoros, wobei in ihrem philosophischen Kern, nämlich der Frage nach der Beschaffenheit des Eros, der Appolodoros den Freunden wiedergibt, was Aristodemos zufolge Sokrates während des Symposions den anderen Anwesenden über sein Gespräch mit der Diotima berichtete.

45 Eine andere - ebenfalls weibliche - Herkunft des Sokratischen Dialogs behauptet der Rhetor Aischines (nach Zierer 1969, S.64f): hiernach soll Sokrates seine Methode der Dialogführung von Aspasia in deren Salon erlernt haben. Die Bedeutung des Aspasia als Sokrates' Lehrerin der Redekunst und Redenschreiberin ist auch im "Menexenos" gewürdigt, in dem Sokrates, gefragt, seine Fähigkeit zur Stegreifrede unter Beweis zu stellen, deren "Standrede" des Vortages wiedergibt: "da hat sie mir dann vorgetragen, einiges aus dem Stegreif, ... anderes auch wohl früher Überlegtes, als sie, denke ich, jene Standrede ausarbeitete, welche Perikles hielt" (236b).

4 Die wissenschaftlichen Subjekte und die Schwierigkeiten der Rekonstruktion

Bisher habe ich mich bemüht, mich in sukzessiven Schleifen einer sehr frühen Periode wissenschaftlichen Arbeitens zu nähern, wobei mein Unterfangen zunehmend problematisch wurde, je mehr ich meine Aufmerksamkeit den Subjekten, die damals Wissenschaft betrieben haben, zuwandte.

4.1 Der rekonstruktive Blick auf die Ideengeschichte

In meiner ersten Näherung an die Fragen, mit denen sich damalige Forschende beschäftigten, aber auch im Hinblick auf die von ihnen favorisierten Methoden konnte ich den philosophiegeschichtlichen Werken, die ich zu Rate gezogen habe, eine Vielzahl von - wenn auch teilweise widersprüchlichen - Schilderungen entnehmen. Es ist, auch rückgreifend auf Originalliteratur, die Skizze einer Periode entstanden, die als Geschichte der Hervorbringung von Wissenschaft zu lesen ist und die nahe an einer für wissenschaftliche *Berichterstattung* üblichen, ideengeschichtlichen Darstellungsweise bleibt, verbunden mit der (impliziten) Unterstellung einer phasischen Wissenschaftsentwicklung⁴⁶: Für die ionischen Naturphilosophen und die Pythagoreer(innen) stand im Mittelpunkt ihrer Verstehensversuche die Suche nach Grundelementen bzw. -prinzipien. Ihre vorrangige Blickrichtung galt der *Welt um uns* - Erkenntnismittel waren die Sinne, Ausgangspunkt der Beobachtung war die äußere Natur, wobei die Scheidung in innen und außen insoweit unproblematisch blieb, als dem Erkenntnisstreben die implizite Annahme der Identität zwischen innerer und äußerer Natur unterlag. Mit Heraklit und dann Parmenides und den Eleaten kommt es im Unterschied hierzu zu dem Versuch, die Beziehung zwischen der *Welt in uns* und der *Welt um uns* neu zu verstehen: die Beobachtung der "inneren Natur", Selbsterforschung und Denken werden privilegierte Zugänge gegen die Täuschung durch Sinne, Gewohnheit und Meinung. Gleichwohl wird, und das bereitet in der Folge Schwierigkeiten, von der Identität zwischen innerer und äußerer Natur ausgegangen. Insbesondere für

die Nachfolger und Rivalen der großen Eleaten wird das Problem des Einen und des Vielfältigen ... zum zentralen Punkt der Reflexion. Empedokles, die Atomisten und in der Folge Platon betrachten es alle als eine wesentliche Aufgabe, wie vielfältig auch immer ihre einzelnen Tendenzen waren, das eleatische Verbot aufzuheben, das auf der Vielzahl und der Bewegung lastete (Bernhardt 1972a, S.47).

Der Lösungsversuch der qualitativen und quantitativen Elementaristen ist zunächst mit einem "mikrokosmischen" Blick verbunden, die Phänomene werden ins unendlich Kleine zersplittert, in dem "das Eine" wirksam scheint. Zugang sind nun - unterschiedlich vollzogen -

46 Mit dieser Erzählweise befinde ich mich - ohne daß mir dies während des Verfassens der ersten Abschnitte bewußt war bzw. reflexionsbedürftig erschienen ist - in der Nähe einer üblichen Typisierung, die Störig (1950a, S.123) im Anschluß an Zeller dahingehend zusammenfaßt, daß in der ersten vorsokratischen Periode der Versuch im Vordergrund stand, die natürliche Welt aus einem Urstoff zu erklären, allerdings mittels einer "naiven" Methodik, bei der die "noch nicht durch kritische Besinnung hindurchgegangene Spekulation ... dogmatisch" bleibt. Ziel der zweiten ist die Reflexion der Widersprüche der bisherigen Philosophie: Während für die Vorsokratiker(innen), zu denen paradoxerweise in der Regel auch die Sophist(inn)en gezählt werden, insbesondere naturphilosophische Betrachtungen im Vordergrund stehen, tritt mit der klassischen Periode ab Sokrates in Athen der Mensch ins Zentrum der Erkenntnisbemühungen. Im Zuge dieses Prozesses werden Zweige der Wissenschaft definiert und Grundbegriffe entworfen, die zwar "schon ganz durchgebildet und ... gegenüber ihrer rhapsodischen und noch unreinen mythischen Gestalt geklärt [sind], ohne daß [sie] aber ... gegenüber ihren Gegenstand, verdinglicht wären" (Adorno 1973, S.39). Als Anfangspunkt der dritten Periode der wissenschaftlichen Frühzeit gilt der Tod des Aristoteles und sie endet - so die überwiegende Rezeption - als mit "dem 6. Jahrhundert n. Chr. die griechische Philosophie als selbständige Erscheinung vom Schauplatz der Geschichte" (Störig 1950a, S.124) verschwindet und zunehmend Ethik und "Eklektizismus" die "Naturforschung" ablösen (vgl. Kap.IV).

Denken *und* Sinne, an die Stelle einer nicht weiter explizierten Identitätsannahme tritt die Reflexion über das Verhältnis innere vs. äußere Natur und über deren Genese. Mit den Sophist(inn)en und Sokrates wird die von Heraklit und Parmenides forcierte Scheidung zwischen Schein und Wahrheit in das Feld des (Zwischen-) Menschlichen getragen: im Vordergrund steht der Streit um individuelle vs. überindividuelle (metaphysische, politische, ethische) Wahrheiten. Der Dialog wird sukzessive zum Mittel, Falsches zurückzuweisen, aber - und hier tritt mit Platon Intuition neben das Reich der Gründe und des Argumentierens - die Wahrheit, identisch mit dem Guten/Schönen/sittlich Vollkommenen, ist nur mehr über die *anamnesis* erreichbar: zwar taugt der Dialog für die Trennung zwischen Wahrheit und Schein, für die Erkenntnis der Wahrheit bzw. der Ideen sind aber das "Wiedererinnern" und der philosophische *enthousiasmos* Voraussetzung. Aristoteles schließlich vollzieht - mit der Rückweisung der Platonischen Abtrennung der Ideenwelt auch die Emphase der *anamnesis* verlassend - die Wende vom Mythos zum Logos. Mit ihm, der sich mit Hilfe logischer Grundsätze der äußeren Natur zuwendet und der die Sinne als Erkenntnisquelle rehabilitiert, steht am Ende dieser Entwicklung ein entfaltetes und hierarchisches System der Wissenschaften.

4.2 Kontextualisierungsversuche: "Makro-" und "Mikrowissenschaft"

Für eine wissenschaftliche bzw. wissenschaftsgeschichtliche Betrachtung sind verschiedene Perspektiven einnehmbar, die mit Seiffert (1989a, S.392) wie folgt differenziert werden können: Während sich meine oben skizzierte Darstellungsweise letztlich an einem *propositionalen Wissenschaftsverständnis* orientierte, nach dem "Wissenschaft das Gesamt der im Forschungsprozeß erzeugten Sätze und Aussagen" umfaßt, die in einem Begründungszusammenhang stehen, ziel(t)en meine dann folgenden Bemühungen auf Dimensionen, die Seiffert als Makro- bzw. Mikrowissenschaft bezeichnet: Erste sieht Wissenschaft als "kulturellen" Bereich neben anderen, der u.a. die

Individuen [und] ... Gruppen verschiedener Stufung und Vernetzung, ihre Aktivitäten wie ihre Ideen [umschließt]; weiterhin die Apparate und Methoden, die Institutionen verschiedener Organisationsstufung ... [und die deshalb] als 'Makrowissenschaft' bezeichnet werden [kann], weil sie die Wissenschaft als Großgebilde innerhalb der Gesamtkultur begreift (a.a.O.).

Mikrowissenschaft bzw. ein "anthropologisches Wissenschaftsverständnis" verweisen hingegen auf Forschung als "spezifische Aktivität ... [und als] Produktionsprozeß, der von der menschlichen Person ausgeht und von ihr getragen wird" (a.a.O.).

Nahe an der hier getroffenen Unterscheidung hatte ich zunächst beabsichtigt, die auf eine Rekonstruktion der *Ideengeschichte* zugespitzte Darstellung der ersten beide Abschnitte (Kapitel III.1 und III.2) dahingehend zu weiten und zu öffnen, daß ich Wissenschaft zum einen als Handeln in Kontexten, zum anderen als Handeln von Erkenntnissubjekten nachvollziehen wollte. Ich intendierte auf diese Weise - entgegen den weiter vorne erwähnten, von Knorr-Cetina beschriebenen Strategien - Wissenschaft nicht als eine Bewegung zwischen Ideen zu belassen, sondern diese darüber hinaus zu ihrem Herstellungskontext und -prozeß in Verbindung zu setzen. Mein Interesse galt deshalb in einem nächsten Schritt der *institutionalisierten* Konstituierung von Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit, d.h. Bezugnahmen, Traditions- und Schulbildungen, Regeln wissenschaftlichen Arbeitens etc., um diese schließlich auf erkennbare *Wahlen durch die Erkenntnissubjekte* zu beziehen. Am Ende sollte stehen, welche Vorstellungen über die "richtige Art", Wissenschaft zu treiben und über den "guten Wissenschaftler" im Laufe der

Rekonstruktion durch Spätere rezipiert wurden und überdauert bzw. sich durchgesetzt haben.

Doch bereits der Versuch, etwas über die Institutionalisierung von Wissenschaft und die Institution Wissenschaft zu erfahren (Kapitel III.3), erwies sich als schwierig. Das erste Problem, mit dem ich mich konfrontiert sah, war, daß für dieses Kontextualisierungsunterfangen die Darstellungsweise der von mir hinzugezogenen Rekonstrukteur(inn)e(n) nur wenig taugte: Die lebens- und zeitgeschichtlichen Anmerkungen oder besser Vorbemerkungen, die dort zu finden sind, fallen zum einen meist recht knapp aus, zum anderen werden - spätestens wenn es um die frühen Forscher(innen) als Erkenntnissubjekte geht - die Beurteilungen zunehmend widersprüchlich (darauf, daß gleichwohl einige Bewertungen erstaunlich stereotyp sind, werde ich gleich zurückkommen).⁴⁷ Zwar werden immer wieder Annahmen über Bezugnahmen zwischen einzelnen oder Schulen formuliert (bzw. diese Annahmen werden zurückgewiesen), aber diese Bezüge bleiben nahezu ausschließlich immanent, d.h. dem Gegenstand bzw. dem Ringen um "wahres Wissen" zugeschrieben und sie haben oft recht verschiedene Ausgänge. So betont z.B. Bernhardt (1972a, S.36) die Abgrenzung Heraklits gegen den Pythagoreismus, da letzterer

sich als Friedensstifter und Versöhner [versteht], Heraklit antwortet mit dem universalen Krieg und der Abwesenheit jeder Versöhnung und jeder Verschmelzung der Gegensätze. Zugleich wirft er namentlich Pythagoras Polymatie vor, daß heißt, das Wissen, das mit eitler Gelehrsamkeit ohne Tiefe noch wirkliche Einheit minutiös Details anhäuft.

Zu einer ganz anderen Lesart kommt Durant, wenn er feststellt, daß "Herakleitos, der doch mit Lob sparsam umging, sagte: 'Pythagoras, des Mnesarchos Sohn, hat von allen Menschen am meisten sich der Forschung beflissen'" (Bd.4, S.272) - Bernhardt und Durant gelangen entlang einer Quelle, Diogenes Laertius, zu sehr unterschiedlichen Deutungen.

Überraschend war für mich im Zuge des Verfassens des Abschnitts über Kontexte der Wissenschaft und wissenschaftliche Kontexte neben der bereits angedeuteten Unterschiedlichkeit der Rezeption, wie offensichtlich soziale Bezugnahmen bei diesem frühen Stand der Tradierung von Wissen - sei es im Sinne einer Entfaltung durch Schüler oder einer Zurückweisung durch Gegenspieler und Rivalen - eine Rolle spielten. Wissenschaft erscheint unter dieser Perspektive als sukzessiver Polarisierungsprozeß um bestimmte Dimensionen (z.B. Ruhe vs. Bewegung: "Herakleitos sagte *panta rhei*, alles ist im Fluß; Parmenides sagt *hen ta panta*, alles ist eins und verändert sich niemals" [Durant, Bd.5, S.179]), zwischen sich gegeneinander abgrenzenden Antipoden (z.B. wie oben für Bernhardt u.a. Heraklit vs. Pythagoras) oder im Rahmen von tatsächlichen oder ideellen Schülerreihen, wobei "Lieblingsschüler" (so Vorländers Charakterisierung der Beziehung zwischen Parmenides und Xenon) das Werk ihrer Lehrer zu belegen oder zwischen verschiedenen Positionen zu vermitteln versuchen. (Eine faktische Schülerreihe, mit der Abgrenzungs- und Anschlußpotentiale verbunden sind, entwirft z.B. Durant von Xenophon über Parmenides und Zenon hin zu Leukipp und Demokrit.) Ein Spezialfall solcher Schüler-Lehrer-

47 Nicht umsonst häuften sich im dritten Abschnitt die Rückgriffe auf Durant und Zierer, wobei das Arbeiten mit dem "Kultur- und Sittenspiegel" mit einigen Problemen verbunden war: Zierers Zitationen sind häufig recht ungenau, einige ausgesprochen fragwürdig. So u.a., wenn er ohne genauere Angabe als "Zitat aus dem 'Kritias' von Platon" (1969, S.485) den Kritias sagen läßt, ganz "wie ein überzeugter Marxist" es tun würde: "Der Glaube an die Götter ist nur ein betrügerischer Kniff der herrschenden Klasse, um mit Hilfe der Religion die Volksmassen ihrem Willen gefügig zu machen. Was der Mensch ißt und trinkt, ist der einzige Gewinn seines Lebens!" (a.a.O., S.34)

Beziehungen scheint zu sein, wenn in der Betrachtung Nachfolgender der Beitrag des Schülers zum "Gebäude der Wissenschaften" den des Lehrers übersteigt. Neben Rechtfertigung, Explikation, Versöhnung und Abgrenzung tritt dann der Topos der "Erweckung": "Wie Kant von Hume 'erweckt' wurde, so wurde Parmenides von Xenophanes auf die Philosophie gestoßen"; eine Bewegung, die schließlich zu Platon reicht als dem "Gipfelpunkt einer Entwicklung, die mit Parmenides begann" (a.a.O., S.178).

Die Vielfalt und Widersprüchlichkeit der sozialen Bezüge⁴⁸ hat - trotz der Problematik dieses Unterfangens entlang einer bereits in der Antike häufig nicht übereinstimmenden Rezeption und Überlieferung - zu immer neuen Verstehensversuchen durch Spätere geführt. So schwankt Durant in seiner (stets impliziten) Erklärung für diese Phänomene zwischen der Vorstellung von einer Art anthropologischer Pendelbewegung - der "Idealismus beleidigt die Sinne, der Materialismus die Seele" (a.a.O., S.187) - und der auch in anderen Darstellungen häufigen und bereits erwähnten Funktion des Reisens antiker Wissenschaftler(innen) bzw. der damit verbundenen Übernahme von Wissen aus anderen Kulturen (so z.B. als mögliche Erklärung für die Parmenidische "Gegnerschaft gegen die Sinnenwelt", daß indische Lehren "über Ionien oder Pythagoras" [a.a.O., S.178] zu ihm gelangt sein könnten). Ganz ähnlich betonen auch Störig und Bernhardt den Einfluß von Reisen in die wissenschaftlichen Systeme hinein, während Lange sich gegen individualisierende Reisezuschreibungen wendet und eher kulturhistorische Erklärungen favorisiert. Adorno resümiert,

daß die griechische Philosophie sich eben verschiedenen Wahrheiten ... gegenüber ein bißchen so verhalten hat wie etwa verschiedenen Nymphen gegenüber, von denen eine gut in dieser Quelle und in diesem Baum hausen kann wie die nächste in dem anderen, ohne daß da sofort eine synthetische Funktion darüber wachen würde, ob nun auch ja nicht die Existenz der einen Nymphe die logische Möglichkeit der anderen beeinträchtigen würde (1973, S.217).

Für ihn hat es zwar "selbstverständlich Schulgegensätze und Schulstreitigkeiten auch in der Antike gegeben. Aber diese ... sind in der Antike nichts so festes, nichts so Geronnenes gewesen wie in der Neuzeit" (a.a.O., S.214), in der Philosophie sich "darstellt in mehr oder minder antithetisch einander gegenüberstehenden Schulen" (a.a.O., S.217).

4.3 *Die Frage nach den Erkenntnissubjekten: ein lachender und ein weinender Philosoph, kommunistische Aristokratien, ein welterobernder Professor und das Phänomen Sokrates*

Gänzlich problematisch wurde mein Vorhaben, als ich zuletzt versuchte, der Frage nachzugehen, in welcher Weise die jeweils überlieferten (oder zugeschriebenen) Erkenntnisse mit den sie hervorbringenden Forschenden und deren Persönlichkeiten vermittelt sein könnten. Nicht daß Hinweise auf diese Personen und ihre Eigenarten fehlten, aber die Widersprüche zwischen den Rekonstrukteur(inn)en häuften sich ebenso wie nicht weiter begründete Typisierungen. So scheint Parmenides, der Philosoph des Beharrens, ein recht störrischer Mensch gewesen zu sein. Demokrit, der Lachende und ein wenig Unbescheidene (was ihn nicht hinderte, eine Ethik der Bescheidenheit zu formulieren), wetteiferte mit seinem Freund, dem pythagoreischen Arzt Alkmeion, um Fröhlichkeit und langes Leben: "Demokritos beschämte ihn, indem er hundert Jahre alt wurde, während der

48 So erwähnt Durant u.a. noch die "Vorzugsgegnerschaft" Xenophons gegen Pythagoras (Bd.4, S.282), Parmenides' Monismus als Wendung gegen den Atomismus der späten Pythagoreer(innen) und ihre Zahlenlehre (Bd.5, S.182), und daß Sokrates den Zenon "geschmäht" und "nachgeahmt" habe (a.a.O., S.181). Sokrates und Platons Kämpfe gegen die Sophist(inn)en hat letzterer festgehalten, Aristoteles weist Platons "Abtrennung der Ideen" zurück; weitere Beispiele fanden sich in den vorangegangenen Kapiteln.

große Arzt bereits als Dreiundachtzigjähriger starb." (Durant, Bd.5, S.169)⁴⁹ Heraklit, der weinende, mißtrauische und dunkle Philosoph hingegen soll recht freudlos und zurückgezogen gelebt haben und gestorben sein:

Endlich wurde er des Zusammenseins mit den Menschen völlig überdrüssig, schied aus ihrer Gesellschaft aus und lebte einsam im Gebirge, sich von Gras und Kräutern nährend. Dadurch verfiel er der Wassersucht, kehrte in die Stadt zurück und fragte die Ärzte in rätselhaften Worten, ob sie aus Überschwemmung Dürre machen könnten. Da sie es nicht verstanden, grub er sich selbst in einem Kuhstall in den Rindermist ein in der Hoffnung, durch die Wärme werde das Wasser sich ausdunsten. Aber auch das half nichts. Er starb im sechzigsten Jahr (Diogenes Laertius zit.n. Durant, Bd.4, S.251).

Die "Dunkelheit" auch der überlieferten Fragmente Heraklits hat den nach ihm Kommenden einige Entzifferungslast bereitet, gleichwohl wird - was er *eigentlich* meinte und wer er *eigentlich* war - vehement und konträr diskutiert. So wendet sich z.B. Vorländer (1949a, S.33) - in gewisser Weise antithetisch - gegen die überwiegend antithetische Konzeption des Verhältnisses zwischen Parmenides und Heraklit; ebenso warnt er vor einer Rezeption Heraklits als des Philosophen des "Flusses" (a.a.O., S.29). Eine ähnliche Position findet sich bei Durant (Bd.4, S.245), obwohl dieser an anderen Stellen als eine der Grunddimensionen des Heraklitischen Denkens die Betonung des Werdens und der Veränderung hervorhebt (a.a.O., S.246f). Und während sowohl der *logos*, die Weltvernunft, als auch die Vorstellung von Entwicklung als Einheit der Gegensätze insbesondere von Hegel wertschätzend rezipiert werden oder z.B. Devereux an Heraklits Mißtrauen gegen Barbarenselen Gefallen findet, kommt u.a. Russell zu einer ganz anderen Bewertung: Er bezeichnet Heraklit - möglicherweise wegen der problematischen Implikationen einer objektiven Weltvernunft, möglicherweise auch in bezug auf die Behauptung, der Krieg sei "aller Dinge Vater, aller Dinge König" (Fragment 53) - ohne weitere Begründung als "ersten Faschist" (1953, S.28).

Dissens hinsichtlich der "richtigen" Rezeption der Werke einerseits und der Einschätzung der Persönlichkeiten, die sie geschaffen haben andererseits, herrscht nicht erst zwischen moderneren Rekonstrukteur(inn)en. Diogenes Laertius rügte Platon, den "Göttlichen" und "Sprachkünstler": "Was seinen Wortschatz anlangt, so bedient er sich sehr mannigfacher Bezeichnungen, um den Ungelehrigen und Unberufenen den Überblick über seine philosophische Schriftstellerei nicht zu leicht zu machen" (zit.n. Adorno 1973, S.49). An anderer Stelle beschwerte Diogenes sich, Platon brauche oftmals "verschiedene Namen" (a.a.O., S.50) bzw. "sogar entgegengesetzte Ausdrücke ... für die nämliche Sache" (a.a.O., S.52).⁵⁰ Aristoteles wandte sich u.a. gegen die Pythagoreer(innen) und machte ihnen zum Vorwurf, daß sie "nicht im Hinblick auf die Tatsachen nach Erklärungen und Theorien suchten, sondern im Hinblick auf gewisse Theorien und Lieblingsmeinungen an den Tatsachen zerrten und sich ... als Mitordner des Weltalls aufspielten" (zit.n. Vorländer 1949a, S.22). Obwohl Pythagoras und seine Schüler(innen) eine Vielzahl von Studien

49 Lange (1873, S.13) merkt etwas vorsichtiger an, daß das "Todesjahr des Demokrit ... ungewiß [sei], aber allgemein [bestehe] die Annahme, daß er ein sehr hohes Alter erreicht habe und heiter und schmerzlos vom Leben geschieden sei". Eine andere Position entlang dieser Ungewißheit vertritt Marx, der bei seinem Vergleich der Demokritischen mit der Epikureischen Lehre für den Demokrit auf eine antike Fabel zurückgreift, nach der dieser, "am Wissen verzweifelnd, sich selbst blendet", während "Epikur, als er die Stunde des Todes nahen fühlt, in ein warmes Bad [steigt] und ... reinen Wein [begehrt] und ... seinen Freunden [empfiehlt], der Philosophie treu zu sein" (1841, S.273f).

50 Adorno merkt umgekehrt zu Diogenes Laertius als einer der wichtigsten Quellen für die antike Philosophie und insbesondere zu dessen Platonverständnis kritisch an, "wie vertrackt die Sache für einen Menschen wird, der schon gleichsam vom Standpunkt des toten, lexikalischen Sprachwissens auf die lebendige philosophische Terminologie sieht" (Adorno 1973, S.51).

durchführten⁵¹, an die später angeknüpft wurde, blieb ihre Verurteilung als elitäre und mystische Geheimwissenschaft auch in der Folgezeit überwiegend. In der relativ wohlwollenden Darstellung Durants erscheinen sie aufgrund der Teilhabe von Frauen und Männern an exoterischen und esoterischen Kreisen und wegen des gemeinsamen Besitzes an Eigentum als "kommunistische Aristokratie" (Bd.4, S.279). Eine solche kreierte nach Ansicht Durants auch Platon mit seiner Vision der "Politeia". Platon, für Durant wie erwähnt der "Liebenswerteste" und "Feinsinnigste" dieser Epoche, sei zudem ein gegen den "Leib" und die "menschliche Natur" mißtrauischer Mensch gewesen, empfindsam und

ein Asket, weil er in jedem Augenblick ein reiches und ungestümes Temperament zu zügeln hatte ... [Als] Logiker ..., der schärfer dachte als Zenon von Elea und Aristoteles ... war es sein Schicksal, daß er die Philosophie mehr liebte als jede Frau oder jeden Mann und daß er zum Schlusse ... die Überzeugung hegte, die Philosophie müsse zerstört werden, damit der Mensch leben könne. Er wäre selbst das erste Opfer seiner Utopien geworden. (Bd.6, S.117)

Anders als bei dem sensiblen und konsequenten "Künstler" Platon häufen sich für Aristoteles Zuschreibungen wie "ernst", "trocken", "nüchtern" etc. Zwar schränkt Durant mit Blick auf dessen "zärtliches Angedenken" an seine erste verstorbene Frau Pythia ein, daß Aristoteles "nicht ganz der gefühllose Bücherwurm [war], den man sich nach seinen Werken vorstellen würde" (a.a.O., S.118), doch auch seinem Lehrer Platon, den er viele Jahre begleitete, habe er zwar "einen Altar [gebaut] ... und ... fast göttliche Ehren [erwiesen]" (a.a.O., S.117), ihn aber "nicht lieben" können.⁵² Die hier vorgenommene Unterscheidung zwischen dem "Göttlichen" und seinem zwar arbeitsamen, aber weniger grandiosen Schüler und Nachfolger ist keine Durantsche Besonderheit. Denn obwohl kaum eine Einzelwissenschaft die Aristotelische Gründungsarbeit übergeht, bleibt Aristoteles als Person häufig suspekt, zu Unrecht, wie Bernhardt (1972b, S.128) anmerkt, als er die als "falsche Legende" überwiegende Typisierung skizziert: "Wenn man in Sokrates den Weisen erkannt hat, in Platon den Meister, welche Rolle soll man dann dem zuletzt gekommenen in diesem illustren Dreigespann zuerteilen? Zweifellos die ... des spießigen und insgesamt grundsätzlich konformistischen Professors". Und doch war es Aristoteles, dem bei aller Ambivalenz zwischen der Wertschätzung seines Werkes und einer wiederkehrenden Verächtlichkeit gegen seine Person, die seine Rezeption durch Folgende immer wieder durchzieht, eine "langdauernde Vormachtstellung" in der Geschichte der Wissenschaften zukam. Er leistete, so Störig, eine "geistige Welteroberung, in ihrer Art nicht weniger großartig und für die Geschichte der Menschheit folgenreicher als die Siege seines welterobernden Schülers Alexander" (1950a, S.177).

Verglichen mit dem "Meister" und dem "Professor", die - in zwar unterschiedlicher Weise - Verehrung *und* Ablehnung durch Nachfolgende auf sich zogen, fällt bei Sokrates vor allem dessen weitgehend übereinstimmende und stereotype Rezeption als "Weiser" auf. Er, von dem keine Zeile überliefert ist, dient als Namensgeber für die Trennlinie zwischen einer mythischen - vorsokratischen - Frühzeit und der attischen "Geburt" der Wissenschaften. Wieder einmal ist es Durant, der in seiner Eröffnung des Kapitels über Sokrates das Paradoxe dieser Zuschreibungen in der ihm eigenen, hinterlistig (selbst-) ironisierenden Weise zum Ausdruck bringt: "Es ist angenehm", gesteht er, "endlich einer Persönlichkeit

51 Z.B. nahm Philolaos für Erde und Himmelskörper eine Kugelform an, allerdings da die Kugel den Pythagoreer(inne)n als vollkommenster Körper galt; der Arzt Alkmeion vermutete im Zuge von Tiersektionen das Gehirn als Zentrale der Wahrnehmung.

52 Eine Metapher für die Beziehung zwischen beiden und auch für die Treue des Aristoteles könnte sein, daß dieser bei einer etwas langwierigen Vorlesung "der einzige [war], der ... bis zum Ende ausharrte, während alle übrigen sich entfernten" (Diogenes Laertius nach Durant, Bd.6, S.118).

gegenüberzustehen, die offenbar so wirklich ist wie Sokrates" (Bd.5, S.201). Doch diese Wirklichkeit hat Tücken, und Durant verweist sich und die Lesenden schon im nächsten Atemzug auf das irritierende Faktum, daß die Lebendigkeit des Sokrates zwei "Gewährsmännern" geschuldet ist, die beide im Hinblick auf "geschichtliche Wahrheiten" einigermaßen suspekt sind - Xenophon verfaßte "historische Romane" und Platon "einbildungsreiche Dramen", die bei dem Sokrates, so der "antike Klatsch", einiges Kopfschütteln hervorgerufen haben sollen: "Beim Herakles, was der junge Mensch doch alles über mich zusammenlügt!" (Diogenes Laertius nach a.a.O.)⁵³

Gleichwohl sind die Bilder von Sokrates sehr einhellig: Er, der ähnlich den Sophist(inn)en zwar Menschen um sich sammelte, aber keine Schule vergleichbar z.B. der Platonischen Akademie gegründet habe, sei

weder ein Bücherschreiber noch ein einsamer Grübler noch ein dozierender Professor [gewesen]. Er ging auf den Markt und die Straßen. Es war ihm Bedürfnis, die Wahrheit im Zwiegespräch mit anderen zu finden ... Dabei ging er von dem, was dem Betreffenden - war er nun Handwerker oder sonstiger Praktiker oder Politiker oder Dichter - am nächsten lag, ... aus (Vorländer 1949a, S.64).

Denn Sokrates wußte, so Krohn (1989, S.11),

daß dem Menschen die Antworten nicht durch Belehrung von außen zukommen können: daß vielmehr jeder einzelne sich nur in sich selbst finden kann. Für dieses forschende Sich-selbst-Befragen ist das Gespräch mit anderen in gleicher Weise Suchenden eine wesentliche Hilfe.

Er arbeitete auf den Athener Straßen als unermüdliche "Hebamme" der Wahrheit und als unbeirrbarer "Freund der Weisheit", hatte keinen Gefallen an Besitz und kein Interesse an Meinungen, die - so war von Chatelet (1972a, S.100) zu erfahren - doch "nur die Eigeninteressen und die Launen der Individuen oder der Gruppen zum Ausdruck [bringen]".

Nun wäre anzunehmen, daß die Vorstellung von der Sokratischen Wendung gegen Eigennutz, Leidenschaft und Laune ganz auf den "idealisierenden" Platon zurückgeht und dessen "liebvoll gemaltes Abbild von Sokrates" (Durant, Bd.6, S.99). Zwar bliebe immer noch bemerkenswert, daß in diesem Falle die Rekonstrukteur(inn)e(n) durchweg der Liebe des Platon mehr trauen als z.B. der Abneigung des Aristophanes, der ähnlich dem Sokrates-Schüler und -Anhänger Xenophon und entgegen der von Nachfolgenden ganz einhellig vertretenen Position, Sokrates habe keine Schule gegründet, neben anderem "die Schülerschaft des Sokrates zu einer Schule vereinigt [darstellt]" (Durant, Bd. 5, S.209). Doch auch bei Platon finden sich andere Züge als die des Weisen und leidenschaftslos die Wahrheit Suchenden, die erstaunlich unbeachtet bleiben bei der Kreation des Mythos Sokrates: Bereits erwähnt war die von Chatelet vermutete, implizite Kritik Platons, Sokrates habe an seiner "göttlichen Sendung" möglicherweise zu großen Gefallen gefunden. Betrachtet man die Platonischen Dialoge genauer, so tritt Sokrates, der vorsichtige Geburtshelfer, doch auch immer wieder als autoritär lenkender Arzt mit harten Zangen auf. Insgesamt ist es ein sehr schillerndes *Abbild*, das Platon von seinem Lehrer hinterlassen hat, und das von dessen "jugendlicher Schüchternheit im *Parmenides* und seiner unverschämten Schwatzhaftigkeit im *Protagoras* hin zur gedämpften Frömmigkeit und Resignation des

53 Platon war wohl nicht interessiert an einer "auf geschichtlichen Tatsachen beruhende[n] Form", und z.B. auch "Gorgias war nicht minder erstaunt als Sokrates über die Worte, die der junge Dichter-Philosoph ihm in den Mund legte" (Durant, Bd.6, S.98).

Phaidon [reicht]" (Durant, Bd.5, S.201). Dieser Darstellung zufolge scheint Sokrates gleichermaßen

leidenschaftlich dem folgerichtigen Denken ergeben und liebte es, die Dinge nach Geschlecht, Gattung und spezifischen unterscheidenden Merkmalen einzuordnen, ... [wie] er ... die trostlosen Wüsten der Logik mit einem Humor [salzte], der in der Geschichte der Philosophie eines frühen Todes starb (a.a.O., S.208);

ein Humor, dem immer wieder auch Spott, Neugierde und Streitlust beigemischt sind, weil er "alle Dinge für nichts wert [hält] und uns für nichts und verstellt sich nur gegen die Menschen und treibt Scherz mit ihnen ein Leben lang" (Symposion, 216e). Sokrates wendete sich entschieden gegen die Sophist(inn)en und ihre den "Hürern" ähnliche "Erwerbsgier" (Durant, Bd.5, S.199f), lebte aber gleichzeitig von dem Geld, das ihm seine "Schüler und Lieblinge" zukommen ließen und die Athener(innen) bezeichneten ihn "ohne Zögern" als Sophist (a.a.O., S.209 und S.215f).

Auch scheint der Sokratische Dialog nicht nur ein Mittel zur Wahrheitsfindung gewesen zu sein: Er war ein potentieller Austragungsort für die Kämpfe von bissigen jungen "Hündlein", wogegen Platon in der "Politeia" (539) Vorsichtsmaßnahmen entwirft und den er im "Kritias" zugleich wertschätzt, wenn er Hermokrates den Kritias auffordern läßt, "mannhaft zum Vortrag den Kampfplatz zu betreten" (108c). Ebenso war er, folgt man dem Lob und Tadel des Sokrates durch Alkibiades im "Symposion", ein Ort des Begehrens und der Verführung: Nachdem Alkibiades den Sokrates gescholten hat, daß er "schon wieder auf der Lauer [liegt und nicht] etwa beim Aristophanes oder wer sonst hier der lustigste ist und auch sein will, sondern hast es wieder so ausgesonnen, daß du neben dem schönsten von allen hier zu liegen kommst" (213b-c), beginnt ein Ringen um diesen Schönsten, Agathon, bei dem Alkibiades seine Erfahrungen mit dem wenig ansehnlichen und übermütigen "Flötenspieler" Sokrates sehr eindringlich zu schildern versucht. So sei Sokrates zwar "verliebt ... in die Schönen und immer um sie her und außer sich über sie" (216d), doch nachdem er des Alkibiades Herz gewonnen hatte, "verachtete und verlachte [er] meine Schönheit und trieb Übermut" (219c), so daß Alkibiades nach den gemeinsam verbrachten Nächten gekränkt "aufstand, ohne etwas weiteres, als wenn ich bei einem Vater oder älteren Bruder gelegen hätte" (219c-d). Die Lage des Alkibiades bleibt verzwickelt und es ist Sokrates' Besonderheit und der Kraft seiner Rede geschuldet, daß Alkibiades "weder wußte, wie ich ihm zürnen sollte und mich seinem Umgang entziehen, noch auch, wie ich ihn gewinnen könnte, Rat wußte" (219e). Sokrates weist weder des Alkibiades Schilderung seiner Person noch seiner Intentionen zurück, statt dessen markiert er das Interesse des Alkibiades, "mich und den Agathon zu entzweien, weil du meinst, ich dürfe nur dich lieben und keinen andern, und Agathon nur von dir geliebt werden und auch nicht von einem andern sonst" (222d). Als Agathon schließlich, da Alkibiades sich bei seinem Eintreten zwischen beide gelegt hatte, aufsteht und sich wieder neben den Sokrates begibt, bleibt dem Alkibiades nur die resignierte Einsicht: "Wenn Sokrates dabei ist, kann kein anderer etwas von einem Schönen haben" (223a).⁵⁴

54 Da Sokrates seine Künste jedoch "nicht nur mir angetan, sondern auch ... vielen andern, die er hintergeht, als wäre er ihr Liebhaber, und dann vielmehr sich zum Liebling aufwirft statt Liebhaber" (Symposion, 222b), ist zu vermuten, daß die schließliche Entscheidung des Agathon diesem ähnliche, auf Rede-Lust beschränkte Nächte einhandelte wie die von Alkibiades zuvor ausführlich geschilderten und die erste, am Ende des Symposion überlieferte. Sokrates' Anziehungskraft für junge Männer hatte möglicherweise auch Konsequenzen für den Ausgang seines Prozesses: Da sein ehemaliger Schüler Kritias die "Revolution der Reichen" angeführt hatte, wurde Sokrates nach Wiedererrichtung der Demokratie als "Urheber der oligarchischen Reaktion" (Durant, Bd.5, S.216) angeklagt; einer seiner Ankläger war Anytos, dem er Jahre zuvor den Sohn "entfremdet" hatte.

Der hier beschriebene intellektuelle Don-Juanismus des Sokrates ist in der wissenschaftlichen Darstellung durch Spätere ganz überwiegend ignoriert worden. Während Begehren, Eitelkeit und Argumentationslust für Platon und für Xenophon noch recht problemlos vereinbar scheinen mit Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Einsicht und "Selbstzucht" und Sokrates für Platon sowohl "der trefflichste war, und auch sonst der vernünftigste und gerechteste" ("Schlußworte über Sokrates" im Phaidon) als auch derjenige, der sich "immer auf der Jagd nach der reizendsten Jugendblüte [befand]" (Durant, Bd.5, S.205), sei an dieser Stelle irritiert (und ein wenig bedauernd) festgehalten, das Wissenschaft sich mit dem rationalen und wahrheitsliebenden Sokrates zu bescheiden scheint.

Im Unterschied zu der immer wieder widersprüchlichen Bewertung seiner Vorgänger (bei ebenfalls oft sehr spärlichem Material) betritt mit Sokrates eine Figur die Bühne der Wissenschaften bzw. richtiger: sie wird dorthin gestellt, die zugleich unwirklich im Sinne historischer *Zeugnisse* und wirklich entlang einer stets indikativischen Präsentation als geschichtliche Person ist. Die Frage nach dem *historischen* Sokrates ist, wie aus dem vorangegangenen erkennbar, recht problematisch, daß in bezug auf seine Persönlichkeit Wahlen getroffen wurden, ist offensichtlich. Aber wie, und warum diese? Und haben diese Wahlen Konsequenzen für die ideengeschichtliche Darstellung?

Eine Möglichkeit könnte sein, daß auch die Rekonstrukteur(inn)e(n) die Frage nach dem *historischen* Sokrates als irrelevant bzw. unbeantwortbar suspendieren, eine Annahme, die angesichts der Akribie der Auseinandersetzung mit der Überlieferung und der wiederkehrenden Schärfe der Polemik hinsichtlich der "richtigen" Lesart jedoch eher unwahrscheinlich ist. Eine weitere wäre, daß sie den antiken Chronisten des Sokrates *glauben*, was - ob der Offenkundigkeit dieses Glaubensaktes entlang der konsensuell festgestellten, idealisierenden Tendenz der beiden *Hauptzeugen* verwirrend - zudem die weitere Frage aufwirft, was mit den anderen Nuancen seines Lebens und Lehrens geschehen ist. Nun könnte aus dem überlieferten Vermächtnis eine rationale und bewußte Wahl getroffen worden sein, der wiederum (zumindest implizit) die Annahme unterliegen müßte, daß die historische Person Sokrates in einem additiven Sinne (folge ich den zugegeben verstrickten Chronisten Xenophon und Platon) u.a. aus Neugier + Begehren + Streitlust + Wahrheitssuche besteht, und nur letztere für eine wissenschaftliche Darstellung von Belang sei. (Die Beziehung zwischen dem privaten Sokrates - einer Kreation und Auswahl entlang von Überlieferung - und dem öffentlichen wäre hiernach vernachlässigbar, da die Ideen von der Person getrennt als dauernder Fundus verblieben, während die Person als Störvariable vernachlässigt werden könnte.) Damit jedoch befänden wir uns unter der Hand auf dem Boden eines propositionalen Wissenschaftsverständnisses, das in diesem Falle gewählt hätte, was dem Anspruch nach für sein eigenes Bestehen konstitutiv sein soll: die Suche nach der Wahrheit. In der Folge könnte ich alle von mir hinzugezogenen Autor(inn)en in das Töpfchen dieses Wissenschaftsverständnisses zu werfen versuchen und mit Rullmann resigniert feststellen, daß eben besonders

die abendländische Philosophie ... in ihrer 2500jährigen Tradition ihre Geltungsansprüche fast durchgängig als universale verstanden und damit abgestritten [hat], daß ihre Begrifflichkeiten wie etwa Vernunft, Wahrheit oder die Frage 'Was ist der Mensch?' einem historischen oder kulturellen Wandel unterliegen könnten (1993, S.13).

Dieses Unterfangen wäre allerdings im Hinblick auf das erwähnte Insistieren Adornos auf einem Verstehen von Absichten ebenso problematisch wie in Bezug auf Chatelet, der einem solchen Wahrheitsbegriff durchaus skeptisch gegenübersteht. Die Fragen bleiben - Wieso hat sich *dieser* Sokrates durchgesetzt? Treffen und wie treffen die Folgenden *Wahlen* aus

dem Vielen, was am Ende einer Epoche, als Gesamt eines Werkes etc. vorliegt? Wie kommen die ganz überwiegende Vielstimmigkeit und eine ab und zu aufscheinende Einmütigkeit der Deutungen zustande? Spätestens hier verweist die historische Rekonstruktion von Persönlichkeit und Werk auf deren *Rekonstrukteur(inn)e(n)*.

4.4 Von den rekonstruierten zu den rekonstruierenden Subjekten: ein unakademisches Protokoll polyphoner Wissenschaft

Es wäre nun auch weiterhin denkbar, im Aufeinandertreffen der Ideen und Argumente das Für und Wider der Möglichkeit einer (historischen) Rekonstruktion, sowie Konsequenzen, die sich hieraus ergeben könnten zu erörtern. Da nun aber die Viel-Deutigkeiten mit jedem Schritt - so hoffe ich - offensichtlicher wurden, die Frage nach den rekonstruierenden Subjekten gestellt ist, und meine Leser(innen) wie ich selbst durch das ernsthafte Suchen, Begründen und Verweisen von Verstehens- und Deutungsmöglichkeiten der letzten Kapitel einigermaßen erschöpft sein dürften, möchte ich statt dessen zu einem Gedankenspiel einladen: Die menschliche Phantasie kann gegen Raum, Zeit, Sprachgrenzen und auch akademische Konventionen recht eigen-sinnig sein, wenn sie will, deshalb nehmen wir zunächst an, daß in einem imaginären Raum mehrere Personen zusammensitzen. Viele von ihnen sind recht honorige und bereits zu ihrer Zeit und in ihrer Disziplin anerkannte Männer. Etwas abseits sitzt Frau Rullmann mit ihren beiden Mitarbeiterinnen unter einer Fotografie von Foucault, ganz in einer Ecke Herr Zierer an einem wissenschaftlichen Katzentisch. Es ist ständig etwas Unruhe im Raum, denn Herr Durant kann einfach nicht sitzenbleiben und schlendert - hin und wieder mit einem kleinen Witz über sich und die Welt - umher, und ab und zu springt Herr Marx von seinem Stuhl auf: "*Epikur ist ... der größte griechische Aufklärer*, ruft er aufgeregt, und *Prometheus ... der vornehmste Heilige und Märtyrer im philosophischen Kalender*"⁵⁵, bevor Herr Lange, leise auf ihn einredend, ihn wieder zum Sitzen überreden kann. Alles in allem hält sich die Lautstärke jedoch in den Grenzen eines angeregten und vergleichsweise respektvollen akademischen Disputs, zumal einige der Herren mittlerweile etwas heiser sind: Sie haben bereits über Stunden über den alten Texten zusammengesessen, sich über das von den Urhebern Gemeinte zu einigen versucht und manchmal auch ein wenig gestritten. Zuletzt hatte ein etwas verschüchterter Herr, sichtlich erschöpft und sicher ein Psychologe, die ihn scheinbar sehr berührende These von dem intellektuellen Don-Juanismus des Sokrates aus dem Publikum⁵⁶ in das Diskussionsforum geworfen. Er hatte auch die Frage gestellt, wie die Unterschiedlichkeit und auch die teilweise

55 Da ich mit einigen anderen im Nebenraum Platz nahm und zudem die vertrauensvolle Aufgabe zugewiesen bekam, ein Protokoll dieser Sitzung anzufertigen, wobei die Damen und Herren durchaus Wert darauf legten - den akademischen Gepflogenheiten und den eigenen Wünschen nach Originalität genügend - als Urheber(innen) ihrer Beiträge kenntlich zu sein, werde ich im Folgenden versuchen zu notieren, wer von den Anwesenden was sagte. Ich habe mir in diesem Zusammenhang erlaubt, das auch in einem solchen Kreis wiederkehrende Ungenügen der gesprochenen Sprache zugunsten einer hochsprachlichen Verschriftlichung zu glätten. Es gelang mir zudem nicht immer, die einzelnen Beiträge wortwörtlich festzuhalten, deshalb habe ich die Redeteile, bei denen ich mir völlig sicher war, in meinem Protokoll kursiv hervorgehoben. Hier handelt es sich also um eine verlässliche Wiedergabe des von Herrn Marx Gesagten (1841, S.262f).

56 Das Publikum bestand, das muß an dieser Stelle vorausgeschickt werden, aus einem recht bunt gemischten Kreis mir bekannter und unbekannter Namen und Gesichter; Personen unterschiedlicher disziplinärer Herkunft und wissenschaftlicher Dignität. Einige waren dem Hinweis auf diese Veranstaltung auch nur gefolgt, weil sie sich ganz ohne akademische Grade oder Einbindung für die griechische Antike interessierten; wieder andere versuchten, so erfuhr ich an dem etwas hitzigen Ende des Gesprächs, den langen Tagen ihres Arbeitslosendaseins durch das Wahrnehmen derartiger Termine Inhalt und Struktur zu verleihen. Zu meiner Freude waren im Publikum auch mehr Frauen anwesend als im eigentlichen Gesprächsraum, und mein Glück als Protokollantin war, daß eine Dame mittleren Alters, die neben mir saß, sich als professionelle Berichterstatterin des akademischen Klatsches zu erkennen gab, einer Berufssparte, die ihr Interesse - zu unser beider Bedauern, wie wir feststellten - bisher weitgehend auf Königshäuser und die weltliche Prominenz beschränkt.

Einstimmigkeit dieses illustren Chores zu erklären sein könnten und welche Folgen sich hieraus in Bezug auf den doch scheinbar von allen geteilten Wunsch bzw. die Überzeugung ergäben, möglichst nahe an der historischen Überlieferung zu bleiben.

Ein älterer Herr, den keiner in den Gesprächsraum hatte eintreten sehen⁵⁷, unterbrach das dieser Frage folgende Schweigen. "Ich habe mich", begann Herr Graumann, "zwar nur in dem bescheidenen Rahmen einer Auseinandersetzung mit der Rolle der Geschichtsschreibung in der Sozialpsychologie mit derartigen Problemen befaßt, aber ich glaube infolgedessen vermuten zu dürfen, daß, *welche Ereignisse ... man berücksichtigt und wie man sie gewichtet und zueinander in Beziehung setzt*⁵⁸, in vielfacher Weise abhängig ist von den Intentionen der jeweils Rekonstruierenden. Deshalb halte ich eine historische Rekonstruktion nie für den bloßen Versuch, nachzuvollziehen, was gewesen ist, sondern ich glaube" - er machte eine kleine Pause, strich sich über den Schnurrbart und blickte aufmerksam in die Runde, denn nach dieser ersten kleinen Kränkung historischer Ambitionen wollte er die Wirkung des nun Folgenden im Auge behalten - "sie erfüllt insbesondere zwei Funktionen: Zum einen die einer *Rechtfertigung*, indem wir *Wissenschaftler mit Hilfe der Geschichtsschreibung uns selbst und die eigene gegenwärtige Forschungstätigkeit mit 'klassischen' Erfolgen, mit angesehenen Theorien der Vergangenheit oder ganz allgemein mit 'großen Männern' verknüpfen, um so die gegenwärtige Forschung zu rechtfertigen, ... den eigenen wissenschaftlichen Status zu erhöhen ... und einen guten Stammbaum*⁵⁹ zu erhalten. Und die zweite denke ich, meine Herren, ist die der *Identifikation*, d.h. wir grenzen uns auf diese Weise von anderen wissenschaftlichen Gruppen ab und schaffen uns unsere eigene disziplinäre oder subdisziplinäre Identität."

Angesichts des seinem Beitrag folgenden Schweigens befürchtete Herr Graumann zunächst, die Anwesenden mit dieser doch sehr sozialpsychologischen Erklärungsweise gar zu sehr vor den Kopf gestoßen zu haben. Zwar hatte er von "uns Wissenschaftlern" geredet und damit zumindest der Form nach erkennbar gemacht, daß er bereit war, sich seinem Deutungsansinnen selbst zu unterwerfen, auch wäre eine kleine Provokation durchaus in seinem Sinne gewesen, aber -

Herr Graumann wurde in seinem Nachdenken unterbrochen, denn Herr Durant, ein unruhiger und für viele Ideen offener Geist, insofern sie erlaubten, neue Bezüge herzustellen und obwohl er sich dann immer wieder in größere oder kleinere Widersprüche verstrickte, war plötzlich mitten im Raum stehengeblieben und hatte durch ein mehrmaliges "sehr interessant" die Aufmerksamkeit aller auf sich gezogen. "Das könnte zum Beispiel schon für Aristoteles durchaus zutreffen", murmelte er, und dann lauter: "Es ist doch Thales, den Aristoteles als 'Ahnherrn' der Wissenschaft anführte, Thales, der nach Aristoteles als erster die Frage nach der 'arche' stellte und sie - so des Aristoteles Deutung - *materialistisch beantwortete!* Wir wissen natürlich", fügte er schmunzelnd hinzu, "daß dies eine dieser aristotelischen Unschärfen ist, mit denen er auch sonst öfter nicht ganz so Passendes passend machte. Und daß wir, wenn *wir uns ihm nähern, ... nicht den Scharfsinn eines*

57 Mein Herz machte bei seinem Anblick einen kleinen Sprung, denn er hatte mir und meinem Freund und Kollegen im Zuge eines Kommentars zu einem seiner Beiträge doch recht übel mitgespielt und uns heftig in die Reihen der Fast-Food-Fraktion der Psychologie verwiesen. Ich hatte ihm diese offenkundige Übellaunigkeit jedoch längst verziehen (Interessierte können die Kontroverse in Görnitz, Harloff, Mey und Valsiner 1998 nachvollziehen), und da ich vieles von ihm Gesagte weiterhin schätzte, verfolgte ich seinen folgenden Beitrag aufmerksam.

58 1992, S.3

59 a.a.O., S.4

*Platon und nicht den Witz eines Diogenes erwarten dürfen, sondern nur ein reiches Wissen und eine konservative Weisheit, die dem Freund und Pensionär von Königen wohl ansteht*⁶⁰."

Die folgende kurze Pause deutete weder darauf, daß Herr Durant seine Überlegungen bereits zu einem Ende gebracht hatte, noch versuchte einer der Anwesenden, sie für eigene Ausführungen zum Anlaß zu nehmen. Sie hatten im Verlaufe des Gesprächs seine zwar etwas schnellen Schlüsse bereits kennengelernt, doch einige von ihnen schätzten seinen Humor, andere achteten zumindest seine immer wieder akribische Quellenarbeit, wieder andere waren scheinbar tief in eigene Gedanken versunken. "Genau!" - seine Stimme verriet zunehmende Aufregung - "Sie wissen doch, wie viel Wert der große Philosoph auf die Naturbeobachtungen des Thales legte und daß er ausdrücklich darauf hingewiesen hat, daß Thales, als *man ihn wegen seiner Armut verhöhnte und behauptete, die Philosophie sei unnützlich*⁶¹, speulierte und zu großem Reichtum kam, um zu zeigen, *daß es für den Philosophen leicht ist, reich zu werden, wenn er nur wolle, daß er aber darauf keinen Wert lege*⁶². Und Thales erhielt bereits als Greis *den Titel eines sophos, eines 'Weisen', und als Griechenland seine Sieben Weisen aufzählte, da setzte es Thales an die erste Stelle!*⁶³ Ein wahrhaft würdiger Ahnherr, mit dem Aristoteles seine Ahnenreihe beginnt!"

Wieder folgte eine dieser kleinen Pausen, und wieder machte niemand von den Anwesenden Anstalten, Herrn Durant zu unterbrechen. "Und die nächste herausragende Person neben Thales, an die Aristoteles anschließt als den 'ersten Besonnenen zwischen Trunkenen'" - Durant sah sich etwas ratsuchend im Raum um und nickte schließlich Herrn Vorländer zu - "Sie, lieber Kollege, haben uns glaube ich daran erinnert, ist Anaxagoras.⁶⁴ Doch warum favorisierte er dessen 'nous' als 'weltordnendes Prinzip', warum nicht den 'logos' des Heraklit?" Er blickte triumphierend in die Runde und beantwortete, unbeirrt von einigen abschätzigen Mienen, die er angesichts dieser doch recht leichthin zwischen "nous" und "logos" gezogenen Parallele erntete, die gerade gestellte Frage selbst: "Weil Heraklit nach innen blickte, Anaxagoras aber, nachdem die Bedeutung des 'nous' unterstrichen war, sich der natürlichen Welt und der Gliederung ihrer Phänomene zuwandte und, wie *Aristoteles bemerkt, überall natürliche Erklärungen suchte*⁶⁵. Wir wissen allerdings auch", fuhr er schmunzelnd fort, "daß Anaxagoras *seinen nous allzu sehr hintangestellt* hat, sodaß möglicherweise seine Ankläger in diesem nur mehr *eine List vermuteten, die die Haut ihres Urhebers retten sollte*⁶⁶. Insoweit wäre Ihre These", er wandte sich nun wieder an Herrn Graumann, "Sie sprachen von 'Rechtfertigung' beziehungsweise 'Erhöhung' der eigenen Arbeit und von 'Identifikation mit' respektive 'Abgrenzung von' anderen, wenn ich das richtig verstanden habe, durchaus auch für den Aristoteles von einiger Plausibilität. Man könnte zudem sagen" - hier bekam sein Gesichtsausdruck dieses sympathisch Verschmitzte, das seine Einfühlung in die Höhen und Tiefen seiner antiken Schützlinge zu begleiten pflegte, "Aristoteles hat einen historisch wie persönlich klugen Weg zu wählen versucht, insoweit er sein Interesse - Naturforschung und richtiges Wissen - im Falle des Thales mit dem denkbar besten Stammbaum verknüpfte und mit der Art seines Anschlusses an Anaxagoras mögliche

60 Bd.6, S.120

61 Bd.4, S.233

62 a.a.O.

63 a.a.O., S.235

64 Dies war, wie ich im Nachhinein feststellen konnte, ein Irrtum, denn Herr Störig hatte im Verlauf des vorangegangenen Gesprächs Aristoteles zitiert.

65 Bd.5, S.164

66 a.a.O.

Probleme zu vermeiden suchte, da er dessen nous als vorrangige Begründung wählte. Vielleicht wäre er", Herr Durant wirkte nun halb amüsiert, halb irritiert, ein wenig in sich selbst versunken, "*durch und durch Naturwissenschaftler geworden, hätte er nicht solange Platon zugehört*⁶⁷? Nun gut. Auf jeden Fall war Aristoteles sich der vorhersehbaren Unvorhersehbarkeiten der attischen Geschichte durchaus bewußt und" - Herr Durant blickte vielsagend in die Runde - "ihm erschienen *gewisse Dinge ... für ein dauerhaftes Glück unerlässlich: gute Geburt, gute Gesundheit, gutes Aussehen, gute Schicksalsfügungen, guter Ruf, gute Freunde, gutes Geld und Güte!*"⁶⁸

Herr Vorländer sah von dem vor ihm liegenden Buch auf⁶⁹. "Sie sehen also, Aristoteles befindet sich hier in deutlichem Gegensatz zu Platon, wenn dieser erst den Sokrates den Anaxagoras und dessen Vernunft - ich zitiere - als '*das Anordnende*'⁷⁰ loben läßt, um kurze Zeit später enttäuscht festzustellen," - Herr Vorländer wandte sich wieder dem Buch zu - "*wie der Mann mit der Vernunft gar nichts anfängt ..., dagegen aber allerlei Luft und Äther und Wasser vorschiebt und sonst vieles Wunderliches*"⁷¹ - und wieder aufblickend - "Knochen, Sehnen, Gelenke, Sie kennen das ja." An dieser Stelle meldete sich Herr Lange, der scheinbar in Gedanken noch dem Aristoteles nachgehangen hatte, einigermaßen aufgeregt zu Wort: "Und er nennt zum Beispiel den Demokrit zwar *oft und mit Achtung, aber er zitiert ihn meist nur, wo er ihn bekämpft, und dies geschieht keineswegs mit der gehörigen Objektivität und Billigkeit. Wieviel er von ihm entlehnt hat, ohne ihn zu nennen, wissen wir nicht*⁷², da er ohnehin die Angewohnheit hatte, wenn er mit seinen Vorgängern übereinstimmte, deren Worte zu benutzen, ohne dies kenntlich zu machen." - "Aber lieber Kollege Lange", mischte sich nun auch Herr Chatelet in das Gespräch ein, "an dieser Stelle von 'Billigkeit' zu reden, ist ja doch recht modern und dem damaligen Denken wenig angemessen. Kriterien wie Originalität sind historisch jung und es bestanden im Gegensatz hierzu in diesen frühen Zeiten sehr enge und intime Beziehungen zwischen Schülern und Lehrern, bei denen die Frage der Authentizität keineswegs eine so hervorragende Rolle spielte wie für Spätere. Denken Sie nur an die Pythagoreer!"

"'Autos epha', 'autos epha'", war aus dem nun entstehenden Tumult heraus zu hören, und Herr Störig, der eine ganze Zeit im Hintergrund und schweigend das Gespräch verfolgt hatte, schien allen Mut zusammenzunehmen, um nun auch wieder zu Wort zu kommen. Dem Durcheinander der Situation, möglicherweise auch dem Problem, daß er angesichts seines vergleichsweise geringeren philosophischen und historischen Gewichts erst verspätet zum Zuge kam, mag geschuldet gewesen sein, daß er im Folgenden zum einen nicht an Herrn Chatelet, sondern an dessen Vorredner angeschlossen und zum anderen sein Beitrag insgesamt etwas hastig ausfiel: "*Viele Philosophen haben versucht, alles Vorangegangene in ihrem Sinne auszulegen und als Vorstufe des eigenen Systems zu erweisen, wobei in extremen Fällen schließlich die frühere philosophische Literatur sozusagen wie eine Fußnote zu den*

67 Bd.6, S.118

68 a.a.O., S.133.

69 Ich muß gestehen, daß ich nach den letzten Sätzen immer unruhiger geworden war und mein Protokoll deshalb an dieser Stelle eine kleine Lücke aufweist: Was, wenn Aristoteles, der Hauptzeuge, bei der Inthronisierung seiner eigenen Ahnenreihe nicht *die* griechische Philosophie rekapitulierte, sondern den eigenen Gesichts- und Zitierkreis mit einer engen örtlichen Eingrenzung auf ionische und süditalienische Städte und auf Athen. Ich merkte, daß mir bei diesen Gedanken leicht schwindelte und wandte, auch um meinen Schreck zu bewältigen, meine Aufmerksamkeit wieder der Runde zu, wo mittlerweile Herr Vorländer etwas vorgelesen zu haben schien.

70 Phaidon, 97a

71 a.a.O., 98b-c

72 1873, S.15

*eigenen Werken erscheint.*⁷³ Erschrocken über die eigene Tapferkeit sank er wieder in sich zusammen, hatte aber nun auch Frau Rullmann ermutigt, endlich das Wort zu ergreifen: "Texte sind immer wieder *bewußt vernachlässigt* worden, eben *weil sie nicht dem klassischen Kanon entsprachen!*"⁷⁴ Herr Lange, offensichtlich immer noch dem eigenen Gedankengang folgend, meldete sich wieder zu Wort: "Und auch *Plato erwähnt ihn nirgends*⁷⁵, ich muß Ihnen ja wohl nichts sagen über unseren fortdauernden Streit, ob er *an einigen Stellen ohne Nennung des Namens gegen ihn polemisiert*⁷⁶ hat. Ich weiß, ich weiß, viele von Ihnen halten es nur für eine Sage, *daß Plato in fanatischem Eifer alle Werke des Demokrit habe ankaufen und verbrennen wollen*⁷⁷, aber ich gestehe gerne, daß angesichts der Persönlichkeit Platons und dessen *Fanatismus*⁷⁸ und auch im Hinblick auf die Verlässlichkeit des Gewährsmannes ich diese Überlieferung für durchaus nicht nur sagenhaft halte. Wenigen *großen Männern*", fügte er nachdenklich und bitter hinzu, "*mag die Geschichte so übel mitgespielt haben als Demokrit!*"⁷⁹ Herr Vorländer nickte zustimmend und merkte erklärend in Richtung des weniger kundigen Publikums an, dessen er sich aus irgendeinem Grunde in diesem Moment bewußt geworden zu sein schien, Demokrit habe "ja *einst als Klassiker der griechischen Philosophie neben Platon und Aristoteles gestanden und sei dann seit Beginn des christlichen Zeitalters ... in Vergessenheit geraten, aus der ihn erst Bacon und Gassendi zweitausend Jahre später gezogen haben.*"⁸⁰

Er hatte den Satz noch nicht zu Ende gesprochen, als Herr Marx von seinem Stuhl aufsprang: "Ganz sicher ist ihm übel mitgespielt worden, aber Epikur wird nach wie vor übel mitgespielt! Sie wissen," er wandte sich nun von den neben ihm sitzenden Herren Lange und Vorländer weg und der Runde zu, "daß ich in *Mikrologien* die Differenzen zwischen Demokrit und Epikur herausgearbeitet habe gegen *ein altes eingebürgertes Vorurteil, demokritische und epikureische Physik zu identifizieren*⁸¹. Was *Cicero und Plutarch* über den Epikur *geschwätzt haben, ist doch bis auf die heutige Stunde nachgeschwätzt worden*⁸²! Und verzeihen Sie, meine Herren", es war ihm anzusehen, daß ihm an diesem Verzeihen nicht

73 1950a, S.159. Es sei angemerkt, daß, als Herr Störig sich aufrichtete, ein Herr rechts hinter mir immer wieder in seine Richtung zeigte und "den kenne ich, den kenne ich" rief, allerdings in einer dem Publikum zustehenden, verhaltenen Lautstärke. Auf die ebenfalls leise an meine Nachbarin gestellte Frage, wer dieser Herr sei, antwortete sie, es handele sich um Herrn Tack, der sich, sofern sie recht erinnere, in einem 1994 erschienenen Beitrag zu einer "Allgemeinen Methodenlehre der Psychologie" u.a. auf Herrn Störig bezogen habe. Etwas schwierig für mein Protokollieren war, daß meine Nachbarin, seit Herr Lange das Wort "Billigkeit" erwähnt hatte, mir immer wieder kichernd zuflüsterte, wer in dieser auf "Originalität" bedachten Moderne wieviele "Schüler" für sich schreiben und sich auch sonst einiges einfallen ließ, um sich bei der Verteilung der "Geldtöpfchen", wie sie es nannte, und bei den wiederkehrenden Zitationszählungen "auf einen der oberen Plätze zu spielen". Und was die "Redlichkeit von Wissenschaftlern" angehe, mit der u.a. diese Zitierpraxis gerechtfertigt würde, empfehle sie mir dringend einen Blick in Di Trocchios "Der große Schwindel" von 1993, in dem einige interessante Fälle zusammengestellt seien - "nur die Spitze des Eisbergs", wie sie mir versicherte. Da sie aber zudem von recht merkwürdigen Initiationsritualen erzählte, u.a. daß junge deutschsprachige Wissenschaftler(innen) erst mit ihren Qualifikationsarbeiten einen Anspruch erwürben, in folgenden Veröffentlichungen das Initial des Zweitnamens zu verwenden und einige andere abenteuerliche Geschichten mehr, vermute (und hoffe) ich, daß sie doch ein wenig übertrieben hat.

74 1993, S.16

75 1873, S.15

76 a.a.O.

77 a.a.O.

78 a.a.O., S.133

79 a.a.O., S.12

80 1949a, S.45

81 1841, S.268

82 a.a.O., S.261

wirklich gelegen war, "würden wir hier auch über die Epikureer, die Stoiker oder die Skeptiker zu verhandeln haben, ich bin mir sicher, daß für nahezu alle von Ihnen diese *ein fast ungehöriger Nachtrag* wären, *der in keinem Verhältnis stehe zu seinen gewaltigen Prämissen*⁸³. Aber ich habe gezeigt", er ließ seine Faust, auch um seiner Rede Nachdruck zu verleihen, mehrmals auf den Tisch fallen, "daß Epikur nicht nur kein *Plagiarius* des Demokrit ist, sondern beide stehen sich *diametral* gegenüber. Nehmen Sie zum Beispiel ihr Urteil über *Wahrheit und Gewißheit des menschlichen Wissens*⁸⁴: Wie wir von Diogenes Laertius wissen, ist Demokrit skeptisch, und er ist *unsicher*, er, er" - Herr Marx suchte offensichtlich nach den richtigen Worten, ohne das Kopfschütteln des Herrn Lange oder die indignierte Miene einiger anderer zur Kenntnis zu nehmen - "*Hören wir dagegen Epikur. Der Weise, sagt er, verhält sich dogmatisch, nicht skeptisch ... 'Alle Sinne sind Herolde*⁸⁵"

An dieser Stelle wurde er gleich von mehreren Anwesenden recht energisch unterbrochen: "Wir haben uns geeinigt", so Herr Vorländer ernst, "daß wir, soweit möglich, uns auf die griechische Epoche beschränken!"⁸⁶ - "Aber genau in dieser Differenz wird auch Demokrit erst verständlich!" insistierte Herr Marx, mittlerweile recht lautstark, denn die akademische Gesprächsrunde war im Begriff, sich in ein akademisches Tollhaus zu verwandeln, in dem alle, auch die, die bis dahin geschwiegen hatten, wild durcheinander redeten und gestikulierten. "Nein, es geht bei Demokrit um einen *vorsichtigen Monismus*", war von irgendwo her die Stimme von Herrn Wundt zu vernehmen, "denn Demokrit braucht außer den Atomen und ihren Eigenschaften keine zusätzlichen Prinzipien!" - "Er ist Dualist!" ereiferte sich Herr Lange, "denn er unterscheidet sehr wohl zwischen Materie und Stoff, und nicht der Geist, sondern der Stoff ist *die weltbildende Kraft*"⁸⁷. - "Es handelt sich bei dem Atomismus um einen *dualistischen Materialismus!*" pflichtete Herr Külpe⁸⁸ entschieden bei, was Herr Adorno aus dem Hintergrund mit einem feinen Lächeln anmerken ließ, daß "bei Begriffen wie Materialismus und Idealismus *die klassischen Philologen wahrscheinlich schon heftig scharren und erklären würden, vielleicht mit Recht, daß das bereits eine Projektion moderner Vorstellungen sei*"⁸⁹. Herr Wundt, immer noch bemüht, sein Argument Herrn Lange gegenüber zu präzisieren, führte aus, er habe "von einem vorsichtigen Monismus geredet - vorsichtig! Sie können doch nachlesen, daß er die *Geister ... als Zusammensetzungen von Atomen* sieht, allerdings ohne umgekehrt *ihre selbständige Existenz* zu leugnen"⁹⁰. - "Allerdings ohne, allerdings ohne", spottete Herr Marx, "was Demokrit auszeichnet ist, daß sich seine *Ansichten widersprechen*"⁹¹! - "Die Atome stehen in enger Beziehung zu dem Atomismus und der Harmonielehre der Pythagoreer", fuhr Herr Wundt unbeirrt fort, diesmal von Herrn Bernhardt unterbrochen, der mittlerweile ebenfalls aufgesprungen war und "die *Treue der Atome insbesondere zur milesischen arche*"⁹² betonte: "Und das Atom beerbt, *aller besonderen sinnlichen Qualitäten entkleidet, was manchmal ja auch zum Vergleich mit dem*

83 a.a.O., S.266

84 a.a.O., S.270

85 a.a.O., S.271

86 Wieder fiel mir ein älterer Herr aus dem Publikum auf, weil er - diesmal sogar recht laut und immer wieder kopfschüttelnd - das Wort "Epoche" wiederholte. Es war, wie ich von meiner Sitznachbarin erfuhr, Herr Veyne, der vor einiger Zeit den Lehrstuhl für römische Geschichte am würdigen Collège de France erhalten hatte.

87 1873, S.23

88 1898, S.123

89 1973, S.214

90 1901, S.93

91 1841, S.270

92 1972a, S.56

*apeiron Anaximanders führte, zudem ... vor allem die übersinnliche Intelligibilität, die das eleatische Sein bestimmte*⁹³. - "Genau!" Herr Adorno, der bis dahin den wachsenden Tumult noch mit zumindest äußerer Ruhe verfolgt hatte, schien seinen jüngeren Kollegen umarmen zu wollen: "Auch mich erinnert die Seelenlehre des Demokrit *noch stark an die archaische, hylozoistisch-naturphilosophische Spekulation ... Durch diese Metaphorik, eine Mythologie ist es ja nicht mehr, wird die Seele auch selber so zu bestimmen versucht, daß sie ... in ihrem immateriellen Charakter gefaßt wird, daß aber dennoch ... das Kontinuum zwischen ihr und der materiellen Welt erhalten bleibt.*"⁹⁴

Zwischenzeitlich war Herr Marx aus dem Kreis der Redenden heraus vor das Publikum getreten. "Die Philosophie", begann er, brach dann aber wieder ab und drehte sich erschrocken zu Herrn Lange, der den Tränen nahe zu sein schien: "Demokrit ist der Inbegriff des *denkenden Naturforschers!*" Und wieder etwas ruhiger und in leicht dozierendem Tonfall, da er feststellte, daß sich die Aufmerksamkeit der Anwesenden, die sich zunächst auf Herrn Marx gerichtet hatte, nun mit dessen Blick ihm zuwandte: "*Wir finden bei ihm keine Spur jener falschen Teleologie, die man als den Erbfeind aller Naturforschung bezeichnen kann, aber wir finden auch nirgends einen Versuch, die Entstehung des Zweckmäßigen aus dem blinden Walten der Naturnotwendigkeit zu erklären.*"⁹⁵ Als Herr Marx bemerkte, daß Herr Lange sich wieder gefangen hatte, wandte er sich erneut an das Publikum: "Die Philosophie", wiederholte er, "*die Philosophie, solange noch ein Blutstropfen in ihrem weltbezwingenden, absolut freien Herzen pulsiert, wird stets den Gegnern des Epikur zurufen: 'Gottlos aber ist nicht der, welcher mit den Göttern der Menge aufräumt, sondern der, welcher die Vorstellungen der Menge den Göttern andichtet!'*"⁹⁶ Es ist Herrn Marx sicher nachzusehen, daß er in der Aufgeregtheit der Situation wieder zu seinem Epikur zurückgekehrt war, den er zudem einem sichtbar überforderten Publikum in griechischer Sprache rezitierte. Da die anderen ihn nun teils auf die Epoche zurückzuordern versuchten, teils ihrerseits wild über die je eigenen Lieblingsdeutungen und -philosophen durcheinanderredeten, ging der Rest der Marxschen Rede mehr oder weniger unter. Am Ende jedenfalls schloß er, in seiner Tonlage zwar ein wenig resigniert, im Text weiterhin beharrlich: "*Epikur ist daher der größte griechische Aufklärer!*" Dann wandte er sich vom Publikum wie von seinen anwesenden Kolleg(inn)en ab und verließ den Raum.⁹⁷

Das Gehen von Herrn Marx wurde von einem Teil der Anwesenden bestürzt verfolgt, von wieder anderen, insbesondere von einigen Naturwissenschaftlern, die sich auch während der vorangegangenen Treffen - abgesehen von ihrem lebhaften Interesse insbesondere an den

93 a.a.O., S.55

94 1974, S.204f. Hier mag sich wieder eine kleine Lücke in mein Protokoll eingeschlichen haben. Zum einen wurden die Anwesenden und ihre Beiträge immer aufgeregter, zum anderen tippte mir, während ich noch hörte, daß irgend jemand, ich glaube Herr Wundt, sagte, "genau das" - ich bin mir nicht sicher, was er meinte - gelte "ja auch für die pythagoreischen Zahlen", ein älterer Herr auf die Schulter. Er war mir zuvor bereits aufgefallen, da er sehr groß und stattlich war, seine Haare offensichtlich färbte (in diesem Kreis eine sehr augenfällige, kleine Eitelkeit) und sich zudem im Verlauf der Diskussion immer wieder recht laut geräuspert hatte. "Entschuldigen Sie, können Sie mir sagen, worum es gerade geht?" Ich verneinte, teils aus Angst, durch längeres Abgelenktsein meine Protokollpflicht zu verletzen, teils weil ich angesichts des Standes der Diskussion zunehmend fürchtete, nur mehr einzelne Worte auf mein Papier zu bringen, ohne deren Sinn auch nur entfernt verstehen zu können. Auch zog Herr Marx nun recht temperamentvoll die Aufmerksamkeit aller auf sich.

95 a.a.O, S.25

96 1841, S.262

97 Einige aus dem Publikum behaupteten nach dem Ende der offiziellen Veranstaltung, er habe im Hinausgehen gemurmelt: "*Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert!*" Ich kann dies, da selbst nicht Ohrenzeugin seiner Worte, an dieser Stelle allerdings nur festhalten.

Platonischen Ideen und an der "anamnesis" - eher im Hintergrund gehalten hatten, mit erkennbarer Erleichterung. Herr Chatelet, der als Herausgeber seiner Bände einige leidvolle Erfahrungen mit der immer wieder schwer im Zaum zu haltenden Kollegenschaft gesammelt hatte, versuchte das nur mehr leise Gemurmel zu nutzen, um auf das eigentliche Anliegen dieses letzten Zusammentreffens zurückzukommen: "Meine Herren!" Er war bemüht, sich mit relativ durchdringender Stimme Gehör zu schaffen, "meine Herren!" Auch die letzten Zweiergespräche verstummten, und schließlich war nur noch Frau Rullmanns leicht gereiztes "meine Herren, meine Herren" zu hören, verbunden mit einem Achselzucken in Richtung ihrer Begleiterinnen. "Es ging uns doch, wenn ich mich recht entsinne," fuhr Herr Chatelet fort, "zum einen um die Vielstimmigkeit des Unternehmens Wissenschaft entlang gleichen Ausgangsmaterials"

"Eine Vielstimmigkeit", unterbrach ihn Herr Adorno mit einem maßregelnden Blick in die Runde, "die sich zudem durch eine recht aufdringliche Lautstärke ausgezeichnet hat", und - in Richtung Herrn Chatelet - "Entschuldigen Sie." - "Die Vielstimmigkeit des Unternehmens Wissenschaft, ja sicher, eine sehr vehemente Vielstimmigkeit, entlang der es doch schwer fällt zu entscheiden, welcher nun der 'richtige' Demokrit gewesen sein könnte" - Herr Lange starrte bei diesen Worten etwas beleidigt auf einen Fleck vor sich auf dem Tisch - "und die, da geben ich Ihnen durchaus recht", er nickte nacheinander in Richtung der Herren Graumann und Durant, "sehr deutlich auf das Problem verweist, daß eine historische Rekonstruktion immer eine 'Rekonstruktion durch' ist, die Wahrheit somit flüchtiger wäre als ein möglicher naiver Tatsachenblick es meinen könnte, wenn er ein solches Fragment in den Händen hält. Aber" - er hob seine Stimme und wendete sich von Herrn Adorno, der ihm bei den letzten Worten mit einem vergleichsweise heftigen Mienenspiel zugestimmt hatte, nun wieder Herrn Graumann zu, "mir scheint doch auch deutlich geworden zu sein, daß Ihr Rekonstrukteur zwar möglicherweise auswählt mit dem Wunsch, sich einen 'guten Stammbaum' für die eigene Arbeit zu verschaffen und auf diese Weise auch zu einer subdisziplinären Identität zu kommen; wir haben zudem, darauf verweisen ja u.a. die Anmerkungen des Kollegen Vorländer zu der dem Platon entgegengesetzten Rezeption des Anaxagoras durch Aristoteles, eine mögliche Präzisierung dahingehend erfahren, daß es doch ein ganz bestimmter Adressat ist, zu dem Aristoteles sich da hinwendet und ein wieder bestimmter, von dem er sich im selben Zuge abgrenzt, aber" - Herr Chatelet, der sich im vorangegangenen (und in wohlthuendem Kontrast zu einigen anderen Sprechern) immer wieder durch eine recht klare Redeweise ausgezeichnet hatte, schien sich, möglicherweise der fortgeschrittenen Dauer des Gesprächs geschuldet, in der eigenen Satzkonstruktion verstrickt zu haben - "aber wir haben auch festgestellt, daß potentielle Wahlen doch eine Grenze finden, wenn Sie es psychologisch wollen, in der Auswahl der Vorgänger; eine soziologische Perspektive würde hier wohl eher strukturelle Einflußgrößen hervorheben."

"Auf jeden Fall ist es nicht der *Wahrheitsgehalt*, der den Wert *einer Aussage ... bestimmt*, sondern ganz umgekehrt wird *das, was sich durchsetzt, zur Wahrheit*"⁹⁸, warf Frau Rullmann ein, während Herr Adorno einen langen Blick auf sie und ihre Begleiterinnen warf, dann aber mit einem kleinen Seufzer der *barbarischen Sexualunterdrückung* Gewähr wurde, *die den Mann tendenziell dazu nötigt, für die sein Leben lang die Verantwortung zu übernehmen, mit der zu schlafen ihm einmal Lust bereitete*⁹⁹. - "Und das, was sich durchgesetzt hat", Frau Rullmann wurde lauter, wohl auch, weil sie befürchtete, mit dem nun folgenden ein erneutes Exempel dessen zu erleiden, das anzuprangern sie im Begriff war, "denn die *Weisheit ist*

98 a.a.O., S.14

99 1951, S.30

*weiblich*¹⁰⁰ - das ist, wie Derrida ganz richtig festgestellt hat, die *phallogozentrische* Position! Über Sokrates, dessen *Dialoge Platon nachgezeichnet hat, existieren ganze Bibliotheken Sekundärliteratur. Über Aspasia, die den sokratischen Dialog erfunden hat, gibt es eine wissenschaftliche Arbeit ... und einen Roman*¹⁰¹! Und wenn ich angesichts der offensichtlichen Frauenfeindlichkeit von Aristoteles und Platon daran denke, daß zum Beispiel die Diotima als *Beleg für Platons Frauenfreundlichkeit*¹⁰² herangezogen wird ..." - Frau Rullmann holte tief Luft, führte diesen Gedankengang aber nicht laut zu Ende. Vielleicht hatte sie Herrn Durant angesehen, der ja zuvor diese nun von ihr heftig kritisierte Position vorgetragen und Platon als "glühenden Frauenrechtler" bezeichnet hatte und der mit verschränkten Armen stehen geblieben war. Aber Herr Durant liebte Frauen, und *seines* Platons fühlte er sich sicher.

"Um zu ihrer Überlegung zurückzukommen, Herr Kollege", es war Herr Vorländer, der dieses kleine, peinliche Intermezzo beendete und Herrn Chatelet eindringlich ansah, "was die Suche nach dem Authentischen der Person und des Werkes in unserem Falle natürlich zusätzlich erschwert, ist das immer wieder Unsichere unserer Dokumente und sind die teilweise langen und abenteuerlichen Wege, auf denen sie zu uns gekommen sind. Denken Sie nur an die Reisen der Schriften des Aristoteles und des Platon!" Herr Vorländer, ein sehr gewissenhafter Mann, begann in einem anderen, vor ihm liegenden Buch zu blättern. "Die des Aristoteles sollen ja *im 3. und 2. Jahrhundert v. Chr. ... in Troas* gelegen haben, dann *um 100 v. Chr. nach Athen* gekommen sein, *von da ... nach Rom*¹⁰³." Er sah wenig beeindruckt in die ahnungsvoll ermüdet wirkenden Gesichter seiner Kollegen. "*Das kann sich aber nur auf die aristotelische Handschrift selbst beziehen, denn fast alle uns überlieferten Schriften sind das ganze 3. und 2. Jahrhundert hindurch als bekannt bezeugt. In Rom erfolgt nach Plutarch um 50 v. Chr. eine Neuausgabe*¹⁰⁴, und das ist dann die der heutigen Überlieferung zugrunde liegende. Warten Sie", er blickte wieder in das vor ihm liegende Buch, während einige seiner besonders Aristoteles-festen Kollegen unruhig auf ihren Stühlen zu rutschen begannen, "hier! *Im Druck erschienen sind sie dann zuerst lateinisch, zusammen mit den Kommentaren des Arabers Averroes, in Venedig 1489, darauf griechisch, ebenda 1495 ff herausgegeben worden, sodann bis 1688*"

Herr Durant unterbrach in die letzte "acht" von "1688" hinein: "Mindestens gerade so folgenreich wie die von Ihnen zweifellos völlig richtig wiedergegebene Vielzahl der Stationen dieser Reise und ihrer zeitlichen Haltepunkte scheint mir, und das haben Sie natürlich auch bereits angesprochen" - er blieb mit einem entschuldigenden Lächeln vor Herrn Vorländer stehen, der ihn aber keines Blickes würdigte, sei es, daß diese Intervention ihn gekränkt, sei es, daß er sich in ein wieder anderes vor ihm liegendes Buch vertieft hatte - "Nun, ebenso folgenreich scheint mir doch das Problem der exoterischen und der esoterischen Kreise und Schriften in der Akademie, im Lykeion, aber auch schon bei den Pythagoreern¹⁰⁵! Sie wissen ja", fügte er augenzwinkernd hinzu, "daß Empedokles da auch schon seine Probleme hatte¹⁰⁶. Aristoteles hielt, wie Ihnen ebenfalls bekannt ist, morgens *Vorlesungen ... vor*

100 1993, S.9

101 a.a.O., S.16

102 a.a.O., S.52

103 1949a, S.119

104 a.a.O.

105 Bd.4, S.273ff

106 Manchmal waren, bei allem gebotenen Respekt, die Reden doch recht ausführlich, dann wieder mußte ich mühevoll im Nachhinein zu recherchieren versuchen, worauf angespielt wurde. In diesem Falle wurde ich in

regulären Studenten, am Nachmittag las er vor einer volkstümlicheren Hörerschaft¹⁰⁷. Und er hat uns darauf aufmerksam gemacht, daß 'Platons ungeschriebene Lehre'... weit ... von den Lehren der Dialoge abweicht, die doch wohl eher zur Erholung gut waren. Welch ungeheure Ironie der Geschichte", nun konnte oder wollte er ein Kichern nicht länger unterdrücken, "daß die heute an den europäischen und amerikanischen Universitäten am meisten verehrten und studierten philosophischen Werke als Versuch verfaßt worden waren, die Philosophie dem Laien verständlich zu machen."¹⁰⁸

"Und Platon war, entschuldigen Sie, ich konnte die Jahreszahl nicht genau erinnern," Herr Vorländer lächelte, um Verzeihung bittend, in die Runde und wendete sich dann wieder einem Buch zu: "Sehen Sie, Platon ist ja zuerst in der lateinischen Übersetzung des Marsilius Ficinus 1483f, dann griechisch 1513 bei Aldus Manutius in Venedig¹⁰⁹ gedruckt worden, während wir uns, wie Sie ja alle wissen, auf die genau 65 Jahre ältere Pariser Ausgabe des Stephanus beziehen. Und schon seit 1439 gab es die ersten Vorlesungen über die platonische Philosophie, 1440 wurde eine platonische Akademie in Florenz unter dem Protektorat von Cosimo Medici in Konkurrenz zu Padua als dem Hauptsitz der Averroisten gegründet, und dem entgegen hat Pietro Pomponazzi, Sie wissen, 1462 bis"

"Wir wissen, Herr Kollege, wir wissen", unterbrach ihn diesmal Herr Chatelet, noch bevor Herr Vorländer das Sterbedatum des Herrn Pomponazzi, sicher wieder korrekt, hätte aussprechen können. "Aber sehen Sie, lieber Herr Vorländer, natürlich glaube auch ich, daß diese Unsicherheiten in der Werksgeschichte uns zusätzliche Probleme bereiten - wir können immer wieder nicht ganz sicher wissen, wo Aristoteles aufhört, wo ein Früherer oder ein Schüler oder ein Nachfolgender anfängt, wo genau die Grenze zwischen esoterischen und exoterischen Werkteilen verläuft et cetera et cetera. Aber selbst wenn wir im Laufe unseres Gespräches von einem gemeinsamen Text ausgehen konnten oder doch zumindest ausgegangen sind, waren wir uns recht häufig uneinig." - "Und manchmal gerade doch!", warf der Herr aus dem Publikum ein, der einige Zeit zuvor neben anderem die Frage nach der Einheitlichkeit einiger Deutungen gestellt hatte. "Ist es," fuhr Herr Chatelet fort, der ihn entweder überhört hatte oder - was unwahrscheinlicher ist - hatte überhören wollen, "ist es das, was einige Psychologen dahingehend bezeichnen würden, daß das Werk oder der Begriff nur als Fläche für die Rezipierenden dient? Ich hatte bereits zuvor angemerkt, daß mir das"

Nun war es Herr Adorno, der wiederum Herrn Chatelet ins Wort fiel: "Ich vermute, daß das infolge der fortdauernden Verbindung von Naturbetrachtung und Mythologie insbesondere in diesen frühen Philosophien *Schwebende* der Begriffsbildung selbst ganz wesentlich dafür ist, daß selbst die zentralen Termini zum *Gegenstand unablässiger ... Kontroversen zwischen den Interpreten*¹¹⁰ werden." - "Sie hatten, verzeihen Sie, von der Notwendigkeit eines Verstehens von dem jeweiligen 'terminus ad quem' aus gesprochen, wenn ich recht erinnere. Nun schieben Sie aber doch sehr dem vermeintlichen Gegenstand zu, was mir mit dessen Rekonstrukteuren und deren 'Schweben' und Unbeweglichkeit, teilweise infolge recht statischer Vorstellungen über die Verfassung des Menschen, zusammenzuhängen scheint!" -

Herrn Durants 5. Band fündig, denn besagter Empedokles soll wegen des Verrats der esoterischen Lehre von den Pythagoreer(inne)n ausgeschlossen worden sein.

107 Bd.6, S.119

108 a.a.O., S.98. "Wenn es doch noch so wäre, daß sich ein breiteres Publikum für die alten Schriften interessierte", knurrte hinter mir der Herr, von dem ich mittlerweile wußte, daß er Veyne hieß.

109 1949a, S.89

110 1973, S.39

Es handelte sich um eine ältere Dame aus dem Publikum, die - zwar mit einem charmanten Lächeln, aber dennoch recht energisch - Herrn Adorno unterbrochen hatte: "Wir wissen von Koffka, daß die Unterschiede zwischen den verschiedenen Lebensphasen so gravierend sind, daß der Mensch - psychologisch betrachtet - schlechterdings nicht als über die Zeit konsistentes Gattungswesen gefaßt werden kann. Demgegenüber wird sowohl dem Humor und der Ironie als auch der schlichten Tatsache, daß selbst Philosophinnen und Philosophen in ihrem teilweise langen Leben einen Reifeprozess durchmachen können, während dessen sie ihre Positionen teilweise erheblich verändern, doch recht wenig Aufmerksamkeit geschenkt, wenn es um die historische Rekonstruktion geht." - Frau Rullmann sprang, heftig nickend, ihrer Vorrednerin zur Seite: "Denken Sie nur an die Debatten um den Menexenos!"¹¹¹

"Und an die Ironie zum Beispiel im Symposion, bei Sokrates überhaupt!" Herr Durant hatte scheinbar die letzte Kränkung überwunden, und zudem war er nun offensichtlich in seinem Element - "Und an Zenon, der sich als *Greis ... beklagte ...*, daß schon *die Philosophen seiner Zeit die intellektuellen Possen seiner Jugend zu ernst genommen hätten.*"¹¹² Womit wir zugleich auch bei ihrem zweiten Argument wären, meine Liebe", er lächelte der Dame im Publikum zu, "naja, die Reife, aber ... Denken wir zum Beispiel an Empedokles. Der war zwar sicher ein *Eklektiker*, aber warum auch immer: *gegen Parmenides ... begrüßte er jeden Sinn als einen 'Pfad zum Erkennen'*"¹¹³, um dann ein paar Jährchen später als Greis *weise und resigniert* zu schließen: *'Denn engbezirkt sind die Sinneswerkzeuge ..., die über die Glieder gebreitet sind'*"¹¹⁴. Und wir unterscheiden zwar zum Beispiel in unseren Vormerkungen Lehr- oder Wander- oder welche Jahre auch immer, aber letztlich überwiegen" - seine Satzkonstruktion ließ vermuten, daß er die eigenen Arbeiten hier ausnahm, "sehr einheitliche Darstellungsweisen von 'dem' Philosophen. Dabei ist es doch, meine Damen und Herren, gerade das *buntschillernde Gewebe* des Menschen und Werks, was sage ich, der ganzen Nation und Epoche, das das Studium der Antike so reizvoll macht! Stellen Sie sich nur vor - wenn *Perikles, Aspasia, Pheidias, Anaxagoras und Sokrates im Dionystheater zusammen einer Euripidesaufführung beiwohnten* - Athen hatte den *Höhepunkt und die Einheit des Lebens Griechenlands sichtbar vor Augen!*"¹¹⁵.

Herr Durant stand mit ausgebreiteten Armen in der Mitte des Raumes, und er schien sich selbst dort zu befinden, wohin er die Anwesenden eingeladen hatte. Auch einige andere wirkten, ganz ungeachtet möglicher Blicke oder Kommentare, in *ihre* Antike versunken. Der Lautstärkepegel erhöhte sich auf einen Schlag, und selbst Herr Zierer, der infolge einiger vorangegangener und recht heftiger Zurechtweisungen in dieser letzten Stunde verstummt gewesen war, schwärmte laut von den *"für das ganze Abendland schicksalbestimmenden, einen ganzen Kulturkreis prägenden Leistungen der Griechen"* und von deren *"volkreichem und kraftvollem Gemeinwesen"*¹¹⁶. Herr Durant, ganz gewiß ein Liebhaber *vieler* Zeiten und Kulturen, war nicht mehr zu halten: *"Kein Zeitalter kam ... je dem perikleischen in der Zahl und Großartigkeit seiner philosophischen Gedanken oder der Kraft und der Überschwenglichkeit gleich, mit denen über sie diskutiert wurde. Jedes Problem, das die Welt heute bewegt, wurde bereits im antiken Athen breitgetreten, und zwar mit solcher*

111 1993, S.45f

112 Bd.5, S.181

113 a.a.O., S.188

114 a.a.O., S.190

115 a.a.O., S.23

116 1969, S.131

Freiheit und solchem Eifer, daß das ganz Griechenland mit Ausnahme seiner Jugend entsetzt war."¹¹⁷

Es schien, als wäre ein Funke dieser Freiheit und dieses Eifers auf die Runde der Redenden und auch auf das Publikum überggesprungen. Ob mit oder ohne akademischen Grad, Natur- oder Geisteswissenschaft, Forum oder Publikum - fast alle waren aufgestanden und redeten durcheinander, teilweise hatten sich kleine Grüppchen gebildet¹¹⁸. In einer Ecke unterstrich die ältere Dame aus dem Publikum mit beiden Händen, es habe sich bei der italienischen Renaissance "keineswegs um eine Rückkehr in eine tote Welt" gehandelt, sondern um "das Begreifen des Wertes der studia humanica". Frau Rullmann erwähnte Plotin und dessen "*Lehre von dem Einen, ... von dem sich alles Sein und ganz besonders die Schönheit ableitet*"¹¹⁹. - Das "*Durchleuchten des ewigen Glanzes des 'Einen' durch die materielle Erscheinung*"¹²⁰, stimmte Herr Heisenberg ihr mit seinerseits glänzenden Augen zu, um dann von Pythagoras zu erzählen, von Platon und davon, daß "*die Schönheit der Natur ... sich auch in der Schönheit der Naturwissenschaft*"¹²¹ spiegele und daß er schon als kleines Kind Interesse an Zahlen gehabt habe: "*Der Eindruck von etwas sehr Schönem war ganz direkt, er bedurfte keiner Begründung oder Erklärung*"¹²²."

Herr Adorno, der gerade dabei gewesen war, sich mit den Herren Vorländer und Chatelet und einigen Umherstehenden über Platon als "Mann des Geistes" entgegen Demokrit als "Mann des Stoffes" zu streiten und in diesem Zusammenhang mit einem vieldeutigen Lächeln seine Mitredner daran erinnert hatte, "daß *der Anti-Materialist Platon ... bekanntlich ein ungemein wohlhabender Mann war*"¹²³, parierte in einer kurzen Nebenbemerkung in Richtung des Herrn Heisenberg: "Nun, die Selbstevidenz der 'Schönheit der Mathematik'! Schon Nietzsche, wenn ich mich recht erinnere, sagte ja, er habe von Kindheit an eigentlich für alles Interesse gehabt, wenn er von der allzu verstandesmäßigen Wissenschaft, der ihm allzu langweiligen Mathematik absehe", um sich dann wieder Herrn Chatelet zuzuwenden, der gerade von dem Eros als dem Antrieb des Philosophierens zu schwärmen im Begriff war. - "Ja", rief Herr Adorno, dem Herrn Chatelet in seiner Begeisterung das Wort abschneidend, "dieses Moment der Liebe in der Philosophie, das ja zum einen den *subjektiven Zustand der Begeisterung*"¹²⁴ bezeichnet, zum anderen, *daß man eigentlich nur dann Philosophieren kann, wenn man das Absolute will*"¹²⁵! Und es geht natürlich auch um das Motiv der Sehnsucht, denn wir haben nach Platon *die unmittelbare Anschauung der göttlichen Urbilder verloren und sehnen uns nach ihnen*"¹²⁶! Es ist, es ist" - hier schienen, wie schon von Platon bemerkt, Worte kaum zu auszureichen, "es ist der Versuch, *mit den Mitteln des Begriffs jenes Moment des Ausdrucks, jenes mimetische Moment zu retten oder wiederherzustellen,*

117 Bd.5, S.177

118 Ich selbst versuchte zwar als Protokollantin, weiterhin so ruhig wie möglich zu bleiben, um wenigstens noch Bruchstücke dieses Infernos, das als akademische Diskussion nur noch durch die Personen der Anwesenden kenntlich war, festzuhalten. Allerdings begann ich zu ahnen, was Platon mit dem *enthousiasmos*, von dem irgendwann im Laufe des Tages die Rede gewesen war, gemeint haben könnte.

119 1993, S.32

120 1970, S.68

121 a.a.O., S.67

122 a.a.O., S.68

123 1974, S.190

124 1973, S.199

125 a.a.O., S.200

126 a.a.O., S.80f

*das wahrhaftig mit der Liebe aufs tiefste zusammenhängt*¹²⁷ und" - Herr Adornos Stimme wurde wieder merklich lauter und er blickte provozierend in Richtung des Herrn Heisenberg, der jedoch, weiter in einem angeregten Gespräch mit einer mittlerweile angewachsenen Damenrunde, dies nicht zu bemerken schien - "und hier scheiden sich die Geister: *wie man sich in diesem Sinne eine Liebe etwa zur Geometrie ja doch nur sehr schwer vorstellen kann*¹²⁸!"

Herr Chatelet fügte, wohl auch um dem Eifer des Herrn Adorno ein wenig zu widersprechen, hinzu, die Philosophie habe wohl - sein dann folgendes "damals" klang ein wenig ironisch - "*die Stelle der abwesenden Götter eingenommen*¹²⁹, doch dieser hatte sich bereits einer wieder anderen Gruppe zugewandt, in der Herr Russell, der mit Herrn Lange, Herrn Störig, Herrn Bernhardt und einigen anderen zusammenstand, über die *Wissenschaftlerkollegen* des Galilei und deren Fernrohrphobie spottete¹³⁰ und ihn aufgefordert, ihm, Adorno, doch "bitte diesen Pfeiffengestank nicht direkt in die Nase [zu] blasen" (eine Empfindlichkeit, von der schwer entscheidbar war, ob sie tatsächlich der Tabaksorte des Herrn Russell oder eher dessen Art des Philosophierens gegolten hatte). Doch weder Herr Russell noch seine Gesprächspartner schienen Herrn Adornos kleine Unartigkeit zur Kenntnis genommen zu haben. Sie waren von dem Fernrohr wieder zu dem Problem des antiken Reisens zurückgekehrt, was nun Herr Durant, der sich gerade mit den Herren Zierer und Wundt um die "Rolle der Sophisten" stritt, zu einer kurzen Zwischenbemerkung über die Ägyptenreisen des Thales und des Pythagoras veranlaßte und zu einem lächelnden Hinweis auf die "Reise" des Platon in die Utopie der Politeia: "Und vergessen Sie nicht, meine Herren", fügte er, sie und sich mahnend, spöttisch hinzu, "*einige Gelehrte retten sich ... in die Vergangenheit und schreiben Geschichte, Platon sucht in der Zukunft seine Zuflucht*¹³¹". Dann wendete er sich wieder zu Herrn Wundt, der dem seinerseits heftig nickenden Herrn Zierer zustimmte, das Denken sei "*mit den Sophisten bei einer Grenze angelangt, die es vorläufig nicht zu überschreiten vermochte*, und auch das politische Leben jener Zeit, mein Lieber", eine Anzüglichkeit, die ihm, zumal im Falle des Herrn Zierer, in einer weniger aufgelösten Situation sicher nicht unterlaufen wäre, "*brachte neue, minder selbstlose Interessen mit sich*¹³²." - "Papperlapapp!", raunzte ihn Herr Durant an, der zwar wußte, daß der Blick des Herrn Wundt auch auf den Sophismus durchaus differenziert war, aber sein Temperament schien spätestens jetzt alle akademischen Gepflogenheiten hinter sich zu lassen. "Was reden sie da? Wahrscheinlich wäre *Athen bildungsfeindlich und unduldsam bis zur Blödheit geblieben, wenn sich nicht eine weltmännische Kaufmannschaft ausgebildet hätte und die Sophisten nicht nach Athen gezogen wären*¹³³!"

Nachtrag der Protokollantin

Ich entschied, da die Runde ihren offiziellen Charakter nun offensichtlich auch der Wortwahl nach verlassen hatte, mich selbst von meiner Protokollpflicht zu entbinden. Zuletzt beobachtete ich, daß Herr Adorno und eine der Begleiterinnen von Frau Rullmann zwei Stühle zusammenschoben, um gemeinsam "die bis in die Neuzeit dauernde Wirkungsmacht

127 a.a.O., S.81

128 a.a.O., S.82

129 1972a, S.125

130 1953, S.18

131 Bd.6, S.111

132 1901, S.93

133 Bd.5, S.191

des Aristoteles" zu verstehen. Ich hörte noch, daß Herr Adorno bemerkte, "dies findet sich selbst *bei einem so asketisch nüchternen Philosophen wie Spinoza ... in der Formulierung von der intellektuellen Liebe Gottes wieder oder schließlich in dem Satz von Max Scheler, alle Erkenntnis sei eigentlich in Liebe fundiert*¹³⁴"; da ich aber beim besten Willen nicht mehr rekonstruieren konnte, worauf sich sein "dies" bezogen hatte und zudem die Einsicht, kein einziges Wort mehr hören zu können oder zu wollen, sehr imperativ Oberhand gewann, packte ich meine Sachen und verließ, nur mehr am Rande einige Gesprächsfetzen über Arbeitslosigkeit und Philosophie wahrnehmend, den Raum.

Am nächsten Tag hatte ich noch ein kurzes Telefonat mit meiner Sitznachbarin, die mir einige mich "möglicherweise interessierende Dinge" aus einem Gespräch mit dem "Don-Juanisten", wie sie ihn nannte, und mit Herrn Veyne erzählte: Erster habe zwar dafür plädiert, die "historische Person Sokrates" als unentscheidbar zur Seite zu legen und noch einige Zeit - "da Xenophon und Platon für uns alle die zugänglichen Hauptquellen sind" - über das Zustandekommen der "Einhelligkeit der Legende des wahrheitssuchenden Sokrates" spekuliert. Ansonsten sei er - der gutgelaunte Zynismus meiner Gesprächspartnerin machte mir als Psychologin dann doch etwas zu schaffen - in die "heillosen Widersprüche" eines diesmal "typisch psychologischen" Erklärungsversuchs verwickelt gewesen: Möglicherweise, so habe er vermutet, sei Sokrates' "unruhiges intellektuelles Begehren" eine Wiedergutmachung für, beziehungsweise ein Triumph über seine "niedrige Herkunft" und seine körperliche "Mangelhaftigkeit" gewesen: Denn während sein Schüler Platon einer sehr alten griechischen Adelsfamilie entstammte und über ein "Frauen und Männer gleichermaßen einnehmendes Aussehen" verfügte - er habe ja auch als Ringkämpfer bei den Isthmischen Spielen teilgenommen und wegen seines kräftigen Körperbaus den Spitznamen Platon, "der Breite", erhalten - sei Sokrates "aus doch sehr einfachen Verhältnissen gekommen" und habe dem griechischen Schönheitsideal wohl kaum entsprochen. "Ich hoffe," gestand mir die Dame kichernd, "ich habe ihn während seiner Erzählung nicht gar zu sehr irritiert, weil ich ständig den Speichel, der sich in seinen Mundwinkeln gesammelt hatte und seine große Nase anstarren mußte" - eine Wirkung, die, so vermute ich entlang der Freude, die ihrer Stimme zu entnehmen war, nicht ganz unbeabsichtigt gewesen sein dürfte. Herr Veyne, fuhr sie fort, habe noch über "narrative Historiker" und deren Glauben an die "historische Epoche" gewettert und "einige sehr kluge Sachen" über die "triviale Weitergabe von Traditionen" erzählt, zum Beispiel, welche Autoren in seiner Disziplin genannt werden dürften und mit welchen Namen und Begriffen "unweigerlich der wissenschaftliche Exitus" verbunden sei; eine Gesprächswendung, die sie an eines ihrer Lieblingsthemen, die wissenschaftliche "Redlichkeit", zu erinnern schien, denn es folgten ein wenig atemlos Geschichten über einen Herrn - "eine Koryphäe seiner Disziplin" - dessen jahrzehntelange "Veröffentlichungswut" sehr abrupt geendet sei, nachdem seine Frau ihn verlassen hatte. Dann erwähnte sie noch, der "Schwarzgefärbte" habe die ganze Zeit weiter geschlafen und berichtete mir sehr ausführlich, wer zusammen mit wem "doch sehr einträchtig" den Raum verlassen hatte. Da ich mich zwar für akademischen Klatsch interessiere, mir dieses Protokoll jedoch nicht der richtige Ort zu sein scheint, ihn wiederzugeben, werde ich diese etwas abenteuerlichen Details für mich behalten und mich und die Lesenden auf das nächste Buch dieser Dame vertrösten. Ich möchte jedoch insbesondere Psycholog(inn)en ein wenig warnen: Die Geschichten, die sie mir am Ende des Gesprächs erzählte - u.a. von einem physiologischen Psychologen, der "einige Medikamente mit seinen Versuchstieren um die Wette" esse, von einem Sozialpsychologieprofessor, der eines seiner Bücher seinem "Home-Computer" gewidmet habe, einem wieder anderen, der seine letzte Schaffensphase mit der Untersuchung der

Menarche verbringe und von einigen andere "Neurotizismen", wie sie es bezeichnete, mehr - lassen erkennen, daß sie unserem Berufsstand etwas skeptisch gegenübersteht. Aber das werden Sie sicher selbst bemerkt haben.

5 Nachlese: über den Nutzen antiker Streifzüge

Im Folgenden werde ich einige Konsequenzen aus meinen antiken Streifzügen zu resümieren versuchen. Hierzu beschäftige ich mich zuerst mit dem wissenschaftlichen Status und der Konstruktion des vorausgegangenen "unakademischen Protokolls". Danach präzisiere ich - im Sinne einer ersten Zwischenbilanz - die von mir aufgeworfene Frage nach der Vermittlung von Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt bzw. reformuliere die Problematik des "und dies nehme ich wahr" entlang meiner bisherigen Ausführungen.

5.1 Eine wissenschaftliche Arbeit und ein "unakademisches Protokoll"

Vorausschicken möchte ich, daß den imaginären Raum des letzten Kapitels zu verlassen mir schwer gefallen ist. Ich befand mich in einer ähnlichen Lage wie die Schreiberin z.B. eines absurden Theaterstückes, die veranlaßt würde, ihr Werk zu begründen, während doch für diese dramatische Form gerade konstitutiv ist, daß sie darauf verzichtet, "über die Absurdität der menschlichen Existenz zu diskutieren; sie *stellt* sie einfach *dar* als konkrete Gegebenheit" (Esslin 1961, S.15). Da ich mich selbst in diese schwierige Situation gebracht hatte - denn was hat Theater mit Wissenschaft zu tun - bemühte ich mich, wenn auch zunächst etwas widerstrebend, mich den Absichten und Resultaten meines Tuns zuzuwenden. Bereits zu Beginn des letzten Kapitels hatte ich einige Gründe für den Eintritt in einen imaginären Raum genannt. Einer war, gegen die mögliche Ermüdung einer abwägenden Ideendiskussion Wissenschaftsgeschichte und akademische Konventionen auf eher unübliche Weise nahezubringen, denn leider bereitet Wissenschaft, zumindest in ihrer veröffentlichten Form, selten Vergnügen. Damit möchte ich keineswegs die im vorangegangenen verschiedentlich erwähnten Annahmen über die Beziehung zwischen Eros und Erkenntnis als irrelevant oder veraltet oder bestimmten philosophischen oder naturwissenschaftlichen Denkweisen eigen zurückweisen. Aber der Eros hat viele Gesichter und er überlebt, so vermute ich, in den Wissenschaften in meist sehr verborgenen Gestalten. Ich habe selbst immer wieder sehr gerne z.B. die Ergebnisse einer Faktorenanalyse zu deuten versucht oder mich gefreut, wenn ich im Rahmen von Feldstudien plötzlich eine "Eigenart" meines Untersuchungsfeldes zu "entdecken" glaubte. Spätestens bei der Veröffentlichung war der Spaß jedoch zu Ende und von dem Glück des "Entdeckens" oder den Verunsicherungen des Suchens und Findens keine Rede mehr; um so standardisierter die Berichtsform, desto größer der wissenschaftliche Nimbus und desto gähnender häufig die Langeweile. Ich werde auf einige Strategien und Funktionen dieser Textherstellung im weiteren zurückkommen.

Der zweite Grund ist im ersten bereits mit angesprochen: Ich habe, einige Lesende werden dies - möglicherweise kopfschüttelnd - bemerkt haben, implizit Wissenschaftlichkeit für mein "unakademisches Protokoll" beansprucht. Als "unakademisch" habe ich es bezeichnet, insoweit es die in der Psychologie nach wie vor *grundlegende* Konvention einer Trennung von literarischen und wissenschaftlichen Strategien verletzt. Ich behaupte jedoch, daß es sich um ein - ein etwas steriler Terminus - wissenschaftliches Instrument und Produkt handelt, und zwar dem Inhalt *und* der Form nach. Es sei, da es im weiteren ausführlicher um unterschiedliche Begriffe von Wissenschaft gehen wird, an dieser Stelle zunächst nur angemerkt, daß das, was unter Wissenschaft verstanden, was unter wissenschaftlich angemessenen Gegenständen und gültige Erkenntnisse produzierenden Vorgehensweisen

gefaßt wird, sowohl zwischen verschiedenen Kulturen und zu verschiedenen Zeiten - aber auch innerhalb dieser - erheblich variiert. Dies gilt, wie ich zu zeigen versucht habe, für die attischen Philosoph(inn)en ebenso wie für deren spätere Rekonstrukteur(inn)e(n), wobei mir aufgefallen ist, daß Vorstellungen von Wissenschaft häufig stillschweigend gehandelt bzw. vorausgesetzt werden. (So ist für Durant, ohne daß dies weiter explikationsbedürftig wäre, der Höhepunkt der attischen Philosophie gleichzeitig ein Tiefpunkt wissenschaftlichen Denkens, das er - unausgesprochen - mit naturwissenschaftlichem Denken gleichsetzt; für Störig, aber auch für Chatelet ist der Status der Philosophie als Wissenschaft [nicht nur im Sinne der disziplinären Entwicklung] nicht in Frage, ebenso wenig z.B. für Wundt oder für Külpe, die sich explizit auch mit Fragen des Verhältnisses zwischen Philosophie und "Einzelwissenschaften" auseinandersetzen.) Zwar hat im Zuge der Herausbildung der Vormachtstellung der Naturwissenschaften, mit der ich mich im nächsten Kapitel beschäftigen werde, eine zunehmende Vereinheitlichung durch das Einschwören auf eine Wissenschaftstheorie stattgefunden, die als Wissenschaftslogik an diesen Naturwissenschaften orientiert bleibt. Aber es ist ein Einschwören, das notwendig wurde, weil mit Fortschritt der Naturwissenschaften und der wissenschaftstheoretischen Reflexion - und das gilt auch für den Logischen Empirismus und den Kritischen Rationalismus bzw. deren spätere Revisionen - die Grenzen eines subjekt- bzw. beobachter(innen)- und kontextlosen "gültigen" Wissens immer deutlicher wurden. Und es gab und gibt entgegen diesen Standardisierungsversuchen Forschungsrichtungen wie das recht bunte Spektrum, das mittlerweile unter dem Dach eines qualitativen Paradigmas zusammengefaßt wird oder auch einzelne Stimmen wie z.B. die des Mikrobiologen Ludwik Fleck, der prononciert insbesondere gegen die Wissenschaftslogiker seiner Zeit die Auffassung vertrat, man könne "nicht allgemein über gutes und schlechtes Beobachten sprechen, sondern nur über mit einem bestimmten Wissenszweig übereinstimmendes und nicht mit ihm übereinstimmendes Beobachten" (1935a, S.60f), und der sich in seinem Hauptwerk am Beispiel der Syphilisforschung für die "Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache" (Fleck 1935b) und deren historische und sozialpsychologische Verankerung in "Denkkollektiven" interessierte. Ebenso haben sich einige Disziplinen wie z.B. die Geschichte oder die Ethnologie mit dieser Logik sehr schwer getan, und insbesondere in der Ethnologie ist die Auseinandersetzung mit einem propositionalen Wissenschaftsverständnis vergleichsweise weit fortgeschritten, was u.a. auch zur Suche nach nicht bloß *repräsentierenden* und *monologisierenden* Darstellungsweisen von Wissenschaft führt (siehe hierzu z.B. die in Berg und Fuchs 1993 veröffentlichte Kontroverse zwischen Tedlock und Tyler). Mit Positionen wie den vorgenannten hat Wissenschaft, einige Zeit Vollstreckerin und dann Erbin der Wahrheitsansprüche der Theologie, ganz wesentlich ihre Züge zu ändern begonnen: Ziel ist immer weniger - wie Wallner (1992, S.82) im Rahmen seiner "Vorlesungen über den Konstruktiven Realismus" ausgeführt hat - der sukzessive Erkenntnisfortschritt hin zu "einer 'Endwissenschaft', ... die das gesamte Wissen der Menschheit erfaßt", sondern die sehr viel bescheidenere Hoffnung auf eine "Bereicherung des Bewußtseins, durch mehr Möglichkeiten die Wirklichkeit zu strukturieren", mit all den Verunsicherungen, die dies für die Produzent(inn)en und für die Abnehmer(innen) wissenschaftlicher Aussagen bedeutet.

Aber das ist ein Vorgriff, da es im weiteren immer wieder um verschiedene Begriffe von Wissenschaft und von gültigem Wissen gehen wird, und an dieser Stelle erscheint es mir zunächst wichtiger zu resümieren, wie ich das Protokoll konstruiert habe und welche Konsequenzen sich hieraus ergeben: Da ich die Problematik einer historischen Re-Konstruktion durch die vorausgegangene Vielstimmigkeit aufgeworfen hatte, die über die rekonstruierten Subjekte hinaus auf die rekonstruierenden Subjekte und auf den Prozeß der Rekonstruktion verweist, unternahm ich den Versuch, die Autor(inn)en "hinter" den Ideen im Rahmen einer dramatischen Darstellung "zum Leben zu erwecken". Ich verfügte, als ich

begann, über Vorstellungen von deren wissenschaftlichen Standpunkten und über eine Vielzahl von Äußerungen zu unterschiedlichsten Aspekten der griechischen Philosophie. Vor diesem Hintergrund und mit diesen Elementen habe ich das "Protokoll" sehr schnell und mit viel Spaß komponiert und die Personen mit einigen Eigenheiten und Empfindlichkeiten konstruiert. Im Unterschied zu anderen Teilen dieser Arbeit hatte ich, was die Gestaltung der Personen oder den Ablauf des Gesprächs anging, weder einen mir bewußten Plan noch eine vorgefertigte Gliederung. Erst im Laufe des Schreibens entwickelten sich (eher als daß ich sie bewußt entwickelt hätte) die Konturen der Personen und des Gesprächs und mit ihnen neue Verstehensmöglichkeiten.

Spielerisch neue Wirklichkeiten zu inszenieren, eröffnete einen (Selbst-) Klärungsprozeß, in dessen Verlauf ich manches erstmals aussprechen (und damit wieder anderes erstmals denken) konnte und durfte, weil die sonst übliche Aneinanderreihung von Ideen - scheinbar jenseits der diese Ideen hervorbringenden Personen - und mit ihr verbundene Kommunikations- und Denkweisen eine empfindliche Störung erlitten. (Derartige Bemühungen sind nicht nur in der akademischen, sondern auch z.B. in der klinisch-praktischen Tätigkeit von Psycholog[inn]en leider noch recht selten; einen interessanten, an ethnomethodologische Studien anschließenden Versuch, "inszenierte Wirklichkeiten" für die psychologische und pädagogische Arbeit mit Kindern und Jugendlichen zu nutzen, beschreibt Geißlinger 1991). Mit diesen Inszenierungen nicht an die eigene Disziplin und an die eigenen unmittelbaren Untersuchungsfragen anzuknüpfen, bedeutete eine zusätzliche *Verfremdung*, die nach Wallner auch dann notwendig wird, wenn Wissenschaftler(innen) unterschiedlicher disziplinärer Herkunft sich verständigen wollen: "man versteht die eigene Disziplin dadurch besser, indem man Fragestellungen vorgelegt bekommt, die man normalerweise ... nicht behandelt" (1992, S.15).¹³⁵

Die Personen, die auf diese Weise entstanden sind, sind - so bewerte ich es im Nachhinein - meine Erfindung in den Grenzen der Widerständigkeit des mir von ihnen Zugänglichen. Einige sind mir sehr leicht gefallen: der humorvolle, (nicht nur geistig) unruhige und temperamentvolle Durant, der ernsthafte und etwas pedantische Vorländer, der emphatische und monologisierende Freigeist Marx, zwischen Marx und Vorländer Lange; der empfindliche, teilweise arrogante, begehrende und aggressive Adorno, Chatelet, sprachlich meist recht klar und um soziale Vermittlung bemüht, Rullmann, die gegen den "phallokratischen" Wissenschaftsapparat anzukämpfen versucht. Andere blieben mir ferner - Graumann, Wundt, Külpe, Heisenberg, Russell, Störig, Zierer; einige Figuren sind erst im Laufe des Schreibens hinzugekommen: Veyne und Tack, die ältere Dame, die gutgelaunt-

135 Auch in vielen naturwissenschaftlichen Entdeckungslegenden werden neben anderen wiederkehrenden Topoi - Leitung durch eine Vision, Ideen von Einfachheit und Ästhetik, Abstand zu traditionellem Denken, harte Arbeit und fundierte Fachkenntnisse, Gedankenspiele etc. - Verfremdungssituationen oder -zustände erwähnt, in denen eine "lösende Idee" erstmals Gestalt gewinnt: Träume, "einfache" Alltagsbeobachtungen, disziplinfremde Diskurse, durchzechte Nächte oder im Falle von Helmholtz manchmal auch Kopfschmerzattacken, mit denen er sich aus wochen- und monatelanger Verbissenheit löste (Krauch 1970, S.61). Orte der Entdeckung sind diesen Legenden zufolge weder das Labor noch der wissenschaftliche Kongreß, es sind die Wiese, das Meer oder das Bett, in dem z.B. auch Heisenberg die "richtige Fragestellung" gefunden haben soll, "als er gerade wieder einmal krank war - er litt an einer Grippe - und ihm ein Freund eine wichtige Anregung gab" (Leithäuser 1957, S.17); er benötigte dann aber noch nächtelange "verzweifelte" Diskussionen insbesondere mit Bohr und schließlich dessen Abwesenheit, um seine "Unbestimmtheitsrelation" formulieren zu können (a.a.O., S.19f; vgl. auch Heisenberg 1958, S.24f). Interessanterweise kommt es in diesen Zusammenhängen auch immer wieder zu ausdrücklicher Skepsis gegen die "Enge der einfachen logischen Schlußverfahren" (Heisenberg 1958, S.164) oder gegen Beschränkungen durch akademische Konventionen - Heisenberg läßt Goethes Mephistopheles stellvertretend das "Collegium logicum" bespötteln, Einstein schimpft selbst, daß es "eigentlich wie ein Wunder [sei], daß der moderne Lehrbetrieb die heilige Neugier des Forschens noch nicht ganz erdrosselt hat ... Es ist ein großer Irrtum zu glauben, daß Freude am Schauen und Suchen durch Zwang und Pflichtgefühl gefördert werden könne" (zit.n. Renn 1992, S.193).

hämische Klatschjournalistin, der Schwarzgefärbte und schließlich der Don-Juanist als Mischung aus einer mir bekannten Person, der ich tatsächlich, wenn ich sie treffe, auf die Mundwinkel starre und meiner eigenen großen Nase. Diese Figuren erlaubten mir (bis auf Veyne, mit dessen Entwurf einer "anderen Geschichtsschreibung" ich mich parallel gerade beschäftigte) - und auch dies war mir während des Schreibens nicht bewußt, außer daß mir ihre Erfindung bzw. ihr Hereinnehmen in den imaginären Raum Spaß machte - mich auf wieder spielerische Weise mit akademischen Konventionen auseinanderzusetzen, Konventionen, die auch für mich scheinbar so stark und bindend sind, daß ich sie spielerisch angehen *mußte*. Spiel (und manchmal auch Sarkasmus) wären in diesem Lichte auch Ermächtigungsversuche gegen eine übermächtig erscheinende Tradition und ihre Denk-, Fühl- und Sprechge- und -verbote (ein Gestus, der die 1993 unter dem Pseudonym Otto Wunderlich erschienenen "Beiträge zur Wissenschaftsbetriebslehre" durchzieht, dessen Autor [ich vermute, es handelt sich um einen männlichen Verfasser] einige Narreteien von Wissenschaft - von dem vorausgeschickten § I,A (1) des "Ethik-Kodex" der Deutschen Gesellschaft für Soziologie bis zu den letzten Artikeln zum "Wissenschaftsdialog" von Staunerl und Ehrfurcht-Danck - nur mehr närrisch ertragen und wiedergeben zu können scheint).

5.2 "Und dies nehme ich wahr" - Versuch einer Präzisierung

Die Formulierung "Erfindung in den Grenzen der Widerständigkeit des mir von ihnen Zugänglichen" deutet bereits an, daß ich den von mir geschaffenen imaginären Raum nachdenklicher verlassen, als - fröhlich-konstruierend - betreten habe. Zunächst zur Widerständigkeit und damit zur *Frage nach dem Gegenstand*:

Ich vermute, daß insbesondere diejenigen Leser(innen), die mit der griechischen Antike sehr wenig vertraut sind, im Laufe meiner Darstellung sukzessive einige Vorstellungen von Handelnden, Zielen, Modi und Kontexten gewonnen haben. Dies wäre also (meine wissenschaftliche Redlichkeit und Anstrengung vorausgesetzt) ein Zuwachs an verlässlichem Wissen. Und auch was das "Protokoll" angeht, ergaben sich, für mich selbst erst im Nachhinein nachvollziehbar und einigermaßen überraschend, Grenzen aus dem mir zugänglichen Material: Zwar sind der imaginäre Raum, das Zusammentreffen der beteiligten Personen und der schließliche Gesprächsverlauf ohne jede Einschränkung meine Erfindung. Ich wäre jedoch nicht auf die Idee gekommen, z.B. einen emphatischen Vorländer, eine humorvolle Rullmann, einen begehrend-aggressiven Wundt oder einen pedantischen Adorno zu konstruieren; diese Varianten wären zwar denkbar, aber aufgrund des mir verfügbaren Materials schwer möglich gewesen. Ebenso sind bestimmte Beziehungsformen durch die Texte verstellt bzw. andere werden nahegelegt; ich benötige, wenn ich mit Adorno und Russell und ihrer Art des Philosophierens ein wenig vertraut bin, keine explizite Bezugnahme zwischen beiden und auch keine indirekten Verweise (z.B. derart, daß Adorno und Popper schwer verträglich sind, Popper seiner "objektiven Erkenntnis" [1972] ein Russell-Zitat voranstellt, ergo Adorno und Russell unverträglich sind), um ahnen zu können, daß eine Begegnung dieser beiden Personen (zumindest für Adorno) schmerzhaft gewesen sein müßte.

Ein weiteres Charakteristikum - gerade im Vergleich zu der üblichen Arbeit qualitativer Forscher(innen) - ist die Schweigsamkeit meines Gegenstandes: So wäre es z.B. möglich, daß Durant nur in seinen Büchern als ein humorvoller und immer wieder impulsiver Mensch erscheint, vielleicht um den Staub und den Verzicht seiner 32 Bände zu ertragen. Unklar bleibt also entlang dem "toten" Material, das mir zur Verfügung steht, welche Seiten warum sichtbar werden, und welche nicht - ein Problem, das sich auch für die antike Wissenschaft

stellt, zusätzlich erschwert durch die im "Protokoll" erwähnten Praktiken esoterischer und exoterischer Schriften etc. Ebenfalls dieser frühen Periode eigentümlich scheinen zwei Phänomene, die ich mit den Stichworten "Reiz der Antike" und "Eros und Erkenntnis" umreißen möchte. Dem Reiz der Antike, der Faszination durch "ihre Freiheit und ihren Eifer", so Durant, bin ich mit anderen erlegen: In deutlichem Unterschied zu vorhergehenden und folgenden Kapiteln dieser Arbeit habe ich mich während der Zeit meiner Beschäftigung mit antiker Philosophie - mit ihrem "heiligen Feuer" und ihrem "Ringen um Wahrheit", mit dem "Schaudern vor der Schönheit" - recht selbst- und weltvergessen in zeitweise mit meinem sonstigen privaten und universitären Alltag kaum vereinbaren Räumen bewegt, begleitet von einer extremen körperlichen und emotionalen Empfindlichkeit (daß Thales unter dem Gelächter einer Magd beim Sternebeobachten in einen Brunnen gefallen sein soll, war für mich in dieser Phase gut nachvollziehbar; eine genauere Beschreibung einiger recht haarsträubender Episoden erspare ich den Lesenden und insbesondere mir selbst). Auch der Topos "Erkenntnis und Eros", angerissen in der Darstellung des Platonischen Werkes und thematisiert an verschiedenen Stellen des "Protokolls", begann für meine Versuche der Konzeptualisierung der Beziehung zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt eine zunehmend zentrale Rolle zu spielen. Ich vermute - hätte ich eine andere Phase für meine erste Annäherung gewählt - daß andere Dimensionen für mein Verstehen bedeutsam geworden wären (z.B. Erkenntnis und Macht, Erkenntnis und Glauben).

Es dürfte meinen Leser(inne)n aufgefallen sein, daß bei dem zuletzt Erwähnten ich implizit mich und meine Reaktionen hinsichtlich dieses konkreten Gegenstandes antike Wissenschaft - mithin die *Frage nach dem Subjekt* - einzuführen gezwungen war, da ich im Unterschied zu einigen von mir herangezogenen Autor(inn)en nicht davon ausgehe, daß die Antike für alle reizvoll (gewesen) ist; ebenso halte ich, entgegen beispielsweise Heisenberg einerseits und Adorno und Nietzsche andererseits, für problematisch, Mathematik per se als mit Schönheit identisch bzw. als per se mit dieser unvereinbar zu behaupten. Schon weil ich die "Selbstevidenz" der Schönheit bzw. Häßlichkeit der Mathematik bestreite, muß meine Darstellung an diesem Punkt z.B. von der Heisenbergschen Antike-Rezeption abweichen. Da diese Abweichung bzw. meine besondere Lese- und Darstellungsweise jedoch nicht nur die Mathematik, sondern viele andere Aspekte von der Ideengeschichte bis hin zur Frage einzelner Persönlichkeiten betrifft, werden Relativierungen und Einschränkungen bezüglich der gerade von mir festgestellten Verlässlichkeit des Wissenskorpus, den ich meinen Leser(inne)n zur Verfügung gestellt habe, notwendig - das Wissen, das ich zur Rezeption anbiete, ist *von mir* rezipiertes Wissen. Dies betrifft zunächst die Auswahl der hinzugezogenen Autor(inn)en: Da Bände schon über einzelne Personen, wie von Marit Rullmann im "Protokoll" zu erfahren war, "ganze Bibliotheken füllen" und ich zudem als Nichtphilosophin mich dieser Zeitperiode aus exemplarischen Gründen genähert habe, war die Anzahl der von mir verwandten Literatur notwendig beschränkt (einige Gründe für meine Wahl habe ich zu Beginn von Kapitel III expliziert; auch habe ich mich mit einigen der zu Rate gezogenen Autor[inn]en - im Unterschied zu einer recht legeren Haltung, auf die Anmerkung 73 ein wenig irritiert hinweist - fachphilosophisch akzeptierter Quellen bedient). Daß ich gerade diese Literatur gewählt habe, verweist auf meine über einige Zeit dauernde Beschäftigung mit (antiker) Philosophie vor dem Hintergrund persönlicher Neigungen und biographisch wechselnder Rezeptions- und Verstehensweisen. Z.B. habe ich vor vielen Jahren gegen einen mich damals zu werkimmanenter Deutung drängenden Lehrer auf dem problematischen, tendenziell Faschistoiden des Platonischen Systems insistiert (gemeint waren Hierarchie- und Auslesegedanken der Politeia und der Nomoi). Hätte ich also zum damaligen Zeitpunkt die "Ideengeschichte" zu schreiben versucht, so wäre eine Platon-Skizze *selbstverständlich* - d.h. ohne daß ich dies als *mein* Verständnis verdeutlicht hätte (auch Russell z.B. redet davon, wer Heraklit *war* und nicht davon, wie er selbst Heraklit

abbildet) - Teil des von mir gebotenen Wissenskorporus geworden, die, in den Worten Durants, weniger bunte und "schillernde" Züge gehabt hätte als die aktuelle (wie auch Durant für mich heute einige Anziehungskraft besitzt; ich bin mir recht sicher, daß ich ihn zu der damaligen Zeit sehr viel kritischer rezipiert hätte). Und obwohl ich als Schreiberin - zu meinem eigenen Erstaunen, ich werde gleich darauf zurückkommen - in den ersten drei Subkapiteln aus dem Text verschwunden bin, dürfte aufmerksamen Leser(inne)n meine recht liebevolle Zeichnung Platons nicht entgangen sein (z.B. habe ich den Begriff der Subtilität in Kapitel II verwandt zur Kennzeichen von Personen, die ich wertschätze; er findet sich im Verlauf meiner antiken Streifzüge ein einziges Mal, nämlich als es um im "Kratylos" entwickelte Begriffsexplikationen geht). Meine Aristoteles-Darstellung hingegen ist, obwohl explizit abwägend und vorsichtig, sehr viel zurückhaltender: Ich habe mich mit ihm deutlich lustloser und weniger intensiv auseinandergesetzt und insbesondere während des ersten Schreibens zwischen den Zeilen eine Botschaft transportiert, die ich auch bei vielen anderen fand und die deutlich auszusprechen der "nicht-wissenschaftlichen" Literatur vorbehalten bleibt: "Aristoteles habe ich nie leiden können. Das ist der Alleswischer um des Einteilens willen. Man kommt sich bei ihm vor, als wäre man in unzählige Schubladen eingesperrt." (Canetti o.J., S.125) Eine ähnliche Haltung wie Platon und Aristoteles traf die Rezipienten von beiden: Bernhardt habe ich mich eher zurückhaltend, Chatelet sehr gerne genähert.

Wie sehr ich selbst bestimmten Modi der Herstellung von Wissenschaftlichkeit (und damit von wissenschaftlicher Autorität) verpflichtet bin, wurde für mich erst im nachhinein aus dem Kontrast zwischen den Kapiteln III.1 bis III.3 entgegen den dann folgenden Teilen und insbesondere dem "Protokoll" nachvollziehbar. Zum einen irritierten mich einige meiner Wortwahlen - in einem ersten Durchgang durch das bis dahin Geschriebene erappte ich mich z.B. bei der (meine anfängliche Vermutung war: lediglich meinem Sprachgefühl folgenden) Vertauschung u.a. des in mehreren Sätzen hintereinander benutzten Begriffs "herausarbeiten" durch verwandte Termini. Erst im Innehalten wurde ich gewahr, daß ich in diesem Begriff implizit eine Vorstellung von Subjekt und Objekt transportierte, der zu widersprechen explizit ein zentrales Anliegen dieser Arbeit ist: Hier stehe ich - Forscherin - und versuche mit meinem Blick auf das andere - den Gegenstand - durch die Oberfläche bloßer Textwiedergabe hindurch dessen *eigentliche* Charakteristika zum Vorschein zu bringen, *herauszuarbeiten*. Ähnlich beunruhigend war im nachhinein, zu welchem sicheren Urteilen ich über das *Wesen* antiker Philosophie (und trotz den beschriebenen Schwierigkeiten, die ich insbesondere an dem "Phänomen Sokrates" zu verdeutlichen versucht habe) gelangt war: Die ersten drei Subkapitel bieten - im Für und Wider der von mir verwandten Autor(inn)en - eine nahezu durchgängig indikativische Sicht dieser frühen Periode; abwägend zwischen verschiedenen Interpretationen habe ich den Lesenden zu erzählen versucht, was meinem Verständnis zufolge *wirklich* gewesen ist. Ich habe hierzu, ohne daß mir dies während des Schreibens bewußt gewesen wäre, gerade diejenige Form benutzt, die ich im Rahmen meiner "nicht nur stilistischen Anmerkungen" (Kapitel I.2) aufzubrechen beabsichtigt hatte: Zu meiner eigenen Überraschung mußte ich im nachhinein feststellen, daß ich insbesondere in den Kapiteln III.1 und III.2 als Person aus dem Text verschwunden bin. So wählte ich die Ichform in dieser ganzen Passage fast nicht; ich trete, nach meinen einführenden Bemerkungen zu Beginn von Kapitel III, erst am Ende von Kapitel III.2 kurz wieder auf mit dem Verweis auf ein späteres Wiederaufgreifen der dort angerissenen Thematik. Ansonsten habe ich das explizite "ich" in einige Fußnoten verbannt; z.B. in 4, 8, 15 und 16 in Gestalt der für die übliche (subjektfreie) wissenschaftliche Textproduktion geläufigen Hinweise, auf welche Autor(inn)en ich mich beziehe etc.; ähnlich Fußnote 5 mit einem Verweis auf einen Aufsatz von Merton oder Fußnote 12, die die Probleme des Lesens und Verstehens im Rahmen moderner Bedeutungshorizonte anreißt. Einzig in den Fußnoten 3 (die schwierige Frage der Paternität) und 21 (an meine

Geschlechtsgenossinnen gerichtet) trete ich als ein wenig spöttische Kommentatorin explizit in Erscheinung. Bis auf diese wenigen Stellen ist es mir *gelungen*, mich als auch sprachlich greifbare Produzentin aus meinem Text zurückzuziehen. Und obwohl die von mir konstruierte Darstellungs- und Argumentationslogik schon in dem ideengeschichtlichen Abschnitt ganz im Sinne *meiner* Deutung die Autor(inn)en arrangiert - ich lasse andere durch Zitate sprechen, aber es sind bestimmte Andere und bestimmte Textausschnitte, die ich wähle und mit denen ich meine Sicht der Antike komponiere - war ich mit den mich zunächst verblüffenden Nachfragen eines Lesers konfrontiert, was denn nun *meine* Sicht dieses oder jenes antiken Phänomens jenseits der Einschätzung z.B. von Chatelet, Adorno etc. sei.

Wie ich - unter anderem in der Art einiger Hervorhebungen, Auslassungen etc. - als Wählende mit (Ab-) Neigungen anwesend war, habe ich exemplarisch bereits an meiner Haltung Platon bzw. Aristoteles gegenüber zu zeigen versucht. Derartige Wahlen betreffen jedoch nicht nur Personen, sondern auch Dimensionen, die wiederum implizit der Darstellung unterlegt werden: einige davon bemerkte ich in dem Schreiben folgenden Lesedurchgängen, einige wurden durch die Kommentare von Freund(inn)en und Kolleg(inn)en zu meinem Manuskript nahegelegt, wieder andere werden für mich verschlossen bzw. den besonderen Empfindlichkeiten meiner Leser(innen) vorbehalten bleiben.¹³⁶ So scheint für mich die von mir empfundene Tiefe von Auseinandersetzung entgegen einer mehr oder weniger enzyklopädischen Breite allemal anziehender (eine Dimension, die implizit meine Darstellung z.B. von Heraklit und Platon vs. Demokrit und Aristoteles durchzieht). Eine andere für mich wichtige Figur ist die Hervorhebung antiker Modernität gegen das von mir antizipierte Vorurteil, die "richtigen" Fragen, Erkenntnisse etc. seien einer naturwissenschaftlich inspirierten Moderne vorbehalten (eine Wendung gegen eine Art zeitlichen Kolonialismus, die z.B. Fußnote 6 unterliegt). Auch die Vorstellung von einer notwendigen "Versöhnung von Gegensätzen" spielte in meiner Darstellung - ohne weitere Begründung - eine Rolle (so z.B. die sophistische bzw. Sokratische Versöhnungsarbeit zwischen Psychologisierung und Naturalisierung).

Diese und andere, immer wieder implizite Denkfiguren hängen zunächst, was ihr bloßes Vorhandensein betrifft, mit einem Dilemma zusammen, das viele Geschichtswissenschaftler(innen) mit Teilen qualitativer Forschung gemein zu haben scheinen: Je nachdrücklicher das Interesse von Forschenden sich auf "Phänomene" richtet und keine in sich relativ geschlossene Theorie herangezogen wird, um diese einzuordnen, desto impliziter und inkonsistenter sind die theoretischen Versatzstücke, ohne die auch "phänomennahe" Darstellungsabsichten nicht auskommen. Paul Veyne hat dies kritisch gegen "narrative Historiker" beschrieben, die ohne Rückgriff auf eine einende Theorie (z.B. eine marxistische) "sich nüchtern an die 'positiven' Fakten" (1961, S.28) zu halten glauben. Die Folge sind vermeintliche Evidenzen, indem z.B. "die Verbreitung der Sekten im alten China durch die übertriebene Starrheit der traditionellen Riten" (a.a.O., S.29) zu erklären versucht wird, ohne daß dies - ähnlich meiner Versöhnungs-Behauptung und vergleichbaren Zuschreibungen, die die Werke der von mir hinzugezogenen, nicht-theorie-konfessionell gebundenen Rekonstrukteur(inn)e(n) durchziehen - auch nur eines einzigen Begründungsversuches für wert erachtet würde.¹³⁷ Gerade weil die enge Bindung an und

136 Wie solche Überraschungen und Irritationen in einer sukzessiven Textnäherung genutzt werden können, wo die Grenze individuellen Arbeitens ist bzw. "lebendige Interaktion" notwendig wird, um "mir auf die Schliche [zu] kommen ... anhand der Irritation meines Gegenübers, die mich irritiert" (Krauß 1996, S.98), und inwieweit auf diese Weise zwar fruchtbare Deutungswege, aber keine zeit- und kontextlosen "Wahrheiten" geschaffen werden können, habe ich zusammen mit Günter Mey zu skizzieren versucht (Mruck & Mey 1998a).

137 Wobei Veyne selbst vor der Gefahr solcher Evidenzen bei einer soziologischen Theoriebildung und einem recht gläubigen Wissenschaftsbegriff Zuflucht sucht und findet.

damit das kontinuierliche Unterwerfen von Empirie unter eine vorgängige Theorie fehlt, werden (berufs-) biographisch gegründete Erklärungen, implizite Theorien etc. für die Komposition von Inhalten notwendig¹³⁸. Dies wurde für mich besonders deutlich bei der nachträglichen Betrachtung der Erfindungsarbeit des "Protokolls": Hier scheinen *für mich* Eigenarten auf, die für wieder andere Rezipient(inn)en andere sein könnten; z.B. wäre Vorländer als ein in historischer Rekonstruktion verfangener Langeweiler oder Durant als unerträglich widersprüchlicher Geschichtschreiber wahrnehm- und abbildbar. Wissenschaftspsychologisch interessierte Psychoanalytiker(innen) hätten entlang ihrer jeweiligen Schulbindung wiederum anderes hervorgehoben; ebenso Historiker(innen), die z.B. einer Spielart kantischer, hegelianischer oder marxistischer Erkenntnispositionen zuneigen. Zwar hängen die Charakteristika der Personen, so wie sie sich *mir* dargestellt haben und die ich im Schreiben des "Protokolls" auch für mich selbst erstmals explizierte, in einem nicht ganz einfachen Gefüge mit dem, was von ihnen entlang ihrer Texte sichtbar wird - mit der vorab erwähnten Widerständigkeit des Zugänglichen also - zusammen, sie sind gleichwohl gerade das, wofür *ich* in Bezug auf diese Personen ansprechbar bin bzw. worüber ich selbst als Person verfüge und was mich als Person auszeichnet: In dem Spiel zwischen (selbst-) ironischem Umherschweifen (Durant), sorgfältiger und selbst- und weltvergessener Bemühung um werkimmanentes Arbeiten (Vorländer), ernstem Eifer (Lange), "weltbezwingender" und "absolut freier" Leidenschaftlichkeit (Marx), Empörung gegen auch wissenschaftliches Unrecht (Rullmann), Begehren, Ernst und Misanthropie (Adorno), etwas hilflosen Versuchen um soziale Vermittlung (Chatelet), lustvoller Häme und Sarkasmus (die Journalistin) etc. habe ich mich derjenigen Züge entäußert bzw. dasjenige außer mir *gefunden*, was ich als mir eingemeindete und von mir akzeptierte Züge meiner eigenen Person bezeichnen würde. Meine Schwierigkeit der Einfühlung in andere Personen könnte in diesem Lichte auch Zügen gelten, die als mir zugehörig anzuerkennen für mich schwerer erscheint. Ich kann, so vermute ich, nur außer mir er-kennen, was mir als Person (berufs-) biographisch zugänglich ist.

Da ich dieses Erkennen nicht als den Blick eines solitären Subjekts auf einen a priori existierenden Gegenstand verstehe (selbst wenn ich dieser Einsicht immer wieder, dies wurde wahrscheinlich deutlich, entgegenhandele), bleibt die Frage nach der Beziehung, in der ich mich mit meinem Gegenstand befinde und innerhalb derer ich ihn und mich herstelle. Was diese *Modi der Interaktion zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt* angeht, möchte ich den in einem ersten Schritt als verlässliches Wissen offerierten Korpus zusätzlich präzisieren. Eine erste Eingrenzung betraf mich als Erkenntnissubjekt, d.h. es handelt sich um ein immer schon *von mir* rezipiertes und damit gestaltetes Wissen, das ich meinen Rezipient(inn)en wiederum anbiete. Die Kräfte, die diese Rezeption steuern und die die Gültigkeit meiner Darstellung weiter relativieren, liegen - so nehme ich entlang meiner bisherigen Arbeit an - in Verstehensmöglichkeiten und -grenzen, die zum einen aus disziplinären Traditionen, zum anderen aus dem jeweiligen biographischen "Erbe" der Forschenden folgen. Mit der (berufs-) biographischen Besonderheit meiner konkreten und zugleich historisch und kulturell situierten Person, mit den Dimensionen, die ich vor diesem

138 Das im Vergleich hierzu scheinbar Unproblematischere einer apriori vorausgeschickten Theorie birgt wieder andere Tücken in sich: Neben den Gefahren der Konfession (wer gibt schon gerne über Jahre mühevoll entfaltete, gut durchdachte und in sich schlüssige Erklärungen auf, wenn auch die Proponent[inn]en der diversen Theorien des psychologischen Mainstreams ab und zu eine Ahnung beschleichen dürfte, daß eine wieder andere Theorie wieder andere und im Lichte dieser Theorie ebenso plausible und prüfbare Resultate nach sich ziehen könnte) scheint mir auch der Wunsch nach persönlicher Unsichtbarkeit schlechterdings nicht umsetzbar und dies nicht nur wegen dem gerade an meinem Beispiel beschriebenen Verschwinden bei gleichzeitiger Anwesenheit im Text: schon der Versuch und die Bereitschaft, sich als Person unkenntlich zu machen, die Unterwerfung unter das sezierende Gewerbe der Variablenpsychologie etc. verweisen auf biographische Eigenheiten und "Schicksale".

Hintergrund an mein Material herantrage, mit den Arten von Beziehung, die ich im Spiel zwischen akademischer Disziplin und Biographie erlernt habe, beginnt und endet jeder Verstehensversuch.

Die Macht einer immer schon vorgefundenen akademischen Überlieferung und mit ihr einhergehende Zwänge waren mir geläufige Topoi, noch bevor ich den ersten Satz der antiken Streifzüge formulierte. Wie sehr ich jedoch immer wieder zu Unrecht, wie sich herausstellen sollte, auf meine Widerständigkeit als Subjekt vertraute, während ich schon dem feinen Spiel der Tradition folgte, ohne dies zu bemerken, wurde für mich erst im nachhinein nachvollziehbar: Daß Sokrates möglicherweise ebenso viele "Wahrheiten" zu verstecken wie zum Vorschein zu bringen versuchte, daß einige der Sophist(inn)en in ihrer Zeit, mit ihrer Sprache Fragen stellten, die meinen teilweise näher sein dürften als z.B. das Platonische System etc. - alles das war in einer ersten Fassung dieser Arbeit nicht enthalten. Ich war an diesen Stellen der Übermacht einer bis heute fortdauernden Rezeption erlegen, die selbst dann wirksam bleiben kann, wenn Rezipient(inn)en sich bewußt um eine kritische bzw. vorsichtige Position bemühen. Insoweit ist auch die Macht und "Widerständigkeit" des Gegenstandes immer schon "überlagert", die für mich immer wieder eindrucksvollen Bilder dieser frühen Periode sind nicht einfach Abbilder von Gewesenem: der Reiz der Antike, die Erkenntnisbesessenheit und Selbstvergessenheit vieler dieser frühen Forscher(innen), der wahrheitssuchende Sokrates mit seinem Unwissen und Meinung demaskierenden Dialog, die nicht an Erkenntnis oder Inhalten interessierten "spitzfindigen" Sophist(inn)en, die attische Frau als Wächterin des Hauses, als Sklavin oder Hetäre, die Geringschätzung der nachattischen Philosophie als eklektisch - ich habe sehr lange gebraucht, um zumindest dieser Stereotypen, die sich in mein Verständnis *eingeschlichen* hatten, die *hinterrücks* meine eigenen geworden waren, gewahrzuwerden. Wesentlich hierzu war wiederum die *Irritation* durch andere Stimmen und Darstellungsweisen, die dem durch einen langdauernden, engmaschigen und feinen Tradierungsprozeß geschaffenen Kanon zuwiderliefen.¹³⁹

Begriffe wie "einschleichen" oder "hinter meinem Rücken" legen nahe, daß ich eine stets mißtrauische Position gegen Traditionelles anrate bzw. diese infolge von dessen Übermacht über die Phänomene und über mich als Subjekt als nicht einlösbar bedauere. Obwohl eine solche Haltung sporadisch bei mir in den Vordergrund treten kann, sind andere Verstehensversuche (mittlerweile) überwiegend: Wie ein "privates Subjekt" ohne Eltern (oder Personen, die deren Platz einnehmen) - zumindest in den bisher bekannten Formen von Vergesellschaftung - kaum existenzfähig ist, so betrete ich mit meinem ersten Agieren als Wissenschaftlerin einen schon immer von meinen Vorgänger(inne)n und Zeitgenoss(inn)en gestalteten Raum, dem ich mich zwar unterwerfen, den ich bekämpfen oder den ich zu ignorieren versuchen kann, aber es gibt kein Jenseits dieser mich umgebenden Überlieferung. Und ich trage - z.B. verweigernd oder dulddend - tagtäglich zur Konstituierung dieses wissenschaftlichen Raumes bei und zu der damit einhergehenden (und in den

139 Dies betrifft Form und Inhalte wissenschaftlicher Diskurse gleichermaßen. Das "Protokoll" enthält eine Vielzahl von Anspielungen auf die Allgegenwart von Konvention und Tradition in der unmittelbaren oder indirekten (textlichen) Interaktion von Wissenschaftler(inne)n, so u.a., wenn Durant sich zu Unrecht auf den wissenschaftlich honorigen Vorländer als denjenigen bezieht, der das pythagoreische *autos epha* in die Diskussion einbrachte. Bezüglich der auch von mir vollzogenen, selbstverständlichen Übernahme und Weitergabe von Inhalten machte mich z.B. die folgende Passage in Bezug auf meine Ausführungen über die Stellung der griechischen Frau recht nachdenklich: "Zum Teil widersprechen sich die Angaben über den Grad der Abhängigkeit und Unabhängigkeit von Frauen stark. Zu berücksichtigen ist auch, daß die Frauen der unteren Stände häufig gezwungen waren zu arbeiten, dem Ideal der zurückgezogen lebenden Frau also gar nicht entsprechen konnten ... Gerade hier zeigt sich deutlich, wie sehr wir als ForscherInnen Geschichte nur immer (anders) interpretieren können." (Rullmann 1993, S.23)

Grenzen des bereits Vorhandenen sich ändernden) Herstellung von Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem.

Die Art und Weise, wie ich beitrage, wie ich als Forscherin aus den potentiell sehr vielfältigen Optionen auswähle und in diesen Wahlen meine Beziehung zu den mich interessierenden Untersuchungsfragen gestalte, hängt - so vermute ich entlang meiner Erfahrung mit mir und dem "Protokoll" - eng mit biographisch zugänglichen Interaktionsformen zusammen. Indem ich versucht habe, die mit dieser Ausdrucks- und Darstellungsform verbundene Verfremdung, in der Sprache Devereux' also Störungen als Motor meines Verstehens zu nutzen, bin ich zu einer für mich zunächst recht problematischen, da durch den Imperativ des Ausschlusses der wissenschaftlichen Subjekte tabuisierten Verständnismöglichkeit gelangt: Hiernach wären Rezeption und Rekonstruktion Näherungen an einen Gegenstand bzw. eine Frage, deren Gestaltung - spielerisch, verbissen, aggressiv, folgsam, begehrend etc. - recht früh erlernten "außerwissenschaftlichen" Beziehungsformen folgt (die sich gleichwohl verändern können, wenn alltägliches wie wissenschaftliches Handeln für Irritationen offen bleiben dürfen; ich bin mir einigermaßen sicher, daß mein kleines Drama vor einer mehrjährigen Psychoanalyse bestenfalls einen Höhepunkt gehabt hätte). Eine Bezugnahme auf die enge Verknüpfung sowohl der Hinwendung zu bestimmten Inhalten als auch der Art, wie Wissenschaft betrieben wird, mit persönlichen Erlebnissen und Interaktionserfahrungen ist bisher weitgehend literarischen Arbeiten vorbehalten (oder einigen psychoanalytischen Autor[inn]en, die auch deshalb des Literaturverdacht besichtigt werden). Z.B. bemerkt Canetti bei der Beschreibung seines (philosophierenden) Ringens mit seiner Mutter neben anderem, diese sei "so apodiktisch wie die Vorsokratiker, wer weiß, ob meine Vorliebe für diese, die ich jetzt erst kennenlernte, nicht mit ihrer Art zusammenhing, die ich mir ganz zu eigen gemacht hatte" (o.J., S.126).

Mir selbst sind bei dem Nachdenken über meine eigenen Interaktionen mit meinem Gegenstand - allgemein also der in dieser Arbeit aufgerissenen Frage nach der Beziehung zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt und im besonderen bei meiner Beschäftigung mit der griechischen Antike - einige Besonderheiten meines Inbeziehungtretens bewußt geworden, von denen ich annehme, daß sie auch zuvor mein wissenschaftliches Arbeiten durchzogen haben (ohne daß ich zu dem damaligen Zeitpunkt als agierendes Subjekt neben das von mir Geschriebene getreten wäre bzw. zu treten gewagt hätte): Eine erste massive Verunsicherung erlebte ich mit dem bis dahin vorherrschenden Gestus meines Schreibens, als ich mich beim einige Zeit zurückliegenden Abfassen einer Einleitung in einer recht moralisierenden Haltung gegen die vorherrschende Art, (akademische) Psychologie zu treiben, fand. Erst indem ich diesen Gestus und seinen ursprünglichen Adressaten zu verstehen begann¹⁴⁰, wurden andere Wege des Schreibens

140 Ein Teil meiner Verunsicherung ist in meinem damaligen Forschungstagebuch festgehalten: "irgendwann ... im nachlesen ... gestolpert: gefühl, was ich da schreibe, meine wut/enttäuschung über das, was die psychologie verspricht + wie alleine sie dann läßt, könnte ich - mit einigem nachdenken - übersetzen in meine beziehung zu meinem vater ...; erkenne jenseits der unterschiedlichen inhalte in der art meiner auseinandersetzung mit der psychologie meine auseinandersetzung mit meinem vater wieder -> einerseits schockiert: geht nicht, nackte subjektivität, kann das doch nach dieser 'einsicht' schon nicht mehr so schreiben, sondern müßte bereits das andere - persönliche - dazu schreiben, um es, wenn ich meinen ansprüchen gerecht bin, entziffern zu helfen; andererseits: ist nicht das, was ich da mitkriege, zwar mein, aber nicht nur mein problem, vielleicht mein's, daß ich es mitkriege; es hat ja meine haltung der psychologie gegenüber - wenn auch sich über die zeit verändernd - schon vor heute gegeben, bloß daß heute ihre - auch - sehr persönliche zeichnung für mich erkennbar wird; welche konstellationen sind bei anderen erkennbar ... wie leitet subjektivität andere - auf je eigne weise, schreiben die 'einfach' so, wie ich auch 'einfach' so geschrieben habe ... oder ist für mich etwas erkennbar, was andere auch erkennen - in seiner/ihrer je eignen weise - aber aus unterschiedlichsten gründen/tabus/überzeugungen für nicht (wissenschaftlich) diskursfähig halten". Es folgen einige gleichzeitig irritierte und beruhigende Entzifferungsversuche entlang mir bekannter Psycholog(inn)en und die Schilderung

und andere Adressat(inn)en, die ich im Schreiben antizipierte, möglich. Ganz ähnlich konnte ich mich, erst *nachdem* ich mir *meine* Aversion gegen Aristoteles eingestanden hatte (und diese nicht länger *aus ihm heraus* zu begründen versuchte), diesem neu zuwenden, ohne weiter in ihm einen bestimmten Typus von Wissenschaft anzugreifen. Ich vermute mittlerweile, daß einige recht selbstverachtende Anteile in der beschriebenen, ambivalenten Aristoteles-Rezeption vor allem bei denen eine Rolle spielen, die sich der ordnenden und hierarchisierenden Form seines Wissenschaftens verbunden fühlen. Aber diese Anteile werden nach wie vor als Spaltung der Person des Aristoteles ausgetragen, die auf diese Weise recht monoton durch die Jahrhunderte gereicht werden kann.

Daß in der jeweiligen Art, Wissenschaft zu betreiben, sehr persönliche Beziehungsbilder und -erfahrungen eine Rolle spielen, legte auch eine zunächst heftige Kontroverse über eine Fußnote zu einem Artikel nahe.¹⁴¹ Ebenfalls verwiesen einige teilweise abenteuerliche Episoden im Verlaufe des Arbeitens mit qualitativen Deutungsgruppen im Rahmen der Projektwerkstatt auf die Fortsetzung früherer Arbeits- und Beziehungsformen auch in wissenschaftlichen Arbeiten (es gab z.B. immer wieder recht deutliche Bezüge zwischen der Art und Weise, wie einzelne als Schüler und Schülerin ihre Hausaufgaben stolz vorgezeigt, sie lustlos erlitten oder sich vor diesen zu drücken versucht hatten und ihrer aktuellen Art, wissenschaftlich zu arbeiten). Ein erstes Verstehen wurde mir jedoch erst nach Abfassen des "Protokolls" und entlang der hierdurch ausgelösten Emotionen möglich, die mich zu der Annahme führten, daß ich die hier vorliegende Arbeit in ganz ähnlicher Weise gestalten, wie ich - aufgrund des mir bis zu dieser Zeit biographisch verfügbaren - mich in Beziehungen zu bewegen pflege. Was meine Untersuchungsfrage angeht, so habe ich mich zunächst (wie meiner vorausgeschickten "Annäherung" in Kapitel II zu entnehmen war) gegen die durch eine konstruktivistische Sicht eröffneten Implikationen recht heftig verwehrt (Fremdem stehe ich, nicht nur was mein wissenschaftliches Arbeiten angeht, zunächst ängstlich und dann, auch um diese Angst bewältigen zu können, abwehrend und skeptisch oder emphatisch in Schutz nehmend gegenüber; ein Eingeständnis, das mir selbst zu machen mich insbesondere als Linke und als kritische Wissenschaftlerin einige Kraft gekostet hat - ähnliche Inschutznahmen für "Exotisches", die neben anderem der Angstabwehr dienen dürften, finden sich auch immer wieder z.B. in ethnologischen oder psychiatriekritischen qualitativen Arbeiten). Nur langsam habe ich danach begonnen, Verunsicherungen durch dieses Neue zu ertragen. Häufig stand ich zu dieser Zeit hilflos inmitten vieler nicht mehr vereinbarer Elemente (am deutlichsten am Bruch zwischen Forschungskonzeption und Forschungsalltag; im letzteren versuchte ich weiterhin tapfer *Eigenschaften* meines Untersuchungsfeldes zu entdecken), da meine bis dahin funktionierenden Weisen der

meiner Alpträume und Ängste, die dieses erste nachdrückliche Gewahrwerden meiner Subjektivität in meiner Art, wissenschaftlich zu arbeiten, begleiteten.

141 Die Fußnote sollte den Ausgang eines keineswegs pornographisch verfaßten Artikels zur Phänomenologie kommentieren und die dort behauptete "Kennerschaft" des *einzelnen Forschers*, die "an der 'Oberfläche' der Erscheinungen" beginnt und im weiteren bedeutet - so Norbert Bischof, mit dem der Autor seinen Beitrag beschließt - daß "wir ... uns auf sie einlassen, sie berühren und sie durchstoßen, wenn wir den Reichtum erschließen wollen, den sie, und sie allein, birgt" (Herzog 1993, S.53). Der Streit entstand um die hierauf folgende und - der eigenen Absicht zufolge: augenzwinkernde - Anmerkung, daß dieser "Akt (des begehrenden Mannes), um der hier verwandten Metapher der Jungfräulichkeit zu folgen, ... den (weiblichen?) Gegenstand das Hymen, mithin ein sehr wesentliches Charakteristikum gekostet und damit das jungfräuliche 'Wesen' selbst verändert hätte". Er rankte sich um den Begriff des "Begehrens" und die hier als Penetration gelesene, phänomenologische Deutungsarbeit. Im weiteren stellte sich heraus, daß unterschiedliche Be-Deutungen auch für sein Zustandekommen eine Rolle gespielt hatten: während unser Kritiker sich gegen die seinem Verständnis zufolge vorgenommene "Vergewaltigungsunterstellung" verwehrt, war für unser Verstehen die zunächst nicht weiter durchdachte Vermutung maßgeblich, es gebe in der Psychologie "schlimmere" Beziehungsformen als die des sich "Einlassens", "Berührens" und (im Falle eines Mannes und das Einverständnis des oder der anderen vorausgesetzt) "Durchstoßens". (Die Fußnote ist im schließlich veröffentlichten Text [Mruck & Mey 1998b] entfallen, weil wir Mißverständnissen dieser Art entgehen wollten.)

Selbst- und Welterklärung, meine expliziten und impliziten Theorien nicht mehr ausreichen. Erst dann folgte eine langsame Annäherung und erneute Beziehungsgestaltung: es begann ein teilweise spielerisches, teilweise ernsthaft versunkenes, teilweise begehrendes und immer wieder ausgesprochen lustvolles Ringen mit diesem anderen bzw. um dieses andere, einer Liebesbeziehung - ihrer Exklusivität, ihrer Leidenschaftlichkeit und ihrem immer wieder vorsichtigen Bemühen - sehr ähnlich. Da sich das Lustvolle meines Arbeitens jedoch deutlich von Arbeitsformen, die ich parallel an einigen anderen erlebte, unterschieden hat, war relativ schnell eine Einschränkung notwendig. Zwar vermute auch ich, wie Esslin bei seiner Auseinandersetzung mit dem absurden Theater ausführt, "daß der Kritiker das, was er verstehen will, geliebt haben muß" (1961, S.8), aber es gibt von Person zu Person und auch im Laufe einer Biographie unterschiedliche Weisen des Liebens und entsprechend unterschiedliche Produkte, die aus ihnen hervorgehen. Ganz sicher hätte diese Arbeit noch vor wenigen Jahren ein anderes Gesicht gehabt, und dies nicht nur in der Art und Weise meines Hervortretens oder Verschwindens als Autorin, sondern bis in die letzten Winkel der ideengeschichtlichen Darstellung hinein: ein *anderer* Aristoteles, ein *anderer* Platon wären die Folge gewesen.

Grenzen meiner Interaktion mit dem Gegenstand vermute ich also zum einen in den von mir gelebten Beziehungen - wenn ich sie verändere und mich in ihnen, sind mir ebenso in meinem wissenschaftlichen Arbeiten neue Beziehungsformen möglich; zum anderen in dem, was die Disziplin, der ich zugehöre, an Darstellungsnotwendigkeiten und -möglichkeiten bereithält. Da es sich auch hier nicht um einen starren Torso handelt - es werden Wahlen zwischen sehr verschiedenen Forschungsorientierungen, Methoden etc. getroffen - werden die Wählenden, *weil* sie wählen, erkennbar und ihre Wahlen erfolgen wiederum im Rahmen (berufs-) biographisch gelegter oder verstellter Möglichkeiten und Grenzen. Die alltäglichen Beziehungen innewohnende Dynamik - aufgespannt z.B. zwischen Gehorsam und Verweigerung, zwischen lustvoller Annäherung oder verbissenem Kampf - greift in die Gestaltung *und* in die Inhalte der Produkte wissenschaftlichen Arbeitens ein, selbst wenn der Versuch, Wissenschaft von Subjektivem freizuhalten, dem Anspruch nach im Vordergrund steht. Die von Veyne für die Geschichtswissenschaft ausgeführten Ge- und Verbote des Zitierens, der von Lange vermutete Einbruch der "Akkomodation an den Volksglauben" (und an disziplinäre Übereinkünfte) bis in die wissenschaftlichen Systeme hinein gehören zum Alltag des Arbeitens auch für psychologische Forscher(innen), die sich *als Person* diesen unterwerfen, ihnen zu widerstehen oder sie in Verstehensversuchen nutzbar zu machen bemüht sein können.

Ich habe bis hierher zu zeigen versucht, wie das, was ich meinen Leser(inne)n im Laufe der antiken Streifzüge an sukzessivem Wissenszuwachs angeboten habe, in einem komplexen Gefüge aus dem Material, mit dem ich arbeitete, aus dessen Rezeption durch eine machtvolle akademische Tradition und aus meinen (berufs-) biographisch erworbenen Empfindlichkeiten und Eigenheiten entstanden ist. Obwohl ich zunächst bemüht war, meinen Gegenstand nicht *zu mir herzuziehen*, sondern mich - soweit möglich - *zu ihm hinzubewegen*, wurde für mich im Prozeß des Rekonstruierens immer offensichtlicher, daß ich nicht anders als in Beziehung sein kann, und daß das, womit ich mich beschäftigte, vielfältige subjektive und emotionale Reaktionen zur Folge hatte, die ich für mein weiteres Verstehen zu nutzen versuchte - ich habe meinen Gegenstand deshalb (entgegen meiner anfänglichen Absicht) immer wieder *sehr nahe* zu mir gezogen. *Weil* das so war, konnte ich mich - ohne daß auf diese Weise die "wahre Sicht" antiker Wissenschaft entstanden wäre - vor einigen Rezeptions"fallen" hüten, auf einige Probleme hinweisen und (so hoffe ich) einige zusätzliche Deutungsmöglichkeiten anbieten. Hilfreich war in diesem Zusammenhang, daß ich in einem dem ersten Niederschreiben folgenden Durchgang immer wieder versucht habe,

für Störungen und Inkonsistentes empfänglich zu bleiben; auf Grenzen dieser "Selbst-Störung" und die Notwendigkeit der Irritation durch *andere Stimmen* habe ich hingewiesen und werde ich am Ende dieser Arbeit wieder zurückkommen.

IV. Die Wissenschaften, der Ausschluß der Subjekte und das Ringen um Objektivität

Als Galilei seine Kugeln die schiefe Fläche mit einer von ihm selbst gewählten Schwere herabrollen ... ließ, ... ging allen Naturforschern ein Licht auf. Sie begriffen, daß die Vernunft nur das einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwerfe hervorbringt, daß sie ... die Natur nötigen müsse auf ihre Fragen zu antworten, nicht aber sich von ihr allein gleichsam am Leitbände gängeln lassen ... Die Vernunft muß mit ihren Prinzipien, nach denen allein übereinkommende Erscheinungen für Gesetze gelten können, in einer Hand, und mit dem Experiment, das sie nach jenen ausdachte, in der anderen, an die Natur gehen, zwar um von ihr belehrt zu werden, aber nicht in der Qualität eines Schülers, der sich alles vorsagen läßt, was der Lehrer will, sondern eines bestellten Richters, der die Zeugen nötigt auf die Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt.

Immanuel Kant

Kapitel IV präsentiert einige wesentliche Entwicklungslinien der sich wandelnden Konzeptionen von Forschungssubjekt und Forschungsobjekt in der Geschichte der abendländischen Wissenschaften. Dabei fällt auf, daß es zwar stets "die Wahrheit [ist], die über alles gebietet, doch ihre Bedeutung wandelt sich" (Chatelet 1972b, S.14f), und jede Epoche bringt eigene Vorstellungen hervor über das Verhältnis Mensch-Gesellschaft-Natur, über Möglichkeiten und Grenzen von "sicherem" Wissen, über Wege und Prozeduren, zu diesem Wissen zu gelangen, über Erkenntnissubjekt, Erkenntnisobjekt und deren Beziehung. Gleichwohl durchzieht der Versuch, *episteme* von *dóxa* zu scheiden (Musgrave 1989), die Geschichte der Wissenschaften und verbindet "das Licht" der antiken griechischen Philosophie und "die Dunkelheit" des scholastischen Mittelalters mit den naturwissenschaftlichen und logischen Unternehmungen des zwanzigsten Jahrhunderts.

Bevor ich versuchen werde, diese Entwicklung zu skizzieren, kurz einige Vorbemerkungen zu Inhalt und Form des vorangegangenen und des vorliegenden Kapitels und zu den Absichten meiner Darstellung. So sind in die Verfassung der "antiken Streifzüge" mehrere Intentionen eingegangen, die während des Schreibens problematisch wurden. Die Hineinnahme eines Kapitels über griechische Philosophie folgte ursprünglich meinem Wunsch, mich - nach der Auseinandersetzung mit dem Fortdauern von Wissenschaftsimperativen auch im Rahmen qualitativer Forschung (vgl. Mruck & Mey 1996a) - an den Ursprungsort dieser Mythenbildung zu begeben und dort in statu nascendi die Entstehung von Bildern über wissenschaftlich angemessene Gegenstände und Herangehensweisen und über Bestimmungen des "guten" Philosophen und Wissenschaftlers nachzuvollziehen. Mithin interessierte mich nicht einfach die Antike, sondern ihre Funktion als Ursprungsort, dem bis heute wirksame Vorstellungen entstammen bzw. auf den diese projiziert werden. Mit dem Wunsch, an den Ort der Mythenbildung zurückzukehren, war, so vermute ich mittlerweile, die Absicht verbunden, diese als Mythen (auch mir selbst) durchschaubarer und damit Entwicklung potentiell reversibel zu machen: Der wichtigste Referenzpunkt dieser ersten Beschäftigung und Auseinandersetzung war eine

übermächtige Wissenschaftstradition, *gegen* die ich mich und andere durch die Darstellung des Gewordenseins dieser Übermacht ihrer Veränderbarkeit erinnern wollte.

Die erste Intention und Zielrichtung hat sich jedoch im Laufe meines weiteren Arbeitens verändert: Da es mir immer weniger darum ging, eine "Rechtsgrundlage" zu finden, die mir erlaubte, anderen als den in der Psychologie aktuell vorherrschenden Wissenschaftsvorstellungen und -schreibweisen zu folgen - ich hatte sie mir in meinem konkreten Arbeiten bereits selbst gegeben - begann ich mich in der Folgezeit mit antiker Wissenschaft als einer zeitlich und räumlich begrenzten Periode zu beschäftigen, zu deren Überlieferungen (z.B. vorsokratische Fragmente, Platonische Dialoge) ich verschiedene Rezipient(inn)en "befragen" bzw. wissen wollte, was geschieht, wenn *mehrere* Autor(inn)en *einen* Text lesen. Ich nutzte sie mithin als einen Spezialfall des mich interessierenden Problems der Herstellung von Wissenschaft bzw. von wissenschaftlichen Aussagen. Da für mich nun nicht mehr im Vordergrund stand, mir weiterhin Erlaubnis für mein Tun als Wissenschaftlerin einzuholen, konnte ich (z.B. nach Abfassen des "Protokolls") nach für mich sinnvollen Verstehenswegen suchen, indem ich mir neben anderen Verfremdungen zunutze machte: Hierzu zählte insbesondere meine fachphilosophische Naivität und mein Erstaunen (entgegen meiner Parteilichkeit in psychologischen Kontroversen und meiner Bindung in qualitativ-psychologische Selbstverständlichkeiten) und die Erfindung eines imaginären Raumes, um den (inneren) Diskurs zu Papier zu bringen, den Wissenschaftler(innen) führen, wenn sie - in Übereinstimmung mit den einen und in Abgrenzung zu wieder anderen - schreiben.

Während meine erste Absicht also auf das Auffinden von Mythen und Stereotypen zielte, waren diese durch die zwischenzeitlich veränderte Perspektive (Blick auf die Vielstimmigkeit von Deutung) und durch die ebenfalls veränderte Adressierung (meine qualitativen Mitforscher(innen)), als ich sie schließlich fand, eher etwas störend: Das "Phänomen Sokrates", die Polarisierung von Wahrheit vs. Meinung oder von unbedingter Erkenntnissuche vs. Eigennutz etc. taugten *nun* eher zu meiner Irritation, als daß sie mich im Sinne eines Beleges freuten, denn sie durchkreuzten in ihrer Einmütigkeit die von mir mittlerweile fokussierte Polyphonie (und obwohl gerade diese Störungen fruchtbar für die Auseinandersetzung mit eigenen Selbstverständlichkeiten sind, sind sie auch belästigend, eben weil sie - ein bestimmtes Erkenntnissubjekt vorausgesetzt - zu dieser Auseinandersetzung nötigen).

Eine ähnliche Irritation infolge von unter der Hand veränderten Intentionen erlebte ich bei der Wiederzuwendung zu dem vorliegenden Kapitel. Auch hier war meine ursprüngliche Absicht eine Auseinandersetzung mit historisch sich verändernden Gestalten von Wissenschaft und Vorstellungen von Wissenschaftlichkeit, verbunden mit dem Interesse, entgegen dem scheinbar Naturhaften gegenwärtig vorherrschender Wissenschaftspraxen und Denkweisen auf deren Genese und damit auf ihrer potentiellen Veränderbarkeit zu insistieren. Ich wollte anschließend an Kapitel III zeigen, wie - zwar begründet über die in Frage stehenden Gegenstände - Tradition und Biographie geschuldete Wahlen stattfinden, die als jeweils einzig möglicher Weg wissenschaftlicher Erkenntnis dargeboten werden und die sich schließlich mit Fortschritt der Naturwissenschaften in einer - meiner Lesart zufolge: vermeintlichen - "Logik der Forschung" verdichteten. Aufgrund dieser Intention kam ich zu einer - verglichen mit weiter zurückliegenden Beschäftigungen mit der Geschichte von Wissenschaft - veränderten Rezeption, die u.a. an meiner Haltung der Scholastik gegenüber deutlich wurde: Während ich mich bis dahin gegen die Religiosität und das Indoktrinäre scholastischen Denkens gewendet hätte, wurde es mir nun wichtig, entgegen der Abgrenzung naturwissenschaftlicher Denkweisen und ihnen verwandter

Wissenschaftstheorien gegen Dogma und Glauben der Scholastik auf deren Gemeinsamkeit zu verweisen - das religiöse wurde von dem naturwissenschaftlichen Dogma beerbt. Mit beiden Perspektiven hätte ich mich sicher in guter Gesellschaft befunden: gegen Indoktrination und Weltfremdheit hätte ich - um zwei exponierte und kontroverse Positionen aufzugreifen - z.B. mit Popper (1972) argumentieren, umgekehrt auf die "Dialektik der Aufklärung" mit Horkheimer und Adorno (1944) verweisen können. Da nun mit dem Bewußtwerden dieser Gestaltungsabsicht die Bewegung in einer solchen Begründungslogik zwar weiterhin möglich bleibt, aber zum einen recht problematisch wird und zum anderen nicht mehr notwendig ist, wurde eine erneute Reflexion auf meine Ziele und die Art der Darstellung sinnvoll.

Bezogen auf letztere stand ich vor dem Problem, daß das vorangegangene Kapitel - von mir zunächst nicht beabsichtigt - zwei dramaturgische Extreme enthielt: das übliche, wissenschaftliche Autorität inszenierende Verschwinden aus dem Text und, dem entgegengesetzt, die Anwesenheit als "Erfinderin" von Literatur. Während die erste Schreibweise weder einen Verfasser bzw. eine Verfasserin noch Lesende zu kennen vorgibt - es geht um den möglichst subjektfreien Handel mit Ideen, ist die zweite von einer fortdauernden Zwiesprache zwischen Protokollantin und den Leser(inne)n des "Protokolls" durchzogen. Da ich im weiteren diese Polarisierung nicht aufrechterhalten möchte - ein dauernder Gebrauch würde diesen Instrumenten ihre Schärfe nehmen (und mich und andere mit der Zeit ermüden) - blieb die Frage nach zusätzlichen Wegen aus dem Dilemma zwischen (wissenschaftlicher) Unsichtbarkeit und (literarischem) Sichtbarwerden. Ich habe mich nach einigen gestalterischen Überlegungen entschieden, mich (erneut) der Eigenwilligkeit meiner Textherstellung zu überlassen und mich erst im nachhinein den inhaltlichen und formalen Besonderheiten des so zu schaffenden Produkts zuzuwenden. Daß in diesem Prozeß zu Beginn nicht Geplantes geschah, habe ich bereits in der Einleitung in bezug auf die Intensität meiner Beschäftigung mit Descartes und Kant erwähnt. Auf Irritationen, Brüche und Auffälligkeiten, die mit diesem Vorgehen verbunden waren, werde ich verweisen bzw. sie wieder aufgreifen, wenn ich mich am Ende dieser Arbeit bemühe, meine Eingangsfrage nach dem Verhältnis von Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt und nach der Psycho-Logik von Forschung abschließend zu diskutieren und zu präzisieren.

Als dauerndes Problem des vorliegenden Kapitels erwies sich, daß es hier nicht mehr um eine abgegrenzte Periode, sondern um einen riesigen Zeitraum mit einer Vielzahl von Phasen, Entwicklungslinien und Vertreter(inne)n geht. Somit stellte sich die Frage nach einer begründeten Auswahl aus dem vielen, was die Geschichte der Wissenschaften bzw. ihre Rezeption bereithält - einen detaillierten Überblick würde ich weder leisten wollen noch können (hierfür empfehle ich für Interessierte u.a. die zu Beginn von Kapitel III von mir eingeführte Literatur). Etwas erleichternd wirkte in diesem Zusammenhang, daß ich mich nicht mehr in der Not einer Letztbegründung der einen oder anderen Sicht befinde (das habe ich, wenn man so mag, von Popper einerseits und Adorno andererseits gelernt) und so dem Druck zur Präsentation wissenschaftlicher Wahrheiten entgehe (was nicht bedeutet, daß ich nicht wieder anderen und teilweise ebenfalls erst im nachhinein faßbaren Intentionen folgen werde). Ich werde also versuchen, unterschiedliche historische Konzepte über die Subjekte und Objekte von Forschung nebeneinanderzustellen und einige Schlüsse zu explizieren, die ich als vorläufige Deutungsversuche für mich und als ebenso vorläufige Deutungsangebote an die Lesenden verstehe.

Hierzu werde ich zunächst einige Entwicklungslinien, Phasen und Personen wenigstens umrißhaft vorstellen. Diese notwendig knappe Skizze wird diejenigen Leser(innen), die mit philosophie- und wissenschaftsgeschichtlichen Studien vertraut sind, sicher nicht

befriedigen. Mit der geschichtlichen Darstellung habe ich mich zunächst auf die Zeit bis zu der "Befreiung der Vernunft" beschränkt, dies zum einen, da der davorliegende Zeitraum in psychologiegeschichtlichen Betrachtungen fast nicht erwähnenswert scheint und Kenntnisse hierüber - bis auf private Interessen - eher dürftig sein dürften, zum anderen wäre eine auch nur im Ansatz ausführlichere Darstellung der dann folgenden Strömungen und Personen nicht leistbar. Als Eckpunkte der "Befreiung" habe ich zunächst den 1637 erschienenen und von Rene Descartes verfaßten "Discours de la Méthode" gewählt, dann Kants 1781 veröffentlichte "Kritik der reinen Vernunft", um von hier aus veränderte Vorstellungen von Erkenntnisobjekt und Erkenntnissubjekt und deren Implikationen für einen Begriff von Wissenschaft und von Wissenschaftlichkeit zu diskutieren, der in vieler Hinsicht bis heute und auch in der Psychologie vorherrschend zu sein scheint.

Die Blickrichtungen, die ich von "Discours" bzw. "Kritik" ausgehend skizziere, sind jeweils mit einer Reihe von Annahmen verbunden. Da Verstehensversuche nicht ohne den Rückgriff auf solche Blickrichtungen oder Dimensionen auskommen, andererseits mit jeder Entscheidung für eine Dimension die Gefahr verbunden ist, alles Einzelne nur mehr legitimatorisch zuzuordnen, werde ich immer wieder meinen Blick für das nicht Passende offenzuhalten und einige Besonderheiten dieses Blickes - soweit möglich - meinen Leser(inne)n zu explizieren versuchen.

1 Haupt- und Zwischenspiele der Wissenschaftsgeschichte

Es sind, versucht man einen zusammenfassenden Blick auf die Epochen der abendländischen Wissenschaftsentwicklung zu werfen, eine Vielzahl von Typisierungen und Differenzierungen denkbar. Eine entwirft Hoffmann (1949) entlang der jeweils zu einer Zeit zentralen Problemdimensionen. Diese führt vom "Naturproblem" der Vorsokratiker(innen) über das "Erkenntnisproblem" der "attischen Begriffswissenschaft" und das "Moralproblem" der praktischen Philosophie des Hellenismus hin zum "Gottesproblem", mit dem die griechische Philosophie ausklingt und die christliche beginnt. Es folgt "ein halbes Jahrhundert, in dem die neue Religion und die alte Philosophie, gegeneinander mit Argwohn abgedichtet, jede ihren eigenen Weg zu suchen schien" (a.a.O., S.123f). Erst mit Durchsetzung des Christentums sei dann erkennbar geworden, wie sehr dieses von den von ihm als unchristlich abgestoßenen Philosophieschulen beeinflusst wurde. Die griechische "Wissenschaftsidee" habe dann "abermals weiter[gelebt], als das tausendjährige mittelalterliche Leben des Abendlandes selbst veraltete" (a.a.O., S.126): Die Scholastik endet - bereits angekündigt in ihrer Art der Beschäftigung mit dem für sie zentralen "Geistproblem", da dieses "untrennbar vom Problem des Weltganzen [scheint]" (a.a.O., S.127) - im "Weltproblem". Und wie sich die Scholastik gegen den "Fremdkörper" heidnische Philosophie gewehrt hatte, so sollte die Aufklärung im 18. Jahrhundert umgekehrt der Scholastik und ihren "Haarspaltereien" - ein Vorwurf, der das 18. Jahrhundert bis in die moderne Wissenschaftstheorie überdauert - "grundsätzlich den Wissenschaftscharakter" absprechen, ohne anzuerkennen, daß sie selbst eine ihrer "tiefsten Wurzeln im christlichen Denken hat" (a.a.O., S.123). Hoffmann meint hier "den Glauben an sich selber", der auf "säkularisierter Religiosität" (a.a.O.) beruhe, d.h. Hoffmanns Wendung ist insoweit eine gegen die Lesart der Aufklärung bereits aufgeklärte: Er verwirft die bis heute vorfindbare Vorstellung vom "scholastischen Joch" (Lange 1873, S.11) und zieht eine ununterbrochene Linie von der antiken Philosophie, für die "die christliche Philosophie ... nicht den Tod, sondern das Weiterleben bedeutete" (Hoffmann 1949, S.125), hin zur Aufklärung, die ihre Vorgängerin ebenfalls in einem größeren Ausmaß beerbte, als ihr zu wissen recht war.

Hoffmanns Darstellung fokussiert also verschiedene zentrale Thematiken - Naturproblem, Erkenntnisproblem, Moralproblem, Gottesproblem - letzteres wiederum aufgebrochen in ein Geist- und ein Weltproblem, dem sich dann die moderne Wissenschaft zuwendet und so den Kreis zum anfänglichen Naturproblem schließt. Eine andere Perspektive ergibt sich, wenn Wissenschaftsgeschichte nicht als Geschichte wechselnder Hauptblickpunkte rezipiert wird (deren Zentralität für Frühere ohnehin nur vermutet werden kann; so ist das "Erkenntnisproblem" der attischen Philosophie auch ein "Gottes-" und "Natur-" und insbesondere ein "Ethikproblem"), sondern im Lichte ihrer Bedeutung für und Darstellung durch Folgende. Im Sinne einer solchen "Legendenbildung" werde ich die bisherige Geschichte bzw. ihre ganz überwiegende Überlieferung als Wechsel zwischen dramaturgischen Haupt- oder Knotenpunkten und Intermezzi inszeniert zu skizzieren versuchen.

1.1 *Erstes Zwischenspiel: Ethik, Eklektizismus und erlahmende Originalität*

Dem Entstehungsmythos, der griechischen Geburt und Wiege der Wissenschaften, folgt als erstes Zwischenspiel der spätantike und römische Eklektizismus. Die luftige Höhe der griechischen Philosophie, im zweiten Höhepunkt des "Protokolls" nach- und mitempfunden, endet - so Marx kritisch gegen die zu seiner Zeit ganz überwiegende und auch heute noch wirksame Rezeption - mit dem "matten Schluß" (1841, S.266) der Stoiker(innen), Skeptiker(innen) und Epikureer(innen). Zwar werden eine Vielzahl von u.a. anatomischen, physikalischen, astronomischen und grammatikalischen Untersuchungen berichtet, die euklidische Geometrie gehört ebenso in diese Zeit wie die riesigen Bibliotheken von Alexandria, wohin sich ab ca. 320 v.u.Z. die Schwerpunkte von Wissenschaft und Forschung zu verlagern begonnen hatten. Doch diese "Wendung vom Allgemeinen zur Einzelforschung, die zur Zeit der Sophistik bereits begonnen hatte" (Vorländer 1949a, S.137), trägt ebenso wie die diversen philosophischen Schulbildungen zur Kennzeichnung der gesamten Periode der nachklassischen, hellenistisch-römischen Philosophie¹⁴² durch die "Gestalt des Synkretismus" (Adorno 1973, S.215) bei, verbunden mit einem Diffamieren ihrer Hervorbringungen - zu Unrecht, wie Adorno betont - "als Dekadenzprodukte, als erlahmende Originalität" (a.a.O.). So verschmolzen in der Stoa die Logoslehre des Heraklit mit sokratischen und frühen kynischen Elementen¹⁴³ zu der Forderung, das Notwendige zu akzeptieren; im Epikureismus Überlegungen des Empedokles und Demokrits in der "Lehre von der Wirklichkeit aller Möglichkeiten" (Lange 1873, S.28) und im Skeptizismus sophistische und demokritische Anteile im Ziel der Seelenruhe und des Zurückhaltens von Urteilen.

Für die ältere stoische Logik "gleichet die Seele [bei der Geburt] einer unbeschriebenen Tafel, in die sich die Außendinge 'wie Siegel in das Wachs' eindrücken und so Vorstellungen ... hervorbringen" (Vorländer 1949a, S.142), eine Annahme, die sich viele Jahrhunderte später

142 Zur hellenistischen Periode, die zwischen ca. 300-150 v.u.Z. angesetzt wird, werden die Schule Epikurs, die ältere Stoa und der ältere Skeptizismus gerechnet, zur römischen Periode (um 150 v.u.Z. bis zum 6. Jahrhundert) "die mittlere und jüngere Stoa, der jüngere Skeptizismus, Lukrez, die Neupythagoreer" (Vorländer 1949a, S.138) und der Neuplatonismus.

143 Die Anhänger des Antisthenes (ca.440-ca.366 v.u.Z.) wurden "Kyniker" genannt, weil Antisthenes im Gymnasion Kynosarges lehrte, einer Schule, in die Angehörige niederer Schicht ihre Söhne schickten. Antisthenes, selbst Sohn eines athenischen Bürgers und einer thrakischen Sklavin und ein Sokrates-Schüler, "befehdete Platons Ideenlehre heftig - 'ich sehe ein Pferd, keine Pferdheit'" (Vorländer 1949a, S.72) - und entwickelte eine Philosophie der Ethik und Praxis, in deren Zentrum die Lehre von der Bedürfnislosigkeit und der Hinwendung zu Natur und Einfachheit stand. Der bekannteste Schüler des Antisthenes war Diogenes (gest. 323 v.u.Z.), der Überlieferung zufolge ein bankrotter Bankier, Frauenverächter, Weltbürger und zeitweise Bewohner eines Fasses im Hof eines Athener Tempels, der Alexander den Großen mit Erfolg gebeten haben soll, ihm aus der Sonne zu gehen (vgl. Durant Bd.6, S.86ff).

bei Locke wiederfindet. Die Eindrücke benötigen jedoch den Stoiker(inne)n zufolge das Denken und vorgängige Begriffe für eine "wahrhafte Erfassung der Dinge"; Wahrheitskriterium ist die "unmittelbare Evidenz", die ausgelöst wird "und so Zustimmung hervorruft" (a.a.O., S.143). Das zweite Element der stoischen Lehre neben der Logik ist die Physik, nach der nur die körperliche Natur und ihr "immanente vernünftige Kräfte" existieren: "Der Materialismus schlägt in Pantheismus um. Die stoische Physik enthüllt sich als Theologie." (a.a.O.) Die Ethiklehre als das dritte Element geht von der Selbsterhaltung als dem mächtigsten Trieb aus, dessen wichtigstes Ziel ein naturgemäßes Leben ist, ein Leben, das sich dem logos fügt, allen äußeren Gütern und Leidenschaften gegenüber gleichgültig ist, und seine Seelenstärke im "Dulden der Übel" (a.a.O., S.146) beweist. Für die ältere Stoa gibt es nur eine Natur, eine Welt, ein Gesetz und einen Menschen: Schon Zenon entwarf das "Ideal eines Weltstaates", in dem keine Sklav(inn)en, "keine Gerichtshöfe, Tempel, Gymnasien und Tauschmittel mehr nötig sind" (a.a.O.). Die folgende Stoa der römischen Periode war hingegen für die ideelle Begründung des römischen Weltreiches bedeutungsvoll; z.B. war die "römische Gesetzgebung ... ein Kind der Philosophie ..., [ihre] abstrakte[n] Rechtsprinzipien [wurden] ... direkt der Stoa entliehen" (Whitehead 1925, S.22; für eine ausführlichere Darstellung vgl. Vorländer 1949a, S.156ff).

Die zweite wichtige Schule dieser Zeit wurde von Epikur (341-270 v.u.Z.) begründet. Epikur, anfangs ein Anhänger des demokritischen Atomismus, eröffnete 306 in "seinem Garten - daher der Name 'Gartenphilosophen'... - eine eigene Schule ... Mit den Studien war in dieser Genossenschaft, der auch Frauen und Sklaven angehörten, ein heiter-geselliger Ton verbunden, entsprechend der liebenswürdigen Persönlichkeit ihres Stifters, dessen sittlichen Charakter seine Gegner - und ihnen folgend das ganze christliche Mittelalter - mit Unrecht verdächtigt haben" (Vorländer 1949a, S.148). Epikur ist, das machen Vorländers Annahmen über seine Person deutlich und zeigten auch die im "Protokoll" erwähnten Marxschen Ausführungen, eine sehr kontrovers behandelte Figur der Wissenschaftsgeschichte. Einziger Maßstab der Erkenntnis war für ihn die "sinnliche Wahrnehmung", aus der "unmittelbare Evidenz" hervorgehe; alles darüber Hinausgehende sei Spekulation. Mit seiner Physik schloß Epikur teilweise an Demokrit an (zu den Differenzen vgl. Marx 1841): Er trennte die "sorglosen und schmerzlosen Götter" (Lange 1873, S.80), die nie eingreifen und "deren Hoheit man beleidigt, wenn man glaubt, daß sie sich um uns kümmern" (a.a.O., S.79), von der Welt, in der allein natürliche Ursachen wirksam werden und die zu untersuchen Aufgabe der Naturforschung sei. Da er zudem davon ausging, "daß bei der Unendlichkeit der Welten alles überhaupt mögliche auch irgendwo und irgendwann im Universum wirklich sei, ... kann [man] wählen, welche Hypothese man vorzieht; nur bleibe die Erklärung natürlich" (a.a.O., S.82). Auch ist Epikurs Ethik, dies deutete Vorländers Charakteristik des "Gartenphilosophen" bereits an, nicht nur freundlich den Göttern, sondern auch den Menschen gegenüber: im Unterschied zu der Stoa nimmt sie die Lust (hedone) zum Ausgangspunkt, "Glückseligkeit" ist das Ziel des menschlichen Lebens. Gleichwohl unterscheidet Epikur kurzfristige Befriedigungen von einer höheren und bleibenden Lust, die zu "Ungestörtsein" bzw. "Seelenruhe" führe. Deshalb kann zwar auch im Epikureismus die Beherrschung von Begierden individuell sinnvoll sein, aber auch hier wendet sich dieser gegen die bei den Stoiker(inne)n enthaltene Unterordnung des Einzelwohls unter das Allgemeinwohl: Epikur empfiehlt, sich von "den Aufregungen des politischen Lebens ... fernzuhalten" (a.a.O., S.151) und zieht es vor, "im Verborgenen" zu leben.

Für den Skeptizismus schließlich werden eine ältere Skepsis, die Skepsis der mittleren und neueren Akademie und eine jüngere Skepsis unterschieden. Erstere wurde von Pyrrhon von Elis (gest. ca.275 v.u.Z.) und seinen unmittelbaren Schülern begründet. Ausgangspunkt ihrer Lehre bestand im Zweifel, der zu - expansive Erkenntnisansprüche allerdings wenig

beruhigenden - Gewißheiten führe: a) Die Beschaffenheit der "Dinge an sich" sei nicht erkennbar, "alle unsere Meinungen und Begriffe beruhen auf Satzung oder Gewöhnung" (Vorländer 1949a, S.153); b) wir sind bestenfalls zu wahrscheinlichen Urteilen in der Lage; c) der ethische Gewinn aus a) und b) ist die ataraxia, die Seelenruhe. Der sogenannte mittlere Skeptizismus entfaltete sich im Heimatland der Ideenlehre, in der platonischen Akademie, als Arkesilaos (315-241 v.u.Z.) deren Leiter wurde. Von ihm und seinen Anhänger(inne)n ist wenig Schriftliches überliefert, entsprechend breit ist das Spektrum der Mutmaßungen, ob sie den "sokratischen Geist" wiederbelebten, in ihrer "Zweifelsucht" jedoch auch den Satz, "daß wir nichts wissen können" in Zweifel zogen, ob es sich bei ihnen, wie einige Stoiker vermuteten, um eine recht eigenwillige Mischung - "vorne Platon, hinten Pyrrhon" - (a.a.O., S.154) handelte, oder ob ihr Skeptizismus eine nur exoterische und polemisierende Wendung gegen die "festhaltende Vorstellung" der Stoa und deren Dogmatismus bedeutete. Die jüngere Skepsis, vertreten insbesondere durch den Kreter Änesidem und durch Sextus Empiricus, einen alexandrinischen Arzt, wendete sich zum einen gegen die Dogmatik sicheren Wissens, zum anderen - und teilweise hiermit verbunden insbesondere bei den "empirischen Ärzten" - hin zu detaillierten Beobachtungsstudien (vgl. a.a.O., S.165ff).

Gemeinsam ist den Schulen der Stoa, des Epikur und der Skeptizismus - so die ganz überwiegende Rezeption - die Wegwendung von den "großen metaphysischen Problemen":

Naturphilosophie und Erkenntnistheorie treten zugunsten materialistischer und rein erfahrungsmäßiger Anschauungen zurück. Man begnügt sich in der Regel mit der Vereinfachung oder Modifizierung früherer Systeme. Dagegen wendet man sich mit erhöhtem Interesse den praktischen Fragen zu, die Philosophie will Lebensweisheit lehren, der Philosoph Seelenarzt sein (Vorländer 1949a, S.138).

Sowohl für die nachklassische, griechische als auch für die ihr folgende römische Philosophie werden die Bedeutsamkeit von pragmatischen und ethischen Fragen sowie deren enzyklopädische und eklektische Züge hervorgehoben; bei letzterer verbunden mit den Besonderheiten einer Staatsphilosophie.

Mit dem Zerfall des römischen Reiches verlagerte sich der Schwerpunkt von Wissenschaft und Philosophie erneut, diesmal hin zu arabischen Forschenden, die die vorhandenen Überlieferungen zu sammeln bzw. den von ihnen vorgefundenen Kenntnisstand zu erweitern versuchten (vgl. Abdel-Malek 1972, Badawi 1972). Über sie kam es zu einem Re-Import insbesondere der Aristotelischen Werke nach Europa, wo sich, nach dem griechischen Entstehungsmythos und griechischen, römischen und arabischen Interludien das zweite Hauptstück der Wissenschaftsgeschichte ereignete, das in dem - betrachtet man seine ganz überwiegende Rezeption durch die nach ihm Folgenden - Knebelungsmythos des finsternen scholastischen Mittelalters gipfelte.

1.2 *Zweites Hauptstück: Der Knebelungsmythos - Worte und Sachen und die Idee einer "scientia experimentalis"*

Das Mittelalter ist lange Zeit insbesondere in Darstellungen zur Geschichte der Naturwissenschaften "einfach stillschweigend übergangen" (Schramm 1989, S.430) worden als unfruchtbare, durch die Abhängigkeit von der Theologie geprägte Phase. Für die Scholastik als den Versuch, "die kirchlich anerkannten Lehren mit den Mitteln theologischen und philosophischen Denkens zu begründen und auszubilden" (Vorländer 1949b, S.47), werden traditionellerweise drei Phasen unterschieden: Die erste dauerte vom 9. bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts, unmittelbare Vorläufer finden sich in der lateinischen

Patristik¹⁴⁴. Der Philosoph, der an ihrer Schwelle steht, ist Johannes Eriugena (ca. 810-877), in ihr beginnt der Universalienstreit zwischen nominalistischen und realistischen Positionen. Die "Blütezeit" der Scholastik fällt dann in das 13. und 14. Jahrhundert, ihren bekanntesten Repräsentanten findet sie in Thomas von Aquin (ca. 1225-1274). Sie endet im 14. und 15. Jahrhundert insbesondere mit den Arbeiten der Franziskaner Johannes Duns Scotus (ca. 1270-1308), Roger Bacon (1214-1294) und William von Ockham (ca. 1290-1350). Ihren Namen erhielt die Scholastik

von den Schulen ..., an denen sie gelehrt worden ist. Doctores scholastici ... hießen ursprünglich die Lehrer der sogenannten sieben freien Künste ... in den Dom- und Klosterschulen seit Karl dem Großen, später alle, die sich schulmäßig mit den Wissenschaften, insbesondere Philosophie, oder, was damals fast dasselbe ist, Theologie beschäftigten; namentlich aber die Lehrer der Philosophie an den großen Universitäten wie Paris, Oxford, Köln (Vorländer 1949b, S.47f).¹⁴⁵

Wesentlich war seit Beginn der Frühscholastik - die auf einige logische Schriften des Aristoteles, insbesondere aber auf die "Kirchenväter" und hier vor allem auf Augustinus zurückgriff - die Bemühung um Wahrheit durch die Beseitigung logischer Widersprüche, wobei Konflikte mit kirchlichen Dogmen weitgehend vermieden wurden und eine Bezugnahme auf Empirie meist nicht notwendig erschien, da die Gesetze der Logik als ausreichend galten. Der Universalienstreit, der fast das ganze Mittelalter durchzieht, entbrannte gegen Ende des 11. Jahrhunderts aus der Beschäftigung mit Aristoteles-Kommentaren um die Frage, ob Begriffe wirklich oder nur im Denken existierten. In diesem Streit prallten drei Positionen aufeinander: Während "traditionelle Realisten" wie Wilhelm von Champeaux (1077-1121) im Anschluß an Platons "Timaios" (das einzige zu dieser Zeit verfügbare Platonische Werk, von dem zudem nur Teile vorlagen) davon ausgingen, daß die Begriffe "das Ursprüngliche und Wirkliche, sowohl der Zeit wie dem Rang nach, also die wahrhaften Dinge ... seien" (Vorländer 1949b, S.54) - *universalia ante rem* -, behaupteten die "Nominalisten", im 12. Jahrhundert auch als "Moderni" bezeichnet, im Anschluß an Roscelin von Campiègne (ca. 1050-1120) die Existenz der *universalia post rem*, d.h. die Begriffe seien "bloß Abstraktionen des Verstandes ..., während in Wirklichkeit nur die Einzeldinge existierten" (Vorländer, a.a.O.).¹⁴⁶ Zwischen beide traten später, an Aristoteles anschließend, die Hauptvertreter der Scholastik mit einem "gemäßigten Realismus", der zwar von einer

144 Der wichtigste schulische Repräsentant der Patristik ist Augustinus (354-430), dessen Bedeutsamkeit erst im 13. Jahrhundert durch den Neu-Aristotelismus abgelöst wurde. Zentral war für ihn, der sich mit dem Skeptizismus seiner Zeit auseinandersetzte, "die Selbstgewißheit der inneren Erfahrung ... sogar um zweifeln und irren zu können, muß ich zuerst existieren" (Vorländer 1949b, S.39). Quelle dieser Gewißheit ist Gott, der für Menschen zwar nicht vollständig erfaßbar ist, aber der menschliche Wille kann, verbunden mit der "Offenbarung ..., die ihm mit Gottes Gnade zufließt", zum Erkennen verhelfen: "Crede, ut intelligas, d.h. erst glaube, dann kannst du erkennen." (a.a.O., S.40) Wichtig für die Weitergabe von Wissen wurde in der Folgezeit vor allem das sich entwickelnde Mönchtum, das nach der Gründung von Monte Cassino durch Benedikt von Nursia (ca. 480-547) bis ins 12. Jahrhundert ausschließlich benediktinisch geprägt blieb: Unter Benedikts "Ora et labora" wirkten die Mönche als "Soldaten Christi", die Klöster wurden "zu Heimstätten sowohl für praktische Landwirte als auch für Heilige, Künstler und Gelehrte", in denen - Whitehead (1925, S.27) zufolge - sich die überlieferte griechische Neigung zu Abstraktion "mit einem Blick für die Wichtigkeit des Alltäglichen ... die Gelehrsamkeit mit den widerspenstigen und eigenwilligen Tatsachen" zu verbinden begann.

145 Im 5. und 6. Jahrhundert waren verschiedene Kompendien über die "sieben freien Künste und Wissenschaften" verfaßt worden, zu denen das sogenannte trivium - Grammatik, Dialektik und Rhetorik - und das quadrivium - Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie - gehörten.

146 Roscelin von Campiègne kollidierte, da sein Nominalismus auch das "Dogma der Dreieinigkeit" in Frage zog, mit der katholischen Kirche und wurde 1092 zum Widerruf gezwungen.

realen Existenz der Begriffe ausging, "aber nur in oder an den Einzeldingen" (a.a.O.) - *universalia in re* - sei Erkennen möglich.¹⁴⁷

Während die nominalistische Position bis zu ihrer Entfaltung in den Lehren des William von Ockham zunächst an Bedeutung verlor, sind zwei Personen zum einen für die Präzisierung einer (im Vergleich zu Wilhelm von Champeaux gemäßigeren) realistischen Position, zum anderen für einen frühen Versuch der Vermittlung zwischen Nominalismus und Realismus bedeutsam. Der erste ist Anselmus von Canterbury (1033-1109), der, so Vorländer, "mit Recht der 'Vater der Scholastik' genannt worden [sei]" (a.a.O., S.55) und der - neben anderem - anschließend an das augustinische *crede, ut intelligas* dafür votierte, daß "der Glaube ... der Erkenntnis vorausgehen, dann freilich zu letzterer aufstreben [müsse]" (a.a.O.).¹⁴⁸

Die zweite wichtige - und entlang seiner eigenen Ausführungen tragische - Figur ist Pierre Abaelard (1079-1142). Schüler der beiden Hauptkontrahenten des Universalienstreits - von Wilhelm von Champeaux und von Roscelin von Campiègne - und ein "unübertrefflicher Logiker", der gleichzeitig "der Offenbarung große Ehrerbietung entgegenbrachte" (Pépin 1972a, S.111), nahm er im Universalienstreit eine vermittelnde Position ein, indem er einen gemäßigten Realismus mit einer dezidiert nominalistischen Position verband: Die "allgemeinen Ideen haben keine Wirklichkeit außerhalb des Geistes, der sie sich vorstellt, sie sind reine 'Namen'" (a.a.O.). Zwar gibt es für ihn Ähnlichkeiten zwischen den Dingen, aber diese sind nur für Gott schon "vor den Dingen" existent, für Menschen jedoch erst "nach den Dingen" erkennbar. Von der Kirche forderte er den "Verzicht auf einen reinen Autoritätsstandpunkt" (Vorländer 1949b, S.57f), und er betonte die Bedeutung des Zweifels für Forschung, deren Bedeutung wiederum für das Finden von Wahrheit - "Erst wissen, dann glauben!" (a.a.O., S.58) Seine Versuche, gleichzeitig auch der Kirche zu dienen, verliefen allerdings nur bedingt erfolgreich; seine Lehre wurde von zwei Konzilen (1121 und 1140) verdammt und er selbst scheint "nicht aus den Spannungen herausgekommen [zu sein], die sein Leben und Denken zerrissen" (a.a.O., S.59).¹⁴⁹

Die eigentliche "Glanzzeit" der Scholastik begann - nachdem die arabischen Aristoteles-Übersetzungen und -Kommentare latinisiert und damit für die katholische Kirche rezipierbar waren - mit der Verknüpfung der Kirchenlehre und des Aristotelismus. Wesentliche Beiträge für diese Rezeption leistete Albert von Bollstädt bzw. Albertus Magnus (ca. 1193-1280), ein

147 Hier werden unserem heutigen Verständnis zuwiderlaufende Wortbedeutungen verwandt, denn die realistische Position ist diejenige, die die Vorrangigkeit der Begriffe bzw. Ideen vor den "sinnlichen Einzeldingen" behauptet, während die nominalistische davon ausgeht, daß nur die individuellen Objekte existieren bzw. Begriffe als bloße Worte und Bezeichnungen (*nomina, voces* bzw. *flatus vocis*, "Wortwinde") sieht. Ebenfalls entgegengesetzt zu dem heute vorherrschenden Sprachgebrauch werden die Begriffspaare "abstrakt" vs. "konkret" und "subjektiv" vs. "objektiv" verwandt; letzteres bezeichnet z.B. bei Wilhelm von Ockham "das nur im denkenden Geiste" (Vorländer 1949b, S.105) vorhandene.

148 Anselmus formulierte auch den ontologischen Gottesbeweis in seiner klassischen Gestalt: Hiernach sollte aus "dem Begriff eines höchsten und absolut vollkommenen Wesens [*des ens realissimum*] ... notwendig auch folgen, daß ein solches Wesen existiere, weil zu seinem Begriff auch seine Existenz gehöre" (Adorno 1973, S.100). Anselmus begründet dies damit, daß wenn "einem vollkommensten Wesen irgend etwas abgehe und gar etwas so Erhebliches wie seine Existenz, dann sei es ja nicht mehr das vollkommenste Wesen, sondern dann hätte es dadurch, daß es nicht existiere, einen empfindlichen Mangel; es könne in folgedessen von ihm nicht füglich prädiert werden, daß es das vollkommenste Wesen sei" (a.a.O., S.105f).

149 Abaelard, "der Abgott und das Vorbild der Pariser Scholaren" (Durant, Bd.13, S.175), ist durch seine Liebesgeschichte mit Heloise berühmt geworden: Nach einer Zeit, in der "der Küsse ... mehr [waren] als der Sprüche" (Abaelard zit.n. a.a.O.), der Geburt eines gemeinsamen Kindes und der heimlichen Eheschließung, um die kirchliche Laufbahn offenzuhalten, drang der Onkel der Heloise mit anderen nachts in Abaelards Wohnung ein und sie nahmen "an mir eine Rache, so grausam und so beschämend, daß die Welt erstarrte; sie schnitten mir von meinem Leib die Organe ab, mit denen ich sie gekränkt hatte" (a.a.O., S.177).

Dominikaner, den sein "unstillbarer Wissenshunger" quer durch die damals verfügbare Literatur führte und der zudem zoologische und chemische Studien unternahm, eine Neigung, die ihm aber "einen gewissen Ruf als Okkultist ein[brachte]" (Pépin 1972b, S.166). Sein bedeutendster Schüler war Thomas von Aquin (ca. 1225-1274), der wie Albert annahm, daß Gegner nicht durch Verbrennungen, sondern durch geistige Auseinandersetzung zu bekämpfen seien: Nachdem die neuen Aristoteles-Übersetzungen 1210 zunächst durch ein Konzil verboten worden waren, wurde die Verurteilung der Aristotelischen Werke "fortschreitend gemildert, und die Theologie kann bald das unvergleichliche Instrument, das ihr die Philosophie des Aristoteles verschafft, nutzen" (Pépin 1972b, S.163), denn Thomas von Aquin wurde zum Hauptschöpfer einer Synthese aus traditionell christlichem und aristotelischem Weltbild. Im Zentrum seines Werkes stand die Beschäftigung mit der Beziehung zwischen Vernunft und Glauben, wobei Thomas zwar annahm, daß die "Vernunft ... nicht alle Wahrheiten erreichen [kann]" (a.a.O., S.168) - so z.B. das Dogma der Trinität - aber indem er die Grenzen der Rationalität zu durchleuchten versuchte, setzte er sie innerhalb dieser Grenzen "in alle ihre Würde und all ihre Rechte wieder ein" (a.a.O., S.169). Glauben und Vernunft verhalten sich seinen Überlegungen zufolge konvergent, beide sieht er auf Gott gerichtet, der aus seiner Wirkung in der Schöpfung erkennbar und nachweisbar sei. In diesem Zusammenhang bemüht Thomas von Aquin sich, die Theologie als Wissenschaft begründend, um den rationalen Beweis der Existenz Gottes.¹⁵⁰

Doch die Scholastik scheint mit dem, was ihr zu einer neuen Blüte verhelfen sollte, auch eine Voraussetzung für ihren eigenen Ausgang mitgeschaffen zu haben. Seit dem frühen 13. Jahrhundert wurde die westliche Theologie, teilweise infolge der Kreuzzüge, mit einer Vielzahl "fremden Geistesgutes" konfrontiert, das in immer neue Verbindungen mit der eigenen Überlieferung eintrat: Neben den thomistischen Versuchen, Aristoteles mit römisch-katholischem Denken zu vereinbaren, stand die beginnende Rezeption des Platonismus u.a. durch die deutsche Mystik und Meister Eckhart¹⁵¹, und in der Folge verschärfen sich die Konfliktlinien zwischen Neo-Aristotelismus und dem insbesondere an Plotin anschließenden Neo-Platonismus¹⁵². Eine Vielzahl islamischer Werke wurde in das Lateinische übersetzt, und mit den philosophischen Schriften wurden auch experimentelle Studien einem breiteren Publikum zugänglich. So hatte zwar z.B. ein Konzil 1130 den Mönchen ein Wirken als Ärzte untersagt, aber an den Universitäten entwickelte sich - auch wenn die akademische abendländische Medizin zunächst weiter überwiegend autoritätsgläubig und anti-chirurgisch eingestellt blieb - eine Auseinandersetzung der scholastischen Medizin mit arabischen

150 Die - je nach Perspektive - Modernität des Thomismus bzw. Rückwärtsgewandtheit des Katholizismus wird offensichtlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß dieser "im Jahre 1879 ... zur offiziellen Philosophie der katholischen Kirche erhoben [wurde]. Bei der 1931 durch päpstliche Anordnung vorgenommenen Neuordnung des kirchlichen Hochschulunterrichts wurde erneut vorgeschrieben, daß Philosophie und spekulative Theologie nach den Lehren und Prinzipien des Thomas von Aquino vorzutragen sind." (Störig 1950a, S.267)

151 Johann Eckhart (ca. 1260-1327) wurde von der Inquisition verfolgt als "Ritter des Irrtums", der - so Papst Johannes XXII. 1329 - "mehr hat wissen wollen, als nötig ist" (zit.n. Pépin 1972b, S.173). Ursprünglich an seine Ordensbrüder Albert und Thomas anschließend, wandte Eckhart sich dem Neoplatonismus und der Frage des Verhältnisses zwischen Seele und Gott zu. Er vertrat in der Folge eine Philosophie und Ethik der Verinnerlichung und des "Aufgehen[s] der Seele in Gott" (Vorländer 1949b, S.116) und begab sich auch an eine Neuinterpretation der kirchlichen Dogmen. Daß nach der Vorstellung Eckharts u.a. im Verlaufe des "Jüngsten Gerichts ... nicht Gott, sondern jeder Mensch sich selbst sein Urteil [spricht]" (a.a.O.), mißfiel der kirchlichen Rechtsprechung, und Eckhart wurde zu einem bedingten Widerruf gezwungen; er starb aber vor Erscheinen des Urteilspruchs.

152 Auf Plotin (205-270) geht neben anderem das Prinzip der Emanation zurück: Aus dem nous entspringt die Weltseele, der die einzelnen Seelen entstammen, die wieder in Ekstase mit "dem Einen" verschmelzen wollen (der Kosmos ist ein "seliger Gott"). Alles Sinnliche ist für Plotin hingegen nur Schatten und Täuschung; er schämte sich, wenig attisch, aber für das christliche Denken einflußreich, auch seines Leibes.

Einflüssen und der Bedeutung, die arabische Lehrbücher auf die Beobachtung und Beschreibung z.B. von Krankheiten und Krankheitsverläufen legten.

In diesem widersprüchlichen Klima kam es zum einen zur Bildung verschiedener, von weltlichen und kirchlichen Herren gleichermaßen bekämpfter Bewegungen wie die der Waldenser(innen) und Katharer(innen). Als Reaktion auf diese, aber auch auf den ausufernden Prunk, den einige Klöster wie Cluny zur Schau stellten, entstanden zum anderen Reformorden für ein glaubenszentriertes Mönchtum: Bernhard von Clairvaux (1090-1153) gründete den Orden der Zisterzienser, die als Bündelung einer asketischen, klösterlichen Reformbewegung Regeltreue und Schlichtheit forderten und für die, entgegen der folgenden Versöhnungsversuche von Glauben und Vernunft durch Thomas von Aquin, ebenfalls starke mystische Elemente wirksam waren: "Glühen ist mehr als Wissen" (Vorländer 1949b, S.66), so der schwärmerische Bernhard, der sein Glühen auf dem Wege der Kreuzzüge anderen auch blutig nahezubringen versuchte. Heftige Kontroversen entstanden auch zwischen den 1216 von Dominikus gegründeten und bald thomistisch orientierten Dominikanern und der von Franz von Assisi (1181-1226) ausgehenden franziskanischen Bewegung, die schnell um sich griff und sich, entgegen Aristoteles auf Platon und Augustinus bezugnehmend, gegen Reichtum und Gewalt wandte.

Es sind dann auch drei Franziskaner, die das Ende der Scholastik und das Fortschreiten der Trennung zwischen Glauben und Wissen markieren. Roger Bacon (1214-1294), der in Paris studierte, interessierte sich für - dem damaligen Verständnis zufolge - "Profanfächer" und führte in Oxford vor allem naturwissenschaftliche, mathematische und sprachwissenschaftliche Studien durch; eine Neigung, die ihm die Verfolgung und Inhaftierung wegen des Verdachts der Zauberei und des Unglaubens einhandelte. Bacon bezweifelte die Wirksamkeit der aristotelischen Logik zur Gewinnung begründeter Erkenntnisse, wichtiger waren ihm Erfahrung und Experiment, denn

ohne Erfahrung kann nichts gewußt werden ... Die Welt steckt voller Vorurteile: Autorität, Gewohnheit, Phrase, Mangel an Selbstkritik. Und die Wissenschaft ist ein langsames Fortschreiten in stetem Kampf mit dem großen Haufen der Ungebildeten und Gewohnheitsmenschen. Ihr größter Feind ist die Meinung, daß sie schon abgeschlossen sei, die Anbetung der Autorität, die Berufung auf große Namen ... Es heißt: an der Quelle studieren! (Vorländer 1949b, S.100)

Dies bedeutete für Bacon, Sprachen zu lernen, mit Instrumenten zu arbeiten (die er teilweise selbst erfinden mußte) und statt dem Weg über "Vernunftbeweise" sich Erfahrung zu Nutze zu machen, die allerdings geordnet werden bzw. über ihre Ursachen mit Gesetzen verknüpft werden müsse. Hierzu bediente er sich der von Aristoteles vernachlässigten, aber schon in den platonischen Anleihen der Franziskaner wichtigen Mathematik, die für ihn "die Grundlage aller Wissenschaft ... [sein sollte], die vollkommenste aber ... ist die scientia experimentalis" (a.a.O.).¹⁵³

Ebenfalls im Übergang zum 14. Jahrhundert lehrte der schottische Franziskaner Johannes Duns Scotus (ca. 1270-1308) erst in Oxford, dann in Köln. Der "Doctor Subtilis", nach Thomas von Aquin - so Adorno - der für die Terminologie wichtigste Scholastiker und "vielleicht noch wichtiger als er" (1973, S.60), beschäftigte sich zum einen mit der

¹⁵³ Dennoch behauptete Bacon neben einer natürlichen eine göttliche Kausalität, er bekämpfte die Autorität, um sie gleichzeitig für die Kirche zu fordern: "So mischt sich in Bacon Altes und Neues, kirchlicher Glaube und Keime neuer Wissenschaft ... Unausgeglichen stehen kühner fortschrittlich-kritischer Sinn und äußerster Traditionalismus nebeneinander und gegeneinander." (Vorländer 1949b, S.101)

Übersetzung und Entfaltung Aristotelischer Begriffe¹⁵⁴. Zum anderen konzipierte er gegen die große Synthese des Thomismus Glauben und Wissen als Gegensätze, d.h. es kann etwas für die Philosophie wahr und für die Theologie falsch sein. Gegen Thomas' Intellektualismus betonte er auch ein dem augustinischen Denken verwandtes Verständnis des Verhältnisses von Vernunft und Willen, indem er sich zugunsten des letzteren als der "Grundkraft der Seele" (a.a.O., S.97) entschied. Wie der freie Wille dem intellektuellen Interesse seine Richtung gibt, so kann er sich nach Scotus auch über die Triebe erheben.

Scotus stand unmittelbar vor Beginn eines Wiederauflebens des Nominalismus, für den vor allem sein Schüler William von Ockham (ca. 1290-1350) bedeutsam werden sollte. Ockham, der sich selbst als "Theo-loge" (Vorländer 1949b, S.105) verstand, befestigte mit seiner "Via Moderna" (entgegen der "Via antiqua" der spätscholastischen Begriffsrealisten) die Kluft zwischen Glauben und Wissen, von Thomas von Aquin in einem harmonischen System geschlossen, und er wurde zentral für die Begründung von deren Trennung. Wie bei seinem Lehrer Scotus verweisen auch bei ihm Theologie und Philosophie auf zwei unterschiedliche Sprachen; an Gott müsse geglaubt werden, seine Einheit und Unendlichkeit seien nicht logisch beweisbar. Begriffe sind für Ockham "keine wirklichen Abbilder der Dinge, sondern nur Zeichen ... für dieselben ..., deren Behandlung der Logik ... zufällt. Es gibt keine allgemeine Wesenheit an sich" (a.a.O.). Mit der Konzeption einer der Abstraktion entgegenstehenden "intuitiven Erkenntnis", deren Produkt Erfahrung ist, begründete er eine induktive Forschung: Ein jeder macht, so Ockham, "in sich die Erfahrung ..., daß, so intuitiv und vollkommen er eine Sache erkennt, er niemals von daher eine andere Sache erkennt, wenn er nicht im voraus eine Kenntnis davon hätte" (zit.n. Hochart 1972, S.177). Diese Kenntnis ist durch das Gedächtnis gegeben (wobei das Problem der "ersten Kenntnis" ungelöst bleibt), das die Feststellung von "similitudo" (Ähnlichkeit) ermöglicht und dann zu einer Bezeichnung führt, die aber

nichts der Sache hinzu[fügt] ... das Zeichen-Sein wohnt nicht in der der Sache eigenen Realität, sondern in ihrem möglichen Gebrauch. Keine Sache ist also an sich Zeichen, obwohl jede es werden kann, wenn ihre Kenntnis auch nur im geringsten eine andere provoziert ... 'Das Ähnliche evoziert das Ähnliche' (a.a.O., S.177f).

Die Ähnlichkeit bedeutet jedoch auch eine "reale Relation", "das Zeichen ist also repräsentativ, als Gedächtnishilfe trägt es dazu bei, dem Geist als Bild erscheinen zu lassen, was im Original darin präsent gewesen" (a.a.O., S.179f).

Indem Ockham in seiner Lehre den Begriff der Ideen nicht im Platonischen, sondern in einem modernen, erkenntnistheoretischen Sinn als Vorstellungen oder Konzepte verwendete, beeinflusste er insbesondere Hume und die zeitgenössische Linguistik. Wesentlich für Nachfolgende wurde auch das von ihm formulierte "Prinzip der Ökonomie des Denkens, demzufolge man keine Vielheit setzen soll, ohne daß man durch eine Notwendigkeit, die sich von der Vernunft, der Erfahrung oder der Autorität der Heiligen Schrift herleitet, dazu gezwungen ist" (Pépin 1972b, S.174). Sein radikaler Nominalismus und sein Zweifel am "Buchstabenglauben" ließen ihn im Streit zwischen Papsttum und

154 Ausgangspunkt war für ihn, daß in den Aristotelischen Begriffen die neuen, "im Grunde subjektiven funktionellen Leistungen, die in der Erkenntnis wesentlich sind, eigentlich gar nicht mehr adäquat ausgedrückt werden konnten. Die vielberufene Subtilität und Feinheit der Distinktion ... besteht nun vor allem in dem Versuch, ein terminologisches Netz zu spinnen, das so fein ist, daß in ihm auch noch Momente, die eigentlich bereits Leistungen des subjektiven Gedankens sind, als Differenzierungen des Seins selber erscheinen ... Subjektive Tätigkeit, Denken in einem prägnanten Sinn, drückt sich indessen noch in der alten Sprache aus" (Adorno 1973, S.61).

weltlicher Macht sich auf die Seite der letzteren stellen, was ihm 1324 ein Inquisitionsverfahren in Avignon einhandelte, 1326 wurde seine Lehre verurteilt, 1331 folgte der Ordensausschluß. 1339 "verdammte" auch die Universität von Paris seine Lehren; 1348 schließlich "beugte er sich vor der Kirche" (Chatelet 1972c, S.233) und starb kurze Zeit später in Bayern, wo er Zuflucht gefunden hatte. Trotz seines Widerrufs hielt die Kirche an ihrer Verurteilung fest, und sie "empfahl ... den Studenten, sich von diesem 'Sophisten' abzuwenden" (Hochart 1972, S.175), ein Verbot, daß eineinhalb Jahrhunderte später erneuert wurde.

Die hier aufgerissene Kluft zwischen Vernunft und Offenbarung, derzufolge es zwar möglich blieb, an Gott zu glauben, Beweisversuche aber sinnlos wurden, war auch per Inquisition nicht mehr in der traditionellen Weise zu schließen; der Katholizismus geriet in fortschreitende innere und äußere Widersprüche. Mit dem Nominalismus begann im späten Mittelalter eine Anschauung Fuß zu fassen, die in einem im "empirischen Sinn von den Tatsachen ausgehenden und aufklärenden Denken" (Adorno 1973, S.61) endete. Und der Nominalismus half in seiner Wendung gegen den "Buchstabenglauben" den intellektuellen Ungehorsam vorbereiten, der bald seinen Ausdruck in einem erneuten Zwischenspiel der Wissenschaftsgeschichte - dem der italienische Renaissance und des "Wiedererwachens" des Denkens - finden sollte.

1.3 Zweites Zwischenspiel: Ein verborgener Gott, planetare Desorientierung und kosmische Trunkenheit

Auch die Renaissance wird wie die von ihr bekämpfte Vorgängerin von Nachfolgenden zwiespältig beurteilt: Während sie denen,

die es gewohnt sind, die Diskontinuität in dem epistemologischen Rahmen zu denken, der sich von Galilei oder Descartes herleitet, ... als arme Verwandte [erscheint - mit] ... Ausnahme von Kopernikus erprobt [sie] sich ... an Ideen und Hypothesen: das ist ihre Größe und ihre Schwäche (Védrine 1972, S.37)

- schwärmen andere wie Hélène Védrine von "jener fernen Epoche, in der die Päpste Humanisten waren, die Kardinäle Philosophen und Platon ein Mythos, den es zu ersinnen galt" (a.a.O., S.40). An ihren Übergängen stehen zwei zentrale Figuren - Cusanus, der als Kurienkardinal, und Bruno, der als Märtyrer stirbt; zwischen beiden wird die kopernikanische Lehre veröffentlicht, die die Erde als kosmischen Mittelpunkt entthront.

Nikolaus von Kues bzw. Cusanus (1401-1464) und sein Werk scheinen "etwas zu spät" für die Scholastik und "etwas zu früh" für die Renaissance, eine Eigentümlichkeit, die Einordnungsversuchen in die eine oder andere Epoche einige Schwierigkeiten bereitet. Erzogen wurde er bei den flämischen "Brüdern vom gemeinsamen Leben"; nach dem Studium der Rechtswissenschaft und der Theologie in Heidelberg, Padua und Köln lehrte er in Padua. Außerhalb der Schulphilosophie war Cusanus' Einfluß auf seine Zeit relativ gering, und seine Schriften wurden erst mit der "Entdeckung" Brunos im 19. Jahrhundert - im wesentlichen aber erst im 20. Jahrhundert - breiter rezipiert.

Diese Schriften, insbesondere "De Docta Ignorantia" (1440) und "De Idiota" (1452), beinhalten einen Anschluß an das "sokratische Nichtwissen": Während letztere behauptet, "daß die Vernunft gleichmäßig auf jeden einzelnen verteilt ist, daß der Unwissende häufig sachgerechter urteilt als der sogenannte Gelehrte" (Védrine 1972, S.38), entwickelt erstere, die sich mit den Bedingungen von Erkenntnis beschäftigt, das "belehrte Unwissen" als

höchstmögliche Wissensform. Ausgehend nicht von formalen Schemata, sondern von "möglichst einfache[n] Erkenntnisinhalte[n]" (Vorländer 1949b, S.131), stoße das Denken auf die "Vergeblichkeit, das Unendliche zu erreichen ..., [auf] die Begrenztheit seines Wissens [und Cusanus versucht in der Folge,] ... dessen Grenzen festzustellen" (Védrine 1972, S.41). Hiermit einher geht ein im Grunde ketzerischer Gottesbegriff: Der verborgene Gott, der *deus absconditus* des Cusanus, ist zugleich unbegreiflich und im Sinne einer "Koinzidenz von Größtem und Kleinstem" - dem mittelalterlichen Denken fremd, aber in der Antike vorgedacht in einem Verstehen von "Ordnung aus den Gegensätzen" (Vorländer 1949b, S.130) - in allem gegenwärtig.¹⁵⁵

Neben der Vorrangigkeit der sokratischen "unverbildeten Vernünftigkeit" vor der "Schulwissenschaft" ("De Idiota" ist angelegt als Dialog eines Laien mit einem Philosophen) schließt Cusanus auch an das pythagoreische Element Platons an. Denn die reinste Art der Annäherung bieten die Geometrie und die Algebra, und Cusanus benutzt u.a. die Regelmäßigkeiten der Himmelskörper als Demonstration göttlicher Vernunft¹⁵⁶. Indem er die "Schlichtheit der sokratischen Methode und die Schärfe der platonischen Dialektik" (a.a.O., S.131) einerseits mit dem christlichen Glauben andererseits zu verknüpfen, die "Scholastik durch [einen] aristotelisch beeinflussten Platonismus [zu] reformieren [versucht, treten] ... Gott, Natur und Mensch ... wieder in Nähe zueinander" (a.a.O., S.147). Cusanus' Werk, das zu einer Zeit entstand, in der Humanismus, Mystik, Empirismus, Voluntarismus und Nominalismus sich zu entwickeln begannen, wird gleichermaßen als letzte große scholastische Bemühung um eine Versöhnung wie als erster machtvoller Ausdruck einer sich ankündigenden Perspektivenverschiebung verstanden: Im Zentrum befindet sich nicht länger die Frage nach der Stellung des Menschen zu Gott, sondern seine Position innerhalb der Natur bzw. des (auch göttlichen) Kosmos wird (wieder-) beleuchtet. Und indem Cusanus den Menschen zwischen Makro- und Mikrokosmos reflektiert, wird dieser selbst relativiert als potentieller Makro- und Mikrokosmos für andere.

Die von Nikolaus von Kues vorangetriebene Kosmologisierung und Relativierung kennzeichnet, ebenso wie seine Hinwendung zu Platon kurze Zeit später eine ganze Epoche. Wie im "Protokoll" angeführt, begann in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine zunehmende Platon-Rezeption. In Florenz wurde eine platonische Akademie gegründet, und der "Spiritualist" und Mathematikprofessor Marsilio Ficino (1433-1499) übersetzte die Platonischen Schriften ins Lateinische. Obwohl an den Universitäten zunächst der Bann des scholastischen Aristotelismus anhielt, wurden auch immer mehr Kleriker

von Platons schönfließender Rede bezaubert. Sie hatten die trockenen Wortgefechte der Scholastiker, die natürlich auch noch in den folgenden beiden Jahrhunderten die Universitäten beherrschten, seit langem satt und waren glücklich, in den alten Handschriften eine neue Welt mit 'menschlicheren' Wissenschaften anzutreffen (Winzer o.J., S.408).

155 Das menschliche Erkennen bleibt Cusanus zufolge in seinen Grenzen befangen, denn "alle menschliche Kunst [ist] ... endlich" (zit.n. Vorländer 1949b, S.249). Die Besonderheiten des menschlichen und des "absoluten Blicks" verdeutlicht Cusanus an der Metapher des Betrachtens eines Bildes: "Jeder Beschauer sieht das Bild auf seine Weise an: in dieser oder jener durch Standort und Blickart bestimmten Weise, also jeder ist in eigentümlicher Weise befangen; die Befangenheit ist bei jedem verschieden geartet und dennoch der ganzen Gattung der Beschauer gemeinsam" (Vorländer 1949b, S.140). Aber dennoch steht das Bild "da, auch wenn keine Betrachter anwesend sind ... rein an und für sich. Kommen die Beschauer, dann koinzidieren im absoluten Blick Sehen und Gesehenwerden" (a.a.O., S.139).

156 So u.a. die unendliche Kreislinie und daß die Erde, "edel und kugelförmig", sich kreisförmig bewege. Die Vorstellung, daß die Erde sich bewegt, ist - darauf verweist Védrine (1972, S.44) - zumindest für seine Zeit neu (vgl. dementsgegen Anmerkung 20). Cusanus entwirft auch eine neue Kosmologie, derzufolge ein unbegrenztes Universum kein festes Zentrum haben kann: "Wenn sich die Erde nicht mehr im Zentrum der Welt befindet, so werden das Hohe und das Tiefe Begriffe, die in Relation zur Position des Beobachters stehen." (a.a.O.)

Das neue Denken schlug sich zunächst insbesondere in Kunst, Architektur und Literatur und in italienischer Sprache nieder: In der Literatur entstand, mit Blickwechsel hin auf den Menschen, ein Interesse an (Selbst-) Biographien¹⁵⁷; in der Kunst wurden, anschließend an Platon und Pythagoras, hinter harmonischen Formen rationale und mathematische Prinzipien vermutet und das Studium der Perspektivität und von Bewegungsdetails gewann an Bedeutung. In Auseinandersetzung mit den antiken Leitbildern und entgegen den vorherrschenden scholastischen Trennungen kam es zudem vermehrt zu Versuchen, praktisches Können und theoretisches Wissen zu verknüpfen, die in "Künstleringenieuren" wie Leonardo da Vinci einen ersten Höhepunkt erreichten und schließlich den Weg für die empirischen Naturwissenschaften bereiteten, den dann in unterschiedlicher Weise Kopernikus, Kepler, Galilei, Francis Bacon und Descartes beschritten.

Doch am Anfang dieser Entwicklung steht der Rückgriff auf die Antike, und dieser Rückgriff erfolgt ohne übermäßige "historische Treue": "Ein jeder erfindet seine eigene kleine Antike und konstruiert seine eigene Philosophie ... Diese Freiheit ermöglicht der Renaissance den Ausbruch aus dem erstarrten Respekt vor dem Text, den Pedanterien der buchstäblichen Erklärung." (Védrine 1972, S.38) Mit diesem Auf- und Ausbruch verschob sich der wahrgenommene Weltmittelpunkt immer mehr von Gott auf den Menschen, eine Verschiebung, die nicht nur von der noch herrschenden Scholastik, sondern auch von der parallel zur Renaissance sich formierenden Reformation heftig bekämpft wurde.¹⁵⁸

Prominente Figuren der Hoch-Zeit der Renaissance sind Leonardo da Vinci (1452-1519), Pietro Pomponazzi (1462-1525) und Nikolaus Kopernikus (1473-1543). Der erst- und der letztgenannte stehen für eine neue Hochschätzung der Mathematik, allerdings ist die Wendung hin zur Erfahrung bei Leonardo sehr viel deutlicher vollzogen: Während für ihn die Mathematik das entscheidende Verstehensglied zwischen Geist und Naturgesetzlichkeit eröffnet, ist ein tatsächliches Verstehen nur durch Experiment und Erfahrung möglich: "Die Erfahrung täuscht niemals; [und im] ... Vertrauen auf die Erfahrung und die Mathematiken" (Védrine 1972, S.46f) entwirft Leonardo Dampfmaschinen, Flugapparate, Kriegsgeräte, Kuppeln etc.

"Bruch und Dezentrierung", die für Védrine (a.a.O., S.48) den "ruhelosen Menschen der florentinischen Renaissance" auszeichnen, führen auch in Padua als dem zweiten und rivalisierenden Zentrum des neuen Denkens, dort allerdings zunächst noch im Anschluß an Aristotelische Vorstellungen, zu immer neuen Verletzungen der Schullehren. So betont Pomponazzi 1516 in "De immortalitate animae", "daß man keinen natürlichen Grund anführen kann, aus dem notwendig zu schließen ist, daß die Seele unsterblich sei" (zit.n.

157 Hier ist vor allem anderen Michel de Montaigne zu nennen, der in seinen Essays sich selbst zu erzählen versuchte: "Meine Fehler wird man hier finden, so wie sie sind, und mein unbefangenes Wesen, soweit es nur die öffentliche Schicklichkeit erlaubt" (1580, S.51), wobei er sich "sehr gern ganz und gar abgebildet hätte, und splinternackt" (a.a.O.), andere Zeiten und Sitten vorausgesetzt. Montaigne ist nicht nur wegen der Radikalität seiner Selbstreflexion derjenige Autor, von dem Lüthy (1953, S.17) sagt, er habe "das persönlichste Buch der Weltliteratur" verfaßt, denn ihm ist kein "Gegenstand ... so wichtig, daß er nicht in diesem Sammelsurium eine Stelle verdiente" (Montaigne 1580, S.88). Montaigne ist auch, wenn man so will, ein früher Vertreter moderner Patchwork-Identität, der sich auf bloß lokale Gültigkeiten und perspektivische Wahrheiten beschränkt und sich selbst als ein "Sammelsurium" versteht und darbietet: "Nicht darum geht es ihm, das Maß der Dinge zu erkennen, sondern das Maß seiner Augen. Wie er die Dinge sieht, bald so, bald anders, läßt nicht auf die Dinge schließen, sondern auf ihn, und ... die Wahrheit Michel de Montaignes ist die Summe seiner Widersprüche ... Eine andere, allgemeine, überpersönliche Wahrheit hat er nicht und sucht er nicht: `Ich sehe von nichts das Ganze'; und lächelnd fügt er hinzu: `noch sehen es jene, die es uns zu zeigen verheißen'" (Lüthy 1953, S.12f).

158 "Die Wahrheit findet sich in den heiligen Texten und nicht in einem Amalgam aus antikem Denken und Christentum", charakterisiert Védrine (1972, S.49) Luthers Position zur italienischen Renaissance, die später neben anderen wiederum Nietzsche angreifen wird mit dem Vorwurf, die Reformation habe Europa in den Glauben zurückgeworfen bzw. den Glauben gerettet, als es im Begriff gewesen sei, diesen abzuschütteln.

Védrine, a.a.O., S.51). Dieses Buch wurde zwar öffentlich verbrannt, aber Pomponazzi dachte und schrieb weiter, und 1556 wurde posthum in Basel eine von ihm 1520 verfaßte Schrift veröffentlicht, in der er Wunder als "die Auswirkungen der Imagination und Überzeugungen der ungebildeten Massen [bezeichnete], die nicht wissen, daß die Natur immer ihren Gesetzen gemäß vorgeht" (Védrine a.a.O., S.51). Pomponazzi bestand darauf, "daß man als Philosoph Lehren in Frage stellen könne, die man als Katholik anerkenne" (Durant, Bd.22, S.329).

Wenige Jahre vor dieser Veröffentlichung, nämlich 1543¹⁵⁹, war ein anderes Buch erschienen, das eine der "drei Kränkungen" der Menschheit enthielt (die beiden anderen sollen Darwin und Freud gelungen sein). Sein Schreiber war Nikolaus Kopernikus (1473-1543), und mit ihm wurde eine Entwicklung offensichtlich, die mit einer sukzessiven Entzauberung und Säkularisierung Gottes begonnen hatte und in einer "Naturalisierung des Himmels" (Desanti 1972, S.69) endete. Kopernikus besuchte zunächst die Krakauer Universität, aber "die dortige Scholastik ... sagte ihm nicht zu" (Durant, Bd.19, S.374). Er ging nach Bologna, um Mathematik, Physik und Astronomie zu studieren und lernte u.a. die Lehren des bereits erwähnten Pythagoreers Philolaos kennen. Nach einem zwischenzeitlichen Aufenthalt in seiner Heimat kehrte er nach Italien zurück, studierte Medizin und Rechtswissenschaft und promovierte in Ferrara zum Doktor der Rechte. Wieder in Frauenburg, arbeitete er als Domherr, Diplomat, Ökonom und Heilkundler und führte trotz der schlechten Beobachtungsmöglichkeiten vor Ort weiter astronomische Studien durch. Eine erste Fassung seiner neuen Lehre, die er 1514 veröffentlichte, erhielt zu seiner großen Enttäuschung in akademischen Kreisen fast keine, von Seiten der Reformatoren eine sehr ablehnende Resonanz¹⁶⁰, so daß er bei der Veröffentlichung seines Hauptwerks 1530 auf die Aufnahme dieses frühen "Commentariolus" verzichtete. Erst auf Drängen eines von des Kopernikus' Werk faszinierten jungen Mathematikers kam es schließlich zu der Herausgabe des später unter dem Titel "Über die Umdrehungen der Himmelskörper" bekannt gewordenen Buches. In ihm begründete Kopernikus gegen das ptolemäische Weltbild der Erdzentrierung ein heliozentrisches Weltbild, das die Erde als kosmischen Mittelpunkt entthront und zum Stern unter Sternen werden läßt: Von der "Klugheit" der Natur überzeugt, die stets den einfachen Weg wähle, belegte er die Kreisbahn der Erde um die Sonne rechnerisch auf einfachere Weise als im ptolemäischen System¹⁶¹. Gleichwohl hielt auch Kopernikus an der Vorstellung von einem kugelförmigem Weltall und einem endlichen Raum fest; das letzte Wort behielt auch bei ihm Gott, nicht die Mathematik.

159 Es mag auch der Rezeption durch Folgende, die vor dem Hintergrund der vollzogenen Ablösung der Philosophie durch die neue Leitdisziplin Physik stattgefunden hat, geschuldet sein, daß ein im gleichen Jahr - dem "Annus mirabilis" (Durant, Bd.19, S.362) - erschienenenes Buch in wissenschaftsgeschichtlichen Betrachtungen weitaus geringere Aufmerksamkeit findet: Andreas Vesalius bzw. Vesal (ca. 1514-1564), Professur in Padua, entwirft zusammen mit seinem Freund Stephan von Klakar die erste vollständige Anatomie des menschlichen Körpers und verwirft darin den herrschenden Glauben an die traditionelle Lehrmeinung Galens.

160 So merkte Luther zu dem "neuen Astrologi" an, der "Narr will die ganze Kunst Astronomiae umkehren. Aber wie die heilige Schrift anzeigt, so hieß Josua die Sonne still stehen, und nicht das Erdreich" (zit.n. Merton 1938a, S.77).

161 Bereits Aristarchos von Samos (310-230 v.u.Z.) soll die Rotation der Erde um die Sonne behauptet haben, aber zum Widerruf gezwungen worden sein. Dann wurde die geozentrische Theorie von "Klaudios Ptolemäos von Alexandrien im 2. nachchristlichen Jahrhundert ... mit solch zwingender Kraft und Gelehrsamkeit wiederholt ..., daß nach ihm kaum jemand sie anzuzweifeln wagte" (Durant, Bd.19, S.375). Cusanus nahm jedoch, wie erwähnt, eine Bewegung der Erde an, und 200 Jahre vor Kopernikus hatte Nicolaus von Oresme (ca. 1320-1382) die Erdrotation - hier Galilei vorwegnehmend - als gleichförmig veränderliche Bewegung bezeichnet. Leonardo vermutete, daß "die Erde weder inmitten des Sonnenkreises noch inmitten des Weltalls ist" (zit.n. a.a.O., S.376).

Solange die kopernikanische Auffassung als Hypothese formuliert wurde, eine Haltung, die sowohl der Autor selbst als auch der lutherische Pastor Osiander, der für die Herausgabe des Buches verantwortlich zeichnete, in der Öffentlichkeit unterstrich, blieb "die katholische Kirche ... abwartend; als aber Giordano Bruno sie zur Gewißheit erklärte und die Konsequenzen für die Religion darlegte, schlug die Inquisition unbarmherzig zu" (Durant, Bd.19, S.386): Kopernikus Lehre stand bis Mitte des 18. Jahrhunderts auf dem päpstlichem Index, erst 1828 wurde das Leseverbot explizit aufgehoben; Filippo Bruno (1548-1600), paradoxerweise mit seinem 1576 abgelegten Ordensnamen Giordano Bruno berühmt geworden, bezahlte seine Hartnäckigkeit mit dem Leben.

Der "eigenwillige Streiter" (Védrine 1972, S.38) und "Krieger" Bruno, "der Scheuklappen anlegte, damit die ihm links und rechts drohende Gefahr ihn nicht von seinem Ziel ablenke ..., die Infamie des Obskurantismus und der Verfolgungen zu zerschmettern" (Durant, Bd.22, S.324), zog bereits als junger Dominikanermönch das Mißtrauen der Kirche auf sich und verließ den Orden und Italien. Er lehrte in der Folgezeit an verschiedenen Universitäten (u.a. führte sein Weg ihn über Genf und Paris, Oxford und wieder Paris nach Marburg, Wittenberg, Helmstedt und Frankfurt) und kehrte nach sechzehnjähriger Abwesenheit als Privatgelehrter nach Italien zurück. Nachdem er von seinem Gastgeber Mocenigo, der erklärte, er habe "auf das Drängen seines Gewissens und auf den Befehl seines Beichtvaters" (zit.n. a.a.O., S.328) gehört, der Inquisition verraten worden war, kam es in Rom 1592 zu einem Verfahren. Bruno wurde eingekerkert und nach über die folgenden Jahre verstreuten Verhören - da er nicht bereit war zu widerrufen - am 17. Februar 1600 öffentlich verbrannt. In seinen Schriften hatte er zunächst an Cusanus und dessen Koinzidenzlehre angeschlossen. In der Folgezeit entfernte er sich - nicht mehr lateinisch, sondern italienisch schreibend - von der von Cusanus vorgenommenen Mathematisierung, indem er behauptete, die Natur gehe über alles Schematische und damit auch über die Mathematik als weiterhin akzeptables Hilfsmittel hinaus. Anschließend an den Heliozentrismus des Kopernikus und diesen - wieder im Anschluß an Cusanus - überschreitend, nahm er an, es gebe unendlich viele Welten bzw. Sonnensysteme. In seiner letzten Schrift griff er auch dessen Lehre der Koinzidenz des Größten und Kleinsten wieder auf, von ihm verstanden als Monaden, als Vervielfältigungen Gottes in unendlich vielen Subjektivitäten. Es war u.a. dieser Pantheismus, von Bruno selbst als "uralte, das heißt heidnische" (Störig 1950a, S.306) Vorstellung bezeichnet, der ihn mit dem katholischen Glauben kollidieren ließ. Denn er "weist die Ansicht zurück, daß Gott die Welt von außen ... regiere. Gott steht nicht über und außer der Welt, er ist in der Welt, er wirkt als beseelendes Prinzip in ihrem Ganzen wie in jedem ihrer Teile" (a.a.O.) und wie in Bruno selbst.¹⁶²

Brunos Tod stand ebenso wie die Schließung der florentinischen Akademie auch im Lichte der Gegenreformation gegen die von Deutschland ausgehende Reformation, in deren Rahmen Luther (1483-1546) in seinem Kampf gegen die Mittlerstellung des Priestertums eine scharfe Trennungslinie zwischen der religiösen und der weltlichen Sphäre gezogen und Unterwerfung unter die weltliche Obrigkeit gefordert hatte. Zusätzliche Machteinbußen erlitt der Katholizismus durch weltlich-kirchliche Kollisionen, da sich die entstehenden Nationalstaaten gegen seine Universalitätsansprüche zunehmend zur Wehr setzen: In Spanien war die Kirche bereits 1482 durch Konkordat der Krone unterstellt worden; in

¹⁶² Schon während seines Aufenthaltes in Oxford hatte Bruno sich, befragt über seine Lehrbefähigung, in einer Weise geäußert, "die ihn für immer von jedem Vorwurf der Bescheidenheit befreite" (Durant, Bd.22, S.322). Ein "beißender Kritiker" all jener, die seinen Standpunkt verwarfen" (a.a.O.), veröffentlichte er nach einem zweijährigen Aufenthalt als Professor am Collège de France, eine Stelle, die ihm wegen seiner Expertenschaft für Mnemotechnik von Heinrich III. verschafft worden war, eine Komödie, unterzeichnet mit "Bruno aus Noli, Akademiker, genannt: das Ärgernis" (zit.n. a.a.O., S.321).

England wurde der König 1531 zum Oberhaupt der anglikanischen Kirche, die Klöster fielen an den Adel; in Frankreich schuf das Königtum - hier im Zwist mit dem Adel - die gallikanische Kirche; bei geistlichen Wahlen waren die Wünsche der Krone zu respektieren.

Mit dem Nebeneinander rivalisierender Gott- und Weltanschauungen ging die Auflösung der traditionellen Sozialordnung und der Einheit des christlichen Weltbildes einher (vgl. Braun 1989). Zusätzlich relativiert wurden bis dahin selbstverständliche Werte und Normen im Zuge der Entdeckungsreisen, die seit dem 15. Jahrhundert immer neue Kontakte zu fremden Kulturen erbrachten. Mit der geographischen und intellektuellen Ausweitung der Perspektive wurde die bis dahin nur provokativ formulierte Unendlichkeit des Raumes plastisch für das menschliche Erkenntnisvermögen: "Die großen Entdeckungen ..., die Entwicklung neuer Techniken ..., der Reichtum an künstlerischen, religiösen und politischen Wandlungen lassen die Notwendigkeit einer Umgestaltung des epistemologischen Feldes im Dienste einer anderen Praxis deutlich werden." (Védrine 1972, S.39)

Die Renaissancephilosophie hatte in diesem Sinne das erkennende Subjekt zunehmend ins Zentrum des Erkenntnisprozesses gerückt; Gott war bereits bei Cusanus ein "verborgener", Bruno formulierte dann einen offensiven Pantheismus. Die hiermit einhergehende Autonomie und Grenzenlosigkeit bedeutete auch Verunsicherung, die zunächst mit Restaurationsbemühungen sowohl von katholischer wie von protestantischer Seite¹⁶³ beantwortet wurde. Folgende Neo-Scholastiken hielten an der bereits in der Hochscholastik sich abzeichnenden Annahme einer prinzipiellen Vernunftzugänglichkeit alles Bestehenden fest, nun allerdings verbunden mit einer zunehmenden Zentrierung auf den Menschen als den Mittelpunkt des Weltbildes und Denkens. Hieran schlossen insbesondere zwei Erkenntnisrichtungen an bzw. sie grenzten sich ab - verbunden mit einer teilweise scharfen Auseinandersetzung mit der Tradition und ihren autoritativen Geboten einerseits und mit den Prämissen der je anderen andererseits: Mit Rationalismus und Empirismus beginnt nun das dritte Hauptstück, das - nach Geburts- und Knebelungsmythos - als Befreiungsmythos bezeichnen werden kann und das mit dem (bisherigen) Sieg des naturwissenschaftlichen Denkens und der Logik der Forschung endet.

1.4 *Drittes Hauptstück: Der Befreiungsmythos - die Eroberung und das Verschwinden der Natur und der Subjekte*

Die "Gehversuche der Vernunft" - so Durants Bezeichnung für die auf Renaissance und Reformation folgende Zeit - sind in der Geschichte der Wissenschaften insbesondere mit den Namen Johannes Kepler (1571-1630), Galileo Galilei (1564-1642), Francis Bacon (1561-1626) und Rene Descartes (1596-1650) verbunden.¹⁶⁴ Kepler, ursprünglich für eine geistliche Laufbahn vorgesehen, begeisterte sich als junger Mann für die Theorie des

163 Im Protestantismus war für diese Entwicklung insbesondere Philipp Melanchthon (1497-1560) bedeutungsvoll, der zunächst in Anlehnung an Luther das Mitspracherecht der Philosophie (das bedeutete zu dieser Zeit: der Wissenschaften) für Glaubensdinge verwarf, diese dann aber als "Magd" der Theologie akzeptierte, wobei er an Aristoteles anknüpfte. Eine neoscholastische Haltung blieb während der folgenden anderthalb Jahrhunderte an protestantischen Universitäten vorrangig; vgl. hierzu auch die weiter unten kurz angerissene Auseinandersetzung mit Descartes an niederländischen Universitäten.

164 Durant, der wie erwähnt implizit, aber dennoch recht scharf zwischen (Natur-) Wissenschaft und Philosophie trennt, beschäftigt sich im Zusammenhang mit ersterer mit Kepler und Galilei (Bd. 22); Bacons "Aufstieg und Fall" behandelt er, da er zudem kontinentale Bewegungen als Dimension zur Unterteilung der Geschichte heranzieht, in Band 20, der "Englands goldenem Zeitalter" gewidmet ist. Die dreibändig konzipierten "Gehversuche der Vernunft" enden mit der "Wiedergeburt der Philosophie" und mit Rene Descartes (Bd.22), wobei Durant diese Periode mit Bruno eröffnet - eine seiner Eigenwilligkeiten und wohl auch etwas widerständig gegen Brunos Vertreibung infolge "kosmischer Trunkenheit" (a.a.O., S.327) aus der eigentlichen "Vernunftperiode" in deren verspielte Vorläuferin Renaissance.

Kopernikus und schrieb eine Verteidigung von dessen Lehre, die er voller "Hoffnung [an] ... Brahe und Galilei" (Durant, Bd.22, S.287) schickte. Tycho Brahe (1546-1601), der im Unterschied zu Kopernikus an einem Kompromiß festzuhalten versuchte - die Planeten drehen sich um die Sonne, diese drehe sich wiederum um die Erde als den eigentlichen Mittelpunkt - lud ihn nach Prag ein, wo Kepler nach Brahes Tod dessen Nachfolger als kaiserlicher Astronom wurde.¹⁶⁵ Da Brahe ihm zwar seine Aufzeichnungen, nicht aber seine Instrumente hinterlassen hatte, sah Kepler "sich genötigt, Brahes Beobachtungen zu studieren, ohne ihnen etwas hinzufügen zu können" (Durant, a.a.O.). Er begann auf dieser Grundlage Hypothesen zu formulieren, und "seine Weisheit lag darin, sie fallenzulassen, wenn die Ergebnisse, die er mathematisch aus ihnen ableitete, sich als unvereinbar mit den beobachteten Erscheinungen erwiesen" (a.a.O., S.288). Ausgehend vom heliozentrischen Weltbild des Kopernikus leistete er mit seinen drei Gesetzen eine Neubestimmung der Planetenbahnen: Die ersten beiden Keplerschen Gesetze behaupteten, daß die Planeten sich in einer elliptischen Bahn um die Sonne bewegen und daß sich die Geschwindigkeit ihrer Bewegung mit Sonnennähe erhöhe; das dritte Gesetz, zehn Jahre später veröffentlicht, fügte Kennwerte über das Verhältnis zwischen Bewegung und Entfernung hinzu. Aus der Mathematisierung des Himmels folgte für Kepler jedoch nicht die Preisgabe der Vorstellung von einer göttlichen Fügung: Er "beharrte ... auf der Basisannahme der Harmonie, Dauerhaftigkeit und Regelmäßigkeit der Natur bzw. ihrer Bewegungsformen, die letztlich Ausdruck eines göttlichen Ideals sind" (Breuer 1991, S.7).

Galileo Galilei, Sohn eines gebildeten Florentiners, begann sich während seines Medizin- und Philosophiestudiums in Pisa für die Mathematik zu begeistern. Er verließ deshalb Pisa ohne Examen, studierte Mathematik in Florenz und erhielt bereits als Fünfundzwanzigjähriger, obwohl er selbst keine rechte Hoffnung in seine Bewerbung gesetzt hatte, den in Pisa freigewordenen Mathematiklehrstuhl. Von hier aus eröffnete er "sogleich ... den Krieg gegen die Physik des Aristoteles" (Durant, Bd.22, S.293), indem er immer neue Demonstrationen ersann, mit denen er den irritierten Akademikern die Grenzen der alten Physik vor Augen zu führen versuchte. Nachdem er Pisa wieder verlassen hatte - es scheint umstritten, ob wegen des Neides seiner Kollegen oder weil ihm eine besser bezahlte Professur angeboten wurde - lehrte er in Padua Geometrie, Mechanik und Astronomie. In dieser Zeit begann er auch mit der Entwicklung von Teleskopen, deren Wirkung er seinen staunenden Zeitgenossen zunächst recht erfolgreich demonstrierte - er erhielt vom Senat eine Professur auf Lebenszeit. Als er die Teleskope jedoch immer weiter verbesserte und schließlich auf den Himmel richtete, stellte zwar u.a. fest, daß die Mondoberfläche nicht so glatt war, wie seine Vorgänger dies erhofft und behauptet hatten und er entdeckte bis dahin unbekannte Planeten, aber er erntete für diese Entdeckungen den Unglauben und Spott seiner Kollegen. Denn als "Galileis Fernrohr die Jupitermonde entdeckte, weigerten sich die Strenggläubigen schlechtweg, durch das Fernrohr zu sehen; sie wußten eben: solche Himmelskörper konnte es nicht geben, und deshalb hatte sich das Fernrohr zu irren" (Russell 1953, S.18).

Galilei ging, auch infolge dieser Erfahrungen, von Padua nach Florenz, wo er - er hatte die Jupitermonde nach Cosimo II. benannt und diesem auch eine Abhandlung gewidmet -

¹⁶⁵ Galilei dankte ihm für die Zusendung der Abschrift, denn er sei "glücklich, bei meiner Erforschung der Wahrheit einen so großen Verbündeten wie Euch zu haben ... [Auch ich] habe ... viele Beweise gesammelt, aber ich will sie nicht veröffentlichen, denn das Schicksal unseres Lehrers Kopernikus hat mich abgeschreckt, der ... von zahllosen Leuten lächerlich gemacht und verdammt wurde" (zit.n. Durant, Bd.22, S.297). Trotz des fortdauernden Briefwechsels erkannte Galilei "die Bedeutung von Keplers Berechnungen der Planetenbahnen nicht; die Werke seiner Zeitgenossen fanden vor seinen Augen nur widerstrebend Gnade" (Durant, a.a.O., S.311).

"Mathematicus primarius und Philosophus des Großherzogs" (Durant, Bd.22, S.299) wurde, seinen Forschungsneigungen folgend ohne Lehrverpflichtung. Zwar irritierten seine neuen Erkenntnisse weiterhin, aber zunächst gelang es ihm, die Jesuiten, die beauftragt worden waren, seine Lehren zu prüfen, ebenso von der Richtigkeit seiner Beobachtungen zu überzeugen wie Papst Paul V. Ein Disput um einen Prioritätsstreit sollte die gerade entstandenen jesuitischen Freundschaften jedoch bald beenden¹⁶⁶: Nachdem Johannes Fabricius 1611 in Wittenberg eine Schrift über Sonnenflecken veröffentlicht hatte - er hatte aus der Beobachtung ihrer periodischen Wiederkehr auf eine Rotation der Sonne geschlossen - behauptete Christoph Scheiner, ein jesuitischer Mathematikprofessor aus Ingolstadt, bereits Monate vor Fabricius die Flecken entdeckt, seine Entdeckung aber erst 1613 in Rom publiziert zu haben. Wohl auch im Sinne einer Abgrenzung forcierte Galilei, der diese Entdeckung ebenfalls für sich beanspruchte, eine Erklärung im Rahmen des Kopernikanischen Systems, eine Wendung, die Scheiner nicht teilte, aber "freudig" zu prüfen versprach. Die Auseinandersetzung eskalierte, als Galilei der Bibel schließlich die "Autorität in mathematischen Streitfragen [absprach] ... Ich glaube, daß natürliche Vorgänge, die wir entweder durch sorgfältige Beobachtung wahrnehmen oder durch überzeugende Demonstrationen ableiten, nicht durch Stellen aus der Bibel widerlegt werden können" (zit.n. a.a.O., S.302). In der Folge erhielt die Inquisition zahlreiche (insbesondere jesuitische) Klagebriefe und sie erhob am 20. März 1615 Anklage gegen Galilei. Dieser überhörte die kirchlichen Angebote und Warnungen, nicht von Beweisen zu sprechen, sondern lediglich *ex suppositione* zu argumentieren. Zwar versprach er Unterwerfung, aber er fügte seinem Unterwerfungsschreiben an, er fühle sich "nicht verpflichtet, zu glauben, dieser selbe Gott, der uns mit Sinnen, Vernunft und Intellekt begabt hat, verlange von uns, auf ihren Gebrauch zu verzichten" (zit.n. a.a.O., S.304). Am 5. März 1616 entschied die Inquisition den Streit per Edikt:

Die Ansicht, die Sonne stehe regungslos im Zentrum des Alls, ist närrisch, philosophisch falsch und völlig ketzerisch, denn sie widerspricht der Heiligen Schrift. Die Ansicht, die Erde sei nicht das Zentrum des Alls und drehe sich sogar einmal im Tag um sich selbst, ist philosophisch falsch und zum mindesten ein Irrglaube (zit.n. a.a.O.).

Kopernikus' "Über die Umdrehungen der Himmelskörper" wurde am gleichen Tag - "bis es richtiggestellt" sei - verboten, Galilei konnte jedoch nach Florenz zurückkehren.

1622 kam es erneut zu einem Disput mit Jesuiten, in dessen Verlauf Galilei in einer neuen Abhandlung seine Auffassung unterstrich, daß "auf dem Gebiet der Wissenschaft jede Autorität außer den Ergebnissen, die aus der Beobachtung, den Schlüssen der Vernunft und dem Experiment hervorgingen" (a.a.O., S.305), abzulehnen sei. Zwar gelang es ihm, das Wohlwollen von Papst Urban VIII., dem er diese Schrift widmete zu gewinnen, aber seine Versuche, diesen zu der Kopernikanischen Lehre zu bekehren, blieben erfolglos. Gleichwohl ermutigt, zumal einige seiner Schüler wichtige kirchliche Positionen eingenommen hatten - einer war Oberzensor der Presse geworden - veröffentlichte Galilei ein Werk, in dem er die

¹⁶⁶ Streitereien um die Frage, wer als erster eine bestimmte Entdeckung gemacht habe, behielten von nun an ein fortdauerndes Heimatrecht in der Geschichte der Wissenschaften. Daß sie in der damaligen Zeit eine besondere Brisanz erlangten, mag dem Umstand geschuldet sein, daß immer mehr Menschen die mit nationalen Expansionen wachsenden Ansprüche an Forschung durch immer neue Entdeckungen und Verbesserungen von Beobachtungswissen zu befriedigen suchten. Dabei standen sie vor dem Problem, daß zwar einerseits die Wege zwischen den Ländern und Kontinenten und auch zwischen den Forschenden sich zu verkürzen begonnen hatten, aber andererseits weiterhin Rezeptionsverzögerungen stattfanden. Z.B. richtete Kepler, der für seine Planetenbahnberechnungen auf das von dem Schotten Napier entwickelte Logarithmensystem zurückgriff, 1620 an Napier "eine begeisterte Lobrede, ohne zu wissen, daß dieser damals seit drei Jahren tot war" (Durant, Bd.20, S.294).

alte und die neue, Kopernikanische Auffassung aufeinanderprallen ließ. Der "Dialog von Galileo Galilei über die beiden hauptsächlich Weltsysteme ..." hätte aufgrund der guten römischen Beziehungen die Zensur vermutlich passiert, aber er hatte - so Durant - mindestens zwei sehr angreifbare Schönheitsfehler: Im Vorwort bespöttelte Galilei gegenüber dem "einsichtigen Leser" das "heilsame Edikt", gemeint war das Verbot der Kopernikanischen Schrift. Gegen Ende des Gesprächs - er hatte sein Werk dialogisch konzipiert zwischen zwei Männern, die das Kopernikanische System verteidigten einerseits und dem "Einfaltspinsel" Simplicio andererseits - legte er dem Simplicio eine fast wortwörtliche Bemerkung des Papstes in den Mund, die riet, sich mit Gottes Allwissenheit zu bescheiden, sarkastisch pariert von einem der Vertreter des Kopernikus. Die Jesuiten bedrängten Urban, nach einer Prüfung verbot die Inquisition 1632 den "Dialogo" und lud Galilei nach Rom, wo er angeklagt wurde, dem Dekret von 1616 zuwidergehandelt zu haben. Im Laufe mehrerer Verhöre wurde er nach und nach zum Widerruf gezwungen: Hatte er zunächst noch behauptet, er habe die Kopernikanische Lehre nur als Hypothese vertreten, so war er bei einer zweiten Anhörung bereit zuzugestehen, er habe "den Fall für Kopernikus günstiger dargestellt als gegen ihn, und er bot sich an, dies in einem zusätzlichen Dialog zu korrigieren" (a.a.O., S.308). Bei folgenden Anhörungen gab er an, nach 1616 die Lehre des Ptolemäus als die einzig richtige erkannt zu haben und seitdem antikopernikanisch eingestellt zu sein. Dennoch befand ihn die Inquisition der Ketzerei und des Ungehorsams für schuldig und er wurde gezwungen, dem Kopernikanischen Weltbild abzuschwören, das er "verfluche und verabscheue ... Und wenn ich irgendeinen Ketzer ... kenne, will ich ihn der Inquisition anzeigen" (zit.n. a.a.O., S.309).¹⁶⁷

Aufgrund des gleichwohl fortdauernden Wohlwollens wurde Galilei gestattet, in seine Villa in der Nähe von Florenz zurückzukehren, allerdings verbunden mit der Auflage, ihr Gelände nicht zu verlassen. Er nutzte die Zeit zum Verfassen der "Discorsi", der "Gespräche über zwei neue Wissenschaften", in denen er seine Erkenntnisse zur Mechanik, Dynamik und Statik fester und flüssiger Körper zusammenfaßte und mit denen er die Grundlage für eine neue Physik legte, die die Differenz zwischen Himmel und Erde, Astronomie und Mechanik aufheben sollte. Die "Discorsi" erschienen nach heimlichen Verhandlungen 1638 in Leiden, und Galilei tröstete sich, als er im gleichen Jahr erblindete, "mit dem Gedanken, daß seit Adam niemand soviel gesehen habe wie er" (Durant, a.a.O., S.311). Erst 1835 zog die Kirche den Bann von den Galileischen Werken zurück, "der gebrochene und besiegte Mann", so Durants etwas pathetisches Resümee, "hatte über die mächtigste Institution der Geschichte triumphiert" (a.a.O., S.312).

Drei Jahre vor Galilei war Francis Bacon als Sohn des Lordsiegelbewahrers am Hofe von Elisabeth Tudor geboren worden. Obwohl für Galilei und für Bacon die Betonung von Erfahrung und Naturbeobachtung eine hervorragende Rolle spielte, war ihr kultur- und wissenschaftsgeschichtlicher Hintergrund sehr verschieden. Denn zwar benötigten auch die Inselländer neue, den expandierenden Bedürfnissen und Machtansprüchen angemessene Forschungen, aber hier vollzogen sich diese nicht in den "platonischen und künstlerischen Anstrengungen der Renaissance [sondern der] ... aristotelische Empirismus lebte, seiner alexandrinischen und mittelalterlichen Maske entkleidet, wieder auf" (Durant, Bd.20, S.293).

Bacon studierte zunächst in Cambridge, lernte in Frankreich Staatskunde und setzte dann in London das Studium der Rechte fort. Von ihm selbst forciert, wurde er bereits mit dreiundzwanzig Jahren ins englische Parlament gewählt; mithilfe seines Freundes und

¹⁶⁷ Daß Galilei im Hinausgehen trotzig gemurmelt haben soll: Eppur si muove!, ist, so Durant, eine Legende, die erst gegen Ende des dann folgenden Jahrhunderts entstanden sei.

Gönners Robert Devereux, des zweiten Earl von Essex, erhielt er 1597 eine Berufung in den "Gelehrten Rat" der Rechtswissenschaftler.¹⁶⁸ Nach dem Tod Elisabeths empfahl sich Bacon deren Nachfolger Jakob I., eine Empfehlung, die Früchte trug: 1607 wurde Bacon "zum Zweiten, 1613 zum Ersten Kronanwalt, 1616 zum Mitglied des Geheimen Staatsrates, 1617 zum Lordsiegelbewahrer, 1618 zum Kanzler" (a.a.O., S.305) und zum ersten Baron Verulam. Bacon, der in des Königs Abwesenheit England mit einer Neigung zu Prunk regierte, scheint seine Position durch Opportunismus gesichert zu haben; vorrangiges Ziel seiner Rechtsprechungen soll gewesen sein, dem König zu gefallen, und er zog, da der König schwerer angreifbar war, den Haß derer auf sich, die unter ihm und der Krone litten: Bacon wurde 1621 der Bestechlichkeit angeklagt und - Jacob riet ihm, die Beschuldigungen anzuerkennen - verurteilt. Das Innehaben öffentlicher Ämter wurde ihm untersagt; eine verhängte Geldbuße wurde jedoch erlassen, ebenso die Kerkerstrafe, die infolge der Intervention des Königs nur wenige Tage dauerte.

In der Folge zog Bacon sich in sein Haus und auf die Wissenschaften und die Philosophie zurück, und er begann, "in majestätischer Prosa die Revolte und das Programm der Vernunft [zu] proklamieren" (a.a.O., S.307). Diesen war er schon zuvor zugeneigt gewesen, und sieben Monate vor seinem Fall als Kanzler hatte er eine programmatische Schrift zur Erneuerung der Wissenschaften angekündigt: "Die große Wiederherstellung" war Jakob gewidmet und an diesen gerichtet mit dem Appell, "die Organisation der wissenschaftlichen Forschung ... zum materiellen und moralischen Wohl der Menschheit als ein 'königliches Werk' zu unternehmen" (a.a.O., S.309).¹⁶⁹

Das Baconsche Programm war immens, und "William Harvey sagte von Bacon, er schreibe 'Philosophie wie ein Lordkanzler' ... und [er] plante sie", fügt Durant (a.a.O., S.311) hinzu, "wie ein General des Reiches". U.a. schlug er eine neue Klassifikation der Wissenschaften vor, stellte der Aristotelischen Logik, unter dem Namen "Organon" bekannt, sein unvollendet gebliebenes "Novum Organon" (1620) mit einer Begründung der Induktion als wissenschaftlicher Erkenntnisweise entgegen, plante eine Geschichte der astronomischen, physikalischen und biologischen "Phänomene des Universums" und wollte schließlich eine Philosophie formulieren, "die sich aus den Fortschritten der Wissenschaft ableiten ließ und durch sie bestätigt wurde" (a.a.O.).

Bacons Einteilung der Wissenschaften, die er 1623 in "De dignitate et augmentis scientiarum" (einer für kontinentale Leser erweiterten, lateinischen Fassung eines früheren Werkes) vorschlug, blieb weit über seine Lebenszeit hinaus bedeutungsvoll. Während in der Platonischen Klassifikation, aber auch in deren Revision durch Aristoteles (vgl. Kapitel III.1) die Einteilung in Dialektik, Physik und Ethik nach von diesen angenommenen Produkten der "Geistestätigkeiten" vorgenommen worden war - hierzu gehört das "begriffliche Erkennen, das in der Gesprächsführung ... geübt wird [Dialektik]; die sinnliche Wahrnehmung, die den Objekten der Natur zugewandt ist [Physik]; endlich das Wollen und Begehren, aus dem das

168 Eine Position, die schließlich auch seinem Gönner zum Schaden gereichte: Nach einer zunächst glimpflich verlaufenen Kollision - Essex war infolge einer fehlgeschlagenen Mission in Ungnade gefallen und Bacon wurde veranlaßt, eine (wenn auch milde) Anklageschrift zu verfassen - kosteten die folgenden politischen Unternehmungen des ersteren den Kopf und Bacon einen Teil seiner Reputation, denn Bacon sah sich bald wieder in der Not, die Klage gegen Essex und dessen Begleiter (mit) zu vertreten. "Seine Weigerung hätte seine politische Karriere ruiniert; seine Zustimmung ruinierte seinen Ruf bei der Nachwelt" (Durant, Bd.20, S.86): Bacon bezog nun deutlich gegen seinen Gönner Stellung, Essex wurde 1601 fünfunddreißigjährig enthauptet.

169 Das eigene weltliche Streben nach Macht hielt ihn jedoch ebenso wie sein Bemühen um das königliche Patronat für die Wissenschaften nicht davon ab, sich "vehement ... gegen die Humanisten und deren Abhängigkeit von diversen noblen Gönnern" (Felt, Nowotny & Taschwer 1995, S.34) zu wenden.

menschliche Handeln mit seinen Erzeugnissen hervorgeht [Ethik]" (Wundt 1901, S.39) - ist für Bacon "jede wissenschaftliche Tätigkeit intellektueller Art: Wollen, Begehren und Handeln sind keine Erkenntnisfunktionen, haben also auch mit dem wissenschaftlichen Erkennen nichts zu tun" (a.a.O., S.44). Anstelle dessen bilden bei ihm alle Wissenschaften gemeinsam den "globus intellectualis"; jede einzelne hat zunächst eine theoretische, dann eine praktische bzw. technische Aufgabe (von Bacon aber nur für die eigentlich erklärenden, "philosophischen" Wissenschaften ausgeführt). Die von Bacon dann vorgenommene Einteilung blieb zwar im Reich des Intellektuellen, aber es waren gleichwohl psychologische Funktionen, die er zur Grundlegung seiner Dreigliederung der Wissenschaften heranzog, erst innerhalb dieser fand eine Differenzierung nach Objekten statt:

Abbildung 2: Baconsche Klassifikation (Wundt 1901, S.46)

Bacons System der Wissenschaften sollte bald "beinahe von ebenso kanonischer Bedeutung für die Wissenschaft der Neuzeit [werden] ..., wie es die aristotelische für die des Mittelalters gewesen war" (a.a.O., S.43). Ebenfalls wegweisend wurde zum einen die Wertschätzung, die Bacon entgegen der zu seiner Zeit ganz überwiegenden (Rezeption der) Aristotelischen Logik¹⁷⁰ dem Induktiven, der Erfahrung und dem Experiment zukommen ließ, zum anderen, daß er die Ausarbeitung einer wissenschaftlichen Methodik für "Fortschritt, praktische Nutzenanwendung, Naturbeherrschung" (Störig 1950a, S.310) voranzutreiben beabsichtigte; es ging ihm um eine unmittelbare Koppelung von Theorie und Praxis, Erkenntnis und Macht: "Der Mensch, der der Diener und Deuter der Natur ist, kann nur so viel ... tun und verstehen, als er - tatsächlich oder in Gedanken - vom Naturgeschehen beobachtet hat ... Menschliche Erkenntnis und menschliche Macht verschmelzen in eins" (zit.n. Durant, Bd.20, S.313), sofern sie sich vor den Irrwegen der Erkenntnis zu hüten wissen - den *Idola Tribus*, d.h. den Täuschungen des Stammes, den Anthropomorphisierungen aufgrund der menschlichen Natur; den durch Erziehung und "besondere Veranlagung" verursachten *Idola Specus*; den Täuschungen "des Marktes" bzw. *Idola Fori*, d.h. in Gemeinwesen und -sprache angelegten Mißverständnissen und den *Idola Theatrie*, den tradierten philosophischen Lehrsätzen bzw. "Holzwegen der Schuldiskurse" (vgl. zusammenfassend Störig 1950a, S.310f). Doch auch Bacon selbst schien gegen einige Holzwege nicht ganz gefeit; "von Haus aus mehr in den Geschäften des Staatsmannes und Juristen als in den Methoden der Naturforschung geübt"

¹⁷⁰ Bacon war sich darüber bewußt, daß der Aristoteles, der zu dieser Zeit immer mehr entthront zu werden im Begriff war, nicht "der Grieche [war], der die Induktion und das Experiment oft angewandt und gepriesen hatte, sondern der von den Arabern und Scholastikern umgewandelte ille philosophus" (Durant, Bd.20, S.323).

(Wundt 1901, S.180), blieb ihm die Mathematik ebenso fremd wie die kopernikanische Astronomie: "Er blieb weit hinter den Fortschritten der zeitgenössischen Wissenschaft zurück ... Von Kepler, Galilei und Napier wollte er nichts wissen" (Durant, Bd.20, S.323).

Hier ähnelt er und unterscheidet er sich von Rene Descartes, auf den er teilweise auch explizit reagierte. Descartes, eine weitere hervorragende Figur in diesem "Jahrhundert der Genialität" (Whitehead 1925), gilt - wie Bacon als Begründer des Empirismus - als "Vater" des Rationalismus. Beide, Rationalismus und Empirismus, haben ihren Ausgangspunkt in der Annahme eines "unmittelbaren Wissens", wobei für die Empiristen dessen "letzte Quelle" die Sinne und deren "Wahrnehmungsmeldungen", für die Rationalisten die "Selbstevidenz" und die Autonomie der erkennenden Vernunft bzw. deren Prinzipien und Axiome sind (vgl. Schramm 1989). Beide fordern auch, deutlich in ihren ersten Protagonisten Bacon und Descartes, "eine 'Reinigung des Intellekts' als erste Stufe zur Erneuerung" (Durant, Bd.20, S.313): Menschliches Wissen, so hören wir von Bacon in seinem "Novum Organum", "ist bloß eine zusammengepantschte und schlechtverdaute Masse, die aus viel Leichtgläubigkeit und Zufall und den kindischen Begriffen, die zuerst eingesogen wurden, besteht" (zit.n. a.a.O.). Weniger heftig im Ton, aber ebenso deutlich im Text stellt Descartes fest, er sei von

Kindheit an für die Wissenschaften erzogen worden ... Doch als ich diesen Studiengang beendet hatte, an dessen Ziel man gewöhnlich in die Reihe der Gelehrten aufgenommen wird ... befand ich mich in einem Gedränge so vieler Zweifel und Irrtümer, daß ich von meiner Lernbegierde keinen anderen Nutzen gehabt zu haben schien, als daß ich mehr und mehr meine Unwissenheit entdeckte (1637, S.17).

Sohn eines wohlhabenden Ratsherrn im Parlament von Rennes, wurde Descartes, seine Mutter starb kurz nach seiner Geburt, von Jesuiten erzogen, die ihm eine sehr gute mathematische Bildung zukommen ließen. Gleichwohl promovierte er an der Universität Poitiers zum Doktor des Zivil- und Kirchenrechts, um sich schließlich während des Dreißigjährigen Krieges verschiedenen Heeren anzuschließen. In dieser Zeit - nämlich genau am 10.11.1619 im Winterquartier in der Nähe von Ulm - hatte Descartes dem eigenen Bericht nach "drei Visionen", in deren Folge er sich gegen Schulwissen und überlieferte Meinungen auf sich und sein eigenes Denken zurückzog und mit dem Versuch begann, die Mathematik auf die Philosophie anzuwenden. Während der folgenden neun "Jahre tat ich nichts, als bald da, bald dort in der Welt umherzuschweifen, indem ich in den Komödien, die dort spielen, lieber Zuschauer als Akteur sein wollte" (a.a.O., S.71) und nur

nach außen [lebte ich] ganz wie die Leute, die weiter nichts zu tun haben, als ein angenehmes und harmloses Leben zu führen ... Doch unter dieser Außenseite ließ ich nicht ab, in meinem Plan vorwärts zu schreiten und in der Erkenntnis der Wahrheit vielleicht mehr zu gewinnen als wenn ich nie etwas anderes getan hätte, als Bücher lesen und mit Gelehrten umgehen (a.a.O., S.75).

Bis dahin war er zwischenzeitlich immer wieder nach Frankreich zurückgekehrt, 1628 übersiedelte er nach Holland, ein Entschluß, der auch dem "Beispiel vieler vorzüglicher Geister" und den Schwierigkeiten, die Descartes entlang deren Schicksal für sich selbst vermutete, geschuldet gewesen sein mag: Da er "offener als sonst wohl ein wenig studierte Leute zu tun pflegen, meine Unwissenheit bekannte, und auch wohl die Gründe zeigte, weshalb ich an vielen Dingen zweifelte, welche die Andern für sicher hielten" (a.a.O., S.77) - eine gefährliche Haltung angesichts der Inquisition, die blutig das Festhalten an Glaubenssätzen durchzusetzen versuchte - entschied er, sich "von allen Orten, wo ich Bekannte haben konnte, zu entfernen, und mich ... zurückzuziehen" (a.a.O.). 1629 schrieb er

seinen - in den Worten Durants (Bd.22, S.357) - "epochemachenden" - "Discours de la Méthode", die "Abhandlung über die Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Wahrheitsforschung", die 1637 veröffentlicht wurde. Von 1628 an wechselte Descartes vierundzwanzig Mal seinen Wohnort, der letzte Wechsel erfolgte 1649 auf die Bitte der Königin Christina von Schweden, ihr Philosophieunterricht zu erteilen, der er nachkam. Einige Monate später starb er an den Folgen einer Lungenentzündung.

Während des letzten Jahrzehnts vor seinem Tod hatte Descartes vor allem Naturforschung betrieben und Kollisionen mit weltlichen und kirchlichen Mächten - soweit möglich - zu vermeiden versucht; seine Schriften erschienen aus Furcht vor der Inquisition anonym, einige erst nach seinem Tod. Descartes hatte im Juni 1633 von der Verurteilung Galileis erfahren, dreiunddreißig Jahre zuvor war Bruno verbrannt worden:

Dies hat mich so stark beeindruckt, daß ich beinahe beschlossen habe, alle meine Manuskripte zu verbrennen oder sie wenigstens niemandem zu zeigen ... Aber auf keinen Fall will ich etwas veröffentlichen, in dem ein Wort enthalten ist, das der Kirche mißfallen könnte (zit.n. a.a.O., S.367).

Es gelang ihm in der Folge, zumindest zu Lebzeiten eine Kollision mit dem Katholizismus zu vermeiden¹⁷¹, seinem Motto folgend, daß "der ... gut gelebt [hat], der sich gut verborgen hielt" (zit.n. a.a.O., S.369). Nach seinem Tod häuften sich die Anwürfe von Universitäten und Klerus wegen Ketzerei einerseits, Lob von vielen, die sich der Idee der Naturwissenschaften zugewandt hatten und von außerakademischen Leser(inne)n, die er in seinen Schriften vorrangig angesprochen hatte, andererseits. Die Jesuiten hatten bereits von 1640 an begonnen, ihm ihren Schutz zu entziehen; Descartes selbst gab "seine Bewunderung für die Jesuiten nie auf, und sie ihrerseits nahmen seine Zweifel [zunächst] mit väterlicher Nachsicht zur Kenntnis" (Durant, a.a.O., S.355). 1662 veranlaßten sie jedoch, daß seine Schriften auf den Index gesetzt und seine Lehren verboten wurden, da sie den Cartesianischen Glauben an die Vernunft mißbilligten und gegen seinen Zweifel skeptisch blieben - in gewisser Weise zurecht, denn dieser Zweifel gewann für die kontinentale Wissenschaft (ohne daß der Philosophie des Descartes deshalb unbedingt gefolgt wurde) eine ebensolche Bedeutung wie Bacons Insistieren auf Empirie für England.

1.4.1 Erster Exkurs: Der "Discours de la Méthode"

Im "Discours" entwickelt Descartes den Prozeß und die Ergebnisse seines Forschens und deren Verankerung in seiner Lebensgeschichte nebeneinander. Descartes hat dieses Werk,

171 Nicht aber mit kalvinistischen Theologen: Diese befanden seine Vorstellung vom freien Willen als Ketzerei, seine mechanische Weltansicht als tendenziell atheistisch, weil sie von Gott nur mehr als Anfangsimpuls wisse, denn Descartes hatte u.a. geschrieben, daß, da Gott der Welt "im Anfange ... zugleich die Gesetze der Natur feststellte und ihr seinen Beistand lieh, ... man überzeugt sein [kann], ohne dem Wunder der Schöpfung Eintrag zu tun, daß dadurch allein alle materiellen Dinge sich mit der Zeit in die Verfassung hätten bringen können, in der wir sie jetzt sehen" (1637, S.109); im weiteren äußert er sich dann zu der Notwendigkeit, "die Wirkungen aus den Ursachen zu erklären und zu zeigen, woraus und wie die Natur sie erzeugen muß" (a.a.O.). Nach einigen Disputen erließ der Magistrat der Stadt Utrecht ein Dekret, "das künftighin jede öffentliche Diskussion von Descartes' Ideen, sei sie befürwortend oder ablehnend, verböt" (Durant, Bd.22, S.367). Descartes hatte bewußt Holland, "die Inkarnation der Modernität" (Schaub 1972, S.152), als Aufenthaltsort aufgesucht: "Ich betrachte diese Republik vor allem deswegen als frei, weil alle in ihr vor dem Recht gleich sind" (zit.n. a.a.O., S.155), doch seine Modernität scheint zumindest für einige holländische Akademiker und Kleriker belästigend gewesen zu sein; religiöse Bestandsaufnahmen der "verlorenen Geister" des 17. Jahrhunderts vermuten für Paris 50000 Atheist(inn)en, für Frankreich eine ganz Million und in "den Niederlanden tadelt Voetius den wachsenden Unglauben ... und wählt als Zielscheibe die gesamte cartesianische Strömung, die sich an den Universitäten des Landes entwickelt" (a.a.O., S.150).

das sich gegen alle übernommene Autorität wendet, ohne sie auf ihre Wahrheit hin zu befragen, bewußt essayistisch gehalten und er hat es französisch verfaßt: Wenn

ich französisch, die Sprache meines Landes lieber als lateinisch, die Sprache meiner Lehrer, schreibe, so geschieht es, weil ich hoffe, daß diejenigen, die ihre natürliche, ganz reine Vernunft brauchen, besser von meinen Ansichten urteilen werden, als die, welche nur den Büchern der Alten glauben; und was jene betrifft, die den gesunden Verstand mit dem Studium verbinden, welche allein ich mir zu Richtern wünsche, so werden sie, ich bin dessen gewiß, nicht so partiisch für das Latein sein, daß sie meine Gründe deshalb zu hören ablehnen, weil ich sie in der Volkssprache entwickle. (1637, S.177)

Descartes beginnt den "Discours" mit einer Schilderung seines Erlebens der Schulwissenschaften: seiner (immer auch kritischen) Hochschätzung der Beredsamkeit geschichtlicher Darstellungen und seiner Achtung vor der Theologie, seinem Gefallen an der "Sicherheit und Klarheit" der mathematischen Wissenschaften, zu Unrecht beschränkt auf die Mechanik. An der Philosophie ist ihm vor allem hervorhebenswert, daß es in ihr scheinbar

nicht eine Sache [gebe], die nicht streitig, und mithin zweifelhaft sei ... Was dann die anderen Wissenschaften betrifft, soweit sie ihre Prinzipien von der Philosophie entlehnen, so konnte man nach meinem Urteil auf so wenig festen Grundlagen unmöglich etwas Festeres aufgebaut haben (a.a.O., S.25f).

Descartes schlägt in der Folge die Schulbücher zu und wendet sich an das "große Buch der Welt" - an Höfe und Heere - denn er hoffte, dort

weit mehr Wahrheit finden [zu] können, als in den Theorien, die der Gelehrte in seinem Studierzimmer ausspinnt, mit Spekulationen beschäftigt, die keine Wirkung haben, als daß sie ihn um so eitler machen, je weiter sie selbst vom gesunden Menschenverstande entfernt sind, weil er ja um so viel mehr Geist und Kunst anwenden mußte, um ihnen den Schein der Wahrheit zu geben (a.a.O., S.29).

Er begibt sich, "eine außerordentlich große Begierde" im Gepäck, "das Wahre vom Falschen unterscheiden zu lernen, um in meinen Handlungen klarzusehen und in meinem Leben sicher zu gehen" (a.a.O.), auf die Reise, und die nun folgende wichtige Lehre angesichts der Unterschiedlichkeit der Sitten, die er erlebte, ist, "nicht allzufest an die Dinge [zu] glauben, die sich nur durch Beispiel und Gewohnheit eingepreßt hatten" (a.a.O.). Denn auch das "große Buch der Welt" bot ihm ein relatives und wechselndes, verunsicherndes Wissen, und so entschied er sich "eines Tages, ebenso in mir selbst zu studieren" (a.a.O., S.31) und dort das Vollkommene zu suchen, das unmöglich ist, "wenn man nur an fremden Werken herumarbeitet" (a.a.O., S.35).

Der Tag ist die überlieferte Nacht im November 1619, als er sich vornimmt - "gezwungen selbst meine Führung zu übernehmen" (a.a.O., S.45) - von der "Büchergelehrsamkeit" einerseits und dem weltlichen Treiben andererseits Abstand zu halten und statt dessen den "einfachen Urteilen [zu vertrauen], die ein Mensch von gesundem Verstande über die Dinge, die vor ihm liegen, von Natur bilden kann" (a.a.O., S.37). Descartes entwickelt, immer wieder auf Metaphern der Architektur und des Reisens zurückgreifend, die Absicht, seine "eigenen Gedanken zu reformieren und auf einem Grunde aufzubauen, der ganz in mir liegt" (a.a.O., S.41); ein Weg, der ihm naheliegender erscheint als öffentliche Reformen und von dem er zudem annimmt, er taue wenig - dies ist eine Spezifikation und Einschränkung seines

Lobes auf den einfachen Verstand - als "Vorbild für jedermann", da die Welt "fast nur aus zwei Arten von Geistern [bestehe] ...: die einen halten sich für gescheiter als sie sind ...; die anderen sind vernünftig oder bescheiden genug, um sich für weniger fähig zu halten" (a.a.O., S.43). Zu letzteren hätte, wie er hinzufügt, "ohne Zweifel" auch er selbst gehört, wäre er nicht den "Verschiedenheiten" begegnet,

die jederzeit zwischen den Meinungen der gelehrtesten Leute waren ... [und] daß die Leute, die eine der unsrigen ganz entgegengesetzte Gesinnungsweise haben, darum nicht alle Barbaren oder Wilde sind, sondern daß viele ebenso sehr oder mehr als wir die Vernunft brauchen (a.a.O.).

Da die Wahrheit nicht leicht zu entdecken ist, sonst wäre sie weiter verbreitet, versucht Descartes - "allein und im Dunkeln" (a.a.O., S.45) - langsam zu gehen, um nicht zu fallen, und er will nicht alle Meinungen aufgeben ohne zu prüfen, welche Werkzeuge für die folgende "gedankliche Reise" taugen könnten. Zwei Bereiche halten seiner Prüfung stand und bilden das Ausgangsmaterial, mit dem er sich dann an seinen prinzipiellen Zweifel begibt (und mit denen er sich vor diesem sichert!). Der erste betrifft die Frage nach einer "wahren Methode"; Antworten findet Descartes in Logik, Geometrie und Algebra, da "unter allen, die sonst nach Wahrheit in den Wissenschaften geforscht, die Mathematiker allein einige Beweise d.h. einige sichere und einleuchtende Gründe hatten finden können" (a.a.O., S.51). Er muß aber noch deren Essenz - entgegen ihrem teils mißverstandenen, meist unzulänglichen bisherigen Gebrauch - abstrahieren in einer Vorgehensweise, "welche die Vorteile jener drei in sich begriffen, ohne deren Mängel zu haben" (a.a.O., S.49). Es bleiben vier Regeln, denen er von diesem Tag an zu folgen verspricht (a.a.O.): Erstens nur dem zu glauben, was sich seinem "Geist so klar und deutlich darstellen würde, daß ich gar keine Möglichkeit hätte, daran zu zweifeln"; zweitens jedes Problem "in so viele Teile zu teilen, als möglich und zur besseren Lösung wünschenswert wäre"; drittens dann von den "einfachsten und faßlichsten Objekten ... allmählich und stufenweise" eine Ordnung herzustellen und viertens "überall so vollständige und so umfassende Aufzählungen zu machen, daß ich sicher wäre, nichts auszulassen".

Der zweite Bereich - denn bevor "man das Haus, in dem man wohnt, von neuem aufzubauen beginnt, muß man es nicht bloß niederreißen ... sondern man muß auch ein anderes Haus haben, wo man solange, als hier gearbeitet wird, bequem wohnen kann" (a.a.O., S.59) - ist der der Ethik, und auch hier versucht Descartes, sich auf einige wenige Grundsätze zu beschränken: Zum einen nimmt er sich vor, "den Gesetzen und Sitten meines Vaterlandes zu gehorchen, die Religion standhaft beizubehalten" (a.a.O.), denn dies nicht zu tun, hätte zu seiner Zeit alles andere als ein bequemes Zwischenlager bedeutet. Zur Auswahl sollten allerdings nur die verständigsten und die "gemäßigsten" kommen, auch wolle er, um die Ansichten anderer zu erfahren, "mehr auf ihre Handlungen als auf ihre Worte achten, weil es bei dem heutigen Sittenverderben wenig Leute gibt, die alles sagen wollen, was sie glauben" (a.a.O., S.61), und weil zudem viele nicht einmal sagen könnten, was sie tun und wollen, wenn sie es dürften. Zum anderen beabsichtigt er, den eigenen Erkenntnissen zu vertrauen und "in meinen Handlungen so fest und entschlossen als möglich zu sein und den zweifelhaftesten Ansichten, sobald ich mich einmal dafür entschieden, ... standhaft zu folgen ... und diese nicht aus schwachen Rücksichten verändern zu dürfen" (a.a.O., S.63). Er habe, fügt er hinzu, mit diesem Grundsatz in der Folge "die Fähigkeit gewonnen, mich von aller Reue und allen inneren Vorwürfen zu befreien, welche die Gewissen schwacher und schwankender Gemüter zu beruhigen pflegen" (a.a.O., S.65). Zuletzt schließlich will er "immer bemüht ... sein, lieber mich als das Schicksal zu besiegen, lieber meine Wünsche als die Weltordnung zu verändern, und überhaupt mich an den Glauben zu gewöhnen, daß

nichts vollständig in unserer Macht sei, als unsere Gedanken" (a.a.O.); es war - Descartes wußte es und er wußte auch um seine antiken Vorgänger, die das Ideal der Selbstbescheidung bzw. "Herr ihrer Begehungen" zu sein vor ihre Philosophie gestellt hatten - der Versuch, "aus der Not eine Tugend zu machen", um "im kranken Zustand die Gesundheit und im gefangenen die Freiheit nicht mehr wünschen [zu müssen]" (a.a.O., S.67).

Gesichert durch Methode und Ethik entscheidet Descartes, sich für "den übrigen gesamten Teil meiner Ansichten ... die Freiheit zu nehmen, mich davon los zu machen" (a.a.O., S.71) und insbesondere "aus meinem Geist alle schlechten Vorurteile bis auf die Wurzel [zu] vertilgen" (a.a.O., S.57). Er begibt sich, da er sich für seine große Aufgabe mit dreiundzwanzig Jahren zu jung fühlt, auf eine neun Jahre dauernde Reise, um Erfahrungen zu sammeln und seine Methode zu üben, nun "Zuschauer" der "Komödien" des Lebens, und, für andere unsichtbar, auf der konsequenten Suche nach der Erkenntnis der Wahrheit, allerdings - auch dies eine wichtige Implikation - überzeugt, "daß es von jeder Sache nur eine Wahrheit gibt" (a.a.O., S.55). Der Weg zur Wahrheit kann für Descartes nicht über Vermutungen oder nur Wahrscheinliches führen, sondern er geht davon aus, "als vollkommen falsch alles, worin sich auch nur das kleinste Bedenken auffinden ließe, ... verwerfen [zu müssen], um zu sehen, ob danach nichts zweifellos in meiner Annahme übrigbleiben würde" (a.a.O., S.79).

Das erste, was sein radikaler Zweifel trifft, sind die Sinneswahrnehmungen, denn "weil unsere Sinne uns bisweilen täuschen, [wollte ich] annehmen, daß kein Ding so wäre, als die Sinne es uns vorstellen lassen" (a.a.O.). Es folgt sein *je pense, donc je suis*, denn wenn auch seine Gedankeninhalte problematisch sind, so kommt er doch nicht um die Tatsache seines Denkens herum, das so zur Begründung seiner Identität wird. Und Descartes trennt rigoros, denn bis hierher hat er sich nur seines Bewußtseins versichert, noch gibt es "keinen Körper, ... keine Welt und keinen Ort" (a.a.O., S.81) außerhalb seines Denkens. Es entsteht also die Frage, wie aus dem Bewußtsein, "aus diesem 'solipsistischen' Kerker des Ich" (Durant, Bd.22, S.359) herauszukommen sei. Descartes versucht, dieses Problem auf dem Weg eines ontologischen Gottesbeweises zu lösen: Weil ich zweifle, bin ich unvollkommen - "denn ich sah deutlich, daß es vollkommener sei zu erkennen als zu zweifeln" (1637, S.83), aber wie kann in einem Unvollkommenen die Idee eines Vollkommenen, eines höchsten Wesens entstehen? Von diesem selbst, lautet die Antwort:

weil ich einige Vollkommenheit erkannte, die ich nicht hatte, so war ich nicht das einzigste Wesen das existierte ... sondern es mußte notwendig ein anderes vollkommeneres Wesen geben, von dem ich abhing und von dem ich alles, was ich besaß, empfangen hatte (a.a.O., S.85).¹⁷²

Erst auf diesem Weg - und dies zeugt von der "ungeheure[n] Anstrengung [Descartes'] ..., bei der es keiner geringeren Macht bedurfte als der Rekonstruktion der Gottesbeweise, um das ihr Entgegengesetzte, eben die Realität überhaupt zu bestimmen" (Adorno 1973, S.218) - kommt es zum Akzeptieren des außerhalb des Bewußtseins Liegenden: Gott würde die Sinne sicher nicht zur Täuschung schaffen, denn wenn das Körperliche nur körperlich schiene, die Sinne täuschten, wäre Gott ein Betrüger, aber dann wäre er nicht Gott, und deshalb sei es notwendig zuzugestehen, daß körperliche Dinge existieren. Zu diesen körperlichen Dingen gehören für Descartes die "leblosen Körper" und Pflanzen ebenso wie

¹⁷² Vollkommenheit setzt ein vollkommenes Wesen voraus, dessen Existenz schon durch sein Attribut eingeschlossen ist; vgl. auch Anmerkung 7, während Descartes sich sonst der "Scholastik, deren Höhepunkt in gewisser Weise die Formulierung des ontologischen Gottesbeweises ist, ... entgegengesetzt hat" (Adorno 1973, S.100).

die "vernunftlosen Tiere"¹⁷³ und der menschliche Körper, und für sie "gelten die Regeln der Mechanik, die mit den Gesetzen der Natur identisch sind" (a.a.O., S.129). Am Ende ist "die Kluft zwischen Geist und Materie, Subjekt und Objekt wunderbar geschlossen, und Descartes wird mit Gottes Hilfe ein Realist" (Durant, Bd.22, S.360).

1.4.2 Das Leib-Seele-Problem: Rationalistische und empiristische Entfaltungsversuche

Das Werk Descartes und insbesondere der "Discours de la Méthode" bezeichnet - so Erdmann (1971, S.8) - den "Geburtstag" der "neueren" Philosophie in ganz ähnlicher Weise, wie ca. eineinhalb Jahrhunderte später Kants "Kritik der reinen Vernunft" den der "neuesten Philosophie" markiert. Neu und folgenreich ist der "Discours" mit der Art und Weise, wie Descartes versucht, Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt und deren Beziehung begrifflich zu fassen.

Antike Erkenntnis war, so wie sie überliefert ist, auf "das Eine in Allem" gerichtet, das die jeweiligen Beobachtenden und das von ihnen Beobachtete als das Wirkende (Prinzip, Gott, Gesetz) durchzieht und Theorie und Praxis, Alltag und Wissenschaft gleichermaßen betrifft. Diese Identität wurde spätestens mit Aristoteles brüchig, und sie ist es ganz nachdrücklich in der Scholastik, die Gott als das Wirkende zwar behauptet, die Trennung zwischen Gott und Mensch aber bereits vollzogen hat und in der die Suche nach unterschiedlichen Wirkprinzipien vorangetrieben wird. Die Scholastik, die - es sei an Hoffmanns Differenzierung erinnert - in einem christlichen Verständnis mit dem Geistproblem beschäftigt war, endet spätestens mit Cusanus beim Weltproblem. Mit der dann schrittweise vollzogenen Rücktreibung Gottes geht in der Renaissance die Geburt des "göttlichen Menschen" einher, eine Entwicklung, die Descartes zu einem vorläufigen Ende führt, denn bei ihm ist das "Bewußtsein selbst zum Ausgangspunkt" (Durant, Bd.22, S.359) seiner Reflexion geworden; nach der *Trennung von Gott* findet nun auch die *Trennung im Menschen* statt. Von hier an wird das "Leib-Seele-Problem" zu immer neuen Kontroversen führen: durch die im "Discours" vollzogene explizite Separierung werden beide zum einen sehr viel schärfer konturiert als in den vorangegangenen Verstehensversuchen, zum anderen setzt sich die von Descartes inaugurierte Trennung auch in folgenden rationalistischen und empiristischen Konzeptualisierungen einerseits und in Versöhnungsbemühungen zwischen beiden Erkenntnisweisen andererseits bis in die Diskussionen der wissenschaftlichen Moderne hinein fort.

Das von Descartes entworfene Welt- und Menschenbild ist streng dualistisch: Auf der einen Seite befinden sich die "res cogitans" - Bewußtsein, Wollen und Fühlen - dieses Ich also, "die Seele, wodurch ich bin, was ich bin, vom Körper völlig verschieden und selbst leichter zu erkennen ... als dieser, und [die] auch ohne Körper nicht aufhören werde, alles zu sein was sie ist" (1673, S.83). Ideen von Gott, von Raum, Zeit und Bewegung sind, ebenso wie mathematische Axiome, eingeboren und damit der Seele ohne Hinzutun der Sinne zugänglich; sie können aber infolge äußerer Einflüsse durchaus auch unbewußt bleiben: "Die Seele ist somit nicht ein Produkt der Erfahrung, sondern ihr aktiver und schöpferischer Partner in der Gedankenerzeugung." (Durant, Bd.22, S.361f)¹⁷⁴ Den "res cogitans" stehen

173 Er begründet dies über deren mangelndes Sprachvermögen (1637, S.135), da er Sprache neben Einsicht als Charakteristikum der Vernunft heranzieht. Ein weiterer Grund für diese Annahme liegt wahrscheinlich in Descartes Begriff der Seele: Wären Tiere keine "Maschinen", dann hätten sie unsterbliche Seelen, ein Gedanke, der "für die Theologen seine Schwierigkeiten haben dürfte" (Durant, Bd.22, S.365).

174 Durant ergreift mit seiner Formulierung implizit Position in einem in der Philosophiegeschichte kontrovers behandelten Problem, nämlich der Frage der Abgrenzung zwischen Rationalismus und Idealismus. Denn solange der Geist "nicht selber ein Tätiges, sondern ein nur Daseiendes ist, steht [er] in den älteren Metaphysiken ... wie durch einen Abgrund getrennt ... der Materie gegenüber. Dadurch, daß er selber was tut

die "res extensa" gegenüber, die ausgedehnten, raumfüllenden Dinge, die den Gesetzen der Mechanik gehorchen. Für Descartes ist - von ihm allerdings, da er Galileis Geschichte kennt, nur hypothetisch formuliert - alles außer Gott und der Seele mechanisch erklärbar, auch der menschliche Körper ist eine Maschine, ein Automat.¹⁷⁵

Die Leib-Seele-Trennung birgt bereits in ihrer Herausarbeitung im "Discours" das Folgeproblem der Vermittlung dieser nun getrennten Anteile in sich. Descartes zieht zur Lösung dieses Problems den ontologischen Gottesbeweis hinzu; ein Versuch, bei dem ihm nur wenige zu folgen bereit sein werden. Aber die hier aufgerissenen Gegensätze - Subjekt und Objekt, Leib und Seele, Vorrangigkeit des Bewußtseins vs. Vorrangigkeit der Sinne, Deduktion vs. Induktion - werden folgende Wissenschaftler(innen)generationen zu heftigen Disputen veranlassen. Schon im "Jahrhundert der Genialität"¹⁷⁶ stehen empiristisch-orientierte Forschende, die Bacon, und rationalistisch-orientierte, die Descartes folgen, sich gegenüber; in Newton findet das Kopernikanische Weltbild seinen vorläufigen Abschluß und Höhepunkt; schräg zu diesen auf unterschiedliche Weise vernunftlastigen Erkenntnishaltungen finden sich Theologen und Wissenschaftler wie Blaise Pascal, der kritisch gegen die "Klarheit" des Cartesianischen Denkens neben und über einer "Logik des Verstandes" eine "Logik des Herzens" (1670) propagiert, deren Gipfel die Hingabe an Gott sei.

Der von Descartes durch den Gottesbeweis vollzogenen Vermittlung zwischen Leib und Seele liegt, so Adorno (1973, S.218), das "philosophische Problem" des Idealismus zugrunde: "wie komme ich, wenn ich von der Welt meiner Vorstellungen, von der Welt der Immanenz des Bewußtseins ... von der denkenden Substanz ausgehe, genau zu dem, was darin nicht enthalten ist, zu der Realität"? Idealistische Antwortversuche¹⁷⁷ unterbreiten in der Folgezeit zunächst Baruch d'Espinoza (1632-1677), dann Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716). Spinoza, ein jüdischer Geistlicher, der von seiner Gemeinde wegen seiner unorthodoxen Ansichten verstoßen wurde, entwirft anstelle der Cartesianischen dualistischen eine monistische Substanzenlehre: Hiernach ist Gott die eine und unendliche Substanz, er *ist* die Natur und er *denkt* sich in ihr. Attribute sind also Denken *und* Ausdehnung, d.h. bei Spinoza wird, was von Descartes "als durch einen Abgrund

und daß er das Andere als das Material benützt ... wird er dagegen in sich dynamisiert" (Adorno 1974, S.68f); Adorno zufolge ein wesentliches Kriterium für die Unterscheidung zwischen dem (älteren) Rationalismus und dem Idealismus. Ich selbst gebrauche im folgenden beide Begriffe, je nachdem, welche Rezeption der nach-Cartesianischen Philosophie jeweils im Vordergrund steht.

175 Descartes hat eine Vielzahl physikalischer und physiologischer Experimente durchgeführt, u.a. Sezierungen, um Einbildungskraft, Gedächtnis etc. zu bestimmen, und er kam in der Folge zu einer James und Lange vorwegnehmenden Affekttheorie.

176 Whitehead beschränkt sich in seiner Aufzählung der "Namen von Männern, die der Welt innerhalb dieser zeitlichen Grenzen bedeutende Werke schenkten ... auf die heilige Zahl zwölf ... eine viel zu kleine Zahl, um wirklich repräsentativ zu sein" (1925, S.54), zumal mit seiner persönlichen Rezeption, wie er anmerkt, sowohl disziplinäre als auch nationale Übergewichte einhergehen.

177 Vgl. Anmerkung 33. Ich folge hier Adorno, da schon bei Descartes die Frage nach der Vermittlung zwischen Leib und Seele thematisch ist. Zudem werden bei den recht mühevollen Versuchen, z.B. rationalistische und idealistische, aber auch "gemäßigt" rationalistische und "radikal" rationalistische Positionen zu trennen, immer neue Gründe hinzugezogen, die je nach Einordnenden und deren Argumenten unterschiedliche Folgen nach sich ziehen: So sind für Külpe (1898, S.199) Descartes, Spinoza, Leibniz und der Leibniz-Schüler Wolff Rationalisten. Wundt (1901, S.295ff) behandelt die drei erstgenannten als "ontologische" Rationalisten, bei Descartes teilweise verbunden mit der Gefahr eines "Rückfalls" in einen "apriorischen" Rationalismus, teilweise mit einer berechtigten Urheberschaft für den ihm folgenden Materialismus und objektiven Idealismus, wobei ein wichtiger Vertreter des letzteren wiederum - Wundt zufolge - Leibniz ist (366ff). Die hier nur angerissenen Schwierigkeiten gelten ebenso für Differenzierungen innerhalb des Empirismus, Realismus etc. oder - wie dem "Protokoll" zu entnehmen war - hinsichtlich der Bemühung, bestimmte Lehren z.B. als monistisch oder dualistisch zu identifizieren.

voneinander getrennt" (a.a.O., S.14) vorgestellt ist, zu verschiedenen Bestimmungen derselben Substanz; das idealistische Problem wird pantheistisch gelöst¹⁷⁸. Leibniz, dessen gesamtes Werk dem Wunsch und Ziel gewidmet scheint, unterschiedlichste Widerspruchspaare zu versöhnen¹⁷⁹, konzipiert statt der Ein-Substanzen-Lehre Spinozas ein System, in dem er Gott als oberste Monade versteht, aus der er sich (entgegen dem Streit um die Substanzzahl und im Sinne eines metaphysischen Pluralismus) eine unendliche Zahl von Substanzen entfaltet vorstellt. Alle Dinge sind aus diesen Substanzen bzw. Monaden zusammengesetzt, der Körper ist zusätzlich beseelt. Leibniz' Monaden sind ausdehnungs- und "fensterlos"; sie spiegeln mit unterschiedlicher Klarheit das Weltganze wieder und bedürfen, darin den Cartesianischen *res cogitans* ähnelnd, nicht der Sinne.

Während die idealistischen Implikationen der Cartesianischen Leib-Seele-Trennung einerseits über Leibniz¹⁸⁰ in die deutsche Aufklärung eingeflossen sind; einzelne Elemente wurden im besonderen von Kant rezipiert¹⁸¹, andererseits über Spinoza die Romantik und vor allem Schelling beeinflussten, wurden deren mechanistische Implikationen vor allem im angelsächsischen Empirismus und im Rahmen der französischen Aufklärung genutzt und expliziert.¹⁸²

178 Spinoza ähnelt hier Bruno, aber er konzipiert, im Unterschied zu Brunos Vorstellung von Welt und Natur als Bewegung und Kampf, ein in sich geschlossenes und ruhendes Sein (vgl. auch Vorländer 1955, S.53ff).

179 Leibniz' Tendenz zur Versöhnung zeigt sich auch in seinem Bemühen, die christliche Tradition ebenso mit überlieferten antiken wie mit neuzeitlichen mechanisch-physikalischen Vorstellungen zu verbinden. Dieser Integrationsversuch bietet für folgende allerdings gleichwohl eine Basis, der einen oder anderen Seite des Systems zu folgen. So betont Adorno, daß, weil Leibniz für die deutsche Aufklärung wegweisend war, diese "von einem sehr frühen Punkt an mit der theologischen Apologetik verbunden" wurde, denn ein wichtiger Teil des Leibnizschen Werks sei "die Rechtfertigung von Übel, Sünde und Leid [gewesen]" (1973, S.170). Umgekehrt taugt seine Konzeption des Verhältnisses zwischen Gott und Welt auch für einen religionskritischen Ansatz: "Für Leibniz ist die Welt ein riesiges Uhrwerk, das Gott ein für allemal aufgezogen hat, und das nun in Ewigkeit dahintickt, ohne daß der göttliche Uhrmacher selbst seinen Lauf ändern kann. Weshalb also einen Gott verehren, der seiner eigenen Schöpfung - vor allem ihrer Kausalität - gegenüber machtlos ist?" (Watzlawick 1976, S.213) Die von Leibniz selbst hinzugezogene Uhr-Metapher scheint zu der damaligen Zeit häufiger genutzt worden zu sein bei dem Versuch, die Leib-Seele-Beziehung und ihre Genese zu konzeptualisieren. So nimmt z.B. der katholische Nichtscholastiker Nicole Malebranche (1638-1715) im Sinne einer okkasionalistischen Erklärung an, Gott habe Seele und Körper wie zwei Uhren aufgezogen, die zwar synchron laufen, sich aber nicht wechselseitig beeinflussen.

180 Bzw. genauer über dessen Schüler Christian Wolff (1679-1754), da Leibniz selbst seine Philosophie weniger in seinen Hauptwerken, sondern eher in seinen Briefen begründete. Sie wurde - von Wolff systematisiert und ins Deutsche übersetzt - für einige Jahrzehnte zu der deutschen Schulphilosophie, und sie drang "in die entlegendsten Kulturgebiete ein ... Es entstanden besondere Gesellschaften zum Zwecke der Ausbreitung der Wahrheit nach Wolffschen Grundsätzen. Hof- und Staatsbeamte von hohem Range, Buchhändler und andere Berufsgenossen vereinigten sich zum gemeinsamen Bekenntnis dieser Philosophie und ... [im] gewöhnlichen Lebensverkehre und in der geselligen Unterhaltung spielten die mathematischen Definitionen und Demonstrationen eine große Rolle" (Külpe 1908, S.2). Die Popularität der Leibniz-Wolffschen Lehre endete mit der Rezeption Kants, und ab etwa 1790 wurde "geklagt, daß sich Kants Werke auf Damentoiletten fänden, und daß die Friseure in ihrer Terminologie redeten" (a.a.O., S.9). Das besondere Verdienst Wolffs ist es - und hier ist der Begriff "Übersetzung", ohnehin meist problematisch, gänzlich ungenügend - daß er wichtige begriffliche Voraussetzungen für eine deutschsprachige Philosophie überhaupt erst eröffnete, denn die abendländische Wissenschaft hatte sich bis dahin vor allem des Lateinischen und des Griechischen, zusätzlich seit der Renaissance auch teilweise der italienischen, französischen und englischen Sprache bedient (vgl. a.a.O., S.2ff).

181 Eine Linie, die im Sinne der erwähnten Differenzierungsversuche zwischen Rationalismus und Idealismus Adorno (1974, S.58f) zieht, wenn er - ähnlich Wundt - gegen die übliche Darstellung, Leibniz sei im Unterschied zu Kant Rationalist gewesen, hervorhebt, bei Leibniz sei das "Problem des Idealismus auch schon enthalten ..., weil sich ... als eines seiner Hauptprobleme tatsächlich das der Vermittlung zwischen Innen und Außen, zwischen Erfahrungsmaterial und Vernunft gestellt hat". Kant habe dann den Gedanken des "tätigen Geistes" von Leibniz übernommen, der dem älteren Rationalismus fremd gewesen sei.

182 Diese Doppelgesichtigkeit unterstreicht z.B. Wundt, wenn er feststellt, daß die "cartesianische Philosophie ebenso bedeutsam für die kommende Entwicklung des Idealismus wie für die des Materialismus [gewesen sei]. Wenn sich die materialistischen Systeme des 18. Jahrhunderts nicht ganz mit Unrecht auf die cartesianische Naturphilosophie berufen, die ihnen durch ihre konsequente Durchführung der mechanischen Weltanschauung

In England wird - insbesondere an Bacon und an Descartes' Leib-Mechanik anschließend - eine empiristische Tradition bedeutungsvoll: Thomas Hobbes (1588-1679), zeitweise als Sekretär Bacons tätig, hatte in Europa u.a. Galilei, Gassendi und Descartes kennengelernt. Seine Schriften, die ihm den Ruf eines "Vaters der Atheisten" (Vorländer 1955, S.38) und zeitweiliges Exil einhandelten, beschäftigten sich zum einen mit der Staatslehre, in der Hobbes, ausgehend von der Annahme, der Mensch sei egoistisch und der soziale Urzustand ein "Kampf aller gegen alle", Vorstellungen von einem "Gesellschaftsvertrag" entwirft, an die Rousseau mit seinem Konzept des "souveränen Volkswillens" anschließt. Zum anderen stellt Hobbes seinen von "Leidenschaft und Egoismus" (a.a.O.) gezeichneten Vorstellungen von Mensch und Staat das Ideal einer an Bacon und Galilei orientierten Naturwissenschaft entgegen, denn nur sie "ist frei von Streit und lediglich auf die Wahrheit gerichtet" (a.a.O.) in ihrer Untersuchung von mechanischen Ursachen und Wirkungen. Während Hobbes auf diesem Wege der Entwicklung materialistischen Denkens Vorschub leistet, begründet John Locke (1632-1704), ebenfalls an Bacon anschließend, eine empirische Psychologie, "worin das Studium des Geistes sich von der Metaphysik der Seele freimachte" (Durant, Bd.20, S.327). Locke, wie Hobbes zunächst in Oxford Philosophie studierend, kam bereits während seines Studiums zu jener "Geringschätzung der scholastischen Bildung, welche bei Hobbes erst spät sich festsetzte" (Lange 1873, S.280f), und er wandte sich in der Folge den Naturwissenschaften, insbesondere aber der Medizin zu.¹⁸³ In seinem zwischen 1680 und 1690 verfaßten "Essay Concerning Human Understanding" versuchte er eine kritische Betrachtung des Erkenntnisvermögens, der zufolge der Geist bei Geburt eine "tabula rasa" sei, auf der die Erfahrung ihre Daten "einschreibe": Objekte seien hinsichtlich ihrer primären (Größe, Zahl, Gestalt, Lage, Bewegung, Ruhe) und sekundären, nur subjektiv angenommenen Eigenschaften (Farbe, Geschmack, Geruch etc.) zu differenzieren. Auf der Seite des Subjekts finden sich umgekehrt "Ideen" über den Gegenstand, die aus zwei Quellen herrühren können: Äußere Reize durch Objekte verursachen "sensations", innere Beobachtung führt zu "reflections".

Locke spielte infolge seiner Rezeption durch die französische Aufklärung eine zentrale Rolle für die Philosophie der Humanwissenschaften (Desné 1972, 80ff), sein Zeitgenosse, der Philosoph und Mathematiker Isaac Newton (1643-1727), wurde ausschlaggebend für die Entwicklung der modernen Naturwissenschaften und insbesondere für das Gepräge der Physik als derjenigen Disziplin, die die Philosophie in ihrer Leitstellung ablösen sollte. Newton, der schon zu Lebzeiten bis an die Grenzen der Hagiographie verehrt wurde, lebte wie viele Forschende seiner Zeit im Wissen um die Bedeutung der "Mission" der Naturwissenschaften, verbunden mit der "Hoffnung, aus der Natur den Plan erkennen zu können, nach dem Gott diese Welt entworfen hat und erhält" (Schramm 1989, S.430). Gott war auch für Newton vor allem der "Erstbeweger" (die Frage der Entstehung des Sonnensystems war für ihn keiner natürlichen Erklärung zugänglich), der potentielle Eingriffsmöglichkeiten in der folgenden Geschichte seiner Schöpfung behält. Jenseits davon suchte Newton jedoch "die gewöhnliche Regel alles dessen, was in der Natur geschieht, in den mechanischen Gesetzen" (Lange 1873, S.271). Und er wurde - als *der* herausragende Repräsentant einer Entwicklung, der es nicht mehr um Interpretation von Vorgefundenem, sondern um dessen Ergründen und Entdecken geht - fündig: Bereits 1664 entwickelte er die

Vorschub geleistet hatte, so ist nicht minder der Dualismus Descartes' ... der Ausgangspunkt des neueren Idealismus geworden." (1901, S.364)

183 Wie Hobbes beschäftigte auch Locke sich mit staatsrechtlichen Fragen und er lebte wie dieser einige Zeit im Exil. Entgegen Hobbes Rechtfertigung des Absolutismus plädierte Locke jedoch für eine Teilung der Gewalten, und er wird deshalb auch teilweise als "Vater des neueren Konstitutionalismus" (Lange 1873, S.281) bezeichnet; zu Lockes ethischen und politischen Vorstellungen vgl. zusammenfassend Duchesneau 1972, S.37ff.

"Fluxionsrechnung", "die er erst zwanzig Jahre später, als ihm Leibniz den Ruhm der Erfindung zu entreißen drohte, veröffentlichte" (a.a.O., S.273); ebenfalls verzögert, nämlich 1687 in seinem Hauptwerk, den "Naturalis philosophiae principia mathematica", publizierte Newton seine Theorie der Gravitation, in der er anschließend an die Keplerschen Gesetze annahm, die Bewegung der Himmelskörper sei ebenso angebar wie die bewegter Körper auf der Erde. Die dabei von ihm "vorausgesetzte Annahme der Existenz eines absoluten Raumes, einer absoluten Zeit und einer absoluten Bewegung erlangten in der Folgezeit geradezu kanonische Bedeutung" (Winzer o.J., S.504); in ihnen sollte jedoch auch deutlich werden, daß das Lesen aus dem Buch der Natur nicht unproblematisch und auch Newton in seinen Verstehensversuchen auf Interpretationen angewiesen war, eine Erkenntnis, deren Schrecken zu verarbeiten Physiker(innen) des zwanzigsten Jahrhunderts sich auf den Weg machten.

Mit Newtons Himmelsmechanik begann die Durchsetzung des heliozentrischen Weltbildes, verbunden mit der Annahme des materiellen Charakters der Planeten und für Himmel und Erde einheitlicher Gesetzmäßigkeiten. Gleichwohl bedeutet Newton zunächst auch eine Versicherung gegen die Aufregungen, die mit der Cartesianischen Philosophie verbunden waren und die der französische Aufklärer und Atheist D'Alembert ausdrückt, wenn er zwar dessen "Verirrung" in die Metaphysik zurückweist, aber anerkennt, Descartes habe "gewagt, den tüchtigen Geistern zu zeigen, wie sie das Joch der Scholastik, der Meinung, der Autorität, mit einem Wort, der Vorurteile und der Barbarei abschütteln können" (zit.n. Desné 1972, S.77). Das Cartesianische Erbe, das in die Aufklärung einfließt ist, so Desné (a.a.O.), dessen

Hang zum Raisonement, die Suche nach intellektueller Evidenz und vor allem die Kühnheit, frei zu urteilen und allem mit dem Geist des methodischen Zweifels zu begegnen ... Descartes hat diesen Philosophen die Waffen geliefert, doch, wie D'Alembert sagt, 'wir richten sie gegen ihn'.

Entgegen Descartes Skepsis verhilft Newtons Lehre bzw. deren akademische Rezeption zunächst dazu, "das religiöse Empfinden [zu stärken], indem er den Glauben an Gott mit der kühnsten Forschung auf allen Wissenschaftsgebieten versöhnte" (a.a.O., S.80), und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird die ihm folgende "Arbeit der Gelehrten ... selten als Angriff gegen religiöse Überzeugungen aufgefaßt" (a.a.O.). Gleichwohl bleibt der Gott Newtons dem weltlichen Treiben fern, und die Aufklärung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts löst seine empirische Seite von seiner religiösen, wie sie den Cartesianischen Dualismus verwirft, Descartes Zweifel aber beibehält. Denn nachdem mit Descartes die "Gleichung Gott / Welt / Mensch" durch die Gleichung "erkennendes Subjekt / vereinheitlichte Natur / universales Wissen" (Chatelet 1972d, S.13) ersetzt worden war, wurde bereits vom Ende des 17. Jahrhunderts an "der Intelligentsia Englands, Frankreichs, Hollands und Deutschlands klar, daß der cartesianische Traum von der mathesis universalis ausgeträumt ist, daß kein universales Wissen möglich ist, daß die Kraft des Realen von allen Seiten über die geschlossenen Systeme hinausgeht" (a.a.O., S.13f). In der Folge wurde insbesondere in Frankreich die "Idee des Wissens, der sowohl Aristoteles als auch Descartes Folge geleistet hatten, ... durch die des offenen Systems der Kenntnisse verdrängt" (a.a.O., S.15). Diese Bewegung außerhalb "geschlossener Systeme" findet ihren Ausdruck u.a. bei Francois-Marie Arouet bzw. Voltaire (1694-1778) in dessen volkstümlicher Darstellung der Newtonschen Mechanik und seinen Satiren gegen Dogmatismus und Intoleranz; bei Montesquieu (1689-1755) und dessen Gewaltenteilung; bei den Enzyklopädisten, allen voran Diderot (1713-1784) und D'Alembert (1717-1783), die, um ihre Ziele - Aufklärung und Verbreitung des neuen Wissens - umzusetzen, zwischen 1751 und 1780 dreiunddreißig Bände der "Encyclopédie" herausgeben; und schließlich bei dem Genfer

Kalvinisten Jean-Jacques Rousseau (1712-1778), der entgegen den rational-pragmatischen Entwürfen der Enzyklopädisten sein zivilisationskritisches "zurück zur Natur" formuliert und im Anschluß an Hobbes' Gesellschaftsvertrag die Vorstellung eines überindividuellen *volonté générale* entwirft, dem sich die Individuen, von Natur frei, freiwillig unterwerfen sollten.

Im Unterschied zur französischen mündete die deutsche Aufklärung in die Kreation neuer Systeme, die vor allem mit den Namen Kant, Hegel und Marx verbunden sind. Es war Immanuel Kant (1724-1804), der "den Wahlspruch" der Aufklärung zu Papier brachte, als er auf die Frage "Was ist Aufklärung?" in der Dezemberausgabe der Berlinischen Monatsschriften 1784 antwortete:

Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschliebung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude!

Kant richtet die Aufforderung, sich des eigenen Verstandes zu bedienen - von Descartes der Kraft weniger vorbehalten vermutet und selbst zu denken versucht - nun an ein breites Publikum.¹⁸⁴ Die Art und Weise, wie Kant sein *sapere aude* mit seiner 1781 erschienenen "Kritik der reinen Vernunft" erfüllte, spaltete einige Jahre nach deren Erscheinen¹⁸⁵ "die Denkenden Deutschlands ... in zwei Lager ..., [und wer] gegen Kant schrieb, sank nicht selten im öffentlichen Ansehen und mußte sich auf einige scharfe Entgegnungen gefaßt machen ..., die Auswüchse einer, wie Nicolai einmal sagte, 'abgöttischen Verehrung eines Philosophen'" (Saner 1967, S.286f).

Auch Külpe hat in einer kleinen Arbeit über Kant diese "abgöttische Verehrung" festgehalten: U.a. habe Jean Paul geäußert, Kant sei "kein Licht der Welt, sondern ein ganzes strahlendes Sonnensystem auf einmal", ein "angesehener Künstlerbiograph jener Zeit schreibt auf ein Gedenkblatt: 'Gott sprach: es werde Licht! - und es ward - Kantische Philosophie!'", andere nannten Kant "einen zweiten Messias" (1908, S.10). Diese Bewunderung blieb nicht auf Kants Zeitgenossen beschränkt; exemplarisch erwähnt sei Falckenberg, der seinen Festvortrag in der Universität Erlangen zur "hundertjährigen Wiederkehr des Todestages des Philosophen" zunächst mit dem Lob Goethes aus einem Brief an Eckermann eröffnet, Kant sei der wirkungsmächtigste und "(unter den neueren Philosophen) der vorzüglichste", und fortfährt, daß "der Tod ein Augenpaar geschlossen [habe], dem es gegeben war, weiter in die Welt hinaus und tiefer in die Dinge hinein zu schauen, als es sonst Menschaugen zuteil wird" (1904, S.5).

184 Daß die Philosophie Kants in gewisser Weise seiner Aufforderung des *sapere aude* entgegensteht, wurde für mich in der eigenen Beschäftigung mit dem Philosophen - er ist der zweite nach Aristoteles, dem dieser Titel zuteil wird - offensichtlich: Die Sekundärliteratur häufte sich und einige Zeit lief ich Gefahr, den Abschluß dieser Arbeit durch ein immer weiter um sich greifendes Quellenstudium deutlich zu verzögern. Darauf, daß diese Schwierigkeit gerade bei Kant auftrat - die sehr knappe Behandlung der französischen Aufklärung z.B. erschien mir für meine Zwecke ausreichend und blieb bis zum Verfassen des Abschnitts über Kant unproblematisch - werde ich im zurückkommen, ebenso auf eine recht ambivalente Rezeption als eine weitere Gemeinsamkeit zwischen Aristoteles und Kant.

185 Das mehrjährige Schweigen, daß ihrer Publikation folgte, deutete er "bald als 'Kränkung', bald als Beweise einer gründlichen Beschäftigung" (Saner 1967, S.286), war doch "nie zuvor in Deutschland, ja vielleicht im Abendland, ein Philosoph mit dem derart klaren Anspruch aufgetreten ..., das Philosophieren neu zu gründen" (a.a.O., S.285). Die "Kritik", "eines der schwersten Bücher der Weltliteratur" (Külpe 1908, S.8), benötigte zunächst teils von anderen, teils von Kant selbst mit seinen "Prolegomena" gefertigte, verständlichere Fassungen, in deren Gefolge sie breit rezipiert und Kant zum neuen Zentrum der deutschen Philosophie und Wissenschaft wurde.

Die Weite des Kantischen Blicks, als ein Beispiel können seine geographischen Vorlesungen gelten, kann nur metaphorisch gemeint sein, denn Kant ist bekanntermaßen "nie aus Königsberg und seiner Umgebung herausgekommen" (Störig 1950b, S.53). Was die Tiefe und seine Philosophie angeht, begab er sich an ein Unternehmen transkontinentalen Ausmaßes, denn Ziel seines "kritischen Geschäfts", wie er es selbst nannte, war es, den europäischen Rationalismus und den angelsächsischen Empirismus miteinander zu verbinden und dabei die Frage zu lösen, ob Metaphysik als Wissenschaft möglich sei: Die Metaphysik, von Aristoteles zunächst nur so bezeichnet, weil sie *nach* den Büchern der Physik folgte (*metá ta physiká*), war bereits mit dem Neuplatonismus zu dem geworden, was *über* die sinnliche Natur hinausgehend das eigentliche und wesentliche der Philosophie sei. Mit Descartes und den ihm folgenden Rationalismus war dann der Anspruch einer Mathematisierung auch der Metaphysik entstanden, Gott, Freiheit und Seele sollten mathematischen und physikalischen Gegenständen gleich faßbar und belegbar sein; eine Haltung, die von empiristischer Seite, die die sinnliche Erfahrung als einzige Quelle der Erkenntnis akzeptierte, grundsätzlich in Zweifel gezogen wurde, mithin die Metaphysik als Wissenschaft hinfällig werden ließ.

Kant, der bereits 1766 in den "Träumen eines Geistersehers" einem größeren Publikum gestanden hatte, daß ausgerechnet in diese Metaphysik verliebt zu sein sein Schicksal sei, wollte sich weder mit ihrer dogmatischen Behauptung durch den Rationalismus noch mit ihrer ebenfalls dogmatischen Zurückweisung durch den Empirismus zufriedengeben. Schon während seines Studiums an der philosophischen Fakultät der Universität Königsberg war er mit der zu seiner Zeit in Deutschland maßgeblichen Leibniz-Wolffschen Philosophie vertraut geworden, ebenso mit empiristischen Schriften. Zunächst dem Rationalismus folgend, hatten dann einige Zeit rationalistische und empiristische Elemente nebeneinander gestanden (zu den Versuchen einer Periodisierung der Entwicklung Kants und zu den mit ihnen verbundenen Schwierigkeiten siehe Erdmann 1971 und Külpe 1908). Eine Vermittlung gelang ihm erst, als er - nach langjähriger Tätigkeit als Hauslehrer und Privatdozent und einigen vergeblichen Versuchen, eine Professur zu erhalten - 1770 mit dem Ordinatus für Logik und Metaphysik an der Universität Königsberg betraut wurde, eine für ihn damals nicht unwesentliche finanzielle Sicherung, und es vergingen weitere elf Jahre, "bis Kant in seinem 57. Lebensjahr die Welt mit der 'Kritik der reinen Vernunft' überraschte" (Störig 1950b, S.59).

1.4.3 Zweiter Exkurs: Die "Kritik der reinen Vernunft"

In der "Kritik der reinen Vernunft" (im Weiteren: "Kritik") entwickelt Kant seine Erkenntnistheorie, mit der er in der Vorrede zur 2. Auflage den "Gedanken des Kopernikus" auf die Philosophie anzuwenden beansprucht, um so "eine gänzliche Revolution mit derselben vor[z]unehmen" (1787, S.32¹⁸⁶): Kopernikus hatte,

nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fort wollte, wenn er annahm, das ganze Sternenheer drehe sich um den Zuschauer, [versucht,] ... ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen, und dagegen die Sterne in Ruhe ließ (a.a.O., S.28).

Kant versetzt den "Zuschauer" in einen Schwindel, in dem er jegliche Einsicht in die und Erkenntnis von den "Dingen an sich" verneint, denn

¹⁸⁶ Ich benutze für die folgende Zusammenfassung die Seitenangaben der von mir zitierten Ausgabe der "Kritik", die sowohl die Erstausgabe von 1781 als auch die im Rahmen der Zweitaufgabe 1787 vorgenommenen Veränderungen enthält.

wir würden auf allen Fall doch nur unsre Art der Anschauung d.i. unsere Sinnlichkeit vollständig erkennen, und diese immer nur unter den dem Subjekt ursprünglich anhängenden Bedingungen ...; was die Gegenstände an sich selbst sein mögen, würde uns durch die aufgeklärteste Erkenntnis ... doch niemals bekannt werden (a.a.O., S.107).

Erkenntnis findet für Kant also ihre Möglichkeit und Grenze in den Bedingungen des erkennenden Subjekts; er ersetzt die

These eines primär vom Objekt ausgehenden Impulses, der auf die Sinne des Subjekts trifft und dort mehr oder weniger passiv rezipiert wird, ... durch die These von der primären aktiven Rolle des Subjekts für die Erkenntnis: Empirie ist unmöglich ohne die dem Bewußtsein immanenten und es konstituierenden Erkenntnisprinzipien (Gerl 1971, S.77).

Mit dem Empirismus geht Kant zu Beginn der Einleitung in die "Kritik" zunächst davon aus, daß die Erfahrung, das Empirische - und hier folgt sofort die erste Einschränkung - *zeitlich* der Erkenntnis vorausgeht: Denn daß zwar "alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung anfangt, daran ist gar kein Zweifel" (1787, S.49); gleichwohl könne das, was als Erfahrung (und scheinbar nur dem äußeren Eindruck folgend) bezeichnet wird, selbst schon

ein Zusammengesetztes aus dem sei[n], was wir durch Eindrücke empfangen, und dem, was unser eigenes Erkenntnisvermögen ... aus sich selbst hergibt, welchen Zusatz wir von jenem Grundstoffe nicht eher unterscheiden, als bis lange Übung uns darauf aufmerksam und zur Absonderung desselben geschickt gemacht hat (a.a.O., S.50).

Ziel der Analyse Kants ist dann die Isolierung dieser beiden Anteile - der Empirie und des Erkenntnisvermögens - und die Frage, ob Urteile a priori, d.h. ohne Beimischung von Empirischem, getroffen werden können, wie sie zustande kommen und was ihre Charakteristika sind. Er beschränkt sich dabei nicht auf Urteile, in denen ein Subjekt und dessen Prädikat bereits logisch miteinander verbunden sind (z.B. mit einem Körper sein Ausgedehntsein, mit einer Kugel ihr Rundsein), sondern entgegen diesen nur "zergliedernden" analytischen Urteilen wendet Kant seine Aufmerksamkeit synthetischen Urteilen zu, Urteilen, die "zusammengesetzt" sind bzw. in denen dem Subjekt etwas hinzugefügt wird, das in diesem als Prädikat nicht notwendig enthalten ist. Dies wäre z.B., wenn "von einem Ausgedehnten das Schwersein, von der Geraden das Kürzest-Sein ausgesagt wird" (Erdmann 1971, S.10), eine Aussage, die scheinbar immer nur a posteriori, d.h. aus der Erfahrung gebildet werden kann.

Hier jedoch widerspricht Kant, und während er mit Hume annimmt, daß jede empirisch begründete Erkenntnis die Einschränkung "soviel wir bisher wahrgenommen haben" beinhaltet - denn "Erfahrung gibt niemals ihren Urteilen wahre oder strenge, sondern nur angenommene und komparative Allgemeinheit (durch Induktion)" (1787, S.52) - behauptet er gegen diesen, es gebe Sätze von "Notwendigkeit und strenger Allgemeinheit", die keinesfalls aus der Erfahrung stammen können, eben weil diese zu solchen Sätzen infolge der Grenze der Induktion nicht in der Lage wäre. Solche synthetischen Sätze bzw. "reinen Urteile a priori" finden sich Kant zufolge in der Mathematik und in der nicht empirischen Naturwissenschaft, der *physica rationalis* (z.B. in dem Satz, "daß in allen Veränderungen der körperlichen Welt die Quantität der Materie unverändert bleibe" [a.a.O., S.67], von dem Kant annimmt, er sei zum einen allgemein und notwendig, zum anderen synthetisch, da die "Beharrlichkeit" nicht in dem Begriff der Materie enthalten sei).

Nach dem Hinweis auf das Vorhandensein synthetischer Urteile a priori stellt sich die Frage, wie diese - im Rationalismus bloß dogmatisch¹⁸⁷ gesetzt - möglich seien, wobei Kant diese "Fundamentalfrage" in drei engere Fragen auflöst: Gibt es und auf welche Weise erstens eine reine, d.h. vor jeder empirischen Erfahrung liegende Mathematik und zweitens eine reine Naturwissenschaft, und gibt es drittens - Kants Liebe und sein eigentliches Ziel - eine reine Metaphysik bzw. "wie ist Metaphysik als Wissenschaft möglich?" (a.a.O., S.71) Kants Untersuchungen beabsichtigen dabei weder, "die erkannten Gegenstände zu ihrem Objekte [zu] machen" (Erdmann 1971, S.9), noch zielen sie auf das, "was in das Erkennen fällt" (das wäre Sache einer empirischen Psychologie), sondern es geht ihm um die Bedingungen oder Voraussetzungen des Erkennens, um dessen Quellen und Grenzen, die zu erfassen einer Wissenschaft zukommt, die er als "Transzendentalphilosophie" bezeichnet und deren Aufgabe in der Analyse des Erkenntnisvermögens besteht bzw. die "alle Erkenntnis [umfaßt], die sich nicht sowohl mit Gegenständen, sondern mit unserer Erkenntnisart von Gegenständen, sofern diese a priori möglich sein soll, überhaupt beschäftigt" (1787, S.74). Die "Kritik" beansprucht, eine Propädeutik für diese Transzendentalphilosophie zu leisten, und sie ist "nicht eine Doktrin, sondern nur Kritik", die, was Erkenntnis betrifft, "wirklich nur negativ sein [und] nicht zur Erweiterung, sondern zur Läuterung unserer Vernunft dienen [will], und sie so von Irrtümern freihalten, welches schon sehr viel gewonnen ist" (a.a.O.).

Den größten Teil dieser kritischen Arbeit unternimmt Kant im ersten Teil der "Kritik", in der *transzendentalen Elementarlehre*, die die Frage, ob und wie synthetische Urteile a priori möglich sind, für die Mathematik in der *transzendentalen Ästhetik*, für die Naturwissenschaft und für die Metaphysik in der *transzendentalen Logik* behandelt. Mit der Gliederung nach Ästhetik und Logik folgt Kant den von ihm angenommenen "Grundquellen des Gemüts, deren die erste ist, die Vorstellungen zu empfangen (die Rezeptivität der Eindrücke [bzw. Sinnlichkeit]), die zweite das Vermögen, durch diese Vorstellungen einen Gegenstand zu erkennen (Spontaneität der Begriffe [bzw. Denken])" (a.a.O., S.119). Das Denken wiederum zerfällt Kant zufolge in ein "Niederes", den Verstand, und in ein "Höheres", die Vernunft: Wie der Verstand das ihm von der Sinnlichkeit Gelieferte "vermitteltst ... Regeln" zu Erfahrungen verarbeitet, so sichert die Vernunft die "Einheit der Verstandesregeln" durch Prinzipien (a.a.O., S.384) bzw. sie leitet den Verstand an, wie er sich im Verbinden der Erfahrungen zu verhalten habe. Die *transzendentalen Ästhetik* leistet demzufolge eine "Kritik der Sinnlichkeit" (gemeint ist eine kritische Auseinandersetzung mit dem "Vermögen der Sinne"), die *transzendentalen Logik* eine "Kritik des Denkens", die zum einen in der *transzendentalen Analytik* eine "Kritik des Verstandes" und zum anderen in der *transzendentalen Dialektik* eine "Kritik der Vernunft" umfaßt. Diesem ersten und bei weitem größten Teil der "Kritik", der *Elementarlehre*, folgt als zweiter Teil die *transzendentalen Methodenlehre*, deren Aufgabe

187 Es war insbesondere David Hume (1711-1776), der Kant den eigenen Angaben zufolge in seinem "dogmatischen Schlummer" störte: Denn durch ihn hatte er den "Einwand als triftig erfahren, ... daß der Rationalismus dogmatisch, also ohne im einzelnen etwas genau zu zeigen, alles, was überhaupt ist, den obersten Vernunftkategorien und ihren Bestimmungen unterworfen hat ... [und es demgegenüber] für notwendig gehalten, deren Verhältnis zu den Daten ... in die Reflexion mit hineinzunehmen, anstatt, wie es etwa bei Spinoza der Fall war, mit einem Schlag zu unterstellen, daß die Ordnung der Ideen ... und die Ordnung der Dinge ... miteinander identisch seien" (Adorno 1974, S.47). Hume hatte wie George Berkeley (1685-1753) kritisch an Lockes Erkenntnistheorie angeschlossen. Während ersterer jedoch, eigentlich im Kampf gegen Atheismus, Skeptizismus und die Cartesianischen Sinneszweifel den Rekurs auf die "sinnliche Erfahrung des Subjekts bis zu einem Extrem" trieb - seine "Kritik an den sogenannten naturalistischen Begriffen, also an der Lehre von einer ansichseienden absoluten Außenwelt, ist ... so sehr gesteigert, daß es schließlich überhaupt nichts anderes mehr gibt als Geist, und zwar Geist in Gestalt eben des individuellen einzelmenschlichen Bewußtseins" (Adorno 1974, S.42) - nahm Hume zunächst wie Locke und Berkeley an, alle Erkenntnis beginne mit der Erfahrung. Berkeley gab jedoch mit seiner Frage nach dem Sein zuletzt die Außenwelt auf; Hume bemühte sich mit der Frage, was Erkennen sei, um die Möglichkeiten und Grenzen subjektiver Erfahrung, und er kam in der Folge zu einer skeptischen Position, die "die zweifellose Gewißheit aller auf Erfahrung beruhenden menschlichen Erkenntnis" (Külpe 1898, S.32) bestritt.

darin besteht, die "formalen Bedingungen eines vollständigen Systems der reinen Vernunft" (a.a.O., S.726) zu bestimmen; d.h. es geht Kant hier um Grundzüge von "einer Disziplin, einem Kanon, einer Architektonik, endlich einer Geschichte" (a.a.O., S.727) der neuen Wissenschaft.

Die *transzendente Ästhetik* als Untersuchung des Vermögens der Sinneserkenntnis geht wie bereits erwähnt zunächst davon aus, daß nur die Sinne unmittelbare Vorstellungen einzelner Gegenstände bereitstellen können. Diese Vorstellungen sind jedoch, obwohl scheinbar Einzelvorstellungen, immer schon zusammengesetzt aus Empirischem - dem, was "ohne unser Zutun uns gegeben ist" bzw. Empfindungen - und aus Apriorischem, dem was hinzugezogen wird, um überhaupt zu einer Einzelvorstellung zu kommen. Der Stoff dieser notwendig zusammengesetzten Einzelvorstellung "ist also a posteriori, dagegen ihre Form ist a priori gegeben ... Beide zusammen aber sind erst die Anschauung, oder aber: eine Einzelvorstellung ist geformter Stoff" (Erdmann 1971, S.11). Die Eigentümlichkeiten der Formung bzw. Ordnung werden sichtbar, wenn von allem Empirischem eines wahrgenommenen Gegenstandes abgesehen wird:

Lasset von eurem Erfahrungsbegriffe eines Körpers alles, was daran empirisch ist, nach und nach weg: die Farbe, die Härte oder Weiche, die Schwere, selbst die Undurchdringlichkeit, so bleibt doch der Raum übrig, den er (welcher nun ganz verschwunden ist) einnahm, und den könnt ihr nicht weglassen. (Kant 1787, S.54)

Dem äußeren Sinn, der nach außen gerichteten Wahrnehmung, steht ein innerer Sinn gegenüber. Und auch für alle nach innen gerichteten Beobachtungen und Wahrnehmungen gibt es nach Kant ein Gemeinsames: Sie verlaufen in der Zeit, die damit zum einen die a priori gegebene "Form unserer inneren Anschauung" (a.a.O., S.101) ist, zum anderen aber auch, da alles Äußere nur auf dem Weg über (innere) Vorstellungen zugänglich ist, die Form von Anschauung schlechthin, so daß "alle Erscheinungen zeitlich, die des äußeren Sinnes auch räumlich sind" (Erdmann 1971, S.12). Die Sinnlichkeit vereinigt also das empirisch Gegebene, die Empfindungen, "nach zwei Vereinigungs-Normen oder -Formen" zu Anschauungen: dem "Raum, vermöge dessen die Vereinigung zu einem Außer- und Nebeneinander, und ... [der] Zeit, durch welche sie zu einem Zugleichsein oder Nacheinander wird" (a.a.O., S.11). Infolge dieser apriorischen Anschauungsformen der Sinnlichkeit (d.h. eines Vermögens, das nicht den Dingen, sondern dem menschlichen Erkennen zugehört!), werden die synthetischen Urteile a priori einer reinen Mathematik - die Raumkonfigurationen der Geometrie und die Zeitkonfigurationen der Arithmetik - erst möglich; sie sind "a priori oder rein; und wir können mit absoluter Gewißheit sagen, daß nie eine Erscheinung vorkommen kann, welche den mathematischen Sätzen widerspricht ..., weil Zeit und Raum in uns liegen" (a.a.O., S.13). Insoweit haben beide - so Kant - zum einen "empirische Realität", d.h. sie sind für keinen Menschen hintergebar und objektiv gültig im Falle des Raumes für alle äusseren, im Falle der Zeit für alle inneren und äußeren Erscheinungen. Zum anderen "bestreiten wir der Zeit [und dem Raum] allen Anspruch auf absolute Realität" (Kant 1787, S.99) - sie haben "transzendente Idealität ..., nach welcher sie, wenn man von den subjektiven Bedingungen ... abstrahiert ... den Gegenständen an sich selbst ... weder subsistierend noch inhärierend beigezählt werden [können]" (a.a.O., S.100). Raum- und Zeitvorstellung sind für Kant also nichts, was in den Gegenständen, sondern etwas, was im menschlichen Erkenntnisvermögen liegt: Wir sind es, die beide an die "Dinge" herantragen; die Schranke, daß ein innerer oder äußerer Gegenstand "immer nur in der Form 'erscheint', wie sie mir meine Sinne zuleiten, kann ich niemals überspringen. Von dem, was hinter der Erscheinung steht, vom Ding an sich ... kann ich nichts wissen." (Störig 1950b, S.64) So führt Kant z.B. für die Zeit aus, es könne zwar gesagt werden,

meine Vorstellungen folgen einander; aber das heißt nur, wir sind uns ihrer, als in einer Zeitfolge, d.i. nach der Form eines inneren Sinnes, bewußt. Die Zeit ist darum nicht etwas an sich selbst, auch keine den Dingen objektiv anhängende Bestimmung (1787, S.101).

Die Begründung einer reinen Naturwissenschaft folgt dann in der *transzendentalen Analytik* als dem Teil der *transzendentalen Logik*, der sich mit der Kritik bzw. Untersuchung des Vermögens der Verstandestätigkeit befaßt. Wie in der *Ästhetik*, unterscheidet Kant auch in der *Analytik* zwischen Stoff und Formprinzipien: Stoff der Verstandestätigkeit sind die Anschauungen, die die Sinnlichkeit gebildet hat. Und wie "die Sinnlichkeit den ihr gegebenen Stoff durch ihr an gewisse Normen gebundenes Vereinigen formte, wodurch Erscheinungen entstanden, so werden diese von dem Verstande vereinigt, verknüpft" (Erdmann 1971, S.13). Zum Verstehen dieser Vereinigung verbindet Kant wiederum ein empiristisches mit einem rationalistischen Argument: "Es ist nichts im Verstande - hatte Locke gesagt -, was nicht vorher in den Sinnen war. Richtig - hatte Leibniz hinzugefügt -, ausgenommen den Verstand selbst!" (Störig 1950b, S.66) Ein unnützer Streit, resümiert Kant, denn Anschauungen ohne Begriffe sind blind, Begriffe ohne Anschauungen leer. Doch wie ist diese Verknüpfung von Anschauungen und Begriffen beschaffen? Auch hier interessiert sich Kant nicht wie formale Logiken nur dafür, nachzuweisen, daß richtige Schlüsse möglich sind, sondern er möchte wissen, *wie* der Verstand zu Begriffen kommt bzw. sie so bildet, daß sie "sich auf einen bestimmten Gegenstand beziehen und mit ihm übereinstimmen (denn das ist der Sinn von 'Erkennen')" (a.a.O., S.67).

Der Verstand kommt zu den Begriffen, die er immer schon benötigt und anwendet zur Orientierung in der Vielfalt des Sinnlichen, so Kants Antwort, indem er urteilt, d.h. jede Begriffsbildung beinhaltet ein Verknüpfen von Inhalten oder Merkmalen. Für die Suche nach dem Apriorischen in dieser Verknüpfung bemüht sich Kant wiederum, reine Verstandesbegriffe durch Ablösen des Empirischen zu isolieren. Sein Ziel ist nun "die noch wenig versuchte Zergliederung des Verstandesvermögens selbst, um die Möglichkeit der Begriffe a priori dadurch zu erforschen, daß wir sie im Verstande allein, als ihrem Geburtsort, aufsuchen und dessen reinen Gebrauch überhaupt analysieren" (Kant 1787, S.134).

Er kommt, weitgehend "der gewohnten Technik der Logiker" (a.a.O., S. 141) folgend, zu einer Tafel möglicher Urteile, die er in "reine Verstandesbegriffe" überführt und in einer "Tafel der Kategorien" zusammenfaßt, die er als systematische der älteren, nur "rhapsodistischen" des Aristoteles entgegensetzt.¹⁸⁸

Interessant im vorliegenden Zusammenhang ist der Gang der Kantischen Argumentation, da er zunächst - wie in der *transzendentalen Ästhetik* unter Absehung von allem Empirischen zu den apriorischen Formen Raum und Zeit - mittels des gleichen methodischen Schritts zu den zwölf Kategorien a priori gekommen zu sein behauptet. Gleichwohl scheint nun die bloße Behauptung unzureichend. Wohl auch aus diesem Grund versucht Kant im Rahmen der *Deduktion der reinen Verstandesbegriffe* - von der er selbst sagt, er "kenne keine Untersuchungen, die zur Ergründung des Vermögens, welches wir Verstand nennen, und

188 Die Tafel enthält vier "Klassen von Verstandesbegriffen" (Urteile über Quantität, Qualität, Relation und Modalität), jede Klasse drei Kategorien. Sie wird von Kant mehr gesetzt, als daß er sie begründet oder ableitet, und er übergeht auch "Definitionen dieser Kategorien ... geflissentlich ... In einem System der reinen Vernunft würde man sie mit Recht von mir fordern können: aber hier würden sie nur den Hauptpunkt der Untersuchung aus den Augen bringen, indem sie Zweifel und Angriffe erregten" (1787, S.152). Da Kant zudem auf "Beispiele und Erläuterungen" verzichtet, um sein Werk nicht "noch mehr anzuschwellen, zumal diese Arbeit keineswegs dem populären Gebrauche angemessen werden könnte" (1781, S.872), verweise ich interessierte Leser(innen) auf den kurzen und mit Beispielen versehenen Überblick über die "Tafel der Urteilsformen" und ihre Überführung in die "Tafel der Kategorien" in Störig 1950b, S.67ff.

zugleich zu Bestimmung der Regeln und Grenzen seines Gebrauchs, wichtiger wären ...; auch haben sie mir die meiste, aber, wie ich hoffe, nicht unvergoltene Mühe gekostet" (1781, S.870) - den Nachweis der objektiven Gültigkeit der apriorischen Begriffe und eine Bestimmung des Verhältnisses zwischen reiner Vernunft und den konkreten, empirischen Subjekten.

Bezüglich der objektiven Gültigkeit von Begriffen a priori unternimmt Kant entgegen Locke einerseits - der "reine Begriffe des Verstandes" aus der Erfahrung ableiten wollte, aber sich "inkonsequent" z.B. mit dem Kausalitätsgesetz "weit über alle Erfahrungsgrenze" (Kant 1787, S.170) hinausbegab und in der Folge "der Schwärmerei Tür und Tor" (a.a.O., S.171) öffnete - und Hume andererseits - der zwar erkannte, daß die Erfahrung zum Beweis dieser Begriffe nicht taugte, aber irrtümlich "konsequent" dann z.B. das Kausalitätsgesetz zurückwies als bloße Gewohnheit, nämlich "einer durch öftere Assoziation in der Erfahrung entsprungenen subjektiven Notwendigkeit [folgend], welche zuletzt fälschlich für objektiv gehalten wird" (a.a.O., S.170) und sich damit "gänzlich dem Scepticism [ergab]" (a.a.O., S.171) - den Versuch, "ob man nicht die menschliche Vernunft zwischen diesen beiden Klippen glücklich durchbringen, ihr bestimmte Grenzen anweisen, und dennoch das ganze Feld ihrer zweckmäßigen Tätigkeiten für sie geöffnet erhalten könne" (a.a.O.). Bezogen z.B. auf das Kausalitätsgesetz werde diese Suche schon deshalb nahegelegt, da mit Recht zu behaupten sei, daß "niemals eine Erfahrung vorkommen [kann], die mit dem Kausalitätsgesetz stritte" (Erdmann 1971, S.14); gleichzeitig ist die Unmöglichkeit von dessen induktivem Nachweis nur durch die Erfahrung seit Hume offensichtlich.

Die Art und Weise, wie Kant die Vernunft vor Schwärmerei und Skeptizismus zu retten versucht, erinnert an die Cartesianische Trennung von Leib und Seele, und sie ist für die Wissenschaften, was deren Anspruch auf Autorität angeht, folgenreicher.¹⁸⁹ Die zweite Auflage der "Kritik" hatte er mit Francis Bacons *de nobis ipsis silemus* eröffnet, und um als wissenschaftlich autoritatives Subjekt sprechen zu können, während er als konkretes Subjekt Immanuel Kant schweigt, unterscheidet er zwischen einem "empirischen Ich", das zu "Wahrnehmungsurteilen" mit bloß subjektiver Gültigkeit kommt ("*bei mir* folgt auf Sonnenschein Traurigkeit", a.a.O.) und einem "reinen" oder "transzendentalen Ich", das allgemeingültige "Erfahrungsurteile" fällt:

Diese Veränderung, durch die nicht mehr wie früher das 'Ich empfinde', sondern das es stets begleitende und es erst möglich machende 'Ich denke' die Verknüpfung bildet, fällt notwendig mit einer zweiten zusammen, daß es nicht mehr die Form des Zusammenfindens (der Sinnlichkeit), die Zeitfolge ist, sondern die Form der spontanen Tätigkeit, des Denkens, die Kategorie, welche die Glieder des Urteils verknüpft. Wenn ich nicht mehr sage ...: für *mich*, sondern: für alle oder überhaupt folgt ..., so habe ich ein nicht mehr für mich (subjektiv), sondern vielmehr für alle, d.h. objektiv geltendes (oder ein Erfahrungs-) Urteil, das eben darum nicht *einer*, sondern das *man* fällt (a.a.O., S.15).

189 Eine explizite Auseinandersetzung mit Descartes findet sich in der transzendentalen Analytik im Rahmen der "Widerlegung des Idealismus", die Kant erst in die zweite Auflage aufgenommen hatte, um sich insbesondere gegen Vermutungen abzugrenzen, sein transzendentaler ähnele Berkeleys - so Kant - "dogmatischem Idealismus", "der den Raum ... für ... an sich selbst unmöglich ... und darum auch die Dinge im Raum für bloße Einbildungen erklärt [hatte]" (1787, S.303). Descartes' "problematischer Idealismus" hingegen, der "das Unvermögen, ein Dasein außer dem unsrigen durch unmittelbare Erfahrung zu beweisen, vorgibt, ist vernünftig und einer gründlichen philosophischen Denkungsart gemäß; nämlich, bevor ein hinreichender Beweis gefunden worden, kein entscheidendes Urteil zu erlauben" (a.a.O., S.304). Diesen "Beweis" - daß das "bloße empirisch bestimmte Bewußtsein meines eigenen Daseins" den Schluß auf "das Dasein der Gegenstände außer mir" (a.a.O.) erlaube - liefert Kant, indem er ohne Vermittlung von Innen und Außen durch einen Gottesbeweis (eine Anmaßung der Vernunft, die Kant im weiteren zurückweist) zu zeigen versucht, "daß selbst unsere innere, dem Cartesius unbezweifelte, Erfahrung nur unter Voraussetzung äußerer Erfahrung möglich sei" (a.a.O.).

Dieses "man" vorausgesetzt folgt dann eine Reflexion auf das Verhältnis von Objekt und Subjekt (und auf das Subjekt, das sich selbst zum Objekt nehmen kann), auf Erfahrung und Erkenntnis, Anschauung und Denken. Die Frage, wie "man" mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit die Verknüpfung aus Kategorien, d.h. der reinen Form, und ihrem Stoff, d.h. dem Empirischen und Sinnlichen, leistet bzw. welche der Kategorien wie auf das vorgefundene Material angewendet werden, löst Kant durch die apriorische "Urteilkraft" als Vermögen, "unter Regeln zu subsumieren, d.i. zu unterscheiden, ob etwas unter einer gegebenen Regel ... stehe, oder nicht (1787, S.209). Mit ihrer Hilfe versucht er, wie in der *transzendentalen Ästhetik* eine reine Mathematik, nun eine reine Naturwissenschaft zu begründen: Denn mit

derselben Gewißheit und aus demselben Grunde, aus welchem man sagen konnte, daß nie eine Anschauung (d.h. verzeitlichte Empfindungen) vorkommen kann, die nicht zeitlich wäre, man sagen darf, daß nie eine Erfahrung (d.h. durch Kategorien verbundene Erscheinungen) vorkommen kann, die nicht den Kategorien unterläge ... Was uns berechtigt, die Kategorien auf alle Erfahrungsobjekte ... anzuwenden, ... ist dies, daß nur durch ihre Anwendung die Erfahrungsobjekte entstehen. (Erdmann 1971, S.15)

Die Ordnung dieser Erfahrungsobjekte oder Erscheinungen aber

nennen wir Natur, ihre Gesetze Naturgesetze. Die gesetzmäßige Ordnung der Natur rührt aber daher, daß unser Verstand die Erscheinungen nach den in ihm liegenden Normen verknüpft. Der Mensch ist der Gesetzgeber der Natur. Da es unser eigenes Denken ist, welches die Natur (zwar nicht 'schafft', aber) 'macht', kann man sagen, nicht unsere Erkenntnis richtet sich nach den Gegenständen, sondern die Gegenstände richten sich nach der Erkenntnis! (Störig 1950b, S.70)

Natur ist also für Kant

nur das System der Erfahrungen, wie die Sinnenwelt Summe der Anschauungen und Wahrnehmungen [ist]. Der Verstand kann ... die Natur a priori erkennen oder ihre Gesetz aus sich schöpfen, weil nur durch die in ihm liegenden und von ihm in sie hineingelegten Gesetze die Natur als solche ist (Erdmann 1971, S.16).

Bezogen auf das Beispiel der Kausalität bedeutet das, daß diese für Kant - entgegen Locke, der Kausalität als Kraft zwischen den "wirklichen" Dingen faßte und Hume, für den diese bloße Gewohnheit aufgrund einer Aufeinanderfolge in der Wahrnehmung bedeutete - deshalb nicht aus Wahrnehmung abgeleitet werden kann, weil sie a priori im Verstand angelegt ist:

Da alle Erfahrung so zustande kommt, daß der Verstand in den von der Sinnlichkeit gelieferten Rohstoff unsere Denkformen (unter ihnen Kausalität) einprägt, so ist ganz klar, daß wir in aller Erfahrung diese Formen auch wieder antreffen müssen! Für die Dinge an sich gelten die Kategorien freilich genausowenig wie die apriorischen Formen der Sinnlichkeit, Raum und Zeit. Für die Dinge, wie sie uns erscheinen, gelten die Kategorien jedoch allgemein und notwendig. (Störig 1950b, S.69f)

In dem gleichen Atemzug, mit dem Kant die Menschen als Natur-Schaffende inthronisiert, konfrontiert er sie mit einer scharfen und unhintergehbaren Grenze hinsichtlich des Bestrebens, Aussagen darüber zu treffen, was die Dinge jenseits ihrer Erkenntnis durch ein immer schon menschliches Vermögen sind. Die menschliche Erkenntnis ist beschränkt auf die Dinge, "wie sie uns erscheinen", die *Phaenomena*; was die Dinge - *an sich*, nicht *für uns*

- sind, die *Noumena*, bleibt unerreichbar: der "Begriff des Noumenon ist also bloß ein Grenzbegriff, um die Anmaßung der Sinnlichkeit einzuschränken, und also nur von negativem Gebrauche" (Kant 1787, S.341). Was die Gegenstände außer der "Beziehung auf mögliche Erfahrung ... mithin als Gegenstände des reinen Verstandes sein mögen ... dieses wird uns immer unbekannt bleiben ... Verstand und Sinnlichkeit können bei uns nur in Verbindung Gegenstände bestimmen" (a.a.O., S.344). Diese Grenze gilt, so Kant, nicht nur für die Gegenstände um uns, sondern auch "unser eigenes Subjekt [ist uns] nur als Erscheinung [zugänglich], nicht aber nach dem, was es an sich selbst ist" (a.a.O., S.196).

Es ist zu ahnen, daß Kant die Rechtsansprüche der Metaphysik auf gültiges Wissen, denen er sich in der *transzendentalen Dialektik* zuwendet, eingrenzen wird. Denn entlang der vorausgegangenen Argumentation muß davon ausgegangen werden, daß der "Bereich der Wissenschaft, als geordneter Erkenntnis von Notwendigkeit und Allgemeinheit, ... genauso weit [reicht] wie der Bereich möglicher Erfahrung. Wir sind auf die Welt der Erscheinungen beschränkt." (Störig 1950b, S.71) Aber - so hatte Kant die Vorrede zur ersten Auflage der "Kritik" begonnen:

Die menschliche Vernunft hat das besondere Schicksal ... daß sie durch Fragen belästigt wird, die sie nicht abweisen kann; denn sie sind ihr durch die Natur der Vernunft selbst aufgegeben, die sie aber auch nicht beantworten kann, denn sie übersteigen alles Vermögen der menschlichen Vernunft (1771, S.864).

Welchen (wissenschaftlichen) Rang haben diese Fragen, welche Antworten sind (wissenschaftlich) gültig? Bis hierher hatte Kant ausgeführt, daß empirische Begriffe entstehen, indem zunächst aus unmittelbaren Empfindungen und apriorischen Formen Anschauungen gebildet werden, die der Verstand nach den Gesichtspunkten der zwölf Kategorien a priori verknüpft, d.h. die Sinnlichkeit als "Vermögen der Anschauung" wird geleitet durch das Verstandesvermögen, das Begriffe bildet und sie zu Urteilen verknüpft. Doch was leitet den Verstand? Es ist die Vernunft als "Vermögen der Ideen", die die Urteile zu Schlüssen verbindet und neue Sätze ableitet; der Mensch will über die empirischen Erscheinungen in Raum und Zeit hinaus zu Seele, Welt und Gott.

Diese "leitenden Vernunftbegriffe", "Ideen" bzw. "regulativen Prinzipien" entwickelt Kant im Rückgriff auf die Tafel der Urteilsformen, der zufolge drei Arten der Verknüpfung von Sätzen bzw. Verhältnissen möglich sind: nämlich erstens "ein Unbedingtes der kategorischen Synthesis in einem Subjekt" (1787, S.402), und dieser entspricht auf der Ebene der Vernunft die "Idee einer unbedingten, allen unseren Vorstellungen zugrunde liegenden Einheit des denkenden Subjekts" (Störig 1950b, S.72), d.h. die *psychologische Idee* oder "Idee der Seele"; zweitens das der "hypothetischen Synthesis der Glieder einer Reihe" (Kant 1787, S.402), d.h. das Streben nach einer Einheit der Elemente, mit dem die *kosmologische Idee* bzw. die "Idee der Welt" verbunden ist und drittens das "einer disjunktiven Synthesis der Teile in einem System" (a.a.O.), aus der die Idee einer Einheit von allem und von einem höchsten Wesen, die *theologische Idee*, die "Idee von Gott" folgt. Alle transzendentalen Ideen sind einer dieser drei Klassen - Psychologie, Kosmologie oder Theologie - zugehörig, und mit ihnen einher gehen unzulässige Schlüsse "von etwas, das wir kennen, auf etwas anderes ..., wovon wir doch keinen Begriff haben, und dem wir gleichwohl, durch einen unvermeidlichen Schein, objektive Realität geben" (a.a.O., S.417). Diese "Vernunftteleien" sind

Sophistifikationen, nicht der Menschen, sondern der reinen Vernunft selbst, von denen selbst der Weiseste unter allen Menschen sich nicht losmachen, und vielleicht zwar nach vieler Bemühung

den Irrtum verhüten, den Schein aber, der ihn unaufhörlich zwackt und äfft, niemals völlig loswerden kann (a.a.O., S.418).

In der Folge zieht Kant seine Liebe, die Metaphysik, "vor das Forum einer überaus eingehenden und schonungslosen Kritik" (Külpe 1898, S.22). Denn er bestreitet "der Vernunft das Recht ..., aus sich heraus Urteile zu fällen über Gegenstände, die über die Grenzen der Möglichkeit von Erfahrung hinausgehen" (Adorno 1974, S.41): Urteile über eine unsterbliche Seelensubstanz sind ebenso Fehlschlüsse ("Paralogismen") wie Annahmen über die räumliche und zeitliche Beschaffenheit der Welt ("Antinomien") und in gleicher Weise zurückzuweisen wie Versuche, das Dasein Gottes zu beweisen, d.h. "von Dingen, die ich nach ihrem bloßen transzendentalen Begriff nicht kenne, auf ein Wesen aller Wesen [zu schließen], welches ich ... noch weniger kenne, und von dessen unbedingter Notwendigkeit ich mir keinen Begriff machen kann" (Kant 1787, S.419). Im Zuge seiner Argumentation verschwindet

ein über die Grenzen möglicher Erfahrung hinaus versuchtes und doch zum höchsten Interesse der Menschheit gehöriges Erkenntnis ... in getäuschte Erwartung; wobei gleichwohl die Strenge der Kritik dadurch, daß sie zugleich die Unmöglichkeit beweiset ... der Vernunft bei diesem ihrem Interesse den ihr nicht unwichtigen Dienst tut, sie eben sowohl ... in Sicherheit zu stellen (a.a.O., S.440).

Denn die Ideen sind - so Kant - regulierend wirksam: Entgegen der rationalistischen Metaphysik, die ihnen Realität zugeschrieben hatte und deren Hauptsätze "aus lauter solchen Illusionen bestehen" (Erdmann 1971, S.19), beinhalten sie nur die Aufforderung bzw. Maxime, alle psychischen Erscheinungen so zu verknüpfen, *als ob* ihnen eine Einheit Seele zugrunde läge, alle bedingten Erscheinungen so zu verknüpfen, *als ob* es eine Welt gäbe, und schließlich "sollst [du] so denken, *als ob* es zu allem, was existiert, eine erste notwendige Ursache, den göttlichen Schöpfer gäbe" (Störig 1950b, S.73). Die Ideen sind, so Kant, zwar denkmöglich und teilweise zwangsläufig, aber sie befinden sich als metaphysische Ideen jenseits der Grenze der Belegbarkeit - "ein Erkennen des Übersinnlichen gibt es nicht, ... wohl aber gibt es ein Wollen desselben oder ein Streben über das Sinnliche hinaus" (Erdmann 1971, S.20). In diesem Sinne wirken sie als regulative Prinzipien "anregend auf die Bearbeitung der Erfahrungsthaten. Ohne selbständigen Gehalt und Werth, geben sie der Forschung eine Richtung, werden sie zu fruchtbaren Maximen für Gliederung und Zusammenfassung des Wissens" (Külpe 1898, S.34), indem sie auf das verweisen, "was zu tun sei, wenn der Wille frei, wenn ein Gott und eine künftige Welt ist" (Kant 1787, S.811). Die Rückweisung für die theoretische Vernunft hindert Kant also nicht bzw. erlaubt ihm und erfordert in gewisser Weise sogar, der Metaphysik eine neue Aufgabe zuzuweisen insbesondere als *Metaphysik der Sitten*: Es ist das Reich des Handelns und, an prominenter Stelle, der sittlichen Aufgaben, denen Kant sich u.a. in seiner "Kritik der praktischen Vernunft" (1788) zuwendet.

"Ich mußte also das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen" (Kant 1787, S.38). In der Versöhnung von Glauben und Wissen - indem jedes von beiden seinen von dem anderen unterschiedenen Platz erhält - wird auch der alte Streit der Schulen hinfällig und die Vernunft erhält den Trost, der ihr "wieder Mut gibt" (a.a.O., S.759). Gegen die einen wendet Kant ein, er sei

nicht der Meinung, ... man werde dereinst noch evidente Demonstrationen der zwei Kardinalsätze unserer reinen Vernunft: es ist ein Gott, es ist ein künftiges Leben, erfinden. Vielmehr bin ich gewiß, daß dieses niemals geschehen werde ... Aber es ist auch apodiktisch

gewiß, daß niemals irgendein Mensch auftreten werde, der das Gegenteil mit dem mindestens Scheine ... behaupten könne ... Auf solche Weise gibt es eigentlich gar keine Antithetik der reinen Vernunft. Denn der einzige Kampfplatz für sie würde auf dem Felde der reinen Theologie und Psychologie zu suchen sein; dieser Boden aber trägt keinen Kämpfer in seiner ganzen Rüstung, und mit Waffen, die zu fürchten wären. Er kann nur mit Spott oder Großsprecherei auftreten, welches als ein Kinderspiel belacht werden kann (a.a.O., S.758f).

2 Einige Referenzpunkte moderner wissenschaftlicher Autorität

Für die weitere Darstellung verzichte ich, teilweise aus pragmatischen, teilweise aus inhaltlichen Gründen, auf die bisher verfolgte Chronologie. Bereits die Auseinandersetzung mit Kant forderte mich als Nichtphilosophin und Nichtlogikerin bis an die Grenzen meiner Verständnismöglichkeiten (und ohne die Lesehilfen der von mir hinzugezogenen Sekundärliteratur hätte ich vermutlich kapituliert, wozu ich mehr als einmal große Lust hatte). Den ihm folgenden Philosoph(inn)en (ich bin mir nicht sicher, ob Marx eine solche Subsumtion verziehen hätte) und insbesondere dem Streit der großen Systeme, der - entgegen Kants Annahme und Anspruch, "die Abstellung aller Irrungen angetroffen zu haben, die bisher die Vernunft ... mit sich selbst entzweit hatten" (1781, S.867) bzw. daß keine "einzige metaphysische Aufgabe sein müsse, die hier [er meint die "Kritik"] nicht aufgelöst, oder zu deren Auflösung nicht wenigstens der Schlüssel dargereicht worden" (a.a.O., S.868) - kurz nach seinem Tode ausgebrochen ist, auch nur eine annähernd angemessene Berücksichtigung zu schenken, hätte den Rahmen dieser Arbeit gesprengt. Erleichternd für die Entscheidung, mich mit den Systemen des Idealismus und des Materialismus nicht weiter zu befassen war, daß beide - bezogen auf die folgende Entfaltung der akademischen Disziplinen und für den Bereich der nicht-sozialistischen Staaten - nur mittelbar bedeutsam wurden: Bereits die "Wissenschaftslehre" Fichtes war, ebenso wie die nach ihm folgenden Konzeptionen vieler anderer idealistischer Philosophen¹⁹⁰, in dem von Kant verworfenen Sinne wieder Metaphysik, was in einer naturwissenschaftlich gewordenen Welt wesentlich zur Diskreditierung der Philosophie beitrug. Mit dem Tod Hegels brach der deutsche Idealismus - zumindest was seine Bedeutung für die Ausformung der Wissenschaften angeht - zunächst zusammen und die Philosophie verlor angesichts der Expansion der Naturwissenschaften im Zuge der "industriellen Revolution" sukzessive ihre Position als Leitdisziplin.

In Chemie, Biologie, Medizin und Physik folgte eine Entdeckung bzw. Weiterentwicklung auf die nächste: die Dampfmaschine, die Photographie, die Konstruktion der Schnellpresse, die Methode der Keimabtötung, das Herstellen von Lachgas, dann Äther und Chloroform für Operationen, das Schaffen einheitlicher Maße und Gewichte, Systematiken der Pflanzen- und Tierwelt, physikalische Studien zu Strom und Elektrizität, das Atommodell Rutherfords, die Erklärung der Blutvergiftung und die Entdeckung des Tuberkelbazillus, Röntgen und seine X-Strahlen, die Anfänge der Chemotherapie etc. - mit dem 19. Jahrhundert beginnt die

190 Neben Johann Gottlieb Fichte (1762-1814), der das Primat der praktischen Vernunft behauptete und von Kant als "Schuljunge" abgekanzelt wurde, und Wilhelm Joseph Schelling (1775-1854), der sich dem rationalistischen Übergewicht Kants widersetzte, ist hier vor allem Wilhelm Friedrich Hegel (1770-1831) zu nennen. Entgegen der Philosophie Kants, die "ja gerade ihren Lebensnerv darin hat, daß sie eine ... Identität zwischen dem, was ist, und unserem Bewußtsein bestreitet" (Adorno 1973, S.115), behauptete Hegel eine "Identität von Seiendem und Geist" und versuchte auf diese Weise u.a. den ontologischen Gottesbeweis zu retten, wobei in seinem Begriff des "absoluten Geistes als der Totalität oder des Systems ... der Begriff Gottes selbst sich verändert hat" (a.a.O.). Ebenfalls dem deutschen Idealismus zugerechnet wird Artur Schopenhauer (1788-1860), obwohl "der gesamte Tenor des Schopenhauerschen Denkens gegen die idealistische Philosophie der Kantnachfolge gerichtet [ist]" (Adorno 1974, S.42) und er insbesondere Hegel heftig bekämpfte.

"Sternstunde der Naturwissenschaften", die Nachfolgende wie Winzer nach einer langen Aufzählung von Forscher(inne)n schwärmen läßt, daß

man [sie] ehren [wird], solange es eine Forschung gibt. Ihre Arbeit und ihre Ideen brachten der Menschheit eine neue Kategorie des Denkens und Erlebens, befreiten die Männer und Frauen, die selbst noch nie ein Reagenzglas oder ein Mikroskop gesehen hatten, aus einem noch weithin mittelalterlichen Lebensstil und befähigten sie, ihren Lebensraum und ihre Lebensweise aus einem neuen dynamischen Geist heraus mit neuartigen Kräften zu meistern und zu verwandeln (o.J., S.627).

Mit dem Erfolg und dem Enthusiasmus der Naturwissenschaften gewann das Interesse an "Fakten" auch in den entstehenden Sozialwissenschaften eine hervorragende Bedeutung z.B. in den Arbeiten des Soziologen Auguste Comte (1798-1857) und in dessen Programmatik, vom tatsächlich Gegebenen, "Positiven" auszugehen.¹⁹¹ In ähnlicher Weise entwarf auch Emile Durkheim (1855-1917) einen Prototyp einer objektivistischen Sozialwissenschaft, indem er die Vorrangigkeit "sozialer Tatbestände" vor Personen behauptete und forderte, "Gegenstand der soziologischen Betrachtung sollen nicht unsere Vorstellungen von und unsere Ideen über das soziale Leben sein, sondern die soziale Wirklichkeit selbst" (Popp-Baier 1991, S.138), d.h. soziale Phänomene seien wie Dinge zu betrachten (sollte es jenseits der von Kant behaupteten Unmöglichkeit, sie zu be- oder widerlegen, eine unsterbliche Seele geben, dürfte die Kantische über diese Entwicklung recht schockiert gewesen sein). Auch haben nach Durkheims Methodenverständnis wertende Aussagen in den Wissenschaften keinen Platz; Empirie diene nicht zur Illustration, sondern als Beleg von Theorie (vgl. auch Braun 1989). Ebenso wie die französischen waren die Vertreter(innen) des englischen "naiven Positivismus" - vor allem John Stuart Mill (1806-1873) und Herbert Spencer (1820-1903) - von dem Ziel okkupiert, Wahrheiten "zu entdecken". Spencer übertrug den Gedanken der Evolution aus den Naturwissenschaften auf die Entwicklung der Gesellschaften: "Der Fortschritt läuft mit gleichsam naturgegebener Notwendigkeit ab. Die Einzelnen arbeiten, ohne es zu wissen, an der Entwicklung der Gesellschaft als einem organischen Ganzen mit" (a.a.O., S.443). Mill versuchte, den englischen Empirismus durch Rückgriff auf französische Positionen zu modernisieren und war insbesondere für eine Entfaltung utilitaristischer Positionen bedeutsam. In der Folge verbreitete sich die

Meinung, daß man am besten aus eigener Kraft, ohne König, Kirche oder Vorsehung, über sein persönliches Wohl entscheiden könne, und daß zudem eine 'unsichtbare' Hand, wie Smith sagte, mit Sicherheit die egoistischen Neigungen des einzelnen in die natürliche Harmonie des allgemeinen Wohls aufgehen lasse (Winzer o.J., S.626).

Dennoch wurden mit den Erfolgen auch Mißerfolge erkennbar, einem sicheren Resultat folgte häufig auch dessen bis auf weiteres ebenfalls sichere Widerlegung. Auch aus diesem Grund wurde mit Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts "das Bestreben nach einer

191 Im Anschluß an Saint-Simons (1760-1825) Vorstellung einer zukünftigen, "geplanten und wissenschaftlich gesteuerten Gesellschaft" und an das von Concordet formulierte "Drei-Stadien-Gesetz" entwickelte Comte eine Drei-Stufen-Theorie, in der auch die in der Folgezeit nicht eingelöste Hoffnung erkennbar wird, die Soziologie möge die Philosophie als Leitdisziplin ablösen: Einer theologischen, durch "Glaube an göttliche Wesenheiten" geprägten Phase, in der Priester und Krieger bestimmend waren, folgte hiernach eine metaphysische unter Anleitung von Philosophen und Rechtsgelehrten, die schließlich mit Entfaltung der industriellen Gesellschaften in ein "positives Stadium" gemündet sei. Als Steuerungsinstrument dieses Stadiums und als "Abschluß der Entwicklung der Wissenschaften" (Braun 1989, S.443) fungiere die Soziologie. Mit ihrer Hilfe wird in diesem positiven bzw. wissenschaftlichen Stadium Comte zufolge der Aberglauben überwunden und Wissenschaft nützlich: Leitsatz sei zu "wissen, um vorherzusehen; vorher[zu]sehen, um vorzubeugen" (a.a.O.).

gesicherten Erkenntnistheorie als Grundlage der gesamten Philosophie und als einer zuverlässigen Kritik der aus einzelnen wissenschaftlichen Bestimmungen gezogenen Folgerungen mächtig" (Külpe 1898, S.35). In Auseinandersetzung mit dem naturwissenschaftlichen Positivismus und teilweise im Anschluß an die von Kant in die Philosophie eingeführte Reflexion der Bedeutung des "grundlegenden Entscheidungsanteils des erkennenden Subjekts" bzw. der "Gegenstandsgestaltung durch das erkennende Subjekt" (Stachowiak 1989, S.64) kam es in der akademischen Philosophie zu einer Neuzuwendung zu Kant, in deren Rahmen, so z.B. bei Friedrich Albert Lange als einem "der Häupter des Neukantianismus" (Külpe 1898, S.24), das "a priori ..., das bei Kant noch stark den Charakter einer angeborenen Geistesbeschaffenheit an sich trägt, ... die correktere Bedeutung einer von der Erfahrung unabhängigen Erkenntnis erhalten hat" (a.a.O., S.34). Versuche, die erkenntnistheoretischen Fragen zu bewältigen, wurden aber auch in den Einzelwissenschaften von "hervorragende[n] Naturforscher[n], wie Helmholtz, Fick, Mach, Ostwald u. A." (a.a.O.) unternommen; der folgende "Streit" zwischen psychologischen Auffassungen (für Külpe u.a. mit Locke, Hume, Mill, Heymanns, Lipps verbunden) einerseits und logischen andererseits (z.B. bei Kant, aber auch bei Wundt) war zur Zeit der Schrift Külpes "noch nicht abgeschlossen" (a.a.O., S.36). Seinen - dem eigenen Anspruch nach endgültigen, dem Fortgang der Geschichte folgend vorläufigen - Abschluß durch den Logischen Empirismus, ebenso dessen durch den Kritischen Rationalismus wiederum beanspruchte Ablösung möchte ich an dieser Stelle nur erwähnen.

Im Folgenden werde ich zunächst zu verdeutlichen versuchen, wieso der "Discours" und die "Kritik" als Höhe- und Eckpunkte moderner Wissenschaftsentwicklung verstanden werden können, in deren Verlauf erstens der Erkenntnisprozeß, von Descartes als enges Aufeinanderbezogenensein von Entdeckung und Begründung beschrieben, in der "Kritik" wieder getrennt wird bzw. sich weitgehend auf die Präsentation von Begründungen reduziert, so daß zweitens das wissenschaftliche Subjekt, im "Discours" in das Zentrum des Erkenntnisprozesses gerückt, kurze Zeit später von Kant als konkretes empirisches Subjekt wieder entlassen wird. Anschließend an die Diskussion der Konzeptualisierung des Erkenntnisprozesses, bei der auch einige Konsequenzen angesprochen werden, die sich für die Gestalt (und Gestaltung) der Wissenschaften ergeben in bezug auf ihre methodischen Prozeduren und die von ihnen beanspruchte Dignität, beschäftige ich mich mit der Konturierung der Person des Wissenschaftlers bzw. der Wissenschaftlerin als (und jenseits des) kantischen "Jedermann", um mich dann einigen Merkmalen von Wissenschaft und ihren Verkehrsformen zuzuwenden.

2.1 Descartes und Kant und ihr wissenschaftliches Erbe: Der Erkenntnisprozeß

Der wissenschaftliche Erkenntnisprozeß könnte, folgt man der Explikation im "Discours" und in der "Kritik", so bestimmt werden, daß bestimmte Fragen mit bestimmten Mitteln bearbeitet bestimmte Antworten erbringen sollen, die über ihre konkrete Hervorbringung hinaus Gültigkeit beanspruchen und deren Gültigkeit durch bestimmte Kriterien nachweisbar sein soll. Diese Bestimmung enthält neben anderen zwei wesentliche Implikationen, den Topos der Rationalität und der Regelgeleitetheit wissenschaftlicher Prozeduren und den Topos der Dekontextualität. Beide finden eine erste und folgenreiche Ausformung im "Discours" und in der "Kritik". Während im "Discours" jedoch noch das konkrete Erkenntnissubjekt Descartes und seine Bewegungen in Raum und Zeit in der Ergebnisdarstellung und für ihre Glaubwürdigmachung von Belang sind, steht die "Kritik" für einen moderneren Typus von Wissenschaft, in der das argumentierende Subjekt unkenntlich gemacht werden soll. Dieser benötigt keinen Rekurs auf den Entdeckungszusammenhang, im Gegenteil: gerade auch

durch dessen Ausschluß soll schon in der Komposition der Veröffentlichung Autorität hergestellt und behauptet werden.

Im Folgenden werde ich die in der Eingangsbestimmung des Erkenntnisprozesses als relevant nahegelegten Elemente besprechen, d.h. es wird von Ausgangspunkten und Zielen, von Mitteln bzw. Methoden und von Resultaten des Forschens die Rede sein. Dabei gehe ich zunächst von dem "Discours" und der "Kritik" aus und versuche einige Implikationen zu skizzieren, sowie deren Bezüge zu vorangegangenen und folgenden Wissenschaftsvorstellungen und -praxen.

2.1.1 Ausgangspunkte, Absichten und das Stellen von Fragen

Mit der Frage, die einer Untersuchung vorangestellt und die in einen weiteren Zusammenhang des Forschungsfeldes, der Zeit etc. eingeordnet wird, geht eine erste Konturierung bzw. Konstruktion des Erkenntnisobjekts durch das Erkenntnissubjekt einher. Diese Konstruktion ist, ebenso wie das Fragestellen selbst, nicht voraussetzungslos: Zu den Voraussetzungen gehören - was das konkrete forschende Subjekt angeht - sowohl dessen anthropologische Ausstattung, d.h. das besondere menschliche Erkenntnisvermögen und seine in der Geschichte der Wissenschaften immer wieder problematische und problematisierte Einbettung in ein schwieriges Netz aus Wahrnehmen, Fühlen, Denken und Handeln, als auch das (berufs-) biographische Gewordensein dieses Subjekts mit den ihm verfügbaren Beziehungs- und Ausdrucksformen. Ebenso vorausgesetzt sind historische und lokale Möglichkeiten und Grenzen von Wissenschaft, d.h. die zu einer Zeit und in einer Kultur "vorrätigen" und mit dieser verflochtenen wissenschaftlichen und disziplinären Ressourcen und Traditionen.

Ich hatte bereits im vorangegangenen angesprochen, daß jedes Agieren als Wissenschaftler(in) in einem schon immer von Vorgänger(inne)n und Zeitgenoss(inn)en gestalteten Raum stattfindet, und daß ein Jenseits dieser bereits gestalteten und zu gestaltenden Überlieferung nicht möglich bzw. eine (und sei es abgrenzende) Einordnung in sie unumgänglich ist. Die Einordnung, die von Descartes bzw. Kant vorgenommen wird, ist beide Male die Verfassung ihrer Disziplin, der Philosophie. Für Descartes problematisch ist zum einen der Status der Philosophie als Hilfswissenschaft der Theologie, zum anderen, daß die Lehrmeinungen seiner Zeit in einer Weise auseinanderfallen, daß kaum ein unwidersprochenes, sicheres Wissen bleibt. Bezogen auf den ersten Punkt hat sich die Lage der Philosophie zur Zeit Kants zwar zwischenzeitlich dahingehend verändert, daß die Magd zur (Mit-) Herrin wurde, aber sie bleibt in ausufernde und heftige Schulkontroversen verwickelt. Diese "Zerrissenheit der Vernunft" geht einher mit einem Bedeutungsverlust der infolge von Dogmatismus und Spektizismus, von "endlosen Streitigkeiten" diskreditierten früheren "Königin aller Wissenschaften" (Kant 1781, S.865), der Metaphysik, der sich Kant "schicksalhaft" verbunden fühlte.

Kant und Descartes bemühen sich in der Folge um eine Demontage der alten, philosophischen Welt- und Menschenbilder und Erkenntniswege bzw. um eine neue Kreation nach den Prinzipien der Vernunft. Descartes will, da die in sich zerrissene Philosophie als fester Boden nicht taugt, er aber begierig ist, "das Wahre vom Falschen zu scheiden" und da er zudem in seinem eigenen Handeln "klarsehen" und in seinem Leben "sichergehen" möchte, sich und mit sich die Philosophie "reformieren": Er begibt sich auf die Suche nach den ersten Wahrheiten (eine metaphorische *und* tatsächliche Reise), um von hier aus die Philosophie als Wissenschaft neu zu begründen und ihr und sich selbst einen sicheren Grund zu geben bzw. zu gültigem Wissen zu verhelfen.

Während Descartes seine Frage, ob es ein sicheres Wissen geben könne (wovon er überzeugt ist; insoweit lautet die Frage richtiger: welche Inhalte hat dieses Wissen und auf welchem Weg kann es gewonnen werden), ausgehend von einer Kontextklärung den Lesenden nahezubringen versucht, begibt Kant sich mit dem Beginn der "Kritik" ins Zentrum des Problems bzw. an die Frage nach dem Verhältnis von Erkenntnis und Erfahrung¹⁹²; Kontextklärungen sind nicht Teil der eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit, sondern werden in die "Vorrede" ausgesteuert. Ziel des Kantischen Unternehmens ist es, die Vernunft zwischen den "Klippen" der Schwärmerei und der Skepsis "hindurchzuschiffen". Hierzu versucht die "Kritik" eine Entscheidung darüber zu fällen und an die Hand zu geben, was "reine Vernunft" vermag, indem zwei Argumentationsrichtungen, eine negative und eine positive, eröffnet werden. Die negative (im zweiten Teil der "Kritik") beinhaltet eine Kritik des Rationalismus als derjenigen Philosophie, die beansprucht hatte, aus "reinen Begriffen" heraus die wichtigsten Fragen des Seins zu beantworten. Insbesondere zurückgewiesen wird die Annahme, "über die allerhöchsten Gegenstände, also über Gott, über Freiheit und Unsterblichkeit mit dem Anspruch auf Wahrheit etwas Endgültiges und Abschließendes auszumachen" (Adorno 1973, S.99). Umgekehrt ist Kant mit dem Rationalismus einig in dem Versuch, die Vernunft und ihre Objektivität zu bewahren; "nur tritt diese Objektivität der Vernunft bei ihm nicht mehr gewissermaßen naiv als das Erbe der Theologie ... auf, sondern ... es kommt erstmals zu dem Bedürfnis der Vernunft, sich selbst gegenüber dem andrängenden Material der Erfahrung zu rechtfertigen" (Adorno 1974, S.48). Hieraus folgt als positive Konsequenz die Analyse dessen, was die Vernunft "nun tun [kann], wenn die Möglichkeit, das Absolute zu erkennen, wenn das, was sie eigentlich will und was zu wollen sie auch gar nicht vermeiden kann, ihr versagt ist" (Adorno 1973, S.100). Diese Analyse unternimmt Kant in dem ersten Teil der "Kritik" mit der Untersuchung des Erkenntnisvermögens, von Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft und indem er sich bemüht, "die ihm feststehende Thatsache einer allgemeingiltigen, wissenschaftlichen Erkenntnis in der Mathematik und der mathematischen Naturwissenschaft" (Külpe 1898, S.33) zu explizieren bzw. zu belegen.

Descartes' Intention ist eine Kritik der Tradition - ihrer Inhalte und Prozeduren - im Lichte der Vernunft, und er führt in diesem Sinne die in der Renaissance begonnene Befreiung der Philosophie und der Wissenschaften aus theologischen Bindungen fort. Kant zielt in einem nächsten Schritt auf eine Kritik der Vernunft (als der neuen Tradition) im Lichte von Erfahrungstatsachen; insoweit schließt er an die Cartesianische Traditionskritik an und geht gleichzeitig - sich abgrenzend gegen sie - über sie hinaus. Bereits die Ziele und die in diesem Zusammenhang vorgenommenen (negativen und positiven) Bezugnahmen verweisen auf die wissenschaftlichen, sozialen und historischen Kontexte, in denen der Erkenntnisprozeß der Erkenntnissubjekte Descartes und Kant sich vollzieht; die Kantische Reflexion bedurfte u.a. der Cartesianischen Vorarbeit, Ort und Zeit dieser beiden Werke sind, schon was die Fragestellung angeht, nicht einfach austauschbar. Es sind jedoch nicht nur die Kontexte von Wissenschaft ebenso wie die wissenschaftlichen Kontexte bereits in die Modi der Frage eingebunden, sondern *daß* diese Fragen und *daß* sie auf diese Weise formuliert werden, beinhaltet auch einen Verweis auf die konkreten Erkenntnissubjekte: Hierzu gehört bereits, *daß* diejenigen, die die Fragen stellten, diese zum einen für beantwortbar hielten und zum anderen beanspruchten, *daß* ihnen auch die Kompetenz des Beantwortens zukomme - dies schon deshalb, weil eine Veröffentlichung für Wert befunden wurde (Mißerfolgsberichte waren und sind in der Vergangenheit und Gegenwart der Wissenschaften selten). Auf die wissenschaftlichen Orte und die Einflußnahme der

192 In der ersten Auflage war dieses Unmittelbare sich ins Zentrum begeben noch offensichtlicher - Kant eröffnete mit der "Idee einer Transzendental-Philosophie" (1871, S.49ff).

Erkenntnissubjekte auf die Produkte ihres Erkennens werde ich weiter unten zurückkommen; an dieser Stelle ist zunächst festzuhalten, daß Erkenntnis Kontexte und Erkenntnissubjekte in der Anlage von Untersuchungen und bei der Zielformulierung bedeutsam sind. Dies wäre allerdings auch für ein um Allgemeingültigkeit bemühtes Wissenschaftsverständnis wenig problematisch, wenn es gelänge, die Wirksamkeit des Kontextuellen und Subjektiven auf den Bereich des Entdeckens zu begrenzen. Problematisch könnte es sein, wenn Entdeckungs- und Begründungszusammenhang nicht, wie behauptet, klar in ein Vorher und Nachher des Forschens getrennt wären - in ein Jenseits der Ansprüche von Wissenschaftlichkeit, in dem Forschende auf ein sie interessierendes Phänomen treffen und Intuition ebenso wie Alltagswissen hilfreich sein kann, und in ein Diesseits, in dem dieses Phänomen in eine wissenschaftlich bearbeitbare Frage transformiert und dann auf eine Weise untersucht wird, daß am Ende "exaktes Wissen" steht, d.h. ein "streng logisch begründetes, durch logische Operationen, vornehmlich Schlußfolgerungen gewonnenes. Darin allein besteht Exaktheit, wissenschaftliche Strenge. Darüber muß man sich ein für allemal klar sein" (Kraft 1955, S.77) - Krafts Nachdruck legt nahe, daß die Unklarheiten fortauern.

Daß diese Trennlinie zwischen Entdeckung und Begründung notwendig scheint, weist bereits auf Rückzugsgefechte, in deren Verlauf wechselnde Vorstellungen von Wissenschaft bzw. die von ihnen beanspruchte Autorität sukzessive eingegrenzt wurden und auf diese Weise für die je verbleibenden Räume aufrechterhalten werden sollten: Schon mit der Hochscholastik war - um das Reich des Glaubens zu bewahren - die Untersuchung von Weltlichem und Göttlichem immer mehr auseinandergefallen. Thomas von Aquin hatte mit der Trennung und Wiederversöhnung von Vernunft und Offenbarung "die Kompetenzgrenzen der Vernunft [zu bestimmen versucht und] ... sie innerhalb ihres Gebietes in all ihre Würde und all ihre Rechte wieder ein[gesezt]" (Pépin 1972b, S.169); umgekehrt sollten Offenbarungslehren "nicht *wider-*, sondern nur *über-*vernünftig" (Vorländer 1949b, S.87) sein. Auch sein von ihm verehrter und ihn überlebender Lehrer Albertus ließ wissen, in "natürlichen Dingen wolle er dem Aristoteles folgen, in Glaubenssachen mehr dem Augustin, in medizinischen dem Galen und Hippokrates" (a.a.O., S.85). Es schienen also voneinander getrennte Domänen zu existieren (und existieren zu sollen), die unterschiedliche Näherungsweisen erforderten. Die Renaissancephilosophie hatte diese Trennung - am offensichtlichsten in zunehmend pantheistischen Konzeptionen - zurückgewiesen, eine Entwicklung, an deren Ende Descartes steht mit dem Anspruch, Geist *und* Körper seien der Untersuchung durch eine exakte Methodik nicht nur zugänglich, sondern sie erforderten diese, um zu gültigem und sicherem Wissen zu kommen. Dies zu betonen scheint mir angesichts einer ganz überwiegenden Descartes-Rezeption notwendig, die sich darauf beschränkt festzustellen, er habe "im Sinne der neuentdeckten Naturwissenschaften den Leib des Menschen als einen Körper unter anderen Körpern interpretiert" (Gehlen 1961, S.53; vgl. auch meine Anmerkung am Anfang dieser Arbeit). Nicht daß Descartes dies nicht getan hätte, aber er hat ebenso versucht, die Philosophie durch die Hineinnahme von Logik und Mathematik neu zu begründen und in diesem Sinne den Geist des Menschen als mit exakter Methodik untersuchbar angesehen und konzipiert.

Auch mithilfe dieser Cartesianischen Geist- und Körperforschung hatte sich - offensichtlich in der Richtung der Kantischen Erkenntnis Kritik - ein Machtwechsel vollzogen: Die Vernunft hatte den Glauben abgelöst und war zur neuen Tradition geworden, deren Geltungsansprüche nun - wie die des Glaubens zuvor - sukzessive eingeschränkt werden mußten. Kant leistete eine erste Einschränkung, indem er die Metaphysik - den Bereich der höchsten Ideen - als einer wissenschaftlichen, auf Allgemeingültigkeit zielenden Untersuchung unzugänglich ausgrenzte. Es sind die Bereiche von Sinnlichkeit bzw. Empirie und Verstand bzw. Vernunft, die dem menschlichen Erkenntnisvermögen alleine zugänglich

sind und für die objektive Aussagen getroffen werden können. Auf diese Weise, so hoffte er, würde er sowohl der Vernunft den ihr angemessenen Platz zuweisen als auch den Glauben retten können. Folgenden schien auch der hier neu definierte Raum problematisch: daß zum menschlichen Vermögen nicht nur Rationalität, sondern auch Irrationalität hinzugehört, gefährdete im Rahmen einer mit zunehmenden Fortschritten ebenfalls zunehmenden Wissenschafts- und Vernunftkritik die Rechtsansprüche von Wissenschaft. Es kam zu neuen Zuweisungen, welche Bereiche der Wissenschaft zugänglich sein sollten, die auch den Prozeß des Forschens entzweischnitten in ein irrationales Entdecken und ein rationales Begründen, verbunden mit der Hoffnung, zumindest für den zweiten Bereich weiterhin allgemeingültige, d.h. subjekt- und kontextunabhängige Resultate zu sichern. Inspizieren wir also in einem nächsten Schritt das neue "Herz" und Reservat der sich neu formierenden Wissenschaft, deren Versicherung durch Methode.

2.1.2 Von der Methodisierung des Göttlichen zur Vergöttlichung der Methode

Methoden, so legen der "Discours" und die "Kritik" wieder in einem recht allgemeinen Sinn nahe, sind Mittel zur Zielerreichung. In wissenschaftlichen Untersuchungen, die dem Cartesianischen und auch Kantischen Erkenntnisanspruch folgen, ist das Ziel, für einen bestimmten Gegenstandsbereich zu gültigen Aussagen zu kommen. Dies könnte dahingehend präzisiert werden, daß Forschende sich einem bestimmten Bereich und einer bestimmten Frage zuwenden, sich also ein Subjekt zu einem Objekt in Beziehung setzt, um dieses in bestimmter Weise zu "behandeln" und zu gesicherten Schlüssen über den Charakter bzw. die Beschaffenheit des Objekts zu gelangen. Meine Formulierung läßt ahnen, daß die genauen Modi der Beziehungsgestaltung einige Schwierigkeiten aufweisen bzw. daß die Beschreibung des Inbeziehungsetzens eines Beobachtungssubjekts zu einem Beobachtungsobjekt durch Methode (sozusagen der wissenschaftliche Alltag) nicht ohne erkenntnistheoretische Annahmen auskommt. Die von mir gerade gewählte würde den Stand der nach-Cartesianischen Reflexion bezeichnen, bevor Kant das naive Verständnis von Subjekt und Objekt durcheinanderbrachte, da seinem Verständnis zufolge ein Subjekt ein Objekt nicht einfach "behandelt", sondern dieses - im Akt des Erkennens und begrenzt und geleitet durch Besonderheiten des menschlichen Erkenntnisvermögens - "schafft" (allerdings nur als *Phaenomenon*).

Bevor ich mich dem genauer zuwende, möchte ich zunächst darauf hinweisen, daß auch in den anfänglichen Definitionsversuch wiederum Implikationen in Bezug auf Rationalität und Dekontextualität eingegangen sind. Denn daß ein Ziel bewußt gewählt, eine Frage bewußt gestellt wird und daß Methoden ebenfalls bewußt verwandt werden, um dieses Ziel zu erreichen bzw. die gestellte Fragen zu beantworten, ist in der Regel eine Voraus-Setzung wissenschaftlichen Arbeitens. Die zweite Implikation besteht darin, daß den Antworten, die auf diese Weise zustande kommen, über ihre konkreten Produzent(inn)en und den konkreten Akt ihrer Produktion hinaus Gültigkeit zukommen soll. Woran aber ist die Gültigkeit einer Aussage erkennbar? Dieses Problem hatte sich, von den Pythagoreer(inne)n mit ihrem *autos epha* noch einigermaßen übersichtlich gelöst, im Laufe der (Wissenschafts-) Geschichte als zunehmend schwer handhabbar erwiesen. Zwar verfügte z.B. auch die Scholastik mit der "Heiligen Schrift" über eine dem Pythagoras vergleichbare Autorität, aber das dort schwarz auf weiß Niedergelegte mußte gelesen werden und die Hoffnung, es spräche für sich, erfüllte sich nicht: Unterschiedliche Lesende kamen zu unterschiedlichen Interpretationen, und entgegen der Gefahr, es könne nicht eine, sondern so viele "Heilige Schriften" wie Lesende geben, wurden wechselnde Doktrinen der richtigen Deutung

behauptet und begründet, die im Universalienstreit teilweise heftig aufeinandertrafen.¹⁹³ Mit der Renaissance änderten sich zwar die Referenzpunkte dessen, worüber gestritten wurde, gleichwohl fehlte nach wie vor eine Rechtsgrundlage, um den Streit der Meinungen als entschieden und das Reich des Wissens als sicher zu behaupten: Das "Buch der Natur" schien ähnlich deutungsbedürftig zu sein wie das "Buch Gottes".

Descartes und Kant beanspruchen nun, mit ihrem Werk sowohl *den Weg* zu sicherem Wissen zu eröffnen als auch Kriterien für die Gültigkeit des auf diesem Wege Gewonnenen an die Hand zu geben. Wie sie das tun, ist im vorliegenden Zusammenhang von doppeltem Interesse: zunächst hinsichtlich der Frage, auf welche Weise ihre Untersuchungen unabhängig vom je konkreten Inhalt als wissenschaftliche angelegt sind bzw. sich behaupten, zum anderen, da bei beiden Erkenntnis selbst bzw. die Beziehung zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisgegenstand problematisch wird. Denn beide ziehen traditionelle Inhalte und Methodik in Zweifel und bemühen sich im Kantischen Sinne um eine Erkenntniskritik, die die Voraussetzungen des Erkenntnisvermögens und eine gültige Methodik des Erkennens zu prüfen bzw. anzubieten beansprucht.

Descartes Näherung an die Frage, ob und wie gültige Erkenntnis möglich ist, fordert den radikalen Zweifel an sich und der Welt. Gleichwohl hat er sich für diese Näherung mittels methodischer Anleihen gesichert: Muster ist die mathematische Erkenntnis bzw. Descartes versucht, die "mathematische Methode" auf die Philosophie anzuwenden mit dem Ziel, auch andere als mathematische Wissenschaftsgebiete von "selbstevidenten" Axiomen aus zu begründen. Betrachtet man jedoch den Cartesianischen Begründungsgang, so werden einige etwas brachiale Verknüpfungen erkennbar, die es mir schwermachen, dem zu folgen, was ursprünglich als explizite Intention formuliert wurde, nämlich ohne Rückgriff auf Tradition und Meinungen nach dem zu suchen, was ist (oder nicht ist). So zeigt die Geschichte der nach-Cartesianischen Erkenntnistheorie, daß andere wie z.B. Berkeley durchaus - wenn auch in anderer Weise begründet und entfaltet - mit Descartes' erstem (bewußtseinssubjektivistischen) Resultat zufrieden waren. Nicht so Descartes: Über den Zwischenschritt eines Gottesbeweises belegt er, daß die Welt um ihn (dazu gehört aus sein Körper, der sein Bewußtsein umschließt) ebenso existiert wie die Welt in ihm. Das *Gesamt* der Konstruktion - res cogitans, Gott, res extensa - war interessanterweise schon für die unmittelbar Nachfolgenden schwer zu akzeptieren. Vielmehr taugten einzelne Elemente für rationalistische und für empiristische Überlegungen, wobei das jeweils nicht Passende kritisiert und zurückgewiesen wurde, und insbesondere der Cartesianische Gottesbeweis zieht bis heute eine Vielzahl von Spekulationen auf sich. Bezüglich der Frage, ob logische Inkonsistenzen oder Vorsicht gegenüber der Inquisition hier ausschlaggebend gewesen sein mögen, neige ich selbst (mittlerweile) eher dem letzteren zu: Von der Bestürzung Descartes' über die Verurteilung Galileis war bereits die Rede. Er führte in diesem Zusammenhang weiter aus: "Wenn sie (die Bewegung der Erde) falsch ist, sind alle die Prinzipien meiner Philosophie ... ein Irrtum, denn sie stützen sich gegenseitig" (zit.n. Durant, Bd.22, S.367), und er fährt, wie erwähnt, fort: "Aber auf keinen Fall will ich etwas veröffentlichen, in dem ein Wort enthalten ist, das der Kirche mißfallen könnte".

Es ist jedoch nicht nur diese Cartesianische Vorsicht, sondern wesentlich für meine aktuell überwiegende Tendenz zu einem weltlicheren Verständnis seines Gottesbeweises ist auch, daß diesem bei Descartes eine andere Funktion zukommt als im Rahmen älterer,

193 Bereits in der Antike hatten sich philologische Arbeiten um den potentiellen "Sinnüberschuß" (Geldsetzer 1989) von Texten, Orakeln etc. bemüht. Mit dem Christentum begannen immer neue Versuche, diesen "Überschuß" bzw. die Vieldeutigkeit von (Heiligen) Schriften durch wechselnde Lehren vom "Schriftsinn" und dessen Ordnung zu bewältigen (zu den Anfängen der Hermeneutik vgl. Seiffert 1992, S.17ff).

scholastischer Konzeptionen: Anselmus z.B. war es um den Nachweis Gottes gegangen, den er aus sich und der Welt zu führen versuchte; Descartes instrumentalisiert umgekehrt Gott, um den Nachweis für sich (seinen Körper) und die Welt und die auch auf diese anzuwendenden mechanischen Prozeduren zu erbringen. Das, was also der behaupteten Anlage und Sequenz der Untersuchung zufolge (Frage - Methodenanwendung - Antwort) auf ein *Ergründen* von Wahrheiten zielt, kann mit einigem Recht als ein *Begründen* von Fürwahrgeglauhtem verstanden werden, d.h. seinem Interesse geschuldet, die Existenz auch der Welt, von der er überzeugt ist, und die Wirksamkeit der Methode, von der er ebenfalls überzeugt ist zu *demonstrieren*. Mit Logik und Ethik als vor der eigentlichen Untersuchung liegenden Prämissen bzw. Werkzeugen für die "gedankliche Reise" seines prinzipiellen Zweifels sichert Descartes sich gegen diesen Zweifel in Richtung des von ihm Intendierten und richtet seine Ergebnisse entsprechend zu - den methodischen Präferenzen *folgen* methodisch gebändigte Erkenntnisweisen und Erkenntnisse.

Kants Untersuchung soll eine Entscheidung darüber fällen helfen, was "reine Vernunft" vermag; dabei ist er sich der Schwierigkeit, daß die Vernunft "über sich als ein Gesamtvermögen urteilt" (Adorno 1973, S.99), bewußt. Er löst für den negativen Teil der "Kritik" dieses Dilemma

auf eine sehr einfache und auf eine sehr geniale Weise ... Kant zeigt nämlich, daß ich, sobald ich Urteile fälle über diese höchsten und endgültigen, diese äußersten Gegenstände aus reiner Vernunft, in Widersprüche gerate ... darum zeigt sich, daß ihrem eigenen Begriff nach die Vernunft zu dem Geschäft, rein aus sich heraus, als reine Vernunft, über das Absolute zu urteilen, untauglich ist (a.a.O.).

In dem positiven Teil der "Kritik" entwickelt er (richtiger: er setzt voraus und expliziert) im Anschluß an Newtons Vorstellung von einem absoluten Raum und einer absoluten Zeit und an die Aristotelische Satzlogik "Anschauungsformen" vor jeder Erfahrung bzw. Kategorien a priori. Auch Kant fragt also zu Beginn seiner Untersuchung, *ob* synthetische Urteile a priori möglich sind, aber er ist - ebenfalls zu Beginn seiner Untersuchung - davon überzeugt, *daß* sie möglich sind, und er versucht im folgenden zu demonstrieren, *wie* sie zustande kommen.

Das Erkenntnismodell, das Kant hinzuzieht, sind wiederum die "positiven exakten Wissenschaften und ... all das, was dann bei den folgenden Idealisten geistige Freiheit und geistige Spontaneität heißt, ... wird von ihm womöglich verdächtigt" (Adorno 1974, S.78). Wie Descartes isoliert bzw. zergliedert er - in seinem Falle - Empirie und Erkenntnisvermögen, um von hier aus deren Vereinigungsprinzipien fassen zu können. Wie dieser ist er um quasi mathematische Exaktheit bemüht, und auch bei ihm findet sich mit der gewählten methodischen Beweisführung und dem ihr unterliegenden Impetus des Demonstrierens einerseits eine implizite Nähe zu der Logik des galileischen Demonstrationsexperiments, wobei andererseits auch auf Elemente scholastischer Methodik zurückgegriffen wird: In deren Zentrum hatten die "Quaestiones"¹⁹⁴ gestanden, die den Aristotelischen Syllogismus,

194 Den "Quaestiones" zugrunde liegt der scholastische Hochschulunterricht, der vor allem zwei Formen kannte: die "Lektionen" als kommentierende Vorlesungen über (theologische) Texte und die Disputationen, die zum einen "alle 8 bis 14 Tage [stattfinden] ... und in denen zusammenhängend philosophische und theologische Probleme gründlich in allen Hinsichten mit Für und Wider erörtert wurden" (Metzke 1948, S.245), zum anderen wurden zweimal jährlich "Disputationsübungen" durchgeführt zu "beliebige[n] Fragen ohne systematischen Zusammenhang" (a.a.O.). Ihren literarischen Niederschlag fanden diese in den "Quaestiones disputatae" für die wöchentlichen oder in den "Questiones quodlibetales" für die halbjährlichen Veranstaltungen. Daneben gab es umfassendere "Summen", in denen theologische oder philosophische Lehrmeinungen ausführlich und systematisch zusammengefaßt und diskutiert wurden, und die als Vorläufer heutiger Lehrbücher gesehen werden können; so z.B. Thomas von Aquins "Summa theologica" oder Abaelards "Sic et non", in dem er eine Zusammenstellung der ihm bekannten konträren Positionen im Universalienstreit überlieferte.

die Kunst des Schließens, wiederbelebten, um im Streit zwischen Lehrmeinungen "die Entscheidung für oder wider fällen" (Vorländer 1949b, S.131) zu können. Hierzu wurde zunächst eine

Frage aufgeworfen, dann werden die möglichen bejahenden und verneinenden Antworten - sei es als 'auctoritates' (Bibelsprüche oder Aussprüche berühmter Kirchenväter) oder als 'rationes' (Lehren der antiken oder arabisch-jüdischen Philosophen, insbesondere des philosophus) - angeführt ..., schließlich wird die Entscheidung, sei es mit, sei es ohne Vorbehalt und 'Distinktionen' gegeben (a.a.O., S.81f).

Beide - sowohl Descartes als auch Kant - sind durch die Schule der "Distinktionen" gegangen, und dieses Erbe begleitet sie, selbst wenn insbesondere Descartes den "gesunden Verstand" positiv gegen die "Büchergelehrsamkeit" bzw. die "Eitelkeiten gelehrter Spekulationen" hervorhebt. So ist es zwar Descartes, der bei seiner Suche nach Unbezweifelbarem die "Klarheit und Deutlichkeit" von Begriffen explizit als Wahrheitskriterium in die Philosophie einführt, aber er hat hierfür vor allem in Thomas von Aquin einen wichtigen scholastischen Vorläufer, dessen Werk auf Präzision und Klarheit zielt und der zudem eine Unterscheidung zwischen zwei Arten von Wissenschaften trifft¹⁹⁵, die Descartes durch Methode wieder aus der Welt zu schaffen versucht. Und deutlicher noch als Descartes hat sich Kant das für die Scholastik zentrale Prinzip *distinguo* zu eigen gemacht. Entgegen der "aufklärerischen Wut gegen übermäßige Distinktionen ...: man soll nicht zu subtil sein, sondern sich mehr an den gesunden Menschenverstand ... halten, ohne sich über die Differenzen der Worte zu viele Gedanken zu machen" (Adorno 1973, S.66), werde Kant "mit Recht ... [der größte] Meister der Definitionen außer Aristoteles genannt ..., wie er überhaupt an die traditionelle philosophische Terminologie anknüpfte" (a.a.O., S.21).¹⁹⁶

Die Schärfe und Subtilität des *distinguo* hatten zuvor auch diejenigen beerbt, die sich als Naturforschende von den scholastischen Inhalten abwandten und deren Methodik Descartes und Kant für die Philosophie zu nutzen versuchten. Dabei findet sich zunächst, bei den Repräsentanten des alten wie des neuen Denkens, ein enges Nebeneinander von Tradition und Moderne: Schon für Thomas von Aquin war philosophisches Erkennen nicht Wiedererkennen, sondern es entstammte der Erfahrung. Umgekehrt hielt Kepler an Vorstellungen von kosmischer Harmonie, Ästhetik, Beseeltheit etc. fest und glaubte an Hexerei. Für ihn war der Mensch berufen, die Natur zu erkennen, indem er die Gedanken Gottes nach-denkt, und folgerichtig dankte er für das "Finden" der drei Gesetze dem "Herrgott unser[em] Schöpfer, daß Du mich die Schönheit schauen läßt in deinem Schöpfungswerk" (zit.n. Heisenberg 1970, S.74). Eine nicht mehr theologische Lösung findet sich bei Galilei, der die Offenbarung durch das "Buch Gottes" durch eine aus dem "Buch der Natur" zu erschließende Offenbarung abzulösen versucht. Zentral für das Erkennen in der Naturforschung und in der Philosophie¹⁹⁷ ist Galilei zufolge die Mathematik:

195 je nach dem, ob sie sich aus Prinzipien begründen, "welche sie überschreiten", oder ob sie wie die Arithmetik oder Geometrie "von Prinzipien aus[gehen], die von sich aus evident sind" (Pépin 1972b, S.170)

196 Was ihn jedoch nicht hinderte, kritisch über Definitionen nachzudenken, indem er z.B. behauptete, ein empirischer Begriff könne nicht definiert, sondern müsse expliziert werden: "genau da, wo es nun wirklich auf den Begriff im nachdrücklichen, emphatischen Sinn ankommt, wo also zwischen dem Begriff und der Sache eine wesentliche Übereinstimmung herrschen soll, [bezweifelt Kant] das definitorische Verfahren ... Gerade Kant, der Apriorist, der von apriorischen, von Stammbegriffen der Vernunft redet, geht in seiner Kritik soweit, die Definierbarkeit dieser seiner eigenen Zentralbegriffe in Frage zu stellen." (Adorno 1973, S.23)

197 Galilei verstand unter Philosophie "das Studium und die Erklärung der Natur in allen ihren Erscheinungsformen" (Durant, Bd.22, S.299); er hatte auch deshalb "auf dem Titel eines Philosophen sowohl

Die Philosophie ist in dem großen Buch niedergeschrieben, das immer offen vor unseren Augen liegt, dem Universum. Aber wir können es erst lesen, wenn wir die Sprache gelernt und uns das Zeichen vertraut gemacht haben. Es ist in der Sprache der Mathematik geschrieben, deren Buchstaben Dreiecke, Kreise und andere geometrische Figuren sind; ohne dieses Mittel ist es dem Menschen unmöglich, auch nur ein einziges Wort zu verstehen (zit.n. Desanti 1972, S.82).

Auch Kepler hatte behauptet, daß, wo Materie ist, Mathematik sei, bei Galilei wird nun vollends das mathematisch Bestimmbare zum Gegenstand der Naturforschung: Bewegungsursachen sind nicht mehr Aristotelische Substanzen, sondern meßbare Bewegungsverhältnisse; Körper sind in Raum und Zeit exakt faßbar, es geht um Fallgesetze, nicht um Qualitäten, die sich in den Dingen äußern. Insofern interessierte Galilei sich nicht mehr wie Aristoteles dafür, *warum* Körper fallen, sondern dafür, *wie* sie fallen:

Um das festzustellen, zerlegt er (in Gedanken) den einheitlichen Fallvorgang in meßbare Faktoren ... und untersucht durch Experiment und Messung das quantitative Verhältnis dieser Faktoren. Das so gefundene Ergebnis ... ist das 'Naturgesetz', eine mathematische Formel, die den Vorgang nicht in seinem 'Wesen' 'erklärt', sondern seinen Verlauf exakt beschreibt. (Störig 1950a, S.287)¹⁹⁸

Das mathematische Denken tritt so bei ihm in eine enge Verbindung mit dem Experiment bzw. es findet, wie Heisenberg es ausdrückt, eine fruchtbare Verknüpfung von Empirie und Theorie statt: "Galilei beginnt mit sorgfältigen Beobachtungen ohne Rücksicht auf die Autorität des Aristoteles, doch er versucht, den Lehren des Pythagoras und Platons folgend, mathematische Formen zu finden, die den empirisch gewonnenen Tatsachen entsprechen" (1970, S.73f).

Hierzu benötigt er keine endlosen Fallsammlungen, sondern gezielte Wiederholungen *eines* Falles, und die Art und Weise, wie er vorgeht, um sukzessive Störfaktoren auszuschalten, wird zum Prototyp einer quantifizierenden Wissenschaftsauffassung: Eckdaten des Experiments sind seit Galilei "Problemausgrenzung, Entwurf einer Experimentalanordnung, Durchführung von Experimenten, induktive Verallgemeinerung der Versuchsergebnisse, Konstruktion eines mathematischen Modells, Ableitung singulärer Voraussagen aus dem Modell und Vergleich derselben mit der empirischen Realität" (Stachowiak 1989, S.64).

Ebenfalls seit Galilei besteht "trotz der zahlreichen hiermit verbundenen Wahlakte" (a.a.O.) und von folgenden Wissenschaftstheorien zwar teilweise eingeschränkt, aber dennoch die Hoffnung, auf diesem Wege der Natur und ihren Gesetzen auf die Schliche zu kommen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß Galilei selbst das Experiment weniger als Methode zur Wahrheitsfindung, sondern *soziales Instrument* nutzte, indem er seinen Zeitgenossen mit dessen Hilfe ihre eigenen sowie die Fehlschlüsse seiner Vorgänger vor Augen zu führen suchte: "Um meinen Gegnern die Wahrheit meiner Folgerungen zu demonstrieren, sah ich mich gezwungen, sie ihnen durch eine Vielfalt von Experimenten zu beweisen, obwohl ich, um mich selbst zufriedenzustellen, nie die Notwendigkeit verspürt habe, ein einziges anzustellen" (zit.n. Durant, Bd.22, S.299f).

wie eines Mathematikers bestanden, denn er wünschte, die Philosophie so gut wie die Naturwissenschaften zu beeinflussen" (a.a.O.).

198 Darauf, daß der Glaube an "Natur'gesetze" und insbesondere "an die unverbrüchliche Notwendigkeit des Kausalgesetzes" in "hohem Maße ... durch dessen Auffassung als Willensäußerung eines allmächtigen Gesetzgebers gefördert wurde" und daß diese Begrifflichkeit einer "Weltauffassung entstammt, für welche der Kosmos noch eine Rechtsordnung war", verweist Topitsch (1963, S.58).

Die Augenfälligkeit und Überzeugungskraft dieser Demonstrationen fand zusammen mit der Bemühung um Exaktheit Eingang in die Wissenschaften vom Menschen, trotz den recht vereinfachenden und erkenntnistheoretisch mit einigen Schwierigkeiten verbundenen Vorstellungen z.B. Keplers, Gottes Gedanken nachdenken oder Galileis, mithilfe der Mathematik im Buch der Natur lesen zu wollen¹⁹⁹. Zwar grenzt Descartes sich gegen Galileis "Abschweifungen" und dessen terminologische Ungenauigkeiten ab (vgl. Feyerabend 1975, S.108f)²⁰⁰ und Kant versucht, Besonderheiten und Schwierigkeiten des "Lesens" zu fassen, aber mathematische Exaktheit und physikalische Evidenzen bleiben akzeptierte Ideale, zumal mit ihnen Kriterien einherzugehen scheinen, an denen sich die Güte von Aussagen messen bzw. belegen läßt.

Descartes kommt, insbesondere rückgreifend auf Euklids Geometrie und seinem "Streben nach Gewißheit" und "methodischer Absicherung" folgend, zur Parole, nur anzunehmen, was *clare et distincte* ist: Für ihn hat "Erkenntnis als eine objektiv gültige und verbindliche die beiden Attribute der Klarheit und der Deutlichkeit ... Dabei bedeutet die Forderung nach Klarheit die Durchsichtigkeit der Vorstellung in sich und die Distinktheit die deutliche Unterscheidung von anderen Vorstellungen" (Adorno 1973, S.210). Beide Kriterien zielen auch auf eine potentielle Nachvollziehbarkeit für andere Erkennende, und es ist deshalb nur folgerichtig, daß Descartes sich im "Discours" um eine zusammenhängende Explikation von Entdeckung und Begründung bemüht. Die Wendung an andere Erkennende vollzieht er nicht nur indirekt durch das Faktum des Veröffentlichens, sondern auch direkt durch eine Aufforderung zum Gespräch:

Ich kann nicht sagen, ob mir die Sache gelungen ist, und ich will niemandes Urteilen zuvorkommen, indem ich selbst von meinen Schriften rede; aber ich werde mich freuen, wenn man sie prüft, und ... so bitte ich dringend alle, die auf diese Schrift einige Einwände werden zu machen haben, sich die Mühe zu nehmen, dieselben meinem Buchhändler zu schicken (1637, S.171ff);

er ließ dann auch vorläufige Abschriften verschicken, um Kritiken einzuholen. Über den Ausgang dieser Prüfung ist er - nachdem er sich einerseits von "gewisse[n] Geister[n], die sich einbilden, in einem Tage alles zu wissen, was ein anderer in zwanzig Jahren gedacht"

199 Entgegen dem Dogmatismus der Theologie begab sich Galilei teilweise in einen Dogmatismus der Naturgesetzlichkeit, so z.B., wenn er erklärte, die Natur sei "unerbittlich und unveränderlich; sie überschreitet die Gesetze, die ihr gesteckt sind, nie und kümmert sich keinen Deut darum, ob ihre abstrusen Grundsätze und die Methoden ihres Handelns den Menschen verständlich sind. Aus diesem Grunde ist es klar, daß nichts Physisches, das uns die Sinneserfahrung vor Augen führt oder das durch eine zwingende Beweisführung als richtig erkannt wird, bezweifelt, geschweige denn verurteilt werden sollte" (zit.n. Durant, Bd.22, S.303). Auf die Grenzen dieser galileischen Expansion verweist Durant, indem er zu einigen von dessen "unerbittlichen Naturgesetzen" anmerkt: "Die Laune der Geschichte will es, daß kein Astronom diese ... heute mehr aufrechterhält. Vielleicht sollte man die ganze Astronomie, wie die ganze Geschichte, als Hypothese betrachten. Es gibt keine Gewißheit, weder über das Außerirdische noch über das Gestern" (a.a.O.). Und auch das Irdische und das Heute - Durants implizit verbleibende Flucht-Räume einer sicheren Erkenntnis - werden von anderen, was die Erkenntnissicherheit angeht, als Flucht-Träume vermutet.

200 Daß Descartes nicht nur den Gestus des Demonstrierens, sondern auch das inhaltlich Neue im galileischen Experiment in das Zentrum philosophischen Fragens zu importieren und dabei einige Unschärfen der Formulierungen Galileis zu korrigieren suchte, wird u.a. an seinen Ausführungen über den Begriff der Hypothese deutlich. Das relativierende *ex suppositione*, das die Inquisition Forschenden entgegen der Behauptung sicheren Wissens abverlangte, war zu Descartes' Zeit und in dem für ihn relevanten Wissenschaftskontext ein wichtiger Bedeutungshof des Hypothesischen. Bezugnehmend auf eine Veröffentlichung zur Optik widerspricht Descartes zunächst der von ihm antizipierten Reaktion, daß er "einige Dinge ... als Hypothesen bezeichne, ... als ob ich nicht Lust hätte, sie zu beweisen" (1637, S.173). Entgegen dieser Fassung des Begriffs expliziert er dann die Typik rationalistischer Beweisführung, daß er nämlich "die Ursachen, die durch die Wirkungen bewiesen werden ... nur deshalb Hypothesen genannt [habe], damit man wisse, daß ich sie aus jenen ersten ... Wahrheiten ableiten zu können meine" (a.a.O., S.175).

(a.a.O., S. 175) und andererseits von einem möglichen Mißbrauch seiner Schriften durch "überspannte Philosophien" abgegrenzt hat - recht zuversichtlich, da man seine Ausführungen "ohne Zweifel so einfach und mit dem gesunden Verstande so übereinstimmend finden wird, daß sie weniger ungewöhnlich und seltsam erscheinen werden, als irgend andere" (a.a.O.). Voraussetzung zur Herstellung dieser (inter-) subjektiven Evidenzen ist, daß er in seiner Philosophie des methodischen Zweifels jede Hypothese, sofern sie ein kleinstes Bedenken hervorruft, fallenzulassen verspricht; Gewißheit läßt sich für Descartes "nur gewinnen, wenn das Gebäude der Wissenschaft von Grund auf in sicherem methodischen Verfahren völlig neu aufgeführt wird ... Autorität wird zum Vorurteil." (Schramm 1989, S.430)

Gleichwohl sind die Cartesianischen Evidenzen nicht unproblematisch: "Aus der Klarheit, Deutlichkeit, Lebhaftigkeit, Unmittelbarkeit einer Idee den Test ihrer Wahrheit abzuleiten war selbstmörderisch; denn wer würde es wagen, auf dieser Basis die Drehung der Sonne um die Erde zu leugnen?" (Durant, Bd.22, S.366) Ebenfalls nicht uneingeschränkt akzeptiert wurde das den Evidenzen zugrundeliegende Modell der Rationalität. Bereits die scotischen Franziskaner hatten entgegen den thomistischen Dominikanern darauf hingewiesen, daß Erkenntnis nicht nur durch Abstraktion, sondern auch intuitiv vom erkennenden Subjekt ausgehen kann (vgl. Pépin 1972b, S.172). Unter den Zeitgenossen Descartes war es insbesondere Blaise Pascal (1623-1662), der die von Descartes behauptete Vorrangigkeit des Bewußtseins und der Vernunft bestritt bzw. nicht bereit war, diese als letzte Instanzen zu akzeptieren. In seinen posthum unter dem Titel "Pensees" veröffentlichten, fragmentarischen Aufzeichnungen fordert er als den

letzte[n] Schritt der Vernunft, anzuerkennen, daß es eine Unendlichkeit von Dingen gibt, die sie übersteigen ... Man muß zu zweifeln verstehen, wo es notwendig ist, Gewißheit haben, wo es notwendig ist, indem man sich unterwirft, wo es notwendig ist. Wer nicht so handelt, begreift nicht die Kraft der Vernunft. Es gibt Menschen, die gegen diese drei Grundsätze verstoßen; entweder versichern sie, alles sei beweisbar, weil sie sich im Beweisverfahren nicht auskennen; oder sie zweifeln an allem, weil sie nicht wissen, wo man sich unterwerfen muß; oder sie unterwerfen sich in allen Fällen, weil sie nicht wissen, wo man urteilen muß. (1670, Fragment 267, 268)

Insbesondere Descartes' Versuch des rationalen Gottesbeweises wäre hiernach hinfällig, denn das "Herz hat seine Gegengründe, die die Vernunft nicht kennt ... Nicht die Vernunft, sondern das Herz erfährt Gott." (Fragment 277, 278) Und auch jenseits von Gott und Religion ist Pascal zufolge die Vernunft nur *ein* Weg des Erkennens:

Wir erkennen die Wahrheit nicht allein mit der Vernunft, sondern auch mit dem Herzen ... Wir wissen, daß wir nicht träumen; unsere Ohnmacht, es mit der Vernunft beweisen zu wollen, läßt nur auf die Schwäche unserer Vernunft schließen, nicht aber auf die Ungewißheit aller unserer Erkenntnisse (Fragment 282).

Das Herz kann erkennen - so Pascal - was die mathematischen Evidenzen übersehen, und auch das rationalistische Denken greift auf Axiome zurück, deren Wahrheit *geföhlt* werden muß:

Das Herz spürt, daß es drei Dimensionen im Raume gibt und daß die Zahlen unendlich sind; und die Vernunft beweist dann, daß es nicht zwei Quadratzahlen gibt, von denen die eine doppelt so

groß ist wie die andere. Die Prinzipien werden erfahren, die Lehrsätze erschlossen; und alles mit Gewißheit, wenn auch auf verschiedenen Wegen. (Fragment 282/2)²⁰¹

Wie Pascal bestreitet auch Kant das Recht, die Existenz Gottes aus der Vernunft heraus beweisen zu wollen. Der Riß zwischen Vernunft und Sinnen wird von Kant aber noch verschärft, und das Pascalsche Herz ist im Reich der nun "rein" gewordenen Vernunft vollends heimatlos. Kant ist den Cartesianischen Kriterien zwar teilweise nahe, aber er geht über sie hinaus, wenn er "Gewißheit und Deutlichkeit" als "wesentliche Forderungen" formuliert, "die man an den Verfasser, der sich an eine so schlüpfrige Unternehmung wagt, mit Recht tun kann" (Kant 1781, S.869). Als von geringerem Wert im Sinne eines Wahrheitskriteriums erachtet er die "Deutlichkeit", die für ihn vor allem eine Frage der Darstellung ist und in eine "diskursive", eine Deutlichkeit der Begriffe und "eine intuitive (ästhetische) Deutlichkeit, durch Anschauungen, d.i. Beispiele oder andere Erklärungen" (a.a.O., S.871) zerfällt: Während er für die erstere "hinreichend gesorgt" habe, habe er "der zweiten, obzwar nicht so strengen, aber doch billigen Forderung ... [wegen der] Größe meiner Aufgabe und ... [der] Menge der Gegenstände" (a.a.O., S.871f) nicht Genüge tun können. Zentral ist für ihn die "Gewißheit", zu der er ausführt, er habe sich

selbst das Urteil gesprochen: daß es in dieser Art von Betrachtungen auf keine Weise erlaubt sei, zu *meinen* und daß alles, was darin einer Hypothese nur ähnlich sieht, verbotene Ware sei, die auch nicht für den geringsten Preis feil stehen darf, sondern, sobald sie entdeckt wird, beschlagnahmt werden muß (a.a.O., S.869).

Kennzeichen der Gewißheit sind strenge Allgemeinheit und Notwendigkeit. Entgegen der nur "empirischen Allgemeinheit", dem aus dem Induktiven folgenden "so viel wir bisher wahrgenommen", bedeuten Urteile "in strenger Allgemeinheit ..., daß gar keine Ausnahme als möglich verstattet wird" (Kant 1787, S.52). Jede Erkenntnis kündigt sich Kant zufolge, sofern sie "a priori feststehen soll, selbst an: [darin] daß sie für schlechthinnotwendig gehalten werden will" (Kant 1781, S.869). Notwendigkeit und strenge Allgemeinheit sind - so Kant - "unzertrennlich" und "jedes für sich [ist] unfehlbar" (Kant 1787, S.53); er empfiehlt aber, weil es

bisweilen leichter ist, die empirische Beschränktheit ... als die Zufälligkeit in den Urteilen, oder es auch manchmal einleuchtender ist, die unbeschränkte Allgemeinheit, die wir einem Urteil beilegen, als die Notwendigkeit desselben zu zeigen, ... sich gedachter beider Kriterien ... abgesondert zu bedienen (a.a.O.).

Wahrheit und Irrtum liegen für Kant mithin

nicht im Gegenstande, so fern er angeschaut wird, sondern im Urteile über denselben, so fern er gedacht wird. Man kann also zwar richtig sagen: daß die Sinne nicht irren, aber nicht darum, weil sie jederzeit richtig urteilen, sondern weil sie gar nicht urteilen (a.a.O., S.376).

201 Es erstaunt nicht, daß auch das Menschenbild Pascals weit von den Vorstellungen des *clare et distincte* entfernt ist, denn er "sieht im Menschen nichts Ideales, sondern etwas Ungereimtes ... ein Geschöpf des Widerspruchs" (Paepcke 1959, S.129). Viel deutlicher noch wird dies in Pascals eigenen Worten, die - zwar ebenfalls polarisierend - aber dennoch in offenkundigem Kontrast zu dem Cartesianischen Anspruch des Durchschauens und der Durchschaubarkeit stehen: "Was für eine Chimäre ist doch der Mensch? Welche Sensation, welches Ungeheuer, welches Chaos, welches Ding des Widerspruchs, welches Wunder! Richter aller Dinge, einfältiger Erdenwurm; Hüter des Wahren, Kloake der Ungewißheit und des Irrtums; Glanz und Auswurf des Weltalls." (1670, Fragment 434)

Da dem Verstand und seiner Eigengesetzlichkeit jedoch von sich aus ebenfalls kein Irrtum zukommen kann, denn diese sind es, die nach Kant erst Wirklichkeit konstituieren und in diesem Sinne der Natur ihre Gesetze vorschreiben, und da

wir nun außer diesen Erkenntnisquellen keine andere haben, so folgt: daß der Irrtum nur durch den unbemerkten Einfluß der Sinnlichkeit auf den Verstand bewirkt werde ... Die Sinnlichkeit, dem Verstande unterlegt, als das Objekt, worauf dieser seine Funktion anwendet, ist der Quell realer Erkenntnisse. Eben dieselbe aber, sofern sie auf die Verstandeshandlungen selbst einfließt, und ihn zum Urteilen bestimmt, ist der Grund des Irrtums (a.a.O., S.377).

Es ist auch deshalb nur folgerichtig, daß im Zentrum der Kantischen Methode die Bemühung um eine konsequente Trennung von Erkenntnisvermögen und Empirie steht: Um deren Verknüpfung nachzuvollziehen und zu demonstrieren, behauptet Kant, daß die Ablösung des Empirischen von Nicht-Empirischem möglich sei, der er im weiteren aber immer wieder widerspricht - Begriffe ohne Anschauungen sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind - und die er zur Aufrechterhaltung dieses Widerspruchs jedoch gerade benötigt. Hier findet sich - so Adorno (1974, S.99) - eine "tiefgreifende Schwierigkeit" der Philosophie Kants:

Die transzendental-logischen Bestimmungen sollen als solche Bestimmungen überhaupt erst Erfahrungen formal ermöglichen, ohne selber von ihr abhängig zu sein, und müssen andererseits notwendig auf einen Erfahrungsstoff bezogen werden ... [- ein Paradox, das zeigt], daß eben doch die Scheidung von Form und Inhalt, von Vernunft und Erfahrung so absolut rein, wie es im Ansatz der 'Kritik der reinen Vernunft' postuliert ist, sich gar nicht durchführen läßt (a.a.O.).

Ein zweites Problem liegt in der Art und Weise, wie Kant, der die Konstitution der Phänomene durch das subjektive Bewußtsein behauptet, von hier aus zu strenger Allgemeinheit und Notwendigkeit zu kommen versucht. Als Lösung kreiert er eine reine Vernunft bzw. einen wissenschaftlichen "Jedermann", mit denen die Trennung von Empirie und Erkenntnisvermögen auch im Subjekt vollzogen wird. So ist "das Ich, der ich denke, von dem ich, das sich selbst anschauet unterschieden ... und doch mit diesem letzteren als dasselbe Subjekt einerlei ... Ich, als Intelligenz und denkend Subjekt, erkenne mich selbst als gedachtes Subjekt" (1787, S.195). Je nach dem, welches Ich nun jeweils Referenzpunkt des Urteilens ist, resultieren unterschiedliche Gültigkeiten, die Kant hierarchisch zu ordnen versucht (a.a.O., S.831): Zuunterst steht hiernach das "Meinen" als "sowohl subjektiv, als objektiv unzureichendes Fürwahrhalten"; auf einer nächsten Stufe folgt "Glauben", d.h., etwas ist "nur subjektiv zureichend und wird zugleich für objektiv unzureichend gehalten". "Wissen" schließlich bedeutet "das sowohl subjektiv als objektiv zureichende Fürwahrhalten", das er bezogen auf seine subjektive Zulänglichkeit "Überzeugung (für mich selbst)", auf die objektive Zulänglichkeit "Gewißheit (für jedermann)" nennt. Für das einzelne Subjekt zerfällt das Fürwahrhalten also zum einen in eine nicht mitteilbare "Privatgültigkeit" - von Kant auch als "Überredung" bezeichnet - die darauf verweist, daß "ein bloßer Schein, welcher lediglich im Subjekte liegt, für objektiv gehalten wird" (a.a.O., S.829). Zum anderen bezeichnet das Zutreffen der subjektiven "Überzeugung für mich selbst", daß etwas zugleich "für jedermann gültig ist, sofern er nur Vernunft hat" (a.a.O.).²⁰²

202 Kant gibt in diesem Zusammenhang auch "Probiersteine" für die Scheidung zwischen Überredung und subjektiver Überzeugung, so z.B. das Ausmaß der Mitteilbarkeit, "denn alsdenn ist wenigstens eine Vermutung, der Grund der Einstimmung aller Urteile, ungeachtet der Verschiedenheiten der Subjekte untereinander, werde auf dem gemeinschaftlichen Grunde, nämlich dem Objekte, beruhen" (1787, 829f). Hilfreich könne auch sein, die Logik des Wettens zu nutzen: Bereits der Sprung von einem auf zehn Dukaten mache über ein Urteil nachdenklich, wenn man sich aber "in Gedanken vorstellt, man solle worauf das Glück des ganzen Lebens

Es ist dieses Vermögen des "Jedermann" und sein "ich denke", das "alle meine Vorstellungen muß begleiten können", aus denen Kant zugleich die Identität des Subjekts wie die des Objekts herzuleiten versucht. Denn mit dem "ich denke" kommt einerseits die Vermittlung zwischen "Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem, von jetzt Erlebtem, Erinnerungem und Wiedererkannten ... [und damit] überhaupt erst die Einheit eines Ichs zustande ..., auf der anderen Seite aber auch erst die Einheit der Gegenstände" (a.a.O., S.119).²⁰³ Daß Objektivität in Intersubjektivität zum Ausdruck kommt - die "Wahrheit ... auf der Übereinstimmung mit dem Objekte [beruht], in Ansehung dessen folglich die Urteile eines jeden Verstandes einstimmig sein müssen" (Kant 1787, S.829) - wirft einige Probleme auf. Wie schon Descartes einem potentiellen Unverständnis gegenüber seinen Evidenzen durch die Zuschreibung von Leichtsinn oder Böswilligkeit zuvorzukommen meinte, so verweist die Einschränkung der objektiven Gültigkeit durch die Anmerkung "sofern er nur Vernunft hat" auf Besonderheiten des "Jedermann", auf die ich bei der Behandlung der Erkenntnissubjekte zurückkommen werde. Im vorliegenden Zusammenhang ist wichtig, daß Kant, um Objektivität behaupten zu können, auf ein Vermögen der Subjekte zurückgegriffen hat, das allerdings jeglichem Ruch konkreter empirischer Subjektivität enthoben werden mußte. Denn Kant hat die "gesamte Ich-Analyse, die Analyse des transzendentalen Subjekts, eigentlich nur unternommen mit Hinsicht auf die objektive Geltung der Erkenntnis" (Adorno 1974, S.121). Interesse und Ziel seiner Vernunftkritik ist die Begründung objektiver Erkenntnis und mit ihr der Möglichkeit von Wissenschaft überhaupt. Um diese objektive Erkenntnis zu gewährleisten, mußte das Subjekt in ein reines (wissenschaftliches) und ein empirisches gespalten werden.

Ein drittes und hiermit verbundenes Problem schließlich, das im vorangegangenen bereits angeklungen ist, betrifft die explizite Behauptung, es werde - und zwar in dieser Reihenfolge - eine Frage (in Kants Falle die nach den Möglichkeiten und Grenzen sicheren Wissens) aufgeworfen und dann mittels einer rationalen Methodik in einer Weise beantwortet, die über das konkrete antwortende Subjekt und über die konkreten Modi des Untersuchungsprozesses hinaus Gültigkeit beansprucht, und deren Beantwortung entlang bestimmter Kriterien überprüfbar sein soll. Adorno merkt in diesem Zusammenhang zu der "Kritik" an, es habe

etwas von Spiegelfechtereie ... wenn man so, wie es im Ansatz der Kantischen 'Kritik der reinen Vernunft' geschieht, die Wissenschaft selbst als ein Fragloses, Gültiges, schlechterdings zu Achtendes voraussetzt [und dann versucht], ... ihre Geltung hinterher abzuleiten ... Man beweist nur, wessen man von vornherein sicher ist. Vieles von dem, was für ihn an den Naturwissenschaften unbedingte Gültigkeit hatte, was er also unter die absolut gültigen und damit auch philosophischen Erkenntnisse eingereiht hat - unter die synthetischen Urteile a priori - hat unterdessen sich als bar dieser absoluten Autorität erwiesen. (1973, S.89f)

verwetten, so schwindet unser triumphierendes Urteil gar sehr, wir werden überaus schüchtern und entdecken so allererst, daß unser Glaube soweit nicht zulange." (a.a.O., S.833)

203 Auf welche Weise das Subjekt gleichzeitig die eigene wie die Identität des Gegenstandes herstellt, faßt Adorno (1974, S.121), auf Kants Beispiel rückgreifend, für das Betrachten eines Hauses zusammen. Hiernach wissen wir um die Einheit des Hauses, indem wir "es erstens von allen Seiten betrachten; ich muß ... verschiedene Eindrücke ... von ihm haben. Ich muß mich außerdem an diese Anschauungen erinnern und sie wiedererkennen können. Ich muß ihre Verschiedenheit angeben können, und ich muß schließlich ... ein Gesetz formulieren können, nach dem ich diese oder jene Anschauung von dem Ding, wenn ich mich ihm von dieser oder von jener Seite nähere, mit Gesetzmäßigkeit erwarten [kann] ... Nur die Anwendung jener Identitätsmomente des Subjekts auf das Mannigfaltige der gegebenen Erscheinungswelt, konstituiert also so etwas wie ein einheitliches Bewußtsein von jedem einzelnen Ding und schließlich von der gegenständlichen Welt insgesamt ... Wo eine solche gesetzmäßig gehegte und gegründete Erwartung enttäuscht wird, muß ich fragen, warum sie nicht statthat, und muß die Bedingungen angeben können, unter denen die Erwartung nicht eintritt, um wenigstens so die Einheit wiederherzustellen."

Betrachte ich resümierend die im vorangegangenen diskutierten Probleme, so lassen sich einige Voraussetzungen über den Prozeß des Forschens, so wie er entlang der Veröffentlichung in "Kritik" und "Discours" behauptet wird, skizzieren - ich verstehe beide in dieser Hinsicht als prototypisch für die ganz überwiegende Anlage wissenschaftlicher Untersuchungen und die mit ihr verbundenen Ansprüche, zu deren Entfaltung und Formulierung Descartes und Kant wesentlich mit beigetragen haben: Die erste Voraussetzung bezieht sich auf die Frage, welche Ziele wie formuliert werden. Hier ist insbesondere Kant als wichtiger Repräsentant einer (erkenntnis- bzw. wissenschaftstheoretischen) Entwicklung zu verstehen, in deren Verlauf nicht nur in das, was zu einer Zeit akzeptierte Antworten sind, eingegriffen wird, sondern auch bestimmte Gegenstände und Untersuchungsrichtungen als einer wissenschaftlichen Untersuchung nicht zugänglich ausgegrenzt werden (so von Kant explizit die Frage nach Gott, nach der Welt und nach der Seele).²⁰⁴ Auch muß eine am Beginn einer Untersuchung stehende Frage zusätzlich transformiert werden, um sie sinnvoll bearbeiten bzw. zu gültigen Aussagen kommen zu können (Kant nähert sich seiner Hauptfrage, ob Metaphysik als Wissenschaft möglich ist, indem er sie in bearbeitbare und seines Erachtens für eine Bearbeitung zwingende Teilfragen zerlegt). Dieser Ausgrenzungs- und Transformationsprozeß, mit dem Kant den Bereich der philosophischen Wissenschaftsreflexion grundlegend reformiert, wird von Folgenden immer weiter präzisiert und formalisiert werden.

Das "richtige" Fragen bedeutet mithin ein Fragen, das bereits auf die zur Anwendung kommenden, "richtigen" Methoden zugeschnitten ist, mit denen eine nächste Unterstellung bezüglich der Gültigkeit der gewonnenen Ergebnisse verbunden wird: wenn ich Fragen so formuliert habe, daß sie mittels "richtiger" Methoden beantwortbar sind und wenn ich diese methodischen Prozeduren regelgerecht anwende, werde ich zu gültigen Antworten für die von mir gestellten Fragen kommen. Während also der Prüfstein für eine "richtige" Frage ist, ob sie auf "richtige" Weise beantwortet werden kann, erweist sich die "Richtigkeit" einer Methode daran, ob sie überhaupt dazu taugt, "richtige" Antworten zu produzieren. Das Kennzeichen für eine "richtige" Antwort wiederum ist, daß sie regelgerecht gewonnen wurde und - entlang unterschiedlich formulierter Kriterien - "gewiß" ist. Frage, Methode und Antwort verweisen also immer schon aufeinander, und es ist angesichts der objektivierenden Ansprüche für die gefundenen Ergebnisse des Forschens essentiell, daß trotz diverser Wahlakte im Prozeß des Forschens (so z.B. auch im Experiment schon für die Annahme, es handele sich um die "Wiederholung" eines Falles etc.) die Rationalität jedes einzelnen Schrittes und der Aufeinanderfolge von Frage - Methode - Resultat sichergestellt wird.

Ein wichtiger Teil dieser Sicherstellung liegt interessanterweise im Subjekt bzw. in dessen wissenschaftlicher Integrität - und das bedeutet neben anderem in der Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit der Forschenden. Sowohl Descartes als auch Kant behaupten, Gefundenes bei dem geringsten Einwand oder Zweifel zu verwerfen bereit zu sein; gleichwohl wird entgegen dem explizierten Anspruch, vorurteilslos Wahrheiten ergründen zu wollen, Fürwahrgehaltenes demonstriert. Zwar hatte Kant z.B. in der Vorrede zur ersten Auflage der "Kritik", ich habe dies bereits erwähnt, behauptet, "daß alles, was darin einer Hypothese nur ähnlich sieht, verbotene Ware sei, die auch nicht für den geringsten Preis feil stehen darf, sondern, sobald sie entdeckt wird, beschlagnahmt werden muß" (Kant 1781, S.869). An

204 Noch vor jeder konkreten Untersuchung akzeptierte bzw. ausgegrenzte Fragen, Prozeduren und Antworten lassen sich z.B. auch für die Scholastik finden, allerdings war dort das herangezogene Kriterium für die Scheidung von Wahrem und Falschem die (von unterschiedlichen Forschenden in unterschiedlicher Weise behauptete) Vereinbarkeit mit dem Glauben an Gott; für Kant und die modernen Naturwissenschaftler(innen) hingegen wird die Frage nach einer (als wissenschaftlich) akzeptierten Methodik für die Trennung von Meinen und Wissen zentral.

deren Ende läßt er bei der Frage nach der "Disziplin der Vernunft im polemischen Gebrauche" im Rahmen seiner *Transzendentalen Methodenlehre* aber auch wissen, daß "Beweisgründen, die uns selbst nicht genug tun, einen Anstrich von Evidenz zu geben" (Kant 1787, S.764) aus Gründen der "Privateitelkeit" zwar zurückzuweisen sei, aber wo "spitzfindige Vernünftler" die "öffentliche Wohlfahrt" gefährden, könne

es nicht allein der Klugheit gemäß, sondern auch erlaubt und wohl gar rühmlich [erscheinen], der guten Sache eher durch Scheingründe zu Hilfe zu kommen, als den vermeintlichen Gegnern derselben auch nur den Vorteil zu lassen, unsern Ton zur Mäßigung einer bloß praktischen Überzeugung herabzustimmen, und uns zu nötigen, den Mangel der spekulativen und apodiktischen Gewißheit zu gestehen (a.a.O., S.764f).

Daß Kant im weiteren "Leser voraus[setzt], die keine gerechte Sache mit Unrecht verteidigt wissen wollen" (a.a.O., S.765), ändert nichts daran, daß er sich über die Klemme der Vernunft im klaren ist, denn zwar wäre Ehrlichkeit "das Wenigste, was man fordern kann. Könnte man aber auch nur auf dieses Wenige sicher rechnen, so wäre der Streit der spekulativen Vernunft ... längst entschieden" (a.a.O.). Und da, wo er antizipiert, daß "Ehrlichkeit" und Aufdeckung seiner Vorstellungen sein Werk in Zweifel ziehen könnten, so z.B. bei der Explikation der Kategorien, schweigt Kant. Wer nun akzeptierte "Leser" der Kantischen Denkungsart sein könnten, werde ich im folgenden Kapitel herauszufinden versuchen. Festzuhalten ist, daß die Antworten nicht nur "für mich", sondern für "jedermann" gelten sollen und daß es Kennzeichen bzw. Kriterien für die Güte der ermittelten Ergebnisse geben soll, die ebenfalls vor dem eigentlichen Forschungsprozeß angegeben werden.

Diese Kennzeichen sind - neben der Person der Forschenden und ihrer wissenschaftlichen Integrität - ein zweiter Dreh- und Angelpunkt für die Behauptung der Wissenschaftlichkeit einer Untersuchung, und folgerichtig beschäftigen sich sowohl Descartes als auch Kant mit dem Problem, ob und wie die "Richtigkeit" von Frage, Methode und Antwort über die Person der oder des Fragenden und den konkreten Untersuchungskontext hinaus sichergestellt werden kann, obwohl doch bestimmte Fragende bestimmte Fragen aufreißen, sie mit bestimmten Mitteln bearbeiten und zu wieder bestimmten Antworten kommen, die in bezug auf bestimmte Kontexte und Adressat(inn)en und bestimmten, mit diesen verbundenen Formen folgend, geleistet werden. Wie also kann über eine nur persönliche Gültigkeit (in der Terminologie Kants eine "Überredung") hinaus und an deren Stelle 1. (im Sinne teilbarer "subjektiver Überzeugungen" und geteilter, "objektiver" Resultate) eine Verallgemeinerung über die Subjekte - die forschenden wie, sofern es um humanwissenschaftliche Untersuchungen geht, die beforschten - bzw. eine überindividuelle Gültigkeit und 2. eine Verallgemeinerung über den konkreten Prozeß ihrer (methodischen) Hervorbringung hinaus bzw. eine überkontextuelle Gültigkeit erreicht werden?

Gerade an dieser Stelle, bei der Frage nach der Güte von wissenschaftlichen Ergebnissen, die sich am Hinausgehen über bloß subjektive Vorlieben erweisen soll, greifen Descartes und Kant - obwohl beide sich mit der Untersuchung des menschlichen Erkenntnisvermögens im humanwissenschaftlichen Bereich befinden - in das logisch-mathematische bzw. naturwissenschaftliche Methodenrepertoire: Descartes möchte den in *res cogitans* und *res extensa*, Kant den in Sinnlichkeit und Verstand bzw. Vernunft zerfallenen Menschen in ein System allgemeingültiger Gesetze (den "Naturgesetzen" analog) fassen. Die Mittel zu deren Aufstellung und zu deren Absicherung werden der Mathematik bzw. Physik entlehnt in der Hoffnung, in der Philosophie eine den galileischen Experimenten vergleichbare Evidenz bzw. eine der mathematischen vergleichbare Gewißheit zu erlangen. Diese Hoffnung ist - vor allem angesichts des "Streits der Lehrmeinungen" bzw. des "Auseinanderfallens der

Vernunft" - nachvollziehbar. Ihr wurde jedoch schon in der damaligen Zeit, gerade was den Rückgriff auf Mathematik, Logik und Physik angeht, widersprochen, so z.B. von Pascal, wenn dieser zu den Schwierigkeiten einer Wissenschaft vom Menschen ausführte:

Ich hatte lange Zeit mit dem Studium der abstrakten Wissenschaften zugebracht ... Als ich nun begann, mich mit dem Menschen zu beschäftigen, sah ich ein, daß diese abstrakten Wissenschaften dem Menschen nicht angemessen sind und daß ich mich durch mein tieferes Eindringen in dieses Gebiet noch weiter von meiner menschlichen Situation entfernte als die anderen, die davon nichts wissen (1670, Fragment 144).

Pascal stellte, bezogen auf seine Zeitgenossen, im Weiteren fest, er

habe gehofft, wenigstens beim Studium des Menschen manchen Gefährten zu finden ... Ich wurde enttäuscht; noch weniger Menschen beschäftigen sich mit dem Menschen als mit der Mathematik. Nur weil man nicht den Menschen zu studieren versteht, trachtet man nach dem übrigen (a.a.O.).

Sein Einspruch ist für die Fortschreibung der akademischen Wissenschaften viel weniger folgenreich gewesen als die exemplarisch von Descartes und Kant vorangetriebene Mathematisierung und Vernaturwissenschaftlichung der Humanwissenschaften.

Mit der Annahme, daß eine Reduktion auf Logik und Rationalität für die Humanwissenschaften unzureichend sei und daß die Zuwendung zu vermeintlich "Greifbarem" - Mathematik und Physik - auch eine Flucht vor dem eigenen Ungenügen angesichts der Schwierigkeit des "Gegenstandes" Mensch, mithin eine Flucht vor eigenem Selbst(miß)verstehen bedeute, befindet Pascal sich teilweise nahe an modernen, auch psychoanalytischen erkenntnistheoretischen Positionen (siehe auch vorn die Anmerkung zu Pascals Wendung gegen ein vernunftgeleitetes und auf Durchschaubarkeit gerichtetes Menschenbild). Indem Pascal jedoch Vernunft bzw. Rationalität als einzig akzeptierte (wissenschaftliche) Erkenntniswege mit dem Verweis auf deren mangelnde "Angemessenheit" für eine Wissenschaft vom Menschen ablehnt, bleibt er, verglichen mit der Kantischen Konzeption der Subjekt-Objekt-Beziehung und hier nicht unähnlich späteren Vertreter(inne)n eines traditionellen qualitativen Wissenschaftsverständnisses, bei einer naiveren Abbild-Vorstellung.²⁰⁵ Kant hingegen versuchte zu zeigen,

daß die Urteile, die wir als gültige Urteile über die empirische Welt fällen können, konstituiert seien durch ursprüngliche Formen unseres Bewußtseins, daß aber dann die so einmal konstituierte Welt als eine je schon konstituierte, in der wir leben, eben die Welt ist, die den Gegenstand unserer Erfahrungen bildet; von deren empirischer Realität dürfen wir deshalb überzeugt sein, weil die Organisationsformen, durch die wir sie ... stiften, ihrerseits sich immer auf ein Material beziehen müssen, das selber aus der Erfahrung stammt (Adorno 1974, S.58).

In dieser engen Beziehung zwischen Erkenntnisvermögen und dem ihm über die Sinnlichkeit zukommenden Material ist das Subjekt gegenüber dem Objekt das eigentliche Aktive: Es ist

205 Die Cartesianischen bzw. Kantischen "Gütekriterien" können in gewisser Weise als Pole verstanden werden, die einerseits - als Gewißheit (strenge Allgemeinheit und Notwendigkeit) - für die quantitative Forschung, andererseits - als Evidenzen (Klarheit und Distinktheit der Begriffe) - für die qualitative Forschung wegweisend werden. Allerdings geraten diejenigen Teile der qualitativen Forschung, die sich aus konstruktivistischer Perspektive dem Paradigma der Sinnherstellung zuordnen, mit der Übernahme von Vorstellungen von Evidenz und Nachvollziehbarkeit in einige Schwierigkeiten, da diese gerade in diesem Paradigma problematisch werden müssen; ein Dilemma, das nachhaltig Kapitel V durchzieht.

nicht mehr der Gegenstand, der via Sinne seine "Eindrücke" im Subjekt hinterläßt bzw. von/in diesem "abgebildet" wird, sondern "eindrücklich" ist das Subjekt und dessen Ordnungs-, Gestaltungs- und Vereinheitlichungsbemühung gegenüber einem "uns nach Kant von außen zukommenden und in sich chaotischen, nicht strukturierten, in sich ganz unbestimmten Material" (a.a.O., S.110).

Da der Erkenntnisgegenstand immer erst durch die Aktivität des Erkennens sich als Gegenstand konturiert, die Frage, was er jenseits dieses Aktes "an sich" ist, also schlechterdings unbeantwortbar bleibt, "findet" das Subjekt im Gegenstand nicht dessen "eigentliches" Wesen oder Charakteristika, sondern die Möglichkeiten und Grenzen des eigenen Erkenntnisvermögens. Kant verletzt allerdings das von ihm behauptete Spektrum des wissenschaftlich Sagbaren u.a. dadurch, daß er, um sich von "dogmatisch-idealistischen" Positionen abzugrenzen, dieses Ansichsein als Tatsächliches unterstellt. Und derselbe Kant, der postuliert, daß das Subjekt durch seine Beziehungsaufnahme das Objekt, zumindest so, wie es dem Subjekt erscheint, selbst schafft, schafft das Kantische Erkenntnisvermögen - Anschauungsformen und Kategorien a priori - als seien sie etwas nicht von dem Subjekt Geschaffenes, sondern unabhängig von diesem Existierendes. Er kreiert - die Unkennbarkeit des Ansichseienden postulierend - ein ansichseiendes Erkenntnisvermögen.²⁰⁶

Um die Eigengesetzlichkeiten dieses Erkenntnisvermögens des Gattungswesens Mensch nicht bloß im Sinne eines subjektiven Fürwahrhaltens, sondern als Aussagen von strenger Allgemeinheit und Notwendigkeit behaupten zu können, muß das empirische Subjekt Kant sein empirisches Subjektsein überschreiten und ausschalten, er benötigt die Konstruktion eines wissenschaftlichen "Jedermann", um seinen Aussagen eine überindividuelle Autorität zu verleihen. Dieses "reine" Subjekt Kant schafft - ganz unkantisch - ein wiederum "reines" Objekt, denn der Gegenstand von Kants Analyse ist das Erkenntnisvermögen, über dessen Beschaffenheit er, vom Sinnlichen unkontaminiert, gültige Aussagen zu machen beansprucht. Entgegen z.B. dem empirischen Subjekt Pascal ist Kant davon überzeugt bzw. setzt voraus, daß Logik und Ratio für eine solche Analyse zureichend sind; das, was er als Resultat dieser Analyse behauptet, ist immer schon durch Exaktheit und Logik zugerichtet, was er dem menschlichen Erkenntnisvermögen als dessen innerste Attribute zuschreibt, sind die zu seiner Zeit in den exakten Wissenschaften akzeptierten Erkenntniswege. Auch daraus resultiert bei Kant, so Adorno, "eine gewisse Überwertigkeit ... der Architektur", denn er versuchte

in einer geistigen Gesamtsituation, in der es so etwas wie eine vorgegebene Ordnung des geistigen Seins bereits nicht mehr gegeben hat, durch die Reflexion auf das Subjekt gleichsam durch das Subjekt hindurch diese Ordnung doch wieder zu restituieren. Dieser Rettungsversuch ... drückt sich dann in einer Überwertigkeit von Ordnungsprinzipien und Strukturen aus; in letzter Instanz dadurch, daß Kant eben der ... subjektiven Vernunft, die Kraft zuteilt, die Organisation des geistigen Kosmos aus sich herauszusetzen. Die Ordnungsbestimmungen dieses subjektiven

206 Daß die Vernunft, "ganz gleich, worauf sie angewandt werde, doch immer dieselbe sei" (Adorno 1974, S.115), hat insbesondere Hegel zurückgewiesen, ebenso die Annahme, die Wahrheit könne aus einem ersten - im Falle Descartes' und Kants aus der Beschaffenheit des Erkenntnisvermögens - abgeleitet werden: "Nach Hegels Ansicht ist die Wahrheit selber ein Prozeß und ist insofern nicht nur Ursprung, sondern immer ebensowohl auch Entsprungenes. Sie ist ... die Konstellation zwischen dem Ursprung und dem Entsprungenen, wobei freilich diese beiden Begriffe selber, vor allem der des Ursprungs, in ihrer üblichen traditionellen Starrheit gar nicht sich dürften halten lassen." (Adorno 1973, S.150f) Gleichwohl ist auch Hegel wie Kant ein "antisubjektivistischer Denker" und er ist - verglichen mit Kant - der konsequentere Idealist, der "außerhalb des Geistes ein Seiendes überhaupt nicht [kennt]" (Adorno 1974, S.71), da für ihn "das Material nichts Äußerliches und Zufälliges, sondern selber auch Geist ist" (a.a.O., S.70).

Geistes, also die logischen Einteilungen, sollen gewissermaßen das ersetzen, was rein von den Gegenständen in derselben Weise nicht mehr geleistet werden kann. (1973, S.75)

Der Ausgang zeigt, daß auch dieser subjekt-objektivistische Rettungsversuch jenseits bestimmter Subjekte oder bestimmter (Sub-) Kulturen schwer haltbar war, und zwar umso weniger, je entfernter von den jeweils vertrauten Wahrnehmungs- und Erlebensmodi und je dissonanter zu diesen der in Frage stehende Gegenstand sich befand. Wahrheit ist mit Descartes und Kant bereits eine intersubjektiv gewordene; Erkenntnis ist an die richtigen Erkenntnissubjekte gebunden, für die sie "allgemeingültig" ist:

Ein Subjekt, das jedermann ist, muß die strenge Schule der Selbstkontrolle und Zivilisierung durchlaufen haben. Es darf ihm am Schalthebel der Meßapparatur keine menschliche Natur in die Quere kommen, nicht der kleinste Fehlgriff unterlaufen. Es hat Affekte und Leidenschaften gezähmt. Jedermann ist Herr seiner Selbst und der seiner Natur, der Natur schlechthin. Das ist der große Erfolg, den Bacon den Wissenschaften als Lohn einer methodischen Selbstdisziplinierung versprach. Kants Philosophie ist die Krönung dieser verwegenen Hoffnung. (Rauschenbach 1996, S.18)

2.2 Die Konturierung der Erkenntnissubjekte

Bereits Xenophanes hatte die Erkennenden spöttisch auf die anthropologischen und kulturellen Grenzen ihres Erkennens verwiesen, und u.a. Platon hatte versucht, präskriptiv zur "Bestimmung des wahren Philosophen" beizutragen: "wahrhaft lernbegierig" solle er sein, aber nicht leichtfertig, er solle sich um das Wesen der Dinge "beeifern" und sich nicht verblenden lassen. Lange nach Platon kümmerte Bacon sich um eine Differenzierung der Verführungen der menschlichen Vernunft und um eine Definition wissenschaftlichen Tätigseins: Wollen, Begehren und Handeln, so war von ihm zu hören, befinden sich im Jenseits wissenschaftlicher Erkenntnis. Daß wir von uns selbst schweigen sollen, bedeutet die Aufforderung an die wissenschaftliche Subjekte, ihre Arbeit von ihrem empirischen Subjektsein freizuhalten; der Lohn für diese - Bacons Annahme zufolge ebenso wünschenswerte wie machbare - Enthaltensamkeit sollte die Inthronisierung des modernen Erkenntnissubjekts sein. Auch Descartes ist bemüht, dieses Subjekt in seine vollen Rechte einzusetzen: Der "Discours" ist der für seine Zeit verwegene Versuch, die Welt aus dem Erkennenden zu begründen und Gott in diesem Begründungsgang nur mehr zu benutzen; das Ich wird zur letzten Zufluchtsstätte und zur einzigen Stätte von Gewißheit, allerdings um den Preis - bzw. aus der Perspektive Descartes': mit dem Vorteil - einer Mathematisierung des Geistes und einer Mechanisierung des Körperlichen. Auch Kant vollzieht mit Empirismus und Rationalismus die Wendung auf das Subjekt und er vollendet diese, indem er es in der "Kritik" als konkretes, empirisches Subjekt eliminiert und die bis heute vorrangige Figur des wissenschaftlichen "Jedermann" konstruiert. Er führt das Cartesianische Cogito als "Schrumpffigur des entleibten, hinfälligen Menschen und zugleich [als] ... Garant einer universellen natürlichen Gleichheit" (Rauschenbach 1996, S.17) zu dem Ende, das notwendig wurde und wird, weil und solange Forschende unterschiedlichster erkenntnistheoretischer Couleur Psychisches und Soziales diffamieren als "die Eigeninteressen und die Launen der Individuen oder der Gruppen" (Chatelet 1972b, S.100) und hinter diese zurück bzw. über diese hinaus zu gelangen hoffen.

Die Trennung im Subjekt: das Ich und die Vernunft

Bei Descartes hatte sich die Trennung auch *im* Cogito zwischen empirischem und reinem - vernünftigen - Ich angekündigt, und auch für ihn lagen die Referenzpunkte der gültigen

Erkenntnis nicht in der gegenständlichen Welt, sondern in der Vernunft selbst: Am Ende des "Discours" läßt er die Lesenden in bezug auf die zuvor von ihm dargestellten Prinzipien wissen: "ich rühme mich gar nicht, sie zuerst gefunden zu haben, wohl aber, daß ich sie angenommen habe, weder weil sie andere gesagt, noch weil sie andere nicht gesagt haben, sondern nur weil *die Vernunft selbst* mich davon überzeugt hat" (1637, S.175). Ganz ähnlich hatte Kant sich am Ende seiner Vorrede von 1781 auf diese Eigentätigkeit der Vernunft berufen: "Es kann uns hier nichts entgehen, weil, was *Vernunft gänzlich aus sich selbst* hervorbringt, sich nicht verstecken kann, sondern selbst durch Vernunft ans Licht gebracht wird, sobald man nur das gemeinschaftliche Prinzip desselben entdeckt hat" (a.a.O., S.873). Von nun an wird diese "Vernunft selbst" immer wieder aus den Texten der empirischen Subjekte sprechen, so z.B. wenn Fichte (1800, S.29), die Notwendigkeit einer Frage begründend, betont, er "*mußte ... jene Frage erheben; ich erhob sie nicht, sondern die denkende Natur in mir erhob sie*". Was nun sind mögliche Charakteristika der *Vernunft selbst* bzw. diesen reinen Ichs und wie ist dieses auf die Welt einerseits und das empirische Ich andererseits bezogen?

Das reine Ich bzw. das Bewußtsein überhaupt

Die von Kant vollzogene "kopernikanische Wende" bedeutet, "daß in unserer Erkenntnis nicht wir uns nach den Gesetzen der Natur richten, sondern daß die Natur sich nach den Gesetzen unseres Geistes richtet" (Adorno 1974, S.20). Das reine Ich und damit das entsubjektivierte wissenschaftliche Subjekt ist entlang der Explikation in der "Kritik" sich selbst durchsichtig, gesetzgebend, frei und ordnungschaffend: Was Kant nach

Abstrich der konkreten Erlebnisse des Subjekts, die als zeitliche charakterisiert sind, übrigbehält, ... das ist etwas gänzlich Abstraktes; es bleibt jenes berühmte 'ich denke', das alle meine Vorstellungen begleiten soll ... Dieses Ich ... hat mit Ich gar nichts mehr zu tun; denn in dem Augenblick, da ich ihm den vollen Sinn des Wortes Ich gebe, das heißt die Beziehung auf eben jenes lebendige Subjekt ..., müßte Kant den Zeigefinger heben und halt! sagen: Wenn du hier dich selber als ein bestimmtes Ich mit hineinbringst, dann ist das Ich schon nicht mehr rein, sondern ein in Raum und Zeit Bestimmtes (Adorno 1973, S.178).

Es ist dieses reine Subjekt, das Ordnung und Übersichtlichkeit sichert, das systematisiert und die Natur nach seinem inneren Vermögen erst erzeugt und dessen Konstruktion Nietzsche spöttisch anmerken läßt, es sei "ganz unbeweisbar, dass das An-sich der Dinge nach diesem Recepte eines Muster-Beamten sich verhält" (zit.n. a.a.O., S.27).

Die Welt als gefährvoller Ozean

Was aber ist die Kehrseite dieser organisierten und organisierenden Denktätigkeit, von Kant "stillschweigend gefaßt ... als die Fähigkeit, in einem Mannigfaltigen Einheit zu stiften" (Adorno 1974, S.103)? Unordnung, Chaos, Planlosigkeit scheinen dem Jenseits der reinen Vernunft, dem anderen, der Natur an sich - nach Kant zwar unsagbar - aber gleichwohl als Attribute zuzukommen: Dogmatismus, der auf die Objekte bezogen in einer unabänderbaren Determiniertheit des Subjekts zum Ausdruck käme einerseits und "völlige Anarchie" (1871, S.865) andererseits hat Kant durch die planvolle Ordnungsarbeit einer reinen Erkenntnis umschifft; was bleibt, ist eine kleine, aber sichere Insel, in der die Vernunft u.a. kausale Ordnungen in das Material der Erfahrung gebracht hat, umgeben "von einem ungewissen und gefährlich tobenden Ozean" (Adorno 1973, S.110).

Das reine Ich in der Welt: das ethische Handeln

Descartes' Philosophieren hatte nicht nur der Verbesserung der mißlichen Lage der Philosophie gegolten, sondern auch dem eigenen Bedürfnis und Wunsch, für das Handeln "klarzusehen" und im Leben "sicherzugehen". Bei Kant fehlt ein solcher expliziter Hinweis auf einen privaten Nutzen des Philosophierens bzw. das private und öffentliche Ich wirken so untrennbar ineinander verschmolzen, wie das reine vom empirischen Subjekt getrennt zu sein behauptet; scheinbar ohne eigene Not arbeitet er diszipliniert für eine Versöhnung der in sich *zerrissenen* Vernunft. Sein Lösungsversuch, die *reine* Vernunft, hilft nicht nur zur Herstellung von Ordnung gegen das bzw. in dem Chaos der Welt und des Denkens und zur Versicherung gegen Zweifel und Ungewißheit. Die Vernunft gibt, über das eigentlich empirische Material hinausgehend, "in vollkommener Freiheit ihre Objekte sich selbst" (Adorno 1974, S.105):

Praxis ist also paradoxerweise bei Kant eigentlich gerade dadurch charakterisiert, daß wir nicht gebunden sein sollen an einen Stoff; unsere Vernunft verhält sich oder wir selbst verhalten uns praktisch, insofern wir rein nach der Vernunft und nach ihren Zwecken handeln, ohne daß wir diese Zwecke uns vorgeben ließen von irgend etwas, das ein Anderes gegenüber der Vernunft ist (a.a.O., S.105f).

Mit der Trennung von Verstand und Vernunft wird das Kantische Subjekt zum Bürger zweier Welten, denn es ist Teil der Erscheinungswelt *und* es ist frei, sich den (selbst geschaffenen) Gesetzen zu unterwerfen. Theoretische und praktische Vernunft sind - so Kant - geeinigt in dem gemeinsamen Interesse an drei Fragen: "Was kann ich wissen? ... Was soll ich tun? ... Was darf ich hoffen?" (1787, S.815) Die erste, nur "spekulative" (d.h. theoretische) nach den Möglichkeiten und Grenzen von Erkenntnis wurde von Kant dem eigenen Anspruch nach - "wie ich mir schmeichle" - erschöpfend in der "Kritik" beantwortet. Die zweite, nur "praktische" hat er als moralische Frage zwar an andere Stelle verbannt, gleichwohl gibt er vorgehend in der "Kritik" zur Antwort: "Tue das, wodurch du würdig wirst, glücklich zu sein." (a.a.O., S.819) Die dritte, gleichzeitig spekulative und praktische Frage - "wenn ich nun tue, was ich soll, was darf ich alsdann hoffen" (a.a.O., S.816) - beantwortet er schließlich dahingehend, "daß jedermann die Glückseligkeit in demselben Maße zu hoffen Ursache habe, als er sich derselben in seinem Verhalten würdig gemacht hat" (a.a.O., S.819). Für das in die Sphären einer reinen Vernunft vorgestoßene empirische Subjekt Kant sind Privates und Öffentliches, Glück und Würde notwendig verknüpft, und nicht zufällig erscheint auch hier die Figur des "Jedermann". Wieder interessiert Kant scheinbar nicht,

wie unsere Vernunft praktisch mit der Erfahrung fertigwerden kann - für diese Fragestellung hat Kant nichts als Verachtung gezeigt -, sondern es geht darum, wie die Vernunft als reine, das heißt von aller Erfahrung unabhängige Vernunft, einer Praxis eigentlich mächtig sei ... rein ist alles das am Subjekt, was von ihm ohne Beimischung eines Empirischen, ohne Beimischung eines Sinnlichen gedacht wird (Adorno 1973, S.177)

bzw. das sich der "Anmaßung" der Sinnlichkeit und ihren Einflußnahmen bewußt bleibt.

Das reine Ich und das empirische Ich: Kontaminationsgefahr Sinnlichkeit

Parmenides hatte gegen das "blicklose Auge" und das "dröhnende Gehör" polemisiert, und es ist das Mißtrauen gegen die Sinne, das ihn mit vielen Forscher(inne)n bereits seiner Zeit und nach ihm eint. Diese Skepsis gewinnt mit den Apparaturen der wissenschaftlichen Neuzeit neue Gestaltungsmöglichkeiten und mit Descartes und Kant eine neue und weit in

die Humanwissenschaften hinreichende Ideologie: Von hier an sollen die (Natur-) Wissenschaftler(innen) "die Natur nicht mehr mit Sinnen erfühlen, beriechen, begehren, sondern mit Apparaten bemessen, berechnen, entwerfen" (Rauschenbach 1996, S.17). Die Tabuisierung des Sinnlichen als unrein bzw. als verunreinigend ist für Kant eng verbunden mit der "Vorstellung, daß wir, wenn wir uns von etwas abhängig machen, was nicht rein aus ... unserer eigenen Vernunft kommt, unsere Freiheit verlieren könnten" (Adorno 1973, S.177). Die Sinne sind, so hatten wir erfahren, gleichzeitig der Quell der Erkenntnis wie der des Irrtums; die Gefahr eines Irrtums gründet "im Urteile, d.i. nur in dem Verhältnisse des Gegenstandes zu unserem Verstande" (Kant 1787, S.376f), sie entsteht, wo Sinnlichkeit "auf die Verstandeshandlungen selbst einfließt" (a.a.O., S.377), statt umgekehrt von diesen getrennt untersucht zu werden.

Nicht jedermann ist "Jedermann"

Die Lösung von der Sinnlichkeit der empirischen Subjekte bedarf der bzw. gelingt in der Konstruktion des "Jedermann", der als wissenschaftliches Subjekt lieber mit den vollkommenen mathematischen Formen als mit den - so war im vorangegangenen Heisenbergs Platon-Rezeption zu entnehmen gewesen - "unvollkommene[n] Gebilde[n] der Erscheinungen der körperlichen Sinneswelt" hantiert. Zur Kreation dieses "Jedermann" entwirft Kant zwei aufs engste verbundene Vorstellungen von der Identität des Bewußtseins, nämlich der eines "einzel menschlichen Bewußtseins als eines identisch sich durchhaltenden" und der von einem "Bewußtsein in allen Subjekten" (Adorno 1974, S.117), wobei das jeweils die Identität sichernde Prinzip implizit als gleich angenommen, aber in der "Kritik" nicht explizit thematisiert wird. "Der zentrale Identitätsbegriff wird angedeutet in dem 'ich denke', das 'alle meine Vorstellungen muß begleiten können'; denn Kants Formel 'meine' soll von jedem Menschen erfüllt werden können" (a.a.O.).²⁰⁷ Daß die Möglichkeit von Erkenntnis im (reinen) Subjekt zusammengehalten wird, bedeutet nicht, daß Kant tatsächlich eine Wendung zu den (empirischen) Subjekten zu vollziehen beabsichtigt, sondern er hofft, auf diesem Wege die Objektivität der Erkenntnis begründen zu können:

Es kommt ihm darauf an, die Gültigkeit der Urteile, die wir über die Wirklichkeit fällen, jedenfalls soweit diese Urteile den Charakter von Wissenschaft haben, zu retten. Der eigentliche Sinn ... ist nicht etwa der zu sagen: Da, wo ihr geglaubt habt, daß Objekt, daß Objektivität sei, da ist Subjekt; sondern im Zentrum der Kantischen Philosophie steht der Gedanke, Objektivität ... zu retten und zu verteidigen durch die Analyse der subjektiven Bedingungen unserer Erkenntnis (a.a.O., S.49).

Locke hatte, was die Scheidung von Subjekt und Objekt angeht, noch primäre von sekundären Qualitäten oder Eigenschaften getrennt, wobei nur die ersten den Dingen selbst zukommen, die zweiten aus der subjektiven Wahrnehmung resultieren sollten. Er geriet in einen Widerspruch, denn wenn

wir anders als durch die subjektiven Kategorien von der objektiven Realität nichts wissen können, was gibt ihm dann das Recht, plötzlich einen Sprung zu machen und, nur weil das sozusagen der allgemeine Consensus ist, bestimmte Qualitäten der Dinge davon auszunehmen, die es nun den Dingen an sich zuschreibt (a.a.O., S.39).

²⁰⁷ Trotz vieler Differenzen bleibt hier einige Ähnlichkeit zu dem empirisch sich auflösenden Ich, das Fichte umtreibt, wenn er z.B. in der "Vorrede" zur "Bestimmung des Menschen" die Lesenden daran erinnert, "daß der Ich, welcher im Buch redet, keineswegs der Verfasser ist, sondern daß dieser wünscht, sein Leser möge es werden" (1800, S.7f).

Wo Locke also die "Übereinstimmung der Mehrheit der Menschen" über die Eigenschaft des Objekts "zu dem Kriterium von Wahrheit überhaupt" (a.a.O., S.124) machte, versuchte Kant, auch die primären Qualitäten

in das Subjekt hineinzunehmen, allerdings nicht als sinnliche Momente zu fassen, sondern sie abzuleiten aus dem Zusammenhang des Bewußtseins ... Alles das, was bei Locke noch unter dem Namen primäre Qualität hervortritt, erscheint bei Kant unter dem Namen eben der Kategorien oder der kategorialen Leistung (a.a.O., S.39).

Aber mit dieser Hereinnahme geht das Zerfallen des nun angereicherten Subjekts einher, denn das, was in der Reflexion auf diese Kategorien als eigene Ordnungsgeschöpfe stößt, ist die kantische Urteilskraft, und sie ist, obwohl Vermögen des "Jedermann", nicht jedermanns Vermögen:

Der Mangel an Urteilskraft ist eigentlich das, was man Dummheit nennt, und einem solchen Gebrechen ist gar nicht abzuhelfen. Ein stumpfer oder eingeschränkter Kopf, dem es an nichts, als an gehörigem Grade des Verstandes und eigenen Begriffen desselben mangelt, ist durch Erlernung sehr wohl, sogar bis zur Gelehrsamkeit, auszurüsten. Da es aber gemeinlich an jenem ... zu fehlen pflegt, so ist es nichts Ungewöhnliches, sehr gelehrte Männer anzutreffen, die, im Gebrauche ihrer Wissenschaft, jenen nie zu bessernden Mangel häufig blicken lassen. (Kant 1787, S.210)

Die hier getroffene Einschränkung der potentiell jedermann möglichen "Einstimmung" im Urteil "ungeachtet der Verschiedenheiten der Subjekte untereinander" (a.a.O., S.829f) wird noch gravierender, wo es nicht um den gemeinsamen wissenschaftlichen Grund, sondern um den gemeinsamen Rechtsgrund im Staate geht: Auch hier ist die Rede von "jedermanns Freiheit", und auch hier ist

nicht jedermann ... unter den Gesetzen gleich und frei ... [und] selbstgesetzgebend. Außer der natürlichen Qualität, 'daß es kein Kind, kein Weib sei', ist darüber hinaus ein Vermögen verlangt, das den Mann qualifiziert, sich selbst zu ernähren, *sein eigener Herr*, wie Kant hervorhebt, zu sein. (Rauschenbach 1996, S.34)

Zerrissene Wissenschaft: Die Untiefen der empirischen Subjekte

Wer sind nun die empirischen Erkenntnissubjekte, die gleichermaßen machtvoll und anmaßend die sie umgebende Welt nach den Maßstäben der (eigenen) Vernunft deklinierten und von einem tiefen Mißtrauen gegen die (eigenen) Sinne gezeichnet und erfüllt waren? Welche Konsequenzen hatte die von diesen empirischen Subjekten in ihren Werken vollzogene Konstruktion des Erkenntnissubjekts für die nach ihnen folgenden wissenschaftlichen Subjekte?

Beide - Descartes und Kant - scheinen bescheiden (nicht von ihrem empirischen Ich, sondern von der Vernunft selbst gelenkt) und selbstbewußt: Daß sie keiner Autorität außer dieser Vernunft selbst und dem aus ihr notwendig Folgenden Glauben schenken und dem so Gefundenen unverbrüchlich treu bleiben wollten, versicherten sie einmütig. Insbesondere Kant, der neuzeitliche Aristoteles, hinterließ nicht nur durch seine Werke, sondern auch als historische Person das Bild eines nüchternen, produktiven und disziplinierten Wissenschaftlers. Schon die damaligen Freunde und Begleiter betonten Kants "unpolemischen Charakter" und seinen "Widerwille[n] gegen Streitigkeiten" (Saner 1967, S.283), ebenso sein Leben "im vollen Vertrauen auf den unendlichen Sieg der Wahrheit"

(a.a.O., S.290). Kant selbst beschreibt sich als an "Gewinn und Aufsehen auf einer großen Bühne" uninteressiert, erwähnt aber sein "sehr leicht afficirtes, aber sonst sorgenfreyes Gemüth und mein noch mehr läunischer, doch niemals kranker Körper" (Brief an Herz im April 1778, zit.n. a.a.O., S.284); auch stehe er - so Kant in einem anderen Brief - bei allem Wissen, daß auch die Wissenschaftswelt "ihre Kriege ihre Alliancen ihre heimlichen Intriguen" hat, "mit aller Welt in Frieden" (zit.n. a.a.O., S.285).

Dieser Friedlichkeit und Bescheidenheit steht entgegen, daß Kant Rationalismus wie Empirismus zwar zu versöhnen vorhat, aber beide im Rahmen dieser Versöhnungsarbeit auch scharf angreift; ebenso scheint schon sein Anspruch, mit dem er, die kopernikanische Wende in der Philosophie ankündigend, die Bühne der Wissenschaft erobert und behauptet, "die in sich geeinte Metaphysik zu sein, unbescheiden, ja überheblich" (a.a.O., S.288). Kant, der davon ausgeht, kein Denker dürfe ihm gegenüber gleichgültig sein, bleibt gegen fremde Werke merkwürdig desinteressiert:

Die Schriften seiner Gegner oder andere Systeme erfaßte er nur mit Mühe. Wollte er ein Buch kennenlernen, so gab er einem Freund, auf dessen Urteilskraft er sich verließ, den Auftrag, es für ihn zu lesen und es, übersetzt in seine Sprache, mit den Hauptresultaten der 'Kritik' zu vergleichen. Die Entgegnung darauf überließ er gerne anderen (a.a.O., S.283f).

Und ausgerechnet der von Kant beanspruchten und geleisteten Versöhnungsarbeit folgten heftige Kämpfe: Nach dem anfänglichen und von Kant als überwiegend kränkend erlebten Schweigen auf die Veröffentlichung der "Kritik" hatte diese - so der Philosophieprofessor Feder - bald "so viel Aufsehen, bey einigen Besorgniß, bey andern Bewunderung und Hoffnung erregt, daß es keinem Lehrer der Philosophie mehr erlaubt ist, von ihr zu schweigen" (zit.n. a.a.O., S.286). Bis zu Kants Tod wurden mindestens zweitausend Publikationen von ca. siebenhundert Autoren gezählt, die sich mit seinen Werken beschäftigten. Der Tonfall war dabei teilweise so heftig und beleidigend, daß Reinhold im September 1799 in einem Brief an Fichte fragte, ob "unser Streben nach Wissenschaft ein bellum omnium werden oder bleiben [soll]?" (zit.n. a.a.O., S.289); zum selben Zeitpunkt erklärte Schelling, ebenfalls in einem Brief an Fichte, Kant mit seinem überzogenen Anspruch "für den gelehrten Betrieb [für] 'philosophisch todt'" (zit.n. a.a.O.). Besondere Aufmerksamkeit hat auch in diesem Zusammenhang eine scheinbar hervorstechende persönliche Eigenschaft Kants erhalten: "Alle Veränderung macht mich bange", hatte er Herz in dem bereits erwähnten Brief wissen lassen (zit.n. a.a.O., S.284). Adorno fragt, auf die "außerordentliche Kraft" und "ebenso große Lauterkeit" des Kantischen Denkens hinweisend, wieso sich dieser "der Entwicklung, die über ihn hinausging, so hartnäckig entgegengesetzt [hat?] ... Wieso hat dieser große Denker sich gegen jede notwendige Bewegung gestellt? Kant steht doch wohl über dem Motiv der Gelehrteneitelkeit" (1974, S.72).

Unbedingte Wahrheitsliebe

Bereits in dieser kurzen Skizze zeichnen sich einige polarisierende Zuschreibungen ab, die in den überlieferten Vorstellungen von historischen Wissenschaftlerpersönlichkeiten immer wieder eine Rolle spielen. Kants Wunsch, die (philosophische) Welt zu verändern und seine persönliche Veränderungsangst beinhalten eine eher spezielle Polarisierung; eine hingegen wiederkehrende rhetorische Figur, die im vorangegangenen explizit und implizit angesprochen wurde und die die Geschichte der Wissenschaften seit ihren Anfängen zu begleiten scheint, ist die der unbedingten Wahrheitsliebe bzw. - dieser entgegenstehend und mit ihr unvereinbar - der "Gelehrteneitelkeit". Erstaunlich zeitlos gegen sich wandelnde

Konzeptionen war diese Vorstellung bereits in der attischen Frühzeit der Wissenschaft anzutreffen, ihr historisch wirksamster Zeuge und Stammvater soll Sokrates gewesen sein. Von der stets indikativen Präsentation des wahrheitssuchenden Sokrates war bereits ausführlich die Rede, und auch Weischedel, der verspricht, die "philosophische Hintertreppe" zu benutzen, um "große Philosophen in Alltag und Denken" vorzustellen, hoffend, daß diese entgegen dem Haupteingang "schmucklos und ohne jede Ablenkung" sei und deshalb zuweilen "um so eher zum Ziel führe" (1966, S.9), läßt zwar, eine kleine Variation, des Sokrates' streitbare Gattin Xanthippe die Tür öffnen. Der Sokrates, der dann erscheint, ist aber der bereits bekannte: Obwohl Weischedel einige "Absonderlichkeiten" erwähnt und auch darauf hinweist, daß Sokrates in seiner Zeit keineswegs nur geachtet und verstanden worden sei, enthüllt er kurz darauf - Hintertreppe oder Vordertreppe scheinen hier keinen Unterschied zu machen - wer Sokrates eigentlich war bzw. was er eigentlich wollte:

Was ... die große Menge der Athener nicht sieht, das ist, daß es diesem 'mächtigen Querkopf', wie ihn Nietzsche nennt, zuletzt nicht um den Streit der Worte geht und nicht darum, im dialektischen Gefecht der Argumente und Gegenargumente recht zu behalten. Was Sokrates sucht, ist die Wahrheit. Von der Frage nach ihr ist er besessen (a.a.O., S.33).

Ebenso soll z.B. Aristoteles, obwohl "ein Mann von Welt" und, wie schon von Durant zu erfahren gewesen ist, dem "guten Leben" nicht abgeneigt, um die Welt, "sich selber und ... sein persönliches Schicksal [unbekümmert], ... ganz den Dingen und ihrer Erforschung hingegeben [gewesen sein]" (Weischedel 1966, S.53). Daß es "eigentlicher" Wissenschaft um die Wahrheit und um nichts als die Wahrheit gehe, ist jenseits unterschiedlicher (erkenntnis-) theoretischer Positionen eine der dauerhaftesten und wiederkehrendsten Beteuerungen in der Geschichte der Wissenschaften. Als modernes Modell für den "eentlichen Wissenschaftler" und dessen Handeln taugt, was sich in der bereits erwähnten Formulierung des Praktischwerdens der reinen Vernunft verbirgt: ihm folgen Forschende, "insofern wir rein nach der Vernunft und nach ihren Zwecken handeln, ohne daß wir diese Zwecke uns vorgeben ließen von irgend etwas, das ein Anderes gegenüber der Vernunft ist" (Adorno 1974, S.106). Die doppelte Staatsbürgerschaft bedeutet in diesem Sinne, daß zwar einerseits Teil der Erscheinungswelt, es andererseits die Aufgabe und die Besonderheit dieses Modellwissenschaftlers reine Vernunft ist, unkontaminiert von den Ansprüchen und Verführungen einer außerhalb liegenden Welt und innerhalb liegender Leidenschaften die Wahrheit zu suchen.

Anti-Autoritäres: Tabuisierung von Meinung und Gewohnheit

Stolpersteine der Wahrheit finden sich also zum einen außerhalb des Erkenntnissubjekts in Meinung, Autorität und Gewohnheit: In der wissenschaftlichen Neuzeit hatte Bacon die "Idola Fori" als Teil der Holzwege der Vernunft erkannt und Meinung, Vorurteilen und Autoritätshörigkeit der "Gewohnheitsmenschen" den Kampf angesagt. Descartes hatte sich in teilweise scharfem Ton gegen Schulwissen und Buchstabenglauben gewandt; letzte Autorität ist ihm das zweifelnde und in sich suchende Ich. Ebenso hatte Kant gegen die Tradition und deren Erbe polemisiert und verkündet, "daß es in dieser Art von Betrachtungen auf keine Weise erlaubt sei, zu *meinen*" (1781, S.869). Das Kantische *sapere aude* hatte aufgefordert, sich ohne Anleitung des eigenen Verstandes zu bedienen und im gleichen Atemzug getröstet, dies brauche - keinen grundlegenden Mangel des Verstandes vorausgesetzt - insbesondere der persönlichen Entschließung und des persönlichen Mutes. Ähnlich war Hume eigenen Angaben zufolge "nicht geneigt, mich irgendeiner Autorität in diesen Dingen [gemeint sind philosophische Fragen] zu unterwerfen, sondern [ich] wurde auf die Suche nach einem neuen Weg geführt, auf dem die Wahrheit wohl gefunden werden

mag" (zit.n. Weischedel 1966, S.170). Fichte kündigt im Ersten Buch über "die Bestimmung des Menschen" an, er wolle mit

diesem Augenblicke ... Alles Fremde ... aufgeben. Ich will *selbst* untersuchen. ... Ich will *mit Strenge und Sorgfalt* zu Werke gehen, ich will mir alles aufrichtig bekennen. - Was ich als Wahrheit finde, wie es auch immer laute soll mir willkommen sein. Ich will *wissen*. (1800, S.10)

Die Abscheu gegen bloße Meinung und Gewohnheit scheint - ebenso wie die unbedingte Wahrheitssuche, die durch ihre "eristische Dialektik" zu verletzen den Sophist(inn)en ihren Ausschluß aus der Gelehrtenfamilie beschert hatte - ein Band, das Parmenides und Heraklit mit den Elementaristen und Atomisten und mit ihrem Chronisten Aristoteles, das Bacon mit Descartes und Kant und diesen wieder beispielsweise mit Fichte, Hegel oder Marx und späteren Logiker(inne)n der Forschung verbindet.

Tabuisierung der Leidenschaften und der "amor intellectualis"

Ähnlich wahrheitshinderlich wie Meinung, Gewohnheit und Autorität scheinen Sinnlichkeit und Leidenschaften. Z.B. verspricht Fichte an der oben erwähnten Stelle auch, "geheime Wünsche" oder eine "vorliebende Neigung" zu verbannen; "ich vergesse und verleugne sie, ich werde ihr keinen Einfluß auf die Richtung meiner Gedanken verstatten" (a.a.O.); daß dies so einfach nicht ist, wird er im weiteren bemerken. Von frühen pythagoreischen Reinigungsriten, um die "Seele aus den Banden des Leibes zu befreien", ist bereits die Rede gewesen; daß Platon zwar Liebe und Schmerz als Ingredienzen des Erkenntnisprozesses benennt, aber ebenso wie Sokrates platonisch liebte, scheint zu versichern in der Geschichte der Wissenschaften immer wieder notwendig. Plotin war einer von vielen Forschenden, der sich seines Leibes schämte und Hobbes errichtete das Ideal der Naturwissenschaften entgegen menschlicher Leidenschaft und menschlichem Egoismus.

Entgegen der alten Skepsis gegen die Affekte und im Anschluß an Platon und dessen Vorstellung von einer Liebe bzw. einem Willen zur Erkenntnis vermutet Adorno, es sei "wahrscheinlich ohne Affekt, also ohne solchen Willen hinter dem Denken überhaupt gar nicht möglich, einen eigentlich philosophischen Gedanken zu fassen" (1973, S.200). Gleichwohl bedürfen diese Affekte, so Adorno weiter, einer Verwandlung dahingehend,

daß man nicht unmittelbar den Wunsch zum Vater des Gedankens werden läßt, sondern im allgemeinen muß der Wunsch gerade dieser direkten Beziehung sich entäußern und zurücktreten, indem er der Idee der Wahrheit sich unterordnet, aber festgehalten wird in der Unnachgiebigkeit, in der man dabei die Wahrheit verfolgt (a.a.O.).

Dieser gewandelte "amor intellectualis" durchzieht nun die Geschichte der Wissenschaft scheinbar ebenso hartnäckig wie "der unerbittliche Haß gegen das, was schlecht, was falsch, was furchtbar in unserer Welt ist" (a.a.O., S.201), beides allerdings mit wechselnden Inhalten. So trennte z.B. Spinoza, dem "amor intellectualis" folgend und gleichzeitig von offenem Haß verfolgt wie kaum ein zweiter, zwischen irdischer und überirdischer Liebe und riet, "jede Leidenschaft durch die Einsicht in die Notwendigkeit zu überwinden" (Hersch 1981, S.212). Er unterscheidet hierfür drei Arten der Erkenntnis: eine, die der Sinneswahrnehmung entstamme und leicht zu Irrtümern führe, eine, die diskursiv dem rationalen Denken folge und den Wissenschaften zugehöre und eine dritte, intuitive Erkenntnis, die "die wahre Erkenntnis [sei]. Nach ihr müssen wir streben." (a.a.O., S.211) Nur mit dieser dritten Erkenntnisweise gewinnt Spinoza zufolge der Verstand über die Leidenschaften, die erkenntniseinschränkend wirken, die Oberhand, indem er sich nach Gott

sehnt und alles unter "zeitlosem" Gesichtspunkt sieht. Hume ortet die scheinbar schwierige Beziehung zwischen Vernunft und Leidenschaft, so Danto (1997, S.17), dahingehend, daß "die Vernunft ... der Sklave unserer Affekte" sei; allerdings schließt er - die der Vernunft angetragene Abhängigkeit scheinbar akzeptierend: "und soll es sein". Philosoph(inn)en und Wissenschaftler(innen), die den Einfluß der Affekte auf die Vernunft akzeptierten, standen meist außerhalb der ganz überwiegenden akademischen Tradition. Neben Pascal ist hier z.B. Nietzsche zu nennen, der annahm, Forschende projizierten in ihre jeweiligen Systeme zunächst ihren Willen nach Macht, um dann "ihre uneingestandenene Wünsche, wie die Welt sein sollte, für objektive Wahrheiten [zu halten]" (a.a.O., S.18). Für Nietzsche waren wie für Kant "entdeckte" Strukturen nicht der Welt zugehörig, aber - entgegen Kant - auch nicht mit der Vernunft identisch: Wahrheit, und dies scheint Teil der Projektion Nietzsches, ist hier nur mehr ein "Wort für das, was der Lebensweise der Herde entgegenkommt" (a.a.O., S.19).

Skepsis gegen Ämter und öffentliche Ehren

Eine Möglichkeit, sich der "Herde", der öffentlichen Meinung und der drohenden Affektion durch eigene Leidenschaften zu entziehen, ist das "Leben im Verborgenen" bzw. das Fernhalten von weltlichem Treiben. Descartes, der im "Discours" seinen Weg vom Buchwissen über das Weltwissen hin zur Einsamkeit beschrieben hat, verkündet - nur mehr "Zuschauer" der "Komödien" des Lebens - seinen Leser(inne)n am Ende, sein Werk sei nicht

angetan ..., um mich in der Welt angesehen zu machen, aber ich habe auch gar keine Lust, es zu sein, und ich werde mich denen, durch deren Gunst ich ungestört meine Muße genieße, stets für verpflichtet halten, als ich es denen wäre, die mir die ehrenvollsten Ämter der Erde anböten (1637, S.179).

Gegen weltliche Güter und universitäre Ämter und Auftritte gleichermaßen skeptisch war Wittgenstein, von Weischedel gar in die Reihen der (wissenschaftlichen) Heiligen gehoben, weil er sein Millionenerbe nicht in Anspruch nahm. Ganz im Sinne dieser Heiligsprechung entfällt Wittgensteins unheilige Seite: Er habe in seiner Zeit als Volksschullehrer seine "Aufgabe an der Schule ... äußert ernst [genommen]; er experimentierte mit neuartigen Lehrmethoden" (1966, S.292); ich werde auf Wittgensteins Lehrmethoden weiter unten zurückkommen. Anselmus von Canterbury mußte - wie vor ihm schon Augustin und nach ihm einige andere - sogar zur Übernahme eines Amtes gezwungen werden:

seine geistlichen und weltlichen Freunde inszenierten eine Art Überfall. Als er sich am Krankenlager des Königs befindet, halten sie ihn fest, öffnen ihm gewaltsam die Faust und drücken ihm den Krummstab in die Hand. Dann tragen sie ihn in die Kirche und stimmen das Tedeum an. Aller Protest Anselms hilft nicht. Am Ende muß er gute Miene zum bösen Spiel machen und Erzbischof werden (a.a.O., S.86).

Cusanus hingegen war gegen die Übernahme öffentlicher Ämter weniger prüde; sein weltliches (bzw. kirchliches) Engagement wird jedoch eher nachgesehen, und obwohl sein zeitweiser Opportunismus Nachfolgende irritierte, scheint in seinem Fall vor allem das Werk zu zählen. Daß die Wahrheitsliebe zunächst eher schlecht Situierte wie Cusanus oder besonders gut Situierte wie z.B. schon Heraklit oder Platon schließlich doch in den Schoß von Mutter Vernunft leitete, ist hier das vermutlich ausschlaggebende Kriterium. Davon, daß für Bacon wiederum dessen weltliche Verstrickungen auch nachhaltige Einbußen seines wissenschaftlichen Renommées zur Folge hatten, war bereits die Rede.

Skepsis gegen den universitären Betrieb und Gelehrteneitelkeit

Besondere äußere und innere Gefährdungen der Vernunft und Wahrheit lauern scheinbar jenseits des öffentlichen Lebens in den Universitäten selbst. Bacon verwies auf die Gefahren der "Idola Theatri", Descartes hob die Kraft des "gesunden Verstandes" gegen "Büchergelehrsamkeit" und die "Eitelkeiten gelehrter Spekulationen" hervor. Adorno wollte letztere nicht mit Kant und dessen Person und Werk verbunden wissen und betonte die "ungeheure Anstrengung und ... ungeheure Resistenzkraft", die notwendig sei gegen auch "philosophische Wesen" affizierende narzißtische Triebkräfte (1973, S.204). Wie der Narzißmus als innerer Feind bedrohen die Universität und ihre Bastionen als potentielle äußere Feinde die intellektuelle Redlichkeit und Schaffenskraft, denn in der universitären Welt scheinen mitunter diejenigen an den Hebeln der Macht zu sitzen, die nicht der Wahrheit, sondern nur mehr dem eigenen Erfolg bzw. erfolgversprechenden (Selbst-) Unterwerfungs- und Erhöhungsritualen Folge zu leisten bereit sind. Die Eitelkeit der Gelehrten, der Betrieb bzw. dessen Gremien und deren geheimnisvolle Wirkungsweise sind gleichermaßen verdächtig:

Man glaubt, als deren Mitglied in irgendeiner Sache nach bestem Wissen und Gewissen das Anständige und das Richtige zu erkennen und zu tun [zu] versuchen; man muß aber beobachten, wie durch eine Unzahl von Mechanismen, die mit subjektiver Böswilligkeit ... der einzelnen gar nichts zu tun haben, gerade das Schlechte sich durchsetzt. Immer wieder machen konformierende, sich duckende, mit dem Strom schwimmende Menschen Karriere, angeblich aus höheren Gründen, während das solchen, die anders sind, versagt wird, weil sie so schwierig seien oder weil sie sonst irgendwelche Defekte hätten, die man ihnen vorrechnet (a.a.O., S.202f).

Auch hier trifft sich scheinbar die Skepsis schon des Demokrit mit den Cartesianischen und Kantischen Neuerungsversuchen, findet sich Kritische Theorie in einem Chor mit modernen Naturwissenschaftler(inne)n wie z.B. Einstein und Heisenberg (vgl. Kapitel III, Anmerkung 135).

Streitbare Häme: wenn die Kontroverse heftig und der Ton rüde wird

Obwohl, so Adorno, das "Anständige" dem "Schlechten" zu unterliegen scheint wegen einer "Unzahl von Mechanismen, die mit subjektiver Böswilligkeit" jedoch "gar nichts zu tun haben", begleitet der häufig sehr persönlich ausgetragene Streit um das jeweils als gut und böse, falsch und richtig Gedachte die Wissenschaftsgeschichte ebenfalls von ihren überlieferten Anfängen an, und besonders grob wird der Ton mit dem anbrechenden Zeitalter der Vernunft. Hatte die Inquisition bis dahin teilweise handgreiflich dafür zu sorgen versucht und geschafft, daß ihr Mißliebigen ungesagt blieb oder doch zumindest nicht zu weit verbreitet werden konnte, scheint, je weniger der Ausdruck bzw. die Niederschrift zu verhindern war, desto heftiger die folgende Reaktion gewesen zu sein. Daß Spinoza für die Erkenntnissuche einen "zeitlosen" Blickpunkt favorisierte, wundert angesichts der Häme, die ihm zuteil wurde, wenig. Er ist - so Weischedel (1966, S.132) - "derjenige Denker ..., auf den am meisten Beschimpfungen gehäuft werden"; eine kleine Sammlung bietet Weischedel an gleicher Stelle (a.a.O., S.132f): Spinoza sei ein "lichtscheuer Schreiber", ein "lästernder Erzjude und völliger Atheist", ein "elender Wicht", ein "ausländisches Tier", ein "scheußliches Ungeheuer", ein "dummer Teufel", ein "verblendeter Tropf" und ein "zum größten Unheil der Kirche und des Staates geborener Betrüger", der lediglich "philosophischen Lumpenkram", "gaukelhafte Alfanzerien" und ein einziges "Zerstörungswerk" in seinem "Tollhaus" ersonnen und "fluchwürdige Anschauungen" hinterlassen und veröffentlicht habe. Die so Schimpfenden sind Theologen, Philosophie- und Mathematikprofessoren oder

Naturwissenschaftler, und auch prominente Zeitgenossen stimmten ein in den Spinoza verdammenden Chor:

Voltaire meint, das System Spinozas sei 'auf dem ungeheuerlichsten Mißbrauche der Metaphysik aufgebaut'. Leibniz nennt eines der Bücher dieses Philosophen eine 'unerträglich freche Schrift', ein freches Buch. Hamann schließlich, Zeitgenosse und Freund Kants, bezeichnet Spinoza als einen 'Straßenräuber und Mörder der gesunden Vernunft und Wissenschaft' (a.a.O., S.133).

Dieser "Phalanx von Hassern und Beschimpfern" stand jedoch eine ebensolche "glühender Verehrer" entgegen - zu ihr gehörten u.a. Lessing, Herder und - etwas ambivalenter - Goethe; Schleiermacher möchte schließlich gemeinsam mit Gleichgesinnten "ehrerbietig eine Locke ... des heiligen, verstoßenen Spinoza" (zit.n. a.a.O.) opfern. Ähnliche Verteufelungen und Heiligsprechungen hatten wie erwähnt den Philosophen der Vernunft selbst getroffen, und in dem "polemischen Zeitalter" (Saner 1967) benötigte ebendiese Vernunft ob der Heftigkeit der Affekte ihrer Repräsentanten wohl zumindest einigen schriftlichen Schutz. Vernunftglaube und Leidenschaft scheinen eng beieinander gelegen zu haben, und so soll auch Hegel, wenn "er einmal glaubte hassen zu müssen, ... es recht gründlich [getan haben und] ... auch im Schelten war er fürchterlich" (Weisedel 1966, S.212). Ebenfalls für die Nachwelt festgehalten ist z.B. die "böswillige Ironie" Fichtes, die sich u.a. gegen den "geborenen stumpfen Kopf" und "ungezogenen, tölpenhaften Schwätzer" Nicolai entladen hat (vgl. a.a.O., S.188ff). Nimmt man hinzu, wie heftig und monoton z.B. Popper oder Topitsch gegen dialektisch-materialistische oder "quasireligiöse" psychoanalytische "Leerformeln" (Topitsch 1968) polemisieren, so läßt sich ahnen, daß auch in der wissenschaftlichen Neuzeit und ihrer anti-dogmatischen und ideologiekritischen Speerspitze das enge Band zwischen Vernunftgläubigkeit und Leidenschaftlichkeit gewahrt bleibt.

Exkommunikation von Psycho- und Sozio-Logik

Nun ist es keineswegs so, daß der Betrieb nicht um die Selbstgefährdungen und um die Leidenschaften auch der in ihm Tätigen wüßte: Zwar begann der moderne Idealismus mit der Hoffnung, es gebe nichts, was leichter zu erkennen sei als das eigene Selbst und er bemühte sich konsequent um die Einführung der Erkenntnislehre in die Philosophie und Wissenschaften: "Es kann keine nützlichere Forschung betrieben werden als diejenige, die versucht, die Natur und das Ziel der menschlichen Erkenntnis zu bestimmen" (Descartes nach Durant, Bd.22, S.359). Doch gerade das "Jahrhundert der Selbstanalyse" (Danto 1997) war gezeichnet durch heftige Affekte und eine tiefgehende Skepsis gegen diese, und Folgende trieben die sukzessive Ex-Kommunizierung der Sozio- und Psycho-Logik von Forschung weiter voran: Nur die Vernunft bzw. rationale und kontrollierbare Entscheidungen sollen Einfluß in dem Prozeß des Forschens nehmen. Die Forschenden werden - der Absicht nach - mit ihrer Subjektivität, ihrem Erfindungsgeist, ihren "kühnen" Hypothesen und Schlüssen und ihren sozialen Händeln zunehmend in das Jenseits der behaupteten, eigentlichen Logik der Forschung gedrängt.

Starke und Schwache

Daß dies nicht immer zu gelingen scheint, belegen u.a. ab und zu offenkundig werdende Betrügereien in der Wissenschaft (Di Trocchio 1995). Aber jedem neuen Betrug bzw. dessen Aufdeckung folgen empörte Abgrenzungen der vielen ehrlichen und untadeligen Wissenschaftler(innen). Gleichwohl vermutete schon Descartes "Böswilligkeit" und "Leichtsinn" auch unter den Gelehrten anzutreffen; Kant schied zwischen Gut und Böse

mittels einer hinreichenden bzw. eingeschränkten Verstandestätigkeit, und die Verteilungsannahmen für dieses Gut fallen je nach Zeit und Haltung zum eigenen Werk unterschiedlich aus. Andere, die wie Adorno skeptisch bleiben gegen die Vielen (allerdings weniger, was deren wissenschaftliche Redlichkeit, denn was deren Macht- bzw. Gehorsamsgebaren angeht), scheinen zumindest anzunehmen, es gebe gegen den Betrieb und die Niederungen der eigenen Menschennatur resistente und weniger resistente Personen. Die Ursache für diese Resistenz wird je nach Temperament und wissenschaftlichem oder erkenntnistheoretischem Standort wiederum unterschiedlich vermutet; z.B. leitet Fichte seine Wissenschaftslehre damit ein, daß, was

für eine Philosophie man wähle, ... davon ab[hänge], was man für ein Mensch ist: denn ein philosophisches System ist nicht ein toter Hausrath, den man ablegen oder annehmen könnte, wie es uns beliebt, sondern es ist beseelt durch die Seele des Menschen, der es hat. Ein von Natur schlaffer oder durch GeistesKnechtschaft, gelehrten Luxus, und Eitelkeit erschlaffter, und gekrümmter Charakter wird sich nie zum Idealismus erheben (zit.n. Adorno 1974, S.29).

Zwar merkt Adorno ironisch gegen Fichte und dessen Trennung der Gelehrtenwelt an, daß "nach einer Art von geheimer Gnadenwahl des Weltgeistes diejenigen Menschen, die nicht idealistisch denken, von vornherein verworfen [scheinen]" (a.a.O., S.34), aber was zu der von Adorno selbst beschworenen Resistenzkraft befähigt, die zudem dysfunktional scheint angesichts von Universitäten, die jenseits subjektiver Böswilligkeiten mit vielen konformistischen, sich duckenden Karrieremenschen und wenigen, "die anders ... schwierig seien", gefüllt scheinen, bleibt offen.

Selbst- und Weltvergessene, Verkäufer, nüchterne Forscher, Schöngeister, Versöhnungsarbeiter, Wunderkinder und Heroen

Es scheint, das legt das gerade Ausgeführte nahe, mindestens zwei Arten von Forscher(in-ne)n zu geben: mich und die Meinen und die Anderen. Da das, was jeweils als das Eigene und das Andere beansprucht oder verstanden wird, jedoch wechselt, hilft möglicherweise der Blick in die Wissenschaftsgeschichte zu einer vorläufigen inhaltlichen Füllung. Nun ist diese Geschichte, eine Tendenz von Geschichtsschreibung überhaupt, weniger eine Geschichte der Vielen, sondern eher eine der Wenigen, Herausgehobenen, Besonderen. Gleichwohl lassen sich im Heer dieser "großen Männer" einige Differenzierungen und Typisierungen erkennen. Daß Typisierungen nicht einfach identisch sind mit der Persönlichkeit der so Typisierten, sondern daß sich in ihnen Hervorhebungen und Wahlen der Rezipierenden (und damit auch von mir) finden, habe ich am Problem des *historischen* Sokrates zu verdeutlichen versucht. Es handelt sich eher, so vermute ich, um Mythen, die - teils zur Identifikation (und zum Bemühen um eine bescheidene Nachahmung), teils zur Abschreckung - als Wegweiser an den Weg der Wissenschaftsgeschichte gestellt worden sind.

Von dem "Meister", seiner Wahrheitsliebe und -suche, seiner Erkenntnisbesessenheit und Selbstvergessenheit, die gegen Autorität, Meinung und Leidenschaft gleichermaßen widerständig und kämpferisch gewesen sein sollen, war bereits ausführlich die Rede. Sein Bild scheint die Folie zu sein, in die jeder "wissenschaftliche Charakter" zumindest den Umrissen nach einfügbar sein muß. In gewisser Weise ist er, leidenschaftlich für die Fakten, auch gleichgültig gegen sie, er ist nicht an den jeweiligen Inhalten von Erkenntnis, sondern nur daran, daß es sich tatsächlich um Erkenntnis handelt, interessiert. In dieser Hinsicht scheint er ein wichtiger Vorläufer eines zumindest in meiner Disziplin aktuell immer häufiger anzutreffenden, modernen Wissenschaftler(innen)typus zu sein, bei dem zunehmend auswechselbar wirkt, ob er Wissenschaft, Politik oder ein Waschmittel, ob er Silber oder

Eisen verkauft. Und möglicherweise finden sich hier auch Spuren zu den überlieferten kommunikativen Kompetenzen des Sokrates, seiner Neugier, seinem Spott und seiner Streitlust, und auch zu einer - zwar weniger rezeptionswirksamen, aber nicht uninteressanten - Neigung, auf die Platon zielte, als er den Alkibiades klagen ließ, Sokrates halte "alle Dinge für nichts wert und uns für nichts und verstellt sich nur gegen die Menschen und treibt Scherz mit ihnen ein Leben lang" (Symposion 216e).

Ein weiterer wichtiger Prototyp - der des "nüchternen Erforscher[s] der Dinge" (Weischedel 1966, S.58) - soll der Überlieferung zufolge Aristoteles gewesen sein (der an dieser Überlieferung nicht ganz unschuldig war): Auch er soll, ganz in den Sokratischen Fußstapfen, angesichts der drohenden Verurteilung durch die Athener nicht das eigene Wohl und die eigene Unversehrtheit im Auge gehabt haben, sondern Athen und die Philosophie - er verließ Athen, darauf hatte u.a. Vorländer verwiesen, damit dessen Bürger sich nicht erneut an der Philosophie würden versündigen können. Ernst, trocken, nüchtern, ein nicht ganz, aber dennoch "gefühlloser Bücherwurm", treu, aber zur Liebe unfähig, fleißig und sorgfältig (wenn auch nicht immer mit der Späteren notwendig erscheinenden Exaktheit), wird er zum Stammvater aller folgenden Sammler, Inventarisierer, Gliederer, Ordner und Hierarchisierer, während diejenigen, die entgegen diesen männlich-väterlichen Tugenden eher das Schöngeistige, Vernunftskeptische und Weiblich-Intuitive favorisieren, zwar wieder einen Mann, aber mit Platon einen der Überlieferung zufolge ebenso sensiblen wie konsequenten "Künstler" als möglichen Ausgangspunkt ihres Stammbaumes wählen können. Darauf, daß gerade viele Naturwissenschaftler(innen) sich entgegen der eigenen Ordnungsarbeit und gegen den "Professor" Aristoteles auf Platons Erbe berufen, habe ich bereits hingewiesen; eine ähnliche Skepsis gilt der recht akribischen, ordnungs- und pünktlichkeitsliebenden Persönlichkeit Kants. Insbesondere Aristoteles, der bis heute "wirkungsmächtigste aller bisherigen Philosophen" (Rullmann 1993, S.31), dessen Werk "besonders geeignet [war] zum Vortrag von dogmatischen Lehrgehalten" (Adorno 1973, S.42), verfügt über eine ausgesprochen ambivalente Nachkommenschaft.

Neben Künstlern und (durchaus machtvollen) Fleißarbeitern scheint ein weiterer Typus der Wissenschaftsgeschichte der des Versöhnlers zu sein. Hier sind die unmittelbaren Schüler des Parmenides und spätere Gelehrte wie z.B. Thomas von Aquin oder Nikolaus von Kues zu nennen, ebenso - und trotz seiner Empörung über das Werk des Spinoza - Gottfried Wilhelm Leibniz. Leibniz, der sich mit antiker und scholastischer Philosophie, mit Rationalismus und Empirismus beschäftigte, betrieb sowohl mathematische als auch physikalische Studien, und obwohl er sich im Widerstreit zwischen alter, antiker und neuer Galileischer Physik für letztere entschieden hat, bleibt hier wie bei fast allen anderen seiner diversen Interessen und Tätigkeiten die Hauptfrage die nach der Harmonisierung von Gegensätzlichem: Leibniz wollte ebenso Mechanik mit Glauben wie die streitenden Kirchen zu einer Weltkirche verbinden; er bemühte sich um eine die Differenzen natürlicher Sprachen überschreitende Universalsprache; er suchte nach einem Begriffsalphabet durch Rückgang zu den letzten, einfachsten Begriffen, um diese dann wieder in ein einziges, großes, vermittelndes System der wissenschaftlichen Arbeit zu integrieren. Und Leibniz ist nicht nur der Prototyp des wissenschaftlichen Versöhnlers, sondern er gehört auch einer weiteren Rubrik der Wissenschaftsgeschichtsschreibung zu, der der Wunderkinder: da "ihm niemand das Latein beibringen will, buchstabiert er sich mit acht Jahren selber in diese Sprache hinein" (Weischedel 1966, S.142). Ähnliches ist von Pascal, diesmal allerdings zumindest teilweise der Fuchtel eines strengen Vaters folgend, zu erfahren: Jener habe ihn gezwungen, Sprachen zu lernen; gegen den väterlichen Willen beschäftigte Pascal sich jedoch auch mit der Mathematik und den Naturwissenschaften "und erfindet, auf dem Fußboden liegend und mit Kreide Dreiecke und Kreise zeichnend, ganz selbständig die Euklidische Geometrie"

(a.a.O., S.125). Von Brunos mnemotechnischen Fertigkeiten war bereits die Rede, und auch Fichte erstaunte, da er, obwohl ein einfacher Hütejunge, alle sonntäglichen "Predigten wortwörtlich wiederholen" (a.a.O., S.191) konnte.

Ähnlich hervorgehoben wie Wunderkinder werden die "Wunderkinder" der Wissenschaftsgeschichte, die "Heroen", "Freigeister" und "Feldherren", die gegen Meinung und Autorität ihren "gerechten Kampf" fechten. Ein Heros, der sich selbst gegen die Scheiterhaufen der Inquisition arrogant zeigte, war der "Streiter" und "Krieger" Bruno, ein anderer, der sich zwar für weltliche Güter als anfällig erwies, aber gleichwohl wehrhaft und laut für sein "Novum Organon" stritt, Francis Bacon. Wie der recht unbescheidene Demokrit Bescheidenheit, so behauptete der als wenig gütig in die Geschichte eingegangene Bacon Güte als menschliche Haupttugend. Seine im Feld der Politik erworbene Vorstellung von einem "gerechten und ehrenhaften Krieg" (zit.n. Durant, Bd.20, S.319) übertrug er - wohl nicht ganz zu Unrecht von Durant als General des neuen Reiches bezeichnet - in das Kampf- und Schlachtfeld der Wissenschaft, und seine politischen und menschlichen Schwächen scheinen angesichts seiner wissenschaftlichen Größe und Weitsicht zunächst vernachlässigenswert, wenn ihn z.B. Durant (a.a.O., S.304) zum "größten und stolzesten Geist dieses Zeitalters" ernennt oder Whitehead ihm bescheinigt, er habe "die direkteste Einsicht in das volle Ausmaß der intellektuellen Revolution [gehabt], die damals vor sich ging" (1925, S.56). Selbst der mit solchen Prädikaten eher zurückhaltende Wundt lobt Bacons "geniale Intuition" für die Neubestimmung des Verhältnisses zwischen theoretischen und praktischen Wissenschaften (1901, S.45).

Die Zuschreibung des Heroischen kommt nicht nur bestimmten Personen, sondern ganzen Jahrhunderten zu, so dem bereits erwähnten der Naturwissenschaften ebenso wie dem dieses vorbereitenden "Jahrhundert der Genialität". Die Hymne auf diese Zeit und ihre "Riesen" ist erstaunlich disziplin- und sogar systemübergreifend, wenn auch teilweise - vergleicht man die bereits erwähnte Aufzählung von Whitehead (1925) z.B. mit der von Karcev und Chazanovskij (1975) - unterschiedliche Riesenzuordnungen vorgenommen und je bestimmte Riesen gewählt werden, um "die größte progressive Umwälzung, die die Menschheit bis dahin erlebt hatte" (Engels zit.n. a.a.O., S.22) zu veranschaulichen (im Falle der sowjetischen Wissenschaftler ist dies in gewisser Weise folgerichtig "der berühmte Künstler und geniale Ingenieur" da Vinci). Doch trotz einiger Differenzen²⁰⁸: Forscher wie Kopernikus, Galilei, Kepler, Francis Bacon, Descartes oder Newton gehören in den Stammbaum sich als empirisch verstehender Wissenschaftler(innen), und es bleibt u.a. kritischen Theoretikern wie Horkheimer und Adorno vorbehalten, gegen den ganz überwiegenden Chor des naturwissenschaftlichen Triumphes auf die "Dialektik der Aufklärung" (1944) und ihrer Vorläufer und Folgen zu verweisen.

Ambivalenter als den heroischen Zeitaltern scheinen Nachfolgende den Persönlichkeiten der Heroen gegenüberzustehen. Daß auch der Kampf gegen das Unrecht die Züge verzerrt, hatte Brecht sich und anderen (wenn auch nicht immer wirkungsvoll) ins revolutionäre Tagebuch geschrieben. Daß die wissenschaftlichen Heroen weitblickend sich einer historischen Übermacht entgegenstellten, ließ sie - zumindest solange die sich auf sie berufende Wissenschaftstradition fort-dauert - unsterblich werden. Und doch sind, dies wird wieder am Beispiel Bacons offenkundig, kritische Töne unüberhörbar, wenn z.B. Wundt "die Mängel" erwähnt,

208 die nicht ganz unsystematisch scheinen: Während die Liste von Karcev und Chazanovskij einerseits mit ihren Hinweisen z.B. auf Entdecker und Schriftsteller breiter angelegt scheint, entfallen andererseits, verglichen mit Whitehead, wohl auch aus ideologischen Gründen u.a. Pascal, Locke und Leibniz.

die den eigenen naturwissenschaftlichen Versuchen dieses von Haus aus mehr in den Geschäften des Staatsmannes und Juristen als in den Methoden der Naturforschung geübten Denkers anhaften, [insbesondere] ... seine Unterschätzung der mathematischen Hilfsmittel, zu deren richtiger Würdigung ihm das eigene Talent abgeht (Wundt 1901, S.180).

Ähnlich akzeptiert auch Merton zwar Bacon als einen "der bedeutendsten Vorkämpfer für eine positive Bewertung der Wissenschaft und die Zurückweisung der 'fruchtlosen Scholastik'" (1938a, S.67), mit seiner "klangvollen Beredsamkeit" gehe aber seine Unfähigkeit, z.B. Galileis Wichtigkeit zu ermessen ebenso einher wie seine Geringschätzung der Mathematik. Insgesamt bleibt Bacon auf diese Weise eine widersprüchlich rezipierte Gestalt der Wissenschaftsgeschichte, seiner entschiedenen experimentellen Modernität steht seine mathematische Abstinenz ebenso wie die Offenkundigkeit seiner weltlichen Machtverfallenheit entgegen, und so schüttelt schließlich auch der des Lobes volle Durant den Kopf auf die Behauptung Popes, Bacon sei "der weiseste, glänzendste und gemeinste Vertreter der Menschheit" (zit.n. Durant, Bd.20, S.322). Heroen taugen so scheint es wenig für den wissenschaftlichen Alltag, und ihre fehlende Nüchternheit trägt ebenso zur Ambivalenz bei, wie umgekehrt auch der scheinbar mangelnde Freigeist der wissenschaftlichen Ordnungshüter und Fleißarbeiter eine achtungsvolle *und* verachtende Rezeption nach sich zieht, die u.a. in der im "Protokoll" erwähnten Zuschreibung des fehlenden Scharfsinns und Witzes bei "nur" reichem Wissen und einer konservativen Weisheit von Durant an Aristoteles wirksam ist.

Erst in der wissenschaftlichen Neuzeit scheint eine fruchtbare Mixtur aus dem wahrheitssuchenden Sokrates, einer notwendigen Fähigkeit zur Abstraktion und der alltäglichen forscherschen Orientierung auf die Whiteheadschen "widerspenstigen und eigenwilligen Tatsachen" endlich geglückt. So ist von einigen, weiterhin mannhaft gegen das Fortdauern von Werturteilen bzw. deren Eindringen in den Bereich empirischer Forschung angetretenen Wissenschaftstheoretikern, die zudem für eine einheitswissenschaftliche, und das bedeutet an den Naturwissenschaften orientierte Forschungskonzeption streiten, gleichermaßen Erfreuliches wie Bedenkliches zu erfahren: Denn nach deren Auffassung ist es eine "*Tatsache* [meine Hervorhebung], daß in den exakten Disziplinen heute kein Interesse mehr daran besteht, bestimmte vorgegebene Thesen und Theorien gegen jedes mögliche Scheitern an der Erfahrung abzusichern" (Topitsch 1968, S.25). Entgegen dieser "kritischen" und naturwissenschaftlich inspirierten Forschung geht es wechselnden "Scholastiken" wie den christlichen, den psychoanalytischen, den dialektisch-materialistischen oder manchmal einfach auch denen des "großen Publikums" (Topitsch 1963, S.67) - "*in Wirklichkeit* [meine Hervorhebung] gar nicht um die Gewinnung prüfbarer Tatsachenaussagen, sondern um die Erzielung erwünschter psychologischer Motivationswirkungen" (Topitsch 1968, S.25) im Kampf der "um die Macht ringenden Gruppen" (a.a.O.).

Zwischen Bescheidenheit und Expansion

Ich muß gestehen, daß meine Versuche, die zuletzt erwähnten Hinweise empirisch zu nutzen - d.h. auf bestimmte Forschende anzuwenden, die bestimmte Forschungsarbeiten unternehmen und vortragen - einige Probleme aufwiesen. Denn entgegen dem undogmatisch sich gerierenden Dogmatismus der Anti-Immunisten fand ich die u.a. von Topitsch emphatisch vertretene Faktizität des Unterschiedes zwischen der nur an der Wahrheit interessierten Wissenschaft bzw. nur an Eigeninteressen interessierten, das Attribut wissenschaftlich lediglich benutzenden Lehren ausgesprochen selten. Stolz und Macht, Bescheidenheit und Fleiß, Desinteresse an Erfolg und Polemik und Logik der Bühne:

Wissenschaftler(innen) - und dies gilt keineswegs nur für die Heroen der Wissenschaftsgeschichte - scheinen in einer schwierigen Gratwanderung befangen zwischen, so Merton (1957, S.276), der "institutionelle[n] Norm der Bescheidenheit" einerseits und der der Originalität andererseits (vgl. auch Merton 1963). Folgerichtig verbirgt sich das Ich moderner Forscher(innen) - Postulaten wie den gerade gehörten folgend und diese nutzend - hinter der Dignität der Methode, Descartes und Kant ließen die *Vernunft selbst* für sich sprechen, und die noch Früheren arbeiteten stolz an der Sichtbarmachung von Gottes Werk. Wie nahe beieinander Demut und Vermessenheit liegen, wird an Keplers Vorwort zu den "Harmonices mundi" offensichtlich:

Nichts hält mich jetzt mehr zurück: ich will meiner heiligen Begeisterung nachgeben ... Wenn ihr mir verzeiht, freue ich mich. Wenn ihr zornig werdet, werde ich es zu ertragen wissen. Die Würfel sind gefallen, das Buch ist geschrieben, damit man es jetzt oder in späteren Zeiten lese; wann - darauf kommt es mir nicht an. Es mag ein Jahrhundert auf einen Leser warten, wie Gott sechstausend Jahre auf einen Entdecker gewartet hat! (zit.n. Durant, Bd.22, S.289)

Stolz und Triumph waren und sind kontinuierliche Begleiter insbesondere der naturwissenschaftlichen Expansion, so z.B. deutlich auch in der "Kampflust" und den Polemiken Galileis. Ebenso verläuft die Biographie Newtons zwischen dem Bemühen um ein "stilles Gelehrtenleben mit voller Muße zur Entfaltung seines staunenswerten mathematischen Talentes und zur ruhigen Vollendung großartiger und weitaussehender Arbeiten" (Lange 1873, S.272), teilweise verbissenen Prioritätsstreitigkeiten und der Versicherung, nur auf den Schultern von Riesen sein riesiges Werk vollbracht zu haben. Und es ist ein ähnlicher Stolz, der in diesen Tagen aus den Gesichtern der Mars-erobernden amerikanischen Forscher über Millionen Bildschirme strahlt und z.B. Kant oder Freud zeichnet mit ihrem Anspruch, die kopernikanische Wende auch in die Wissenschaft vom Menschen zu tragen; letzterer datierte seine 1899 beendete "Traumdeutung" - folgendem Ruhm vorgreifend - auf das Jahr 1900.

Starke Denker, schwache Körper

Doch nicht nur zwischen Bescheidenheit und Anmaßung scheinen viele Wissenschaftler(innen) zerrissen. In merkwürdigem Kontrast zu der überlieferten Verstandeskraft vieler der Forscher(innen), von denen im vergangenen die Rede war, steht auch eine in vielen Fällen ebenfalls überlieferte körperliche Schwäche. Descartes war wie Bacon von eher schwächlicher Statur; ebenso Hobbes, dem aber "trotz seiner anfänglichen Schwächlichkeit bis in sein zweiundneunzigstes Jahr zu leben bestimmt war" (a.a.O., S.247). Weitere Verweise auf körperliche Gebrechen finden sich bei Weischedel: Aristoteles soll "schwach auf den Beinen und kleinäugig" gewesen sein, er "stieß beim Sprechen ein wenig mit der Zunge an" (1966, S.51); Thomas von Aquin hatte eine "imposante Leibesfülle" und an "seinem Pult ... muß ein runder Einschnitt angebracht werden, damit er überhaupt daran sitzen und studieren kann. Man darf das erwähnen," fügt Weischedel (a.a.O., S.90) hinzu, "ohne den Respekt vor dem großen Manne zu verletzen; denn Thomas selber hat sich gelegentlich selbstironisch über seine ungeheure Leiblichkeit geäußert". Hume wird von einem Zeitgenossen, einem "Verehrer seiner Philosophie", wie Weischedel anmerkt, wie folgt beschrieben:

Sein Aussehen spottete jeder Physiognomik, und der Tüchtigste in dieser Wissenschaft würde nicht die mindeste Spur seiner Geistesstärke in den nichtssagenden Gesichtszügen haben entdecken können. Sein Gesicht war breit und fett, sein Mund groß und von einfältigem Ausdruck. Die Augen waren leer und geistlos, und beim Anblick seiner Korpulenz hätte man eher

glauben können, einen Schildkröten essenden Ratsherrn als einen kultivierten Philosophen vor sich zu sehen. Die Weisheit hat sich sicherlich noch nie in eine so sonderbare Gestalt verkleidet. (a.a.O., S.170)

Nimmt man noch z.B. den hageren, blassen Leibniz, der eine schwache Stimme hatte, den Kopf in die Schultern gezogen hielt, "die Kehlbuchstaben und das K ... schwer auszusprechen" (a.a.O., S.145) in der Lage war und - so ein zeitgenössischer Biograph - "nicht nur frühzeitig eine kahle Platte", sondern zudem "mitten auf dem Wirbel ein Gewächs von der Größe eines Taubeneies [hatte]" (zit.n. a.a.O., S.145), so scheint *sophia* doch immer wieder recht eigenwilligen Verkleidungsneigungen gefolgt zu sein - oder wurde sie zwecks Verkleidung aufgesucht?

Absonderliches: Wenn Denker schwach werden

Viele Heroen der Wissenschaftsgeschichte fallen nicht nur durch ihren wenig heroischen Körperbau, sondern auch durch allerlei menschliche Schwächen und Sonderbarkeiten auf. Von Bacon war bereits ausführlicher die Rede, Aristoteles hätte weniger an wissenschaftlichen Werken vollbringen und hinterlassen können, hätte er nicht recht denkwürdige Methoden entwickelt, seinen Schlaf abzukürzen. Pascal lebte zeitweise in äußerster Kargheit und geißelte sich zusätzlich, da ihm dieser Verzicht nicht ausreichend erschien, mit einem "stacheligen Gürtel, den er sich um den Leib legt" (Weischedel 1966, S.126). Hegel zeichnete sich durch einen tiefen und offensiven Ernst aus, der ihm bereits in seinen Jugendjahren den Spitznamen "der alte Mann" (a.a.O., S.211) einhandelte; Nietzsche haßte insbesondere Frauen, während Schopenhauer fast nur seinen Pudel liebte, und Berichte über Kants Alltag wirken ein bißchen so, daß die beste Parodie auf den deutschen Biedermann gegen sie nichtssagend zu werden droht. Diese Aufzählung könnte wie die vorangegangene als Kuriosität der Wissenschaftsgeschichte erstaunt zur Kenntnis genommen und stehen gelassen werden, wie dies häufig, wenn Person und Alltag von Wissenschaftler(inne)n thematisiert werden, der Fall zu sein scheint. Dies wäre zum einen einigermaßen unbefriedigend, weil die Frage, in welcher Weise persönliche Grundhaltungen im Innersten wissenschaftlicher Systeme zum Ausdruck kommen, Teil der vorliegenden Arbeit ist; zum anderen übergeht, was in der schnellen Betrachtung kurios erscheinen mag, daß die, von denen die Rede ist, mit diesen Kuriositäten und der Reaktion Dritter auf sie zu leben hatten. Wegbegleiter der Vernunft und ihrer bekanntesten Erfolge scheinen Kränkung und Wiedergutmachung für diese, ebenso wie Zerrissenheit und zeitweise Verzweiflung gewesen zu sein. Daß Vernunft sich immer wieder gegen Affekte abzuschotten bemüht war und ist, läßt ahnen, wie schwerwiegend und bedeutsam diese Affekte waren. Von Kants Ordnungsmaßnahmen gegen den "Ozean" war bereits die Rede²⁰⁹; Russell berichtet - ich führe ihn als ein Beispiel für viele andere an - von seinen wiederkehrenden Kämpfen zwischen Zweifel und Versuchsversuchen: "Wir stehen am Ufer eines Ozeans und schreien in die leere Nacht hinaus; zuweilen antwortet eine Stimme aus dem Dunkel. Aber es ist die Stimme eines Ertrinkenden, und im nächsten Augenblick kehrt das Schweigen wieder" (zit.n. Weischedel 1966, S.286). Schwermut bis hin zu Selbstmordgedanken begleitete seine Arbeit an den "Principia Mathematica", die für ihn auch zu "eine[r] Stätte des Friedens [wurde], ohne die ich nicht wüßte, wie ich weiterleben sollte" (zit.n. a.a.O., S.284). Der Biologe Monod beschreibt die Verzweiflung angesichts der Vermutung, "daß er [der

209 "Ozeanische Gefühle" der Unwissenheit wurden auch vor Kant oder Russell formuliert, so z.B. von Newton, der sich - allerdings erkenntnisoptimistischer als seine Nachfolger - selbst am Ende seines Lebens beschrieb als einen "kleine[n] Junge[n] ..., der am Meeresufer spielte und sich damit vergnügte, dann und wann einen glatten Kiesel oder eine hübschere Muschel als gewöhnlich zu finden, während der große Ozean der Wahrheit ganz unentdeckt noch vor mir lag" (zit.n. Merton 1965, S.175).

Forscher] seinen Platz wie ein Zigeuner am Rande des Universums hat, das für seine Musik taub ist und gleichgültig gegen seine Hoffnungen, Leiden oder Verbrechen" (1971, S.110). Ähnlich faßt Devereux das Trauma der "Stummheit der Materie", auf die

der Mensch mit Panik [reagiere]. Da er ihre Stummheit verleugnen und seine Panik kontrollieren muß, fühlt er sich dazu veranlaßt, physikalische Begebenheiten animistisch zu interpretieren und ihnen, um sie als 'Antworten' erfahren zu können, 'Bedeutungen' zuzuschreiben, die sie nicht besitzen. (1967, S.55)

Daß Kant dem Ozean der Dinge invariante Strukturen des Erkenntnissubjekts einzuschreiben versuchte, wäre in diesem Lichte sowohl der für seine Zeit revolutionäre Hinweis auf dessen Gestaltungsarbeit am Objekt - *ich* nehme dies wahr - als auch eine Verkehrung des jeweils Invarianten bzw. Vergänglichen: Der Ozean Kants und das Universum Monods bleiben vergleichsweise dauernd, während die je konkreten und vergänglichen Subjekte sie in ihrer sehr kurzen Lebenszeit innerhalb der (sich ebenfalls wandelnden) Möglichkeiten und Grenzen ihrer Erkenntnisvermögens zu betrachten und zu verstehen suchen.

Gelingt die Bedeutungszuschreibung, so kehrt einige Zeit Ruhe auf dem von Kant modellierten und errichteten wissenschaftlichen Richtersitz ein, aber häufig scheinen dem Gelingen neue Verunsicherungen und neue (Be-) Deutungsversuche zu folgen. Gelingen und Scheitern und sehr kontrastierende Ausgänge des Welt- und Selbstverstehens, die für ebenso kontrastierende Gefolgschaften bedeutsam wurden, begleiten den Weg und das Werk von Ludwig Wittgenstein, dem ich mich an dieser Stelle abschließend zuwenden möchte, weil er kennbarer als viele andere für die enge Verbindung von Biographischem und Wissenschaftlichem, von Ohnmacht und Allmacht, von Schwäche und Stärke und Schwachwerden eines Starken steht. Als sein "Tractatus" 1921 erschien, geriet die Welt derer, die an nichts als an Tatsachen zu glauben beabsichtigten, in Aufruhr, da in ihm die "fundamentale, für alle künftige Philosophie schlechthin entscheidende logische Aufklärung" (Schlick 1968 zit.n. Hegselmann 1979, S.34) geleistet worden sei. Problematisch verliefen allerdings Versuche, mit ihm in Verbindung zu treten: Der neue Heros der Logik reagierte erst 1927 auf Schlicks Kontaktversuche, und sein "etwas merkwürdiger Charakter machte den Umgang mit ihm nicht gerade unkompliziert" (Hegselmann 1979, S.34). Ein ehemaliger Schüler von Wittgenstein beschreibt dies wie folgt:

Wittgensteins Gesicht arbeitete. Er setzte seine ganze Kraft ein. Manchmal grub er über den Augenbrauen seine Fingernägel in die Stirnhaut ein, so daß man die Abdrücke sehen konnte. Wittgenstein fluchte nie, er sagte aber häufig: 'Das ist scheußlich', wenn wir etwas nicht begreifen wollten. Diesen Ausdruck gebrauchte er dann, wenn er in höchster Aufregung war, seine Fingernägel in die Stirnhaut grub oder auf sein Taschenbuch biß (zit.n. Wünsche 1985, S.115).

Auch erwies Wittgenstein sich als

äußerst scheu; es plagte ihn die Angst, geisteskrank zu werden. Bei den Zusammentreffen mit Schlick und anderen war er oft nicht bereit, über Philosophie zu reden; er rezitierte dann Gedichte ... [Es] durften an Wittgenstein keine direkten Fragen gestellt werden; Widerspruch habe ihn irritiert ... In Wittgenstein habe es einen ununterbrochenen inneren Kampf gegeben. (Hegselmann 1979, S.69f)

Während die Logischen Empiristen sich um Kontakt zu Wittgenstein bemühten, zog er - wie schon in Geldangelegenheiten - eine recht unnachgiebige Konsequenz: Aus der im

"Tractatus" vertretenen These "von der Sinnlosigkeit aller philosophischen Sätze zog er existentielle Konsequenzen, und gab die Beschäftigung mit der Philosophie zunächst auf" (a.a.O., S.69). Es folgte zwischen 1920 bis 1926 die Tätigkeit als Volksschullehrer in niederösterreichischen Dörfern, die für die Kreation des Heros Wittgenstein wenig dienlich als sogenannte "verlorene Jahre" ausgesteuert wurde und für ihn selbst schwierig, für sein Verständnis der Eigenart von Erkenntnis jedoch auch wegweisend scheint. In einer nachdenklichen und lesenswerten Arbeit hat Konrad Wünsche das Leben des "Volksschullehrer[s] Ludwig Wittgenstein" (1985) zu rekonstruieren versucht. Daß es "angeblich Krach mit den Behörden gegeben [hatte], mit dem diese Lebensperiode Wittgensteins endete" (a.a.O., S.12), war bereits Ergebnis anderer biographischer Recherchen gewesen, aber lange waren "die delikatsten Dinge ... zurückgehalten" (a.a.O., S.13) worden. Wünsche recherchierte mithilfe neuer Briefe, Dokumente und in Gesprächen die weitgehend tabuisierte Seite Wittgensteins, die zu Leugnen auch um des berühmten Sohnes wegen sowohl ehemalige Kolleg(inn)en, Dorfbewohner(innen) und Regierungsstellen sich einige Mühe gegeben hatten.

Berichte über die Herkunftsfamilie Wittgensteins sind dürftig, und wenn sie existieren, so z.B. von Wittgensteins älterer Schwester Hermine, so stilisieren sie eine unproblematische Harmonie. Von seiner Jugendzeit sind u.a. einige "Schulschwierigkeiten" überliefert, nämlich daß Wittgenstein, so wiederkehrende Eintragungen auf seinen Zeugnissen, "minderordentlich" und "ungefällig" im Schriftlichen gewesen sei und sich ansonsten durch eine "Schulunlust" ausgezeichnet habe; einzige Ausnahme war sein Interesse an Religion, das ihm im Abiturzeugnis ein "sehr gut" einbrachte, "vom Turnen war er befreit, alles übrige 3 bis 4" (a.a.O.). Als Außenseiter, der einen "seltsam gehemmten, schwermelancholischen" Mitschüler zum einzigen Freund nahm und von seinen übrigen Klassenkameraden gesiezt werden wollte, erntete er neben Spott und Verachtung u.a. auch den folgenden Reim: "Wittgenstein wandelt wehmütig widriger Winde wegen wienwärts" (a.a.O., S.35). Nach einem abgebrochenen Ingenieurstudium in Berlin, Mathematik- und Logikstudien in England u.a. bei Moore und Russell und einigen einsamen Reisen meldete sich Wittgenstein 1914 freiwillig zum Kriegsdienst. In den folgenden Jahren beschäftigten ihn scheinbar vor allem "Logik - Krieg - Evangelium" (a.a.O., S.37), und schon vor seiner Kriegsgefangenschaft im November 1918 hatte Wittgenstein den "Tractatus" zur Veröffentlichung an einen Verlag gegeben "und damit nach seinem Dafürhalten auch das Philosophieren beendet ... Ihn verlangte nach 'anständigem' Tun" (a.a.O.). Er vermutete dies im Lehrer- oder Priesterberuf und absolvierte ein Studium an der Wiener Lehrerbildungsanstalt.

Für den "Tractatus", mit dem Wittgenstein glaubte, er "habe alle unsere Probleme endgültig gelöst" (zit.n. a.a.O., S.38), fand sich mehrere Jahre kein deutscher Verleger, schließlich wurde er in England veröffentlicht. Lehrerstudium und Warten auf die Veröffentlichung des "Tractatus" erlebte Wittgenstein sehr zerrissen und teilweise begleitet von Todessehnsüchten; in brieflichen Äußerungen aus dieser Zeit schwingt, so Wünsche, "die Angst mit ..., selbst vor dieser ganz kleinen lächerlichen Hürde der Prüfung zum Lehrer zu versagen in den Augen derer, die man selbst doch gründlich verachtet" (a.a.O., S.45). (Selbst-) Verachtung und Ansprüchlichkeit zeichnen auch seine schwankende Haltung zum Nichtveröffentlichen des "Tractatus", an dem er entweder wie bei der Frage der Anerkennung seiner Lehrbefähigung zweifelte oder von dem er, so in einem Brief vom 6. Mai 1920 an Russell, behauptete, es sei "ganz gleichgültig, ob sie ... 20 oder 100 Jahre früher oder später gedruckt wird. Denn wer fragt danach, ob z. B. die Kritik der reinen Vernunft im Jahre 17x oder 17y geschrieben worden ist" (zit.n. a.a.O., S.189).

Die im "Tractatus" vertretene Erkenntnishaltung wirkt noch nach *und* ist bereits brüchig, wenn Wittgenstein aus dem Niederösterreichischen seinen Freund Ludwig Hänsel immer wieder einmal wissen läßt, er könne "auch heute ... gar nichts rechtes mitteilen, denn alles, was halbwegs interessant wäre, läßt sich tatsächlich nicht schreiben und alles Tatsächliche ist nicht interessant" (Brief vom 23.8.1921, zit.n. a.a.O., S.306f). Er berichtet dann doch - zwar vereinzelt und bruchstückhaft, aber wiederkehrend - in Briefen an diesen Freund, die Wünsche in Teil III seines Buches veröffentlicht, von seiner Einsamkeit, seiner Unsicherheit, seinem Niedergedrücktsein, teilweise "schleppe" er sich "herum, wie ein gefolterter"; die Rede ist auch von "nervösen Zuständen", von seiner "auffahrenden Art", daß ihm die "Nerven versagen", er "gänzlich ratlos" sei etc. (vgl. a.a.O., Briefanhang).

Was genau geschieht, ist in diesen Briefen jedoch nicht zu erfahren, und Wünsche hat mithilfe diverser Protokolle von ehemaligen Schüler(inne)n Wittgensteins versucht, den typischen "Handlungsverlauf" von dessen Lehrtätigkeit zu rekonstruieren: Wenn die Lernenden eine Antwort schuldig blieben - was schon deshalb häufig geschah, weil Wittgenstein ihre "Abrichtung"²¹⁰ in Mathematik über Stunden und auch die Pausen hindurch betrieb, um, so ein Unterrichtshospitant, sein "Ziel eine[r] Musterklasse" (zit.n. a.a.O., S.186) zu erreichen - so führte dies zunächst zu dem

Abbruch der Kommunikation zwischen Lehrer und Schüler durch den Abbruch der Arbeit an der Aufgabe; der Lehrer wartet auf den Fortgang der Arbeit; der Schüler sucht die direkte Kommunikation mit dem Lehrer, um Unterstützung bittend; sein Kommunikationsversuch wird mit einem Schlag ins Gesicht abgewiesen, der Kopf des Schülers direkt gegen die Niederschrift der Aufgabe geschlagen; der Schüler verharrt in Konfrontation mit der Aufgabe, beim Aufprall zerbrach die Distanz, der Lehrer kann vergleichsweise zurücktreten; der Schüler muß allein bleiben bei der Aufgabe, die Arbeit der Aufgabenlösung setzt an ihm wieder ein, 'alles ist so klar wie eine Watschen': die Inkubationszeit läuft ab, die Lösung tritt auf (a.a.O., S.77).

Wittgenstein, der seine Mitmenschen in seinen Briefen immer wieder als "Unmenschen" oder "Larven" (a.a.O., S.130) bezeichnet, ist auch im Hinblick auf sich selbst davon überzeugt, daß "Schmerz ... meinem Charakter guttut" (zit.n. a.a.O., S.129); vielleicht "müßte ich durch einen äußeren Hieb erst ganz zerschlagen werden, damit wieder Leben in diesen Leichnam kommt" (zit.n. a.a.O., S.124), gesteht er in einem Brief. Folgerichtig oblag es der Verantwortung seiner Lieblingsschüler, dem "Ehrenamt" nachzukommen und eigens für die Züchtigungsarbeit ausgesuchte Stöcke herbeizuschaffen (a.a.O., S.134). Auch die, die seinem Erkenntnisweg gehorchend richtige Antworten produzierten - besonders brutal agierte er bei Schüler(inne)n, von denen er viel erwartete: "Er 'beutelte mich mit beiden Händen am Kopf und schlug ihn mir an die Tafel. 'Ich weiß, du kannst es!'" (zit.n. a.a.O., S.76) - blieben weiterhin unter seinem (Leistungs-) Druck: "Eine Schülerin wurde geschlagen, bis sie es endlich heraushatte, weil sie nicht gleich die Antwort wußte, und als sie die wußte, bekam sie gleich eine neue Aufgabe derselben Art" (a.a.O.). Wittgenstein schuf für sich und andere ein Klima der Furcht und des Schmerzes: "Er saß kaum beim

210 So eine wiederkehrende Formulierung in seinen erstmals 1980 veröffentlichten "Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie". Die von Anscombe und von Wright (Bd.1) bzw. von von Wright und Nyman (Bd.2) herausgegebenen "Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie" stammen ebenso wie die von den Letztgenannten herausgegebenen "Letzten Schriften über die Philosophie der Psychologie" (alle in Bd.7 der Wittgenstein-Werkausgabe) aus Manuskriptbänden, die Wittgenstein nach Verfassen des ersten Teils der "Philosophischen Untersuchungen" zwischen 1945 und 1949 geschrieben hat. Aus einer Auswahl aus ihnen ist dann wahrscheinlich Mitte 1949 der zweite Teil der "Philosophischen Untersuchungen" entstanden. Überschneidungen zwischen den "Bemerkungen" und den "Philosophischen Untersuchungen" sind zahlreich, vgl. hierzu den Anhang der "Bemerkungen", S.489ff. Ich selbst habe, da ausführlicher und näher am anfänglichen Text, mit den "Bemerkungen" gearbeitet.

Unterricht ... Viele Kinder hatten Angst, wenn er von hinten durch die Bankreihen nach vorne ging und den Daumen schon zwischen Zeige- und Mittelfinger gesteckt hielt, um uns 'Nüsse', Kopfstüber, zu geben" (zit.n. a.a.O., S.117); ihn selbst erlebten die so Drangsalierten als traurig, nervös und unglücklich.

Zunächst folgten seinen auch für niederösterreichische Verhältnisse der damaligen Zeit ausufernden Erziehungsmaßnahmen nur gelegentliche Verwarnungen, weil Schüler(innen) nicht nach Hause kamen oder fortwährend körperliche Züchtigungen berichteten. Daß die "Watschen" in der oben versuchten Typik eine etwas schönschreiberische Zusammenfassung bedeutet, legt folgender Bericht einer Schülerin nahe:

dann schlug er mit dem Stock zu oder packte uns bei den Ohren, bis so manche bluteten. Die Buben ließ er auch noch auf der Treppe knien, bis sie weinend ... nach hause liefen ... Uns Mädchen riß er nicht nur an den Haaren und Ohren, sondern beschimpfte uns auch noch 'ihr verdammten, verfluchten Weiber' (zit.n. a.a.O., S.140).

Nach solchen Exzessen flehte Wittgenstein manchmal seine Schüler(innen), sie um Verzeihung bittend, an, ihren Eltern von diesen Geschehnissen nichts zu erzählen. Die Situation eskalierte nach "mehrere[n] Fälle[n], wo beim Ohrenziehen Blut geflossen war" (a.a.O., S.276) und nachdem Wittgenstein einen Schüler bewußtlos geschlagen hatte: mehrere Eltern legten Beschwerde ein, dennoch wurde Wittgenstein im Verlaufe des dann eingeleiteten Dienstaufsichtsverfahrens freigesprochen, gefolgt von seiner "freiwilligen Dienstentsagung".

Seine Familie bot, "als sie von Wittgensteins ungewöhnlichem, harten Auftreten in der Schule erfuhr, mit dem Hinweis auf eine Kopfverletzung aus dem Kriege medizinische Erklärungen für sein Verhalten an" (a.a.O., S.139), und in den teils von den Schulbehörden, teils von späteren Biograph(inn)en verfaßten Protokollen von Gesprächen mit Kolleg(inn)en und Vorgesetzten Wittgensteins überwiegt dessen Darstellung als "Sonderling" (a.a.O., S.177), der "trotz seiner Strenge ein guter Mensch gewesen [sei]" (a.a.O., S.146) und von dem sein erster Vorgesetzter, so dessen Witwe, immer wieder gesagt habe: "Wittgenstein ist durch und durch Geist. Er hat den Adel im Herzen" (zit.n. a.a.O., S.185). Auch einige Schüler(innen) anerkannten im nachhinein die Wittgenstein vertraute und als Erkenntnismetapher auch in den "Philosophischen Untersuchungen" benutzte Art der Erkenntnisproduktion: "Ich habe von ihm eine einzige Ohrfeige bekommen. Sie war wie ein zündender Blitz" (zit.n. a.a.O., S.143); "ich habe mir in der Schule nicht vorstellen können, daß man mit Buchstaben rechnen kann. Ich bekam eine Ohrfeige und fing an mich zu bemühen. Bald war ich in Algebra der Beste" (zit.n. a.a.O., S.150).

Wittgenstein selbst besuchte ab 1937 ehemalige Schüler(innen), um sich zu entschuldigen. Hermine Pribauer, eine der Besuchten, gab zu Protokoll, daß er erklärte,

daß es ihm leid täte, daß er sie geschlagen hätte ... Herr Wittgenstein [habe] sie insgesamt etwa zehnmal an den Ohren und Haaren gerissen ..., daß sie einmal hinter dem Ohre geblutet habe und beim Kämmen einmal ein Büschel Haare im Kamm hängengeblieben sei. Auf Wittgensteins Erklärung ... reagierte die Zeugin mit erneutem, einsilbigem 'Ja, ja', da sie noch immer einen gewissen Groll gegen Wittgenstein empfand (zit.n. a.a.O., S.283).

Ebenfalls in dieser Zeit gestand Wittgenstein seiner damaligen Russischlehrerin, seine biographische "Hauptschuld" sei, daß er "ein kleines Mädchen in seiner Klasse geschlagen und ihm wehgetan" (a.a.O., S.284) habe, eine "Symbolfigur" vermutlich, so Wünsche

(a.a.O.), für alle die Kinder, die er geschlagen hatte. Es ist die Zeit, in der Wittgenstein Beispiele fand und erinnerte, die er in den "Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie" und in den "Philosophischen Untersuchungen" niederschrieb.

Grundhaltungen und deren Eintritt in Systeme

Der antiphilosophischen Wendung der Logik des "Tractatus" folgten die "Sprachspiele" der "Philosophischen Untersuchungen", und es ist nicht eine positivistische, sondern eine hermeneutische Tradition, die an diese Wendung anschließt, auch wenn einige wie z.B. Adorno Wittgensteins logische Phase nicht verziehen haben: Adornos "Philosophische Terminologie" ist durchzogen von Angriffen gegen das, was Wittgenstein - sozusagen als Plakat des Positivismus - ans Ende seines "Tractatus" stellte: Daß man nur das sagen solle, was sich klar sagen läßt, und über das schweigen solle, was sich nicht klar sagen läßt, ist für Adorno "geistig von einer unbeschreiblichen Vulgarität ..., weil damit vorbeigesehen wird an dem, worauf allein es in der Philosophie ankommt" (1973, S.56), denn diese *hat* nicht einfach "ihren Gegenstand ..., sondern *sucht* ... [ihn. Sie ist] die permanente und wie immer auch verzweifelte Anstrengung, das zu sagen, was sich eigentlich nicht sagen läßt" (a.a.O., S.82), und schon deshalb sei es "besser, etwas vage und anständig und adäquat auszudrücken als präzise, wenn es dadurch falsch wird" (a.a.O., S.83).²¹¹ Wie nahe der späte Wittgenstein diesen Forderungen Adornos an "das richtige Philosophieren" teilweise selbst kommt, wird deutlich, wenn er in einem Brief anmerkt, es sei schwierig,

über 'Gewißheit', 'Wahrscheinlichkeit', 'Wahrnehmung' usw. zu denken. Aber es ist womöglich noch schwerer, wirklich ehrlich über Ihr Leben oder das anderer Leute nachzudenken oder zu versuchen nachzudenken. Und das Unglück ist, daß das Nachdenken über diese Dinge nicht erregend ist, sondern oft einfach ekelhaft. Und wenn es ekelhaft ist, ist es am wichtigsten (zit.n. Wünsche 1985, S.287).

Nun haftet nicht jedem Nachdenken über jedes Leben das Attribut "ekelhaft" als Hinweis auf Bedeutungsvolles an, sondern es ist das bestimmte Leben des Ludwig Wittgenstein, das auch in die Theorie eindringt und - nicht explizit erwähnt - zur Folie wird, vor deren Hintergrund er die Sprachspiele zu fassen versucht. Denn die Psychologie, auf die Wittgenstein in den "Bemerkungen" reflektiert, ist eine kennbar autobiographische: Die für Wittgenstein zentralen Erlebensweisen, die er als Beispiele immer wieder hinzuzieht, wenn er Möglichkeiten und Grenzen von Verstehen zu deklinieren bemüht ist, sind (selten) Ekel, (häufiger) Angst, Furcht, Wut oder Zorn und - sehr vorrangig in seinem Werk - Schmerz. Von Schmerz ist auch in den "Philosophischen Untersuchungen" oft die Rede, so daß Wünsche, auf diesen Zusammenhang aufmerksam geworden, fragt:

Reiße ich diesen Gedanken der Philosophischen Untersuchung aus dem Zusammenhang, wenn ich ihn auf Wittgensteins Biographie beziehe? Oder reißt ihn Wittgenstein nicht selbst aus seinem

211 Die zweite wiederkehrende Offensive der "Philosophische Terminologie" gilt Heidegger bzw. der Neigung Späterer, sich auf diesen zu berufen und dessen Auftritte z.B. im "Alemanne[n] - [dem] Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens" als "unbedeutende Nebenprodukte" bzw., so Weischedel Heidegger in Schutz nehmend, als kurzen "Irrtum" (1966, S.275) zu behandeln. Gegen diese Haltung wendet Adorno ein, daß zum einen "jemand, der gerade mit dem Anspruch Heideggers auftritt ... allerdings auch dafür einstehen muß", zum andern insistiert Adorno auf der Beziehung zwischen den nationalsozialistischen "Ausfällen" Heideggers und dessen "Zentralkategorie der Ursprünglichkeit" (Adorno 1973, S.162). Adornos Urteil über Heideggers Idealisierung des Ursprünglichen und Bäuerlichen fällt vernichtend aus: "Die Komik jener Blut-und-Boden-Ideologie liegt nicht zuletzt darin, daß, was da ... mit dem emphatischen Anspruch auftritt, das Sein selber zu sein, zu arm und zu dürftig ist, um nicht geradezu so etwas wie einen Arme-Leute-Geruch auszuströmen. Man hat dann das Gefühl, wenn das Absolute nichts anderes ist als die Luft, die um eine solche armselige Ofenbank herum herrscht, dann möchte man lieber nichts damit zu tun haben." (a.a.O., S.160)

Zusammenhang heraus, wenn er die Geschichte ausläßt, in welcher er das von ihm an sich selbst erlebte moralische Versagen nicht anders denn als unerträglichen Schmerz wahrnehmen konnte? (a.a.O., S.277)

Wünsche bleibt mit dieser Frage und ihrer Beantwortung zwar sehr zögernd, aber ich gehe mit ihm davon aus, daß sich Erfahrungen, Wünsche und Ambitionen auch gegen den Willen bzw. hinter dem Rücken der Forschenden und zwischen den Zeilen ihrer Systeme einen Ausdruck verschaffen, und daß ebenso die Neigung zur Trennung von Wissenschaft und Leben wie die zu ihrer Verbindung und Aussöhnung auf erfahrene Erlebens- und Interaktionsformen verweist. Der biographische Hintergrund als verfügbarer Horizont des Denk-, Fühl- und Sagbaren zeichnet schon den "Tractatus", und es ist wohl Teil dieses Hintergrundes, daß Wittgenstein - philosophisch in seiner Zeit wirkungsvoll - die Trennung von "Wissenschaft und Leben" behauptete: Er, der "zu denen gehört, die eine unüberwindliche Kluft zwischen der Wissenschaft und dem Leben annahmen, die sagten, Wissenschaft und Leben sind getrennt" (a.a.O., S.264), scheint mit dem "Tractatus" auch den Versuch unternommen zu haben, das eigene Unsagbare (und vermutlich unsägliche biographische Erlebnisse²¹²) aus der Welt zu schaffen - Wittgenstein, der alle Dinge aufgeben wollte und weitgehend aufgegeben hatte, schuf zunächst eine wissenschaftliche Welt, die nur in Tatsachen zerfallene Dinge kannte. Der späte Wittgenstein fand Sprache und Bedeutung wieder; dafür steht auch - ausgesprochen selten in der Wissenschaftsgeschichte - die Entschuldigungsreise zu seinen ehemaligen Opfern, ohne die die folgenden "Philosophischen Untersuchungen" (und bereits jenseits aller inneren Not) kaum hätten geschrieben oder veröffentlicht werden können: Welch ein Eklat, wenn der, der in diesen Texten immer wieder implizit und explizit auf das Beispiel des Lehrens und Lernens zurückgreift, dies ohne einen solchen Schritt getan hätte und es erst seinen Opfern und dann der Wissenschaftsgeschichtsschreibung zu Ohren gekommen wäre. Doch trotz dieser Versöhnungsbemühungen bleiben Wittgensteins *Sprache* und *Sprachspiele* ein wenig verloren und bruchstückhaft wie zuvor die Tatsachen im "Tractatus"; Wittgenstein scheint auf die andere Seite seines Inneren und damit auch des ihm äußerlich Zugänglichen gewechselt zu sein, ohne daß das Große und das Kleine, Dinge und Bedeutung, Denken bzw. Sprache und Affekt in Person und Werk ausgesöhnt wären.

Wie Wittgensteins (persönliche) Zerrissenheit zwischen Sache und Sinn, so durchzieht z.B. Kants (persönliche) Zerrissenheit zwischen überflutendem Ozean und einer diesen bändigenden und gleichfalls überflutenden Ordnungsliebe Text und Lebensalltag. Gleichwohl sind Person und Alltag als Sinngebende und Erfahrungs- und Ausdrucksgrenze - und damit als Grenze der Verallgemeinerbarkeit - aus den wissenschaftlichen Werken beider als expliziter und explizierbarer Hintergrund ebenso verbannt, wie sie diese implizit zeichnen. Es ist der Autor des "Tractatus", der in den "Philosophischen Untersuchungen" weiter schweigt, und dessen Spiele-Metapher eher auf das bereits erwähnte, von ihm anderen zugeschriebene und selbst erlebte und vollzogene Larven- bzw. Maskenhafte denn auf das Spielerische zu verweisen scheint, das sie für Folgende gleichwohl als potentielle Bedeutungsfläche bereithielt. Dies wird z.B. deutlich, wenn Volmerg (1988a, S.125) Wittgenstein verteidigt gegen eine wiederkehrende Kritik, dem "Begriff des Sprachspiels ... hafte etwas Beliebiges, Abgehobenes und Unernstes an ... [und Wittgenstein] abstrahiere in

212 Die Dynamik dieser Biographie und insbesondere eine unheilvolle Vater-Sohn-Beziehung ist entlang der harmonisierenden Ausführungen der Schwester Wittgensteins und dessen eigenem Schweigen nur zu ahnen: drei seiner vier Brüder brachten sich um (Wünsche 1985, S.28ff); Wittgenstein weigerte sich, das väterliche Erbe anzunehmen und wählte mit dem Beruf Lehrer ausgerechnet die Tätigkeit, die sein Vater besonders verachtete. Es scheint, daß diese Wendung zwar lebensrettend war, aber das Leben, das ihm auf diese Weise zu retten gelang, blieb sehr oft schwer erträglich.

unzulässiger Weise Sprache von Praxis". Dementgegen sei es, so Volmerg, "gerade Wittgensteins Anliegen, auf die Verankerung der Sprache in der Praxis, in den Lebensformen der Menschen hinzuweisen" (a.a.O.), auch wenn sein Ziel vor allem eine "idealisierte Umgangssprache" sei bzw. die "aus der praktischen Verständigung rekonstruierten allgemeinen Strukturprinzipien zwischenmenschlicher Interaktion und Kommunikation" (a.a.O., S.126). Aus Beleggründen führt Volmerg Beispiele Wittgensteins zum Lernen und Lehren von Kindern an, und auch der Horizont dieser Beispiele sind - außer der eigenen Kindheit Wittgensteins - die Erfahrungen seiner Volksschullehrerzeit; es gab für Wittgenstein gute Gründe, von der *Praxis* der Verständigung abzusehen und an deren Stelle sich "solchen konstitutiven Eigenschaften, die für Sprachgemeinschaften überhaupt gelten" (a.a.O.), zuzuwenden. Hat die Wittgensteinsche Praxis also die Wittgensteinsche Theorie, hat Leben Wissenschaft gezeichnet? Ich denke ja: Wenn Wittgenstein von der Erziehung bzw. dem "Abrichten", von Schülern und von Lehrern spricht, rufen Worte andere Worte hervor, Gegenstände werden benannt, Kinder lernen etwas zu verrichten, ihnen wird etwas gezeigt etc. Seine Darstellung bleibt emotionslos, so wie die Beziehung, die er implizit schildert, keine Emotionen zu kennen scheint. Die Emotionen, um die es geht - allen voran Schmerz -, finden sich gespalten von der konkreten Beziehungsschilderung jedoch quer durch seine Texte, nachdem er - entgegen den Postulaten des "Tractatus" - zu sprechen begonnen hat. Wie sehr Biographisches selbst noch den Versuch durchzieht, Erkenntnis begrifflich zu fassen, wurde mir erst durch die Lektüre von Wünsches Arbeit und durch eigene, kontrastierende Erfahrungen bewußt: Ich selbst habe eine plötzliche Erkenntnis meist als einen inneren und sehr erleichternden "Blitz" erlebt, von Popper erfuhr ich in seinen "Ausgangspunkten" (1979), Erkenntnis sei wie ein "Schlag auf den Tisch". Daß mein eigenes Erkenntnis-Bild *diesen* Schlag nicht benötigt(e), allerdings nachhaltig durch die Konnotation des Erleichternden gezeichnet ist, weist auf biographische Züge *meines* Verstehenmüssens, Wittgenstein nun benannte und praktizierte Erkenntnis als "Schlag ins Gesicht": Er "überrumpelte seine Schüler, er schlug ihre Köpfe gegen die Sachen" (Wünsche 1985, S.231), und folgerichtig wird in den "Philosophischen Untersuchungen" "öfter vom 'Schlag' geredet und jedesmal vom Schlag, mit dem etwas erkannt, erfaßt, verstanden oder klar wird" (a.a.O., S.138). Wären demgegenüber z.B. Vertrauen, Liebe, Glück, Dankbarkeit oder Begehren für Wittgenstein zentrale und verfügbare Erlebens- und Interaktionsweisen, so hätten die "Bemerkungen" bzw. die "Philosophischen Untersuchungen" mit diesen veränderten Referenz- und Konkretionspunkten eine *andere* (und das heißt nicht *die richtige*) Gestalt und vermutlich auch einen anderen Ausgang gefunden.

Gleichwohl liegen Wittgensteins Texte für Folgende bereit, aber - trotz immer wieder anderslautender Ansprüche - weniger als allgemeingültige Aussagen über grundlegende Strukturen menschlicher Kommunikation, denn als Fläche und Kommunikationsangebot für die Rezipierenden, die sie dann auch in recht unterschiedlicher Weise nutzen: Wittgenstein sei mit seinen Sprachspielen weit vom Ernst menschlicher Lebenspraxis entfernt; er helfe, grundlegende Funktionsweisen menschlichen Interagierens zu verstehen, war zu hören. Wittgenstein nutzte sein Werk - schweigsam sprechend - um Unsägliches doch zum Ausdruck zu bringen, aber er übersah, daß es die Grenze seines konkreten Lebens ist, die er der menschlichen Kommunikation überhaupt als Konstitutivum anheftete, habe ich hinzugefügt. Weitere Beispiele sind Wünsche zu entnehmen und seinem Versuch, frühere Biographien zu rekapitulieren, in denen die jeweils Schreibenden sich als empfänglich für den Teil des Mythos Wittgenstein zeigten, der ihnen selbst verhüllte Enthüllung zu erlauben scheint (a.a.O., S.11ff): so z.B. das "herzensgute", von einer dörflichen Verschwörung verfolgte, da unverstandene Genie der Luise Hausmann oder der homosexuelle, mit einem Bambusstock als Phallussymbol agierende Reformlehrer des William Warren Bartley III.

Es ist nun sicher nicht gleichgültig, ob dieses Unterschiedliche vor dem Hintergrund und in den Kontexten von Wissenschaft oder z.B. von Literatur erzeugt wird. In einer Wissenschaft, die das reine - das heißt von Autorität und Affekten freie - Experimentieren, Denken und Erkennen zur höchsten wissenschaftlichen Tugend stilisiert hat, haben die empirischen Subjekte einen je nach (berufs-) biographischer Disposition einfachen oder schwierigen Stand. Denn spätestens mit Kant findet sich - trotz und wegen der im Laufe der Wissenschaftsgeschichtsschreibung vollzogenen Vergöttlichung des Menschen (und insbesondere des Wissenschaft betreibenden Menschen), und dies in deutlichem Kontrast zur Antike und auch noch zu Descartes - eine Art Bilderverbot: Während in der Antike die Forschenden wegen der potentiellen Identität zwischen "dem Kleinsten" und "dem Größten" als akzeptierte, explizite und explizierende Mittelpersonen fungierten (ein alter Zusammenhang zwischen Person und Werk deutet sich in dem an, was Spätere als "antike Klatschsucht" bezeichnet haben), scheint dieses Band bereits im Zuge der Scholastik sukzessive zerrissen zu sein - mit der Trennung von Gott ging ein Gewährwerden menschlichen (und wissenschaftlichen) Handelns einher, das teils durch Methode belegt, teils durch sie auch auf dem Wege immer neuer Größenphantasien bewältigt werden konnte. Diese Selbstversicherung durch Methode hatte sich bereits im heraklitischen Mißtrauen angekündigt, denn schon bei ihm ging es um potentielle Autorität, die um Wahrheit zu finden, bestimmte Wege (in seinem Fall gegen Tradition und Sinne skeptische Selbsterforschung) und bestimmte Forschende (Personen, die aufgrund von Herkunft, Bildung und persönlicher Eignung hierzu fähig sind) voraussetzt. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte ändern sich die jeweiligen Referenzpunkte für wissenschaftliche Autorität immer wieder, und schließlich scheint an die Stelle der die Scholastik charakterisierenden Methodisierung des Göttlichen für die wissenschaftliche Neuzeit eine Vergöttlichung der Methode getreten zu sein, in der und hinter der Person und Sache, Subjekt und Objekt, zurücktreten und neu gestaltet werden.²¹³ Wenden wir uns nun in einem nächsten Schritt den Orten zu, in denen sich die Verwandlung der empirischen in reine Subjekte, die von Meinung in Wissen zumindest dem Anspruch nach vollzieht.

2.3 Die Orte der Wissenschaft und ihre Verkehrsformen: Implikationen und Konsequenzen

Ich habe im vorangegangenen versucht, einige Referenzpunkte für wissenschaftliche Autorität und für wiederkehrende Vorstellungen von "dem guten Wissenschaftler" und dessen "Anfechtungen" von einer Position aus zu skizzieren, die Methoden nicht als vom Subjekt gelöste oder lösbare Anwendung von Prozeduren auf ein Objekt (bzw. ein anderes Subjekt) versteht, sondern als eine konkrete Form der Beziehungsaufnahme und -gestaltung. Diese Beziehung wird nicht raum- und zeitlos vollzogen, sondern im Rahmen konkreter räumlich-zeitlicher Alltags- und Wissenschaftskontexte, mit denen ich mich im Folgenden beschäftigen möchte. Die dabei hinzugezogenen Dimensionen bleiben, wie schon zuvor für die Erkenntnissubjekte, um eine erste Konturierung bemüht, um vor dem Hintergrund des bisher Dargestellten einige mir wesentlich erscheinende Implikationen von institutionalisierter Wissenschaft exemplarisch zu skizzieren.

²¹³ Daß jedoch auch in der Moderne der Bilder-Verbote und Sachen-Gebote das alte *autos epha* in neuem Gewand fortdauert, bringt auf eindrucksvolle Weise die Ankündigung für eine Kolloquiumsreihe des Berliner Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung (Forschungsbereich Psychologie und Humanentwicklung) zum Ausdruck: Es sind 1997 nur mehr die guten Namen und die renommierten internationalen Orte, die dem interessierten Publikum angeboten werden, und die, ohne jeglichen Hinweis auf behandelte Themen, als Referenz auszureichen scheinen.

2.3.1 Die Entstehung der modernen Gelehrtenfamilie

Während wissenschaftliches Lernen mit der Dominanz des Christentums zunächst in Klöstern beheimatet war, gingen mit der mittelalterlichen Scholastik und ihrem Bemühen, kirchliche Dogmen auch aus der Vernunft zu rechtfertigen, ebenso wie mit den ihr folgenden weltlichen Expansionen (Reisen und Kriegszüge) Universitätsgründungen einher, in deren Zuge die Klöster zunehmend die Vorbereitung für das Universitätsstudium übernahmen. Hinzu kamen infolge des Bedarfs an Vermittlung von Handwerks- und Handelskenntnissen zusätzliche nicht-klösterliche Schulen.

Die Universitäten waren zu Beginn vor allem Streitgemeinschaften, in denen die scholastische Disputationsweise ausgeübt und erprobt werden konnte. Gleichwohl finden sich schon früh, der attischen Arbeitsteilung zwischen den Akademien vergleichbar, lokale Spezialisierungen (vgl. Pépin 1972a, S.162ff): In Bologna herrscht im 11. Jahrhundert eine überwiegend juristische, dann in Salerno eine überwiegend medizinische Orientierung vor. Die 1253 in Paris eröffnete Sorbonne erlaubte zunächst nur das Theologiestudium, später auch das der Naturwissenschaften und Philosophie. Paris war schon zuvor ein Ort heftiger geistespolitischer Auseinandersetzungen zwischen Konservativen und Neuerern gewesen; gegen dieses französische Zentrum und im Wettstreit mit ihm wurde in Oxford und von Anfang an mit einem Blick für Nützlichendes der Schwerpunkt auf naturphilosophische und -wissenschaftliche Studien gelegt. Im deutschsprachigen Raum folgte eine "erste Welle von Universitätsgründungen im 14. Jahrhundert" (Gall 1992): 1365 in Wien, 1386 in Heidelberg, 1388 in Köln, 1392 in Erfurt, dann 1409 in Leipzig und 1419 in Rostock; weitere Gründungen ereigneten sich im Zuge der (Gegen-) Reformation. Im 17. Jahrhundert wurden schließlich in Rom die "Accademia de Lincei", in Florenz die "Accademia del Cimento" und in Paris die "Académie des Sciences" gegründet, in denen sowohl experimentelles Forschen als auch der zunehmend internationale Verkehr wissenschaftlich-institutionalisierte Formen erhielten, und es sind diese aus der italienischen Renaissance hervorgegangenen Akademien und insbesondere die britische "Royal Society", die als erste wichtige Orte des (natur-)wissenschaftlichen Arbeitens immer wieder heranzitiert werden: Hier fand, so ist zu hören - und dies spricht für die naturwissenschaftliche Fixierung auch einer gegen die Wissenschaftslogik (und deren an naturwissenschaftlichen Erkenntnisweisen orientierten Blick) skeptischen, insbesondere historisch und soziologisch interessierten Wissenschaftsforschung²¹⁴ - die "eigentliche Geburt der neuzeitlichen Wissenschaften,

214 Zu den disziplinären Abgrenzungen zwischen Wissenschaftstheorie, -geschichte und -soziologie einerseits und einer interdisziplinär orientierten Wissenschaftsforschung andererseits vgl. Felt, Nowotny & Taschwer 1995, S.15ff und Gethmann 1981. Den erstgenannten Autor(inn)en zufolge befaßt sich Wissenschaftsforschung erstens mit den "Wechselwirkungen von Wissenschaft, Technologie und Gesellschaft" (1995, S.20), zweitens "mit den gesellschaftlichen und kulturellen Bedingtheiten und den Spezifika wissenschaftlicher Forschung" (a.a.O.) und drittens "mit der sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Erkenntnisse" und hier insbesondere damit, "wie innerhalb und außerhalb von Labors wissenschaftliche 'Tatsachen' erzeugt werden und welche Rolle dabei den Interaktionen zwischen WissenschaftlerInnen sowie ihrer Einbindung in einen größeren gesellschaftlichen Kontext zukommt" (a.a.O., S.21). Neben dem Fehlen einer explizit psychologischen Perspektive fällt auf, daß die eigentliche Domäne der Wissenschaftsforscher(innen) weiterhin - unisono mit den Wissenschaftslogiker(inne)n - die Naturwissenschaften sind; erst für die Gegenwart stellen Felt et al. die "beginnende Ausweitung der Wissenschaftsforschung, die sich zunächst ausschließlich mit den Naturwissenschaften beschäftigte, auf die Sozial- und Geisteswissenschaften" (a.a.O.) in Aussicht. Das - trotz expliziter Abgrenzung - weiterhin enge Bezogensein des sozio- bzw. historio-logischen Paradigmas auf das logische und dessen naturwissenschaftliche Vorlieben findet sich in der Darstellung der Wissenschaftsforschung durch Felt et al. auch in der immer wieder impliziten Gleichsetzung von Wissenschaft mit Naturwissenschaft, so z.B., wenn die "sozialen Ursprünge neuzeitlicher Wissenschaft", gerade erwähnt, im nächsten Atemzug in den "institutionelle[n] Entstehungsprozeß der modernen Naturwissenschaft in Europa" gewandelt werden, dessen "Ursprünge ... sich bis ins 13. Jahrhundert zurückdatieren [lassen], als sich die Philosophie zunehmend von der Theologie zu emanzipieren begann" (a.a.O., S.33). Daß dementsprechend für die Scholastik wie für die experimentelle Naturwissenschaft Wissen und Glauben als Motive, Prämissen und Ausgänge bedeutungsvoll waren bzw. sind, habe ich zu zeigen versucht.

darüber sind sich die meisten der AutorInnen einig, ... statt" (Felt, Nowotny & Taschwer 1995, S.30). Die italienische Renaissance markiert bezogen auf die soziale Institutionalisierung der Wissenschaften diesem Verständnis zufolge den Beginn einer bis 1800 reichenden "Amateur/Handwerker-Phase", in der "Wissenschaft weitgehend außerhalb der Universitäten ... von reichen Gönnern unterstützt" (a.a.O., S.31) ausgeübt wurde. Die zweite, "akademische Phase" sei demgegenüber durch die Entfaltung und Festschreibung universitär-institutionalisierter Lehre und Forschung gekennzeichnet; sie wurde nach dem zweiten Weltkrieg durch eine wissenschaftliche Organisationsstruktur abgelöst, die von den Autor(inn)en als "Industrialisierung" benannt sich dadurch auszeichne, "daß die Universitäten ... immer mehr ihre Arbeitsweise der Industrieforschung angleichen bzw. verstärkt mit der Industrie und dem Staat kooperieren" (a.a.O.).²¹⁵

Dafür, daß Italien nach der Blüte der Renaissance für die Entwicklung der Wissenschaften vergleichsweise unbedeutend wurde, sieht Durant vor allem die Inquisition verantwortlich, denn "die italienische Wissenschaft vergaß nicht, wie es Galilei ergangen war, und mied künftig die philosophischen Schlußfolgerungen aus ihren Erkenntnissen" (Bd.22, S.312). England und Amerika einerseits und Frankreich bzw. Deutschland andererseits werden zu den rezeptionswirksamen Zentren der neuen Wissenschaft, denen Münch in seiner zweibändigen "Kultur der Moderne" (1986) seine Aufmerksamkeit zuwendet. Bezogen auf die Institutionalisierung von Wissenschaft sind es vier Dimensionen, die Münch zur Charakterisierung und Stilisierung der von ihm hervorgehobenen Unterschiedlichkeit der nationalen Gelehrtenfamilien hinzuzieht und die er unter dem Stichwort "Rationalismus" - er meint hier nicht die im vorangegangenen skizzierte erkenntnistheoretische Position, sondern die je national überwiegende Gestaltung und Gestalt von Wissen - zu entfalten versucht: erstens die Form, in der das Wissen anderen dargeboten wird, zweitens die Art, Wissen zu erweitern bzw. drittens anzuwenden, und viertens dessen national überwiegende Institutionalisierung.

215 Auch hier ist die Nichtzurkenntnisnahme z.B. scholastischer Wissenschaft und Universitäten ebenso problematisch bzw. zeugt von dem Lesen des Alten ganz im (meist impliziten) Strich eines modernen Wissenschaftsverständnisses wie die Kennzeichnung der Forschenden bis 1800 als "Amateur- oder 'Künstler'-Wissenschaftler" (Felt et al. 1995, S.31) oder die Annahme, die enge Kooperation zwischen Wissenschaft, Staat und Industrie sei ein hervorstechendes Merkmal der aktuellen, dritten Phase. Richtiger scheint mir, daß andere Staatsformen mit anderen Ökonomien und anderen Wissenschaften und Wissenschaftsauffassungen zeitweise eng kooperierten; es wirkt fast so, als müßte auch die gegen die Väter-Logiker aufgeklärte Wissenschaftsreflexions-Generation deren idiosynkratische Leseweisen erst wiederholen, um sich dann vielleicht emanzipieren zu können. Im Unterschied zu Logik einerseits und Teilen der modernen Wissenschaftsreflexion andererseits hat Ludwik Fleck in seinen Arbeiten immer wieder darauf verwiesen, daß auch frühe Wissenschaften im Lichte einer "theoriemäßig aufgebauten Gestalt" Empirie zu ordnen versuchten: "unsere physikalische Wirklichkeit existierte für jene Menschen nicht. Andererseits waren sie aber bereit, manches andere als wirklich zu betrachten, wofür wir keinen Sinn mehr besitzen" (1935b, S.168). Es gibt Fleck zufolge nicht einfach das bessere oder schlechtere Wissen, sondern das im Rahmen unterschiedlicher Denkkollektive und -stile konstruierte andere Wissen, und nur dem "naiv vom eigenen Denkstil befangenen Forscher stellen sich fremde Denkstile wie freie Phantasiegebilde vor, da er nur das Aktive, fast Willkürliche an ihnen sieht. Der eigene Denkstil erscheint ihm dagegen als das Zwingende, da ihm zwar eigene Passivität bewußt, eigene Aktivität aber durch Erziehung, Vorbildung und durch Teilnahme am intrakollektiven Denkverkehr selbstverständlich, fast unbewußt wie das Atmen ist." (a.a.O., S.186)

*Der englische Common Sense und die Royal Society*²¹⁶

Bacon, der "Herold der Vernunft", hatte bereits

die Vermehrung und Unterstützung von Kollegien, Bibliotheken, Laboratorien, botanischen Gärten, Museen für Wissenschaft und Gewerbe; eine bessere Bezahlung der Lehrer und Forscher, größere Beiträge für wissenschaftliche Experimente; eine bessere gegenseitige Verständigung, Zusammenarbeit und Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen Universitäten Europas (Durant, Bd.20, S.311) gefordert.

Insbesondere auf ihn beriefen sich diejenigen Engländer, die in der Mitte des 17. Jahrhunderts in London die Königliche Gesellschaft zur Förderung des praktischen Wissens gründeten, und die in Bacons Sinne die Arbeitsteilung zwischen Forschenden ebenso wie die Vorstellung von "langfristige[n] wissenschaftliche[n] Projekte[n], die über ein Menschenleben hinausgehen" (Felt et al. 1996, S.35), umzusetzen versuchten. Explizite Norm dieser Organisation war "die Möglichkeit und Pflicht, seinen [Gottes] Plan in der Ordnung der Natur mit der Methode der empirischen Naturwissenschaften zu entdecken" (Münch 1986, S.143), denn Gott habe, so Boyle 1664, mit der Erschaffung der Welt "zwei vornehme Zwecke" im Auge gehabt: "die Offenbarung seines eigenen Ruhms und das Wohlergehen der Menschheit" (zit.n. Merton 1938a, S.63). Was die frühen wissenschaftlichen "Gentlemen" zur Gründung der Royal Society veranlaßte, scheint ausgesprochen strittig: Während Merton in seiner erstmals 1938 veröffentlichten Dissertation die enge Verbindung von Puritanismus und naturwissenschaftlicher Erkenntnis betonte und sich auch noch in einem 1970 verfaßten Vorwort scharf gegen die u.a. von Feuer vertretene Annahme "hedonistisch-libertärer" Einstellungen bei den Gründungsmitgliedern der Royal Society wandte (Merton 1970, S.53ff), unterstreicht Münch gegen Merton ebenso wie gegen den von Tenbruck gegen Merton formulierten Einwand, das "Motiv der Erkenntnis zum Ruhme Gottes [sei] schon im mittelalterlichen Denken wirksam [entscheidend sei hingegen ein] ... durch die Glaubensspaltung verstärktes Gewißheitsbedürfnis" (Münch 1986, S.143f), auch Tenbrucks "Gewißheitsbedürfnis" sei bereits ein wesentliches Movens und Charakteristikum mittelalterlicher Forschung gewesen. Neu sei hingegen die mit der Renaissance begonnene Verknüpfung einer mittelalterlichen und "rein rationalistischen Erkenntnis" mit "Empirie und Technik" (a.a.O., S.144), ein Argument, das sich in ähnlicher Weise bei Felt et al. (1995) findet und dem wiederum z.B. die bereits erwähnte Behauptung Whiteheads über die schon in den Klöstern teilweise vollzogene Verbindung zwischen "Abstraktion und Handwerk" widerspricht.²¹⁷

216 Nur erwähnen möchte ich die Typisierung der amerikanischen Wissenschaftskultur, die der englischen recht nahe, von Münch unter dem Stichwort "Konkurrenz und praktische Relevanz" behandelt wird. Ihre wichtigsten Medien sind "das Paper" und die öffentliche Rede, denn in "einer Gesellschaft, in der sich der Intellektuelle auf dem Marktplatz behaupten muß" (1986, S.284), sind kurzfristige und aktuell interessante Gedanken und ihre praktische Relevanz von vorrangiger Bedeutung: "Für die Ewigkeit schreiben die Deutschen, nicht die Amerikaner" (a.a.O.). In diesem Wettbewerb der "Paper" wiege die "Sachautorität" hoch, deren Kompetenz aber zum einen "immer wieder neu bewiesen werden [müsse]" (a.a.O., S.286), was zum anderen die Fähigkeit voraussetze, "sich unmittelbar verständlich zu machen, hier und heute und den gerade anwesenden Zuhörern" (a.a.O., S.290). Auch deshalb müsse das Gesagte bzw. Geschriebene nahe am zwar durchaus wechselhaften, aber gleichwohl kulturell Bewährten und dessen praktischen "Lebens-" und "Gemeinschaftsregeln" bleiben. Was, sofern dies gelingt, herauskommt, ist, so Münch, "im besten Fall Common Sense, in den schlechteren Fällen der zur Ideologie konkretisierte herrschende Konsens der Erfolgreichen und Erfolgssuchenden" (a.a.O., S.304).

217 Daß unter den zugeschriebenen Motiven eigene Intentionen der Motive Zuschreibenden wirksam sind, legt folgende Anmerkung Flemings nahe: "Man tut Feuer kein Unrecht, wenn man sagt, daß sein Streit mit dem Calvinismus einfach aus seiner These folgt, der 'Hedonismus' sei die treibende Kraft der Wissenschaft" (zit.n. Merton 1970, S.56). Möglicherweise "tut man" ihm jedoch Unrecht, wenn derart Lästerliches auf Feuer, der, um

Wohl ahnungslos über die Probleme, die sie späteren Klassifikationsbemühungen bereiten würden, trafen sich in der Royal Society "Philosophen, Naturforscher, Techniker und interessierte Laien" (Münch 1986, S.144) in der Hoffnung - so die zweite, offizielle Satzung von 1663 - "mit der Autorität des Experiments der weiteren Beförderung der Wissenschaften von den natürlichen Dingen und den nützlichen Künsten [zu] dienen ... - zum Ruhm des Schöpfergottes und der menschlichen Rasse zum Vorteil" (zit.n. Merton 1938a, S.314). Als ein besonders "wirkungsvolles Mittel, um in den Menschen die Ehrfurcht vor Gott zu wecken" (a.a.O., S.64), erachteten die Society-Mitglieder die experimentelle Untersuchung der Natur, und "ihre Forschungspraktiken und ihre sozialen Umgangsweisen, ja ihre Lebensformen, wurden teilweise zum konstituierenden Bestandteil dessen, was noch heute mit moderner Naturwissenschaft assoziiert wird" (Felt et al. 1995, S.37): Mit den "Experimentiershows" der Royal Society waren

die Orte der Wissenserzeugung zugänglich ... Nach den experimentellen Versuchen im halb-privaten Wohnsitz des jeweiligen Gentleman-Wissenschaftlers, die dort auch Besucher empfingen, kam es zu Demonstrationen dieser Experimente bei den wöchentlichen Treffen der Royal Society, wo sie diskutiert und 'beglaubigt' wurden (a.a.O.).

Diese Beglaubigung fand durch die Öffentlichkeit der Royal Society statt. Ursprünglich hervorgegangen aus einem "unsichtbaren College" von Forschenden und "wissenschaftsbegeisterten Amateuren", zählte sie 1663 bei ihrer offiziellen Gründung 119 Gründungsmitglieder, unter ihnen viele, die aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu Hof und Adel zur Teilnahme berechtigt waren und "die über geringe oder keinerlei wissenschaftliche Kompetenz verfügten" (Merton & Zuckerman 1971, S.179). Diese Idee, die Royal Society durch den "Beitritt verschiedener, hervorragender und adliger Personen erheblich zu erweitern" (Merton 1970, S.311), handelte ihr zum einen das Patronat des Königs ein, zum anderen und damit verbunden den Zugang ins damalige Establishment: Die Wissenschaft habe sich, so ihr Chronist Thomas Sprat 1667, "nun in beste Gesellschaft begeben, sie hat ihren Stil und ihr Auftreten verfeinert, ist zu einer Beschäftigung der Reichen und Großen geworden und ist nicht länger Gegenstand des Spotts der Menschen" (zit.n. Merton 1938b, S.328); sie verpflichtete sich allerdings, um dies zu erreichen, im Gegenzug zum "not Meddling with Divinity, Metaphysics, Moralls, Politicks" (zit.n. Felt et al. 1995, S.36).

Obwohl die die Experimente beglaubigende Öffentlichkeit also nicht nur aus Forschenden bestand, waren - und hier zeigen sich zum einen Analogien zum kantischen "Jedermann", zum anderen Grenzen der nationalen Typisierung Münchs, der die englische Wissenschaft etwas mehr "common" zeichnet, als sie den Berichten anderer zufolge gewesen zu sein scheint, um seine für diese Typisierung zentrale Kategorie des englischen Common Sense

seinem Argument zu etwas empirischer Kraft zu verhelfen, noch dazu "in aller Offenheit der Praxis des falschen Zitierens huldigt" (Merton, a.a.O., S.53), beschränkt bleibt. So unterläßt Merton in bezug auf seine Dissertation zwar nicht, im Nachhinein zu versichern, daß die These der Legitimation von empirischer Wissenschaft durch den Puritanismus "keineswegs am Beginn der Arbeit stand. Es ging dabei gerade umgekehrt zu. Anfangs durchforschte der Autor das England des 17. Jahrhunderts, um eine Erklärung für das bemerkenswerte Aufblühen der Wissenschaft in dieser Zeit und an diesem Ort zu finden" (a.a.O., S.44). Es war also in seinem Falle, so legt sein Argument nahe, nicht die schon von Aristoteles verworfene Neigung zur Lieblingsmeinung, die belegt werden sollte, sondern der Gegenstand selbst und die Arbeit an ihm erforderten just die von Merton gewählte Dimension für ein angemessenes Verstehen, da er erst in deren Verlauf immer häufiger Hinweise auf die puritanische Orientierung der Forschenden entdeckt habe. Und um dieses Gewicht des Gegenstands für die eigene Arbeit zu unterstreichen, ist Merton sogar bereit zu gestehen, daß er erst zu diesem späten Zeitpunkt, "fast so, als habe er während seines Studiums die Hausaufgaben nicht erledigt" bzw. an "einem zeitweiligen Gedächtnisschwund" gelitten, sich an Weber und dessen Annahme einer Wechselwirkung zwischen Protestantismus und Kapitalismus erinnert habe und "Webers Empfehlung zum Auftrag [wurde]" (a.a.O., S.45).

zu unterstreichen - "die formalen Bedingungen des Zutritts ... sehr genau und informell geregelt" (a.a.O.): Akzeptiert wurden Mitglieder "und Gentlemen mit Empfehlungsschreiben" bzw. "Personen, die aufgrund von privaten Beziehungen für würdig erachtet wurden ... als glaubwürdige 'Zeugen'". *Nicht* dazu gehörten jedoch "unfreie Menschen":

Kaufleute und Handwerker ebenso wie Frauen, Bauern oder andere unterprivilegierte Gesellschaftsgruppen ... hätten keine ausreichende Kontrolle über ihre Handlungen und Meinungen. Ja selbst den Technikern, die bei den Experimenten mitwirkten, wurde diese Fähigkeit abgesprochen, da sie in ökonomischer Abhängigkeit von ihren Arbeitgebern standen ... In einer Gemeinschaft von Gleichen hingegen konnte und mußte jeder dem Urteil des anderen Glauben schenken. (a.a.O., S.37f)

Es waren diese (Zugangs-) Konventionen und das "Wort des Gentleman", mit deren Hilfe wahres Wissen und gültige Erkenntnis beglaubigt werden sollten.

Für die englische Vernunft, ihre Erweiterung, Anwendung und Institutionalisierung ist Münch zufolge charakteristisch, daß sie sich nicht aus der Autorität der jeweiligen Forschenden, sondern in der (allerdings durch die erwähnte und von Münch ein wenig ignorierte Auslese limitierten) "offenen *Diskussion* entfaltet" - im "Wettstreit der partikularen Meinungen" (Münch 1986, S.199) -, die im Empirischen gründen sollten und sich durch nur dürftige Theoriebildungsversuche auszeichneten. Damit das Experiment und dessen "Einbettung in einen sozialen Beglaubigungskontext" (Felt et al. 1995, S.37) funktioniert, ist unerlässlich, daß das "Gemeinsame das Trennende zwischen den Wissenschaftlern" (Münch 1986, S.201) überwiegt: Hierzu seien zum einen "Geduld und Kompromißbereitschaft" (a.a.O., S.204) essentiell entlang unzähliger Ausschüsse und Sitzungen, die diese Wissenschaftskultur und ihre Orientierung an Diskussion und Common Sense notwendig machten. Zum anderen werden bestimmte Formen auch der als angemessen erachteten Darstellung von Wissens notwendig, und besonders tauglich scheint das "Enquiry": Es soll "nicht allzu lang, ... in einer allgemein verständlichen Sprache formuliert ... versuchen ... Ideen so darzustellen, daß ihnen der Durchschnittsbürger mit seiner Erfahrung zustimmen kann" (a.a.O., S.197), wodurch wissenschaftliche Forschung gegen die auch zu Zeiten der Royal Society an Universitäten wie Oxford und Cambridge fortdauernde, autoritative Traditionalität "den Schleier der Undurchdringlichkeit für den Laien" (a.a.O., S.201) verloren habe: "Die neuen Wissenschaften brüteten nicht über dunklen Abhandlungen in unbegreifbaren Sprachen, sondern verfahren mit Demonstrationen und Experimenten, die für gebildete Laien verständlich waren." (Cosser 1970 zit.n. Münch, a.a.O., S.213)

Dieser Stilisierung typisch englischer Eigenschaften und eines ebenfalls typisch englischen Fairplay stehen die von Merton in seiner Dissertation zunächst nur in einer Fußnote²¹⁸,

218 "Soweit ich sehe, erwies sich der jugendliche Verfasser dieser Fußnote als ihr einziger Leser", merkt Merton schmunzelnd in dem bereits erwähnten, später verfaßten Vorwort zu seiner Dissertation an (1970, S.50). Zum Glück für mich und andere hat Merton diese Fußnote nicht nur geschrieben und gelesen, sondern sich in der Folgezeit ausführlich mit einigen Eigenheiten von Wissenschaft und Wissenschaftler(inne)n befaßt: Vom "Glutzündel-Prinzip" wird gleich die Rede sein, interessante Hinweise auf das "Heureka-Syndrom" und auf "Kryptomnesien" finden sich in "die Ambivalenz des Wissenschaftlers" (1963). Es gehört zu den fortdauernden Verdiensten Mertons, daß er auch einige, teilweise schwer behandelbare wissenschaftliche Störungsbilder entdeckte und Begriffe ebenso wie mögliche Hinweise zu ihrer Diagnose hinterließ. Erwähnen möchte ich an dieser Stelle nur zwei bis in die wissenschaftliche Moderne folgenreiche Eß- bzw. Verdauungsstörungen, die "bibliophile Polyphagie", im Mittelalter bereits an "Peter the Eater" nachweisbar (vgl. Merton 1965, S.181ff), und die "insanabile scribendi cacothesis", deren erste Erwähnung noch weiter zurückreicht. Merton hat zur Prüfung des Grades der Anfälligkeit gegen Letztgenannte eigens einen "Merton-Test" entwickelt und er beschreibt deren Krankheitsverlauf wie folgt: "Bei positiver Reaktion treten Anzeichen innerhalb von zehn (oder weniger Minuten) auf, nachdem man den eigenen Namen gedruckt gelesen hat ... Die Infektionsquelle bleibt in bestimmten Fällen oft unerkannt ... Zum Ausbruch der Krankheit kommt es in aller Regel sehr plötzlich. Ihm

später ausführlicher behandelten "und sehr persönlichen Prioritätsstreitigkeiten im England des 17. Jahrhunderts [entgegen, die] ... wertvolle Aufschlüsse darüber erbringen, wie die Institution Wissenschaft Motive, Leidenschaften und gesellschaftliche Beziehungen der einzelnen Wissenschaftler beeinflusst und formt" (1970, S.50). So wußten schon damalige Forschende, daß die institutionalisierte Zeugenschaft der Royal Society nicht nur Gottes- oder Menschendienst, sondern sehr menschliche "Wettstreite" als einen wichtigen Hintergrund hatte: "Was vor vielen Zeugen getan wird", ließ Newton, offensichtlich wie schon Galilei der sozialen Implikationen und Abgründe von Experiment und Veröffentlichung jenseits der genannten Gründe gewahr, Hooke in einem Brief wissen, "das geschieht selten aus Interesse an der Wahrheit allein" (zit.n. Merton 1965, S.32). Merton expliziert, Newtons Hinweis folgend, "daß Wissenschaftler, wenn sie ihre Differenzen in die Öffentlichkeit tragen, dazu hingerissen werden, sich zur Wahrung ihrer Hypothesen (und dadurch auch ihres Gesichtes) auf polemische Wortgefechte einzulassen, statt ganz interesselos nach Aufdeckung der Wahrheit zu streben" (a.a.O., S.36) - eine Eigenart, die Merton nach einigen historischen Recherchen als "Hooke-Newton-Merton-Prinzip der Interaktion von Wissenschaftlern" bzw. als "Glutzündel-Prinzip" an dieser Stelle in die Wissenschaften einführt. Die Formation moderner Naturwissenschaft war begleitet, durchzogen und forciert von solchen "'notorischen' und zornigen Streitigkeiten über Prioritätsfragen und geistiges Eigentum" (Merton 1963, S.339): Hierzu gehörte neben anderem, daß Aubrey "Newton den unverföhrenen Vorwurf macht, er habe seinen bleibendsten Beitrag zur Wissenschaft Hooke entwendet" (Merton 1965, S.34) und daß Newton mit Leibniz "in jenen notorischen Konflikt über die Erfindung der Infinitesimalrechnung" (a.a.O., S.37) geriet. Neben Newton und Leibniz teilen auch z.B. Descartes und Pascal die Mitgliedschaft im Kreis derer, "die des Plagiats sowohl beschuldigten als auch beschuldigt wurden" (a.a.O., S.70), eine etwas zänkische Interaktionsform, die sich nicht auf das 17. Jahrhundert beschränkt; für eine "kleine Chronik der Prioritätsdispute" vgl. zusammenfassend Merton 1957.

Schon die Society bemühte sich um besondere Organe zur Bewältigung dieses Problems, z.B. wurde in der Kontroverse zwischen Leibniz und Newton eigens ein Komitee zur Prüfung der konkurrierenden Ansprüche eingerichtet, allerdings "stellte Newton, der damals Vorsitzender der Society war, das Komitee zunächst parteiisch zusammen, wirkte mit bei der Ausrichtung von dessen Aktivitäten und schrieb schließlich anonym das Vorwort für den zweiten veröffentlichten Bericht" (Merton 1957, S.290). Auch regte die Society den einzelnen Gentleman zur Teilhabe und zum wissenschaftlichen Austausch an und ermunterte ihn,

freimütig mitzuteilen, welche neuen Entdeckungen er macht oder welche neuen Experimente er unternimmt, wobei die Society sorgfältig darauf bedacht sei, Urheber und Zeitpunkt jeder Neuerung ... ebenso festzuhalten wie die Sache selbst, wodurch die Ehre der Erfindung für alle Nachwelt unverbrüchlich wird gesichert sein (zit.n. Merton & Zuckerman 1971, S.177).

Ein besonders probates Mittel hierfür, d.h. ein wichtiges Instrument sowohl für den wissenschaftlichen Erfahrungsaustausch als auch für das Sichern von Originalitätsansprüchen, war die ab 1665 erscheinende "Philosophical Transactions of the Royal Society of London", die als erste wissenschaftliche Zeitschrift ein

geht eine geringfügige, kaum wahrnehmbare Publikation voraus. Das Publikationsfieber ist heftig; es steigt schnell an und kann innerhalb weniger Jahre die Höhe von jährlich 15 oder 20 Publikationen erreichen. Die Aufsätze und Bücher sind ungewöhnlich trocken und hinterlassen beim Leser den Eindruck akuter Langeweile" (a.a.O., S.80). Angeregt durch diese Überlegungen habe ich mit der Entwicklung eines psychologischen Langeweile-Testverfahrens begonnen, das zum Ziel hat, bestimmte physiologische Parameter (Gähndauer und -häufigkeit, Indizes für das Erreichen verschiedener Schlafphasen etc.) mit induzierten Wort- und Satzzahlen in Beziehung zu setzen; ich befinde mich allerdings noch im Selbstversuchs-Stadium.

Begutachtungssystem entwickelte, das durch kritische Sichtung der eingereichten Beiträge helfen sollte, das Ansehen der Zeitschrift, der Wissenschaft und der Society zu wahren.

Obwohl die neue Öffentlichkeit dem Bemühen um Wahrheit also ebenso zu- wie abträglich gewesen zu sein scheint - die Wahrheit neigte vor größerem Publikum zu einem Zuwachs an Leidenschaft und einem Abnehmen von Aufrichtigkeit, eine Besonderheit, die damals nicht nur Newton beschäftigte²¹⁹ - erlaubte, daß die "Society" die Mitgliedschaft nicht auf Forschende beschränkte, eine gewisse beidseitige Durchlässigkeit und Transparenz zwischen Wissenschaft und (guter) Gesellschaft, die Münch zufolge für die englische Vernunft kennzeichnend ist. Auch etablierte die Society sich - und dies teilweise ebenfalls entgegen Münchs nationalem Kategorisierungsanliegen - da ihr zwar nicht nur Forschende, aber dennoch "alle englischen (und zahlreiche ausländische) Wissenschaftler angehörten, die damals im Bereich der Wissenschaft Wesentliches leisteten ... sowohl in England als auch auf dem Kontinent, als maßgebliche wissenschaftliche Körperschaft (a.a.O., S.179f)".²²⁰

Mit ihrer Attraktivität und Wirksamkeit geriet die Royal Society in einen Gegensatz zu den Universitäten und in Konkurrenz zu diesen: "Wo finden sich Überprüfung alter Experimente und Traditionen und Entfernung all des Unrats, der den Tempel des Wissens verunstaltet", so der Puritaner Bigs 1651 (zit.n. Merton 1938a, S.71) im Rahmen eines massiven Angriffs gegen die universitäre Lehre und Forschung. Und es ist eine Konkurrenz, in der das alte Wissen und seine Herstellung und Darstellung immer mehr unterliegt. Barrows berichtet aus seiner anfänglichen Arbeit als Griechischprofessor, er sitze "einsam wie eine athenische Eule, die aus der Gemeinschaft der übrigen Vögel ausgeschlossen ist, ... da, während die Klassen in Naturphilosophie überfüllt seien" (zit.n. Merton 1938a, S.73). Seiner attischen Einsamkeit überdrüssig folgte Barrows dem Ruf der Zeit, begab sich in die neue Vogelgemeinschaft und wurde zum Vorgänger Newtons auf dem Mathematiklehrstuhl am Trinity College. Und ein bißchen wie im Märchen endet auch Münchs Darstellung des weiteren Laufs der typisch englischen Gelehrtenfamilie: Die Intellektuellen waren und sind hier "keine in sich geschlossene Gemeinschaft" (1986, S.202), und ihr Vorbild bleibt wirksam "in den Kaffeehäusern und Clubs im 17. und 18. Jahrhundert [als] eine Eigenart der englischen Kultur" (a.a.O.), in der auch über diese Zeit hinaus "Philosophen, Wissenschaftler, Techniker, Staatsmänner, Kaufleute und andere Berufe zusammen[kommen]" (a.a.O.) und gemeinsam und um Fairplay bemüht nach (praktischen) Wahrheiten suchen.

219 Dabei scheint auch die Tradition der scholastischen Disputationen und ein dort teilweise vorfindbarer, "monomanische[r] Hang zum Zanken" fortzudauern, bzw., Merton beruft sich hier auf das Zeugnis eines frühen Daily-Kritikers, "ein Schielen nach dem Auditorium, als wär's ein Theaterpublikum, das sich nicht am besten Manne, sondern am besten Schauspieler ergötzt" (Vives zit.n. Merton 1965, S.62). Zum anderen muß ich entlang eigener, mittlerweile allerdings weitgehend eingeschränkter Erfahrungen mit Gremien und anderen wissenschaftlichen Austragungsorten und -formen gestehen, daß in mir entgegen meinen sozio-kulturellen und konstruktivistischen Ambitionen eine leise Neigung zu einer anthropologischen Erklärungsweise wachzuwerden beginnt.

220 Die Attraktivität dieser Institution in der damaligen Zeit wird auch an der 1667 von Sprat veröffentlichten und von der Royal Society beglaubigten "History of the Royal Society of London" offensichtlich, ebenso daran, daß eine Trennung zwischen tatsächlich geprüften und ohne redaktionelle Verantwortung veröffentlichten Beiträgen in den "Transactions" überhaupt notwendig wurde. Die internationale Inanspruchnahme und Reputation der Royal Society sei stellvertretend an dem Schreiben des französischen Astronoms Petit verdeutlicht, bei dem wie bei anderen Forschenden seiner Zeit die Rede ist von der "bedeutenden Gesellschaft, deren Urteil ich meine sämtlichen Ideen unterbreite" (zit.n. a.a.O., S.180).

2.4 Zäsur: Ein kurzer Blick auf alte Pläne und was die Lesenden in dieser Arbeit nicht mehr finden werden

Und tu' nicht so, als wüßtest du, wo du hingehst. Denn wenn du wüßtest, wo du hingehst, hieße das, du bist da gewesen, und du landest genau da, wo du herkommst.

Naomi Newman (zit.n. Lynn Hoffman 1993a)

Das von Münch erzählte englische Märchen war zu schön, seine Übergänge und Abgrenzungen zu anderen - französischen und deutschen - Märchen waren zu klar, als daß ich sie hätte glauben können oder wollen. Meine Geduld war erschöpft, und schon nachdem ich niedergeschrieben hatte, wie ebenfalls schön und klar und eindeutig einige andere (neben Münch Feuer und Tenbruck und auch Merton, der für mich eine ausgesprochen erholsame und anregende Ausnahme in dieser meist trockenen Wissenschaftslandschaft war und ist) herausgefunden hatten, was das *wirklich* Zentrale für die Entstehung dieser modernen Gelehrtenfamilie sei - der neue libertinäere Hedonismus, die neue und enge Liaison zwischen Calvinismus und naturwissenschaftlichem Denken, die neue Ordnungssuche des erschütterten nach-Renaissance-Menschen, die neue Verbindung von Denken und Praxis - beschlich mich das Gefühl, fürs erste und nächste genug gesehen, gehört und gelesen zu haben. Daß diese engagierten und klugen Menschen in ihrer Verstehensuche sich um Kategorien bemühten, um die beschriebene Entwicklung auch begrifflich zu fassen - warum nicht und wie sonst? Daß sie allerdings mit einer solchen Emphase die je gewählte Kategorie gegen die anderer als für diese Zeit einzig Bedeutungsvolle hervorhoben und im weiteren zu belegen suchten und natürlich schafften, verärgerte mich immer mehr (zumal ich seit einiger Zeit ohnehin recht unlustig las und schrieb; ich komme darauf zurück): Persönliche Einstellungen (Feuer) bzw. Identitätssuche (Tenbruck) und wissenschaftskulturelle Entwicklungen, das Aufeinandertreffen verschiedener (Sub-) Kulturen und ihnen zugehöriger Denk- und Lebensweisen (Merton), ebenso wie der Blick auf das Verhältnis von Theorie und Praxis oder auf nationale Besonderheiten (Münch) mußten nicht so konkurrent sein, wie die genannten Autoren dies unterstellten und belegten, sondern ich verstand sie eher als unterschiedliche Beschreibungsebenen, die als Heuristiken (und mit einiger Vorsicht gegen Implikationen des Kategorisierens) an verschiedene Zeiten, Kulturen und Personen(gruppen) angelegt werden *können*. Ich vermutete immer mehr, daß - würde ich wie geplant weiterschreiben - ich nur mehr Ähnliches produzieren würde: Rekonstruktion ist *Re-Konstruktion* entlang der persönlichen und zeitgeschichtlichen Möglichkeiten und Grenzen derer, die sich an eine solche Rekonstruktion begeben. Auch war einiges für meine Frage nach der Beziehung zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt Wichtige geschehen, aber ungesagt, und ich wußte nicht einmal entfernt, ob und welche Worte ich hierfür und in dem Rahmen einer wissenschaftlichen Arbeit finden würde. Ich begann mit einem abrupten Textausstieg und neuerlichem Experimentieren zu liebäugeln, dachte mit Schrecken an die Kommission, die meine Arbeit begutachten würde und suchte nach guten und schlechten Gründen für den einen oder anderen Weg. Die möglichen Ausgänge blieben auch bei folgendem Nachdenken unklar und beunruhigend, aber zuletzt entschied ich mich für meine Neugier und gegen weiteren Fleiß und verließ den laufenden Text und Plan.

Meine Leser und Leserinnen werden zumindest richtungsweise ahnen, was in den folgenden Subabschnitten von Kapitel 2.3.1 passiert wäre: Ich hätte mich der Charakterisierung Münchs zum einen für die französische, zum anderen für die deutsche Gelehrtenfamilie

zugewandt, und wie für den englischen Wissenschaftstypus des Common Sense und Fairplay wären für die französischen Salons und für die einsame deutsche Studierstube bald deren heuristische Kraft ebenso wie die Begrenzung dieser Art von Kategorisierung deutlich geworden: Schon für Descartes, von Münch zum essayistischen Prototyp des französischen Wissenschaftlers stilisiert, und für Kant, den dem Verständnis Münchs zufolge fleischgewordenen Typus des deutschen, einsamen Werkschaffenden, wäre die Problematik dieser Zuschreibungen von einem Erkenntnissubjekt (Münch) an Erkenntnisobjekte (nationale Wissenschaftsfamilien und ihre Charakteristika), verstanden als konstitutive Charakteristika dieser Objekte, sichtbar geworden. Dies gilt für die Forschenden ebenso wie für ihre Veröffentlichungen: Sicher findet der literarische Essay in Descartes, aber z.B. auch in Montaigne, ganz zentrale französische Repräsentanten, aber der Essay war zu deren Zeit keineswegs eine nur nationale Errungenschaft²²¹, ebenso wie das Enquiry weit über England hinaus und wie die soziale Beglaubigungssituation Experiment schon zuvor und auch nach den Anfängen der Royal Society wirksam war und blieb: Die internationale Gelehrtenfamilie lernte schnell mit- und manchmal auch gegeneinander, die Notwendigkeit der Kooperation von Forschenden schrieben Bacon *und* Descartes folgenden Generationen ins Buch der wissenschaftlichen Werte²²², und die französischen Aufklärer stellten ihre Enzyklopädie nicht nur in die Cartesianische, sondern auch in Bacons Tradition:

'Wenn wir das Werk', sagte Diderot in der Ankündigung, 'erfolgreich zu Ende geführt haben, dann verdanken wir dies vor allem dem Kanzler Bacon, der den Plan eines universellen Wörterbuchs der Wissenschaften und Künste zu einer Zeit vorschlug, da sozusagen weder Künste noch Wissenschaften existierten ...' Und d'Alembert nannte Bacon ... 'den größten, universellsten und beredtesten aller Philosophen' (Durant, Bd.20, S.326).

Ebenso bleibt gegen die von Münch unternommene Zeichnung der deutschen Gelehrten und ihrer Eigenarten - der Suche nach der "ewige[n] Wahrheit ... und ihre[n] einsamen Studierzimmer[n]" (Münch 1986) - nicht nur ein so wissenschaftsrühriger Philosoph wie

221 Mit der Renaissance wurden essayistische Darstellungsformen vermehrt verwandt, ebenso nutzte noch z.B. Leibniz teilweise, wie zuvor neben vielen anderen Galilei, dialogische Schreibweisen. Auch wurden Veröffentlichungen gegen die lateinisch-katholische Schullehre immer häufiger in den jeweiligen Nationalsprachen verfaßt: Schon Bruno entfernte sich italienisch schreibend von der Tradition, und Galilei schrieb in den "Discorsi" "die mathematischen Abhandlungen in Latein ..., die experimentell-beschreibenden Teile hingegen in Italienisch" (Felt et al. 1995, S.34).

222 Descartes hat im "Discours" die Notwendigkeit und den potentiellen Nutzen einer solchen Kooperation mehrfach angesprochen. So habe er sich entschieden, "der Welt meine wenigen Entdeckungen öffentlich mitzuteilen und die guten Köpfe einzuladen, sie möchten weiterzukommen suchen, indem jeder nach seiner Neigung und seinem Vermögen zu den Erfahrungen, die nötig wären, beitrüge, und alles was sie Neues lernen würden, dem Publikum mitteilen, damit die Letzten immer da anfangen, wo die Vorhergehenden aufgehört, und indem Leben und Arbeiten vieler sich auf diese Weise vereinigten, wir alle zusammen viel weiter vorwärts kämen, als jeder einzelne für seine Person vermöchte" (1637, S.147). Er lädt dann auch direkt ein, "mir sowohl die von ihnen bereits gemachten Experimente mitzuteilen, als bei der Untersuchung derer, die noch gemacht werden müssen, zu helfen" (a.a.O., S.151). Forschungsarbeiten zu veröffentlichen sei schon deshalb sinnvoll, weil "was mehrere sehen sollen, betrachtet man ohne Zweifel immer genauer, als was man nur für sich macht ...; dann [sei sein Ziel,] ... nach meinen Kräften gemeinnützig zu handeln, damit meine Schriften ... denen, welche sie nach meinem Tod besitzen werden, soviel Gewinn als möglich bringen können" (a.a.O., S.153). Aber nicht nur Uneigennütziges treibt ihn, gesteht er zu: da er nicht habe vermeiden können, "einen gewissen Ruf zu erwerben, so meinte ich, mein Bestes tun zu müssen, um wenigstens keinen schlechten zu haben" (a.a.O., S.171). Da Descartes umgekehrt aber auch um Gefahren des Öffentlichen weiß, tendiert ein Teil seiner Überlegungen dahin, seine Werke trotzdem erst nach seinem Tod veröffentlichen zu lassen, damit er nicht durch mögliche Reaktionen ("weder die Widersprüche und Einwände ..., noch der etwaige Ruf") abgelenkt werden könne. Die für den "Discours" von Descartes in die Wege geleitete intersubjektive Revision scheint jedoch nur bedingt die kollegialen Früchte getragen zu haben, die er erhofft hatte: Nachdem er mehrere vorläufige Abschriften verschicken ließ, um Kritiken einzuholen, wurde er zwar z.B. von Hobbes öffentlich gelobt, er habe die Unabhängigkeit von Geist und Stoff bewiesen, inoffiziell soll Hobbes allerdings gesagt haben, Descartes "wäre der beste Geometer der Welt geworden; die Philosophie aber liegt seinem Kopf nicht" (zit.n. Durant, Bd.22, S.366).

Leibniz, der wie viele andere "Bacon als den Neuerer der Philosophie" begrüßte, recht sperrig: Im beginnenden 17. Jahrhundert scheint eine ganz vorrangige Kommunikationsform neben Reisen die briefliche Korrespondenz gewesen zu sein, und alleine von Leibniz ist ein 15 000 Briefe umfassender Briefverkehr erhalten, der "ihn mit fast allen verbindet, die in der wissenschaftlichen Welt Rang und Namen haben (Weischedel 1966, S.145). Und daß Münch Kant als den Protagonisten des deutschen, einsamen Studierzimmer-Gelehrtentums wählt, mag angesichts eines Werkes wie der "Kritik" zwar Nachgeborenen einsichtig scheinen, angesichts des Trubels, den dieses Werk in seiner Zeit sogar in Friseursalons auszulösen vermochte, ob der Grenze einer solchen Typisierung aber auch nachdenklich machen. Dem infolge der hier nur angerissenen Probleme wahrscheinlich etwas mühevollen Versuch, das Internationalwerden der modernen Gelehrtenfamilie zu fassen, wäre abschließend gefolgt, daß ich meinerseits - und immer mit einem Auge auf die Schwierigkeit dieses Unterfangens - einige mir bedeutsame Besonderheiten moderner Wissenschaft umrissen hätte, insbesondere ihre Tendenz zu Vereinheitlichung und Mathematisierung und zu Universalisierung *und* Spezialisierung, verbunden mit Werten wie Selbstbestimmung, Willensfreiheit und Veränderbarkeit und, mit diesen einhergehend, die Vorstellung der Beherrschbarkeit und die Praxis der Beherrschung von Natur und damit auch von menschlicher Natur.

Zu zeigen, in welcher Weise diese Vorstellungen in die wissenschaftslogischen Unternehmungen seit Anfang dieses Jahrhunderts - insbesondere die logisch-empirischen und die kritisch-rationalistischen inklusive jüngerer Revisionen durch Lakatos (1970) - und auch in die akademische Psychologie eingedrungen sind, wäre ein Anliegen einer nächsten „Expedition“ gewesen. Die wissenschaftslogischen Bemühungen wurden notwendig in einer spätestens mit der Quantenphysik rasant und irritierend gewordenen, naturwissenschaftlichen Welt, und ihnen folgte schließlich auch das Sichtbarwerden ihrer Begrenztheit und eine beginnende Revision im Rahmen folgender, insbesondere wissenschaftshistorischer und -soziologischer Studien. Gleichwohl sind die in den wissenschaftslogischen Rettungsversuchen der Vernunft vollzogenen Trennungen im Forschungsprozeß (Entdeckung vs. Begründung), in der Person der Forschenden (privat vs. wissenschaftsöffentlich) und im schließlichen Produkt des Forschens (subjektive vs. objektive Erkenntnis) folgenreich auch für meine eigene Disziplin geblieben. Vermutlich wäre auch im Verlauf dieser Darstellung einiges Interessante geschehen, aber vor allem für mich selbst wären, so fürchte ich, die Überraschungen und der tatsächliche Erkenntniszugewinn eher gering geblieben. Immer wieder hätten meine Leser(innen) mit mir vor immer wieder ungeheuerlichen Objektivitätsansprüchen gestanden, vor der Polyphonie der faktischen Diskurse, vor der Unmöglichkeit, ohne bestimmte Epistemologien und Prämissen zu irgendeiner (wissenschaftlichen) Aussage zu kommen und vor dem ebenfalls immer wieder irritierenden Auseinanderfallen von (wissenschafts-) theoretischen Ansprüchen und empirischer Gestaltungsarbeit. Die vielen Konjunktive im gerade vorangegangenen legen nahe, daß ich von der Umsetzung des gerade skizzierten Plans Abstand genommen habe.

2.5 *"Die Beobachter beobachten": Versuch einer subjektiven Reisebeschreibung*

Ich wollte, dieses Interesse stand am Anfang dieser Arbeit, etwas über wissenschaftliches Verstehen verstehen. Die Beziehung zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt - das hatten sowohl Streifzüge durch Literatur als auch eigene Forschungserfahrungen in unterschiedlichen psychologischen Projekten nahegelegt - blieb, was ihre Konzeptualisierung *und* ihre forschungspraktische Zurkenntnisnahme anging, ausgesprochen problematisch. Welche Implikationen und welche Konsequenzen hatte das *"und dies nehme ich wahr"* für mich als Person und Forscherin? Welche

Verstehensmöglichkeiten würde ich aufgrund meiner Erkenntnisreise anderen und auf welche Weise anbieten können?

Nachdem ich versucht hatte, meinen eigenen epistemologischen Weg und mit ihm verbundene Fragen zusammenzufassen, hatte ich mich mit einigen bereits skizzierten psychologischen Hintergedanken und Zielen an die wissenschaftsoffizielle und für folgende Typisierungen und Normierungen folgenreiche Geburtsstunde eben dieser Wissenschaften begeben. Es ist im Verlaufe des Schreibens Geplantes *und* Überraschendes geschehen: Zu dem Geplanten gehört vor allem anderen die sukzessive Entfaltung ideengeschichtlicher, method(olog)ischer und wissenschaftskontextueller Leseweisen. Wie polyphon an einigen und wie synchron an anderen Stellen die Rezeption dieser frühen Geschichte verläuft, hätte ich allerdings nicht erwartet oder voraussagen können, ebenso wenig, wie sehr ich selbst, um kritische Distanz gegen die einen oder anderen Selbstverständlichkeiten bemüht, an der wissenschaftsliterarischen Form der subjektfreien Präsentation von Aussagen und an der Tradierung einiger Stereotypen mitarbeiten würde. Schwierig wurde meine Lage bei dem Versuch, Subjektivität und Intersubjektivität exemplarisch an dieser Phase sichtbar zu machen, und eine Lösung für dieses Problem war, Wissenschaft literarisch zu beschreiben bzw. nachzuzeichnen und nachzuerfinden. Ich konnte dies erst, nachdem ich meine Ängste, ob dies in einer wissenschaftlichen Arbeit statthaft sein würde, beruhigt und beschwichtigt hatte. Ich dachte an die Experimentierfreude und an die experimentellen Versuche zeitgenössischer Ethnolog(inn)en, freute mich über deren Begleitschutz, verfaßte das "unakademische Protokoll" und versuchte danach zu verstehen, was ich aus ihm und aus meiner antiken Reise über die Beziehung zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt gelernt hatte und welche Konsequenzen sich hieraus für mein Arbeiten als qualitative Forscherin ergeben könnten. Am Ende dieses Kapitels standen dann auch erste Umrisszeichnungen einiger für mich zentralen Themen bzw. Fragen. Hierzu gehört:

- der heuristische Wert des Fremden, um gegen persönliche, (sub-) kulturelle und disziplinäre Selbstverständlichkeiten zumindest begrenzt aufmerksam zu bleiben;
- die Widerständigkeit des Gegenstandes und daß diese Widerständigkeit sich gleichwohl immer nur in Beziehung auf ein konkretes Erkenntnissubjekt und in einem bestimmten traditionellen Rahmen entfaltet. Dennoch ist es in diesem Amalgam aus meinem Blick, dem was ich betrachte und den traditionellen Linien, in denen sich diese Betrachtung ereignet, nicht gleichgültig, was ich betrachte: von der Besonderheit des Mythos der Antike und der mit dieser Besonderheit auch (wissenschafts-) traditionell nahegelegten Dimension Erkenntnis und Eros im Unterschied z.B. zu Erkenntnis und Glauben war bereits die Rede, und viele würden mir wahrscheinlich zustimmen, daß Eros eher in antiken, Glauben eher in scholastischen Denk- und Wissensformen als Mitspieler und Gegenpart der Erkenntnis bedeutsam scheint. Aber auch hier wirkt bereits eine (wissenschafts-) neuzeitliche Trennung mit, der mögliche Bezüge zwischen Eros und Glauben bzw. ein Verstehen von Glauben als einer Art des Eros eher fremd sind, während beide z.B. in der Ekstase mittelalterlicher Mystik eine sehr enge Bindung eingehen. Insoweit ist, so vermute ich, nicht einfach das je Gewählte (also z.B. Eros und Erkenntnis für die Antike) das für eine Zeit auch Charakteristische, sondern an eine Zeit wird eine für die Betrachtung als relevant angesehene Beschreibungsebene herangetragen, und in die Auswahl dieser Beschreibungsebene geht ebenfalls bereits Tradiertes und Persönliches ein;
- daß es nötig und sogar unumgänglich war - und dies auch entgegen der mir von mir selbst eingangs verordneten qualitativen Askese, meinen Gegenstand nicht zu mir

herziehen zu wollen und zu dürfen - diesen Gegenstand ganz zu mir und meinem Reagieren heranzuholen, um diese Reaktionen als meine zu akzeptieren und probeweise entziffern zu können. Ebenfalls angesprochen wurden Grenzen dieser Selbstentzifferung und die Notwendigkeit des Einbezugs differenter Perspektiven, um dieser Grenzen überhaupt gewahr zu werden; gleichwohl kommt kein Blick auf anderes ohne (und sei es implizite) Selbstentzifferung aus, denn sie ist auch dann unumgänglich, wenn z.B. eine epistemologische Haltung vertreten wird, die annimmt, jeder Blick auf nur Subjektives sei zu eliminieren und eliminierbar.

Ich wandte mich dann - zwar noch ein wenig irritiert über das Wagnis des "unakademischen Protokolls", aber gutgelaunt - dem nächsten Kapitel zu: erste mir wichtige Rückmeldungen auf das "Protokoll" waren ausgesprochen positiv, ich hatte andere und mich, so schien es, sowohl zum Schmunzeln als auch zum Nachdenken über Inhalt *und* Form, über akademische Aussagen *und* Konventionen angeregt. Ein wenig Sorge bereitete mir, daß mein Vorhaben quantitativ auszufern drohte; ein philosophischer Begleiter meiner Erkenntnisreise zeigte zwar sehr viel Neugier und Interesse für meinen selbst zwischen den philosophischen und wissenschaftsgeschichtlichen Zeilen psychologischen Blick, fragte aber irritiert, als er meinen weiteren Reiseplan sah, auf wieviele Jahre hin ich meine Dissertation angelegt habe. Ob des philosophischen Rückhalts und Interesses für das von mir Geschriebene war ich dankbar und erleichtert - es gab natürlich auch mich teilweise verunsichernde Verunsicherung auf Seiten einiger meiner psychologischen Begleiter(innen), ob ich als Nichtphilosophin tatsächlich den anderen disziplinären Fundus hinreichend überschauen und ihm genügen würde. Die Frage nach dem Plan hingegen beunruhigte mich, und ich verstrickte mich kurzzeitig in einen gedanklichen Zwist zwischen dem mir verfügbaren Zeit- und Energierahmen, disziplinären Pflichten und Akzeptanzen und meinem Erkenntnisinteresse, vertröstete dann aber mich und diesen Zwist etwas halbherzig auf später und begab mich ein wenig zögernd, aber interessiert auf meine Reise in die wissenschaftliche Neuzeit. Ich rekonstruierte und sortierte zunächst nachbetrachtend und mitunter überrascht im Laufe des Schreibens wirksame und veränderte Intentionen und ihre Konsequenzen für die im Text transportierten Botschaften, zerbrach mir den Kopf über das schwierige Verhältnis zwischen Wissenschaft und Literatur und entschied schließlich, "einfach loszugehen": Ich würde sehen und im nachhinein wieder zu verstehen versuchen, was im weiteren geschehen würde - wo ich an der Oberfläche bleibe oder in die Tiefe gehe, wann ich aus dem Text verschwinde oder ihn wieder betrete, welche Dimensionen ich stillschweigend nutzen würde, um die versammelten wissenschaftsgeschichtlichen Details zu ordnen, etc.

Ein Ergebnis war, daß mit dieser historischen Reise ein anderer Blick als der mir bis dahin vertraute auf das, was jeweils vor mir entstand, eröffnet wurde; dies war für mich besonders deutlich bei meiner Descartes-Rezeption: Während der übliche Blick auf Descartes aus der Jetztzeit geworfen wird, die die in die Tiefe des Denkens und der Begriffe eingedrungene Körper-Seele-Trennung mitvollzogen hat und je nachdem lobt oder an ihr leidet, erlebte ich an mir ein wenig von der Aufregung, die Descartes bei vielen seiner Zeitgenossen ausgelöst zu haben scheint. Er war für mich, nach der langen Reise durch die Jahrhunderte, ein Lichtblick; seine Verstehensversuche verfolgte ich, dies mag empfindlicheren Lesenden aufgefallen sein, sehr aufmerksam und fast zärtlich, obwohl ich seine sezierende Methodik (die sich in seiner Erkenntnistheorie wie in seinen Tierexperimenten niedergeschlagen hat), nicht teilte. Diese zwar kritische, aber liebevolle Begleitung ist jedoch keineswegs die einzig denkbare Reaktion, wenn eine Näherung an Descartes widerständig gegen seine moderne Rezeptionen zu bleiben versucht; schon in seiner Zeit waren - grob skizziert - mindestens drei Ausgänge denkbar und sie wurden ihm gegenüber auch gewählt: einige verehrten ihn,

andere bekämpften ihn und sein Werk und hätten beide lieber brennend gesehen, wieder anderen war beides entweder unbekannt oder gleichgültig. *Ich* favorisierte also diese ihm gedanklich und emotional zugewandte Rezeption, und im Laufe der Beschäftigung mit Descartes und insbesondere mit seinen methodischen Überlegungen wurde eine wichtige, aber bis dahin eher vernachlässigte Konsequenz meiner Erkenntnishaltung klarer: Daß mit der je gewählten Methode notwendig eine bestimmte Art der Beziehungsgestaltung zwischen Forschungssubjekt und Forschungsobjekt verbunden ist, die für diese Beziehung charakteristische Ausgänge haben würde - andere Beziehungsformen würden andere Wissensgestalten zur Folge haben - war bereits eine Vermutung und Prämisse zu Beginn dieser Arbeit gewesen. *Nun* beunruhigte mich dieser im Grunde recht schlichte Gedanke gleichwohl und er machte ein neuerliches Nachdenken notwendig, das in einer wiederum schlichten, aber folgenreichen Erkenntnis ein vorläufiges Ende fand: Wenn ich ernstnehme, daß - unabhängig davon, wieviel eine bestimmte Epistemologie an Aussagen über die Beziehung zwischen Erkenntnissubjekt und -objekt treffen oder sich ansehen *möchte* - es kein Jenseits dieser Beziehung gibt, gleich ob eine Physikerin, eine Biologin, eine Psychologin, eine Ethnologin sich ihrer bestimmten und je konkreten Frage zuwendet, dann ist das, was an dem Ende dieser Zuwendung als Antwort steht, nicht einfach ein Element bzw. ein Charakteristikum des Objekts, sondern das Produkt einer spezifischen Interaktion zwischen einem betrachtenden Subjekt und einem durch die Modi dieser Betrachtung mitgeschaffenen Objekt. Könnte und wie könnte ein solches *Produkt* dargestellt werden?

In vieler Hinsicht (und in einiger ebenfalls unbeabsichtigt) folgenreich war auch die Begegnung mit Kant und der "Kritik": Ich schreckte zunächst zurück vor dieser, der Überlieferung zufolge etwas trockenen, soldatischen Persönlichkeit und ihrem ebenfalls trockenen und schweren Werk, obwohl ich um die dort beanspruchte kopernikanische Wende im Verstehen des Erkenntnisprozesses wußte. Da ein solcher Schreck mich jedoch, ein in meiner Biographie recht früh angelegter Zwiespalt, mindestens soviel anspricht wie ängstigt, begab ich mich, anfangs zögernd, dann zunehmend neugieriger, in Kantisches Erkenntnisfahrwasser: Kants *sapere aude* löste in mir eine nach wie vor wirksame aufklärerische Gänsehaut aus, neben sehr trockenen Passagen dringt seine Leidenschaft auch aus vielen Zeilen der "Kritik", und was seine Person angeht, haben mich nicht nur Saners Ausführungen über das Zeitalter der Polemik nachdenklich gemacht: Wenn ich meine eigene Beziehung zu ihm und seinem Werk genauer betrachte, so ist da einiges Nachdenkenswertes passiert, was zwar neue Hinweise für die tradierte Kant-Rezeption ergeben könnte, aber kaum mehr mit irgendwelchen Ansprüchen auf Objektivität rekonstruierbar sein dürfte. Vielleicht zunächst zu meinem Verständnis dieser Text-Forscher(in)-Beziehung: Ich hatte in einem anderen Zusammenhang einer Psychoanalytikerin, die nicht recht verstand, was Emotionalität mit einem Werk wie dem Kants zu tun haben könnte, meine Erkenntnishaltung an einem Beispiel zu verdeutlichen versucht, das möglicherweise auch meinen Leser(inne)n helfen kann, das Besondere meines Verstehens dieser Beziehungsform und -gestaltung nachzuvollziehen: Stellen Sie sich also vor, Sie wären mehrere Wochen mit drei verschiedenen Personen ganztags eingesperrt, die eine ist z.B. eine akut psychotische Dame auf der Höhe ihres Wahns, die andere ein Experimentalpsychologe in der Blüte seines Schaffens und die dritte ein besonders geschätzter und auch erotisch ein wenig beunruhigender Kollege, mit dem Sie zusammen an einem für Sie wichtigen Buch arbeiten; es ist anzunehmen, daß Interaktionen, Gedanken, Erleben mit diesen drei Menschen einigermaßen unterschiedlich wären. In ähnlicher Weise war ich einige Zeit z.B. mit Platon oder mit Descartes oder mit Kant "eingesperrt", und ich reagierte ebenfalls unterschiedlich auf diese "Inhaftierungen".

Bezogen auf Kant war das erste, was (s)ich im Laufe der Arbeit an der "Kritik" vollzog, ein zunehmendes Auseinanderbrechen zwischen (Schreib-) Wirklichkeit und (gedanklicher und sehr emotional getönter) Phantasie, und zwar in einem Ausmaß, das mir, obwohl ich Ausflüge auch in Phantasiewelten immer geschätzt und sporadisch betrieben habe, bis dahin unbekannt war. Es folgte eine brachiale Trennung der Orte und Zeiten: Das eine waren Schreibtischort und -zeit, wo ich sehr diszipliniert, fleißig und ein wenig soldatisch mich mit der "Kritik" und mit diverser Sekundärliteratur auseinandersetzte. Ebenfalls notwendig erschien mir, meine Tage genauestens zu unterteilen in Dissertation am Schreibtisch und Lehre mit den Gruppen, mit denen ich arbeite; letztere erhielten zudem die Order, mir die Texte, die ich lesen sollte, jeweils an einem bestimmten Wochentag zukommen zu lassen etc.; ebenfalls überbordend in dieser Zeit war meine Suche nach und Arbeit mit Kategorien. Jenseits dieser Schreibtisch-Ordnung trieb meine Phantasie Blüten aller Art, und als ein Freund mir vor einem Interview von Alexander Kluge mit Heiner Müller erzählte, in dem es unter anderem um den Widerspruch zwischen Kants Werk und Wirklichkeit gegangen war, konnte ich nur noch wissend und gequält lächeln.²²³

Ich habe mich von dem Riß, der mit der Kantischen Erkenntnisarbeit verbunden war, nicht erholt; daß die zeitgenössische Wissenschaft dies ebenfalls nicht getan zu haben scheint, ist deshalb so beruhigend wie beunruhigend: Spätestens mit Kant verließen, so Rauschenbach, die fühlenden, riechenden, schmeckenden Subjekte die Wissenschaft, um dem fremder Autorität und eigener Sinnlichkeit und Leidenschaften enthobenen "Jedermann" Platz zu machen, und ich habe, mich auf diese Liaison mit Kant einlassend, die von ihm geforderte (und vollzogene Trennung?) im Subjekt ge- und erlebt. Der eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit war aller Eros und mit der Zeit auch alle Neugier entzogen, und ich fand mich schließlich, ursprünglich ausgegangen von *einer* Denk- und Schreibwelt, in *zwei* Denk- und Schreibwelten: Während die Arbeit an der Dissertation immer mehr stagnierte, mich ungeheure Kraft und Anstrengung kostete und häufig belastete, verfaßte ich mit Liebe und Lust private Texte, und es brauchte Wochen, bis ich mich staunend der Tatsache stellte, daß ich, wenn man so will, die angerissene Frage nach Literatur und Wissenschaft unter der Hand dahingehend gelöst hatte, daß Wissenschaftliches und Privates zerfallen waren. Infolgedessen wird es um die "Kritik" herum in der wissenschaftlichen Arbeit etwas staubig; Fühlen, Phantasie, Experimentieren etc. sind in die privaten Texte und den literarischen Untergrund verschwunden, und ich habe, scheinbar der einzige Ausgang auf der Höhe der Kantischen Erkenntnisleistung, getrennt voneinander halbherzig Wissenschaft und überschwenglich Literatur produziert, der ich sinnigerweise, und ohne daß ich viel darüber nachgedacht hätte, den Titel Doktor-Spiele gab.

Mich zur Doktor-Arbeit (zurück) zu bewegen war schwer, auch wenn mich z.B. die Beschäftigung mit den Erkenntnissubjekten inhaltlich und formal zeitweise neu fesselte. Gleichwohl blieb der Faden zerrissen, und gegen Ende von Kapitel IV 2.2 wurde die Unlust wieder überwältigend, gefolgt von wieder neuer Bändigungsarbeit und dem Eingang in die

223 Heiner Müller erwähnte, er habe Kant just in der Zeit seiner Jugend kennengelernt, als er mit Freude und Eifer die Selbstbefriedigung entdeckte. Kants Ausführungen über Masturbation in der "Metaphysik der Sitten" (1797), die er zeitgleich las, standen dieser Beschäftigung entgegen und beunruhigten ihn zunächst. Als er dann jedoch von der zeitgenössischen Anekdote hörte, Kant habe sich jede Woche einmal an einen bestimmten Königsberger Baum begeben und dort seinerseits onaniert, entschied er, sich von diesem zwischen Text und Handeln zerrissenen Denker fernzuhalten. Auch ich vermute aufgrund einiger persönlicher Auffälligkeiten während meiner Beschäftigung mit Kant, daß der Zeigefinder des §7 der Ethischen Elementarlehre gegen die "wohllüstige Selbstschändung" nicht nur fremden, sondern auch widerstrebenden und tabuisierten eigenen Erfahrungen und Neigungen galt. So ist für Kant, daß ein Mensch sich selbst zum "ekelhaften Gegenstand" wählt, verwerflicher als die "Selbstentlebung", den ersteres schädige die Art, das zweite nur das Individuum, zumal "die trotzig Wegwerfung ... einer Lebenslast wenigstens nicht eine weichliche Hingebung an tierische Reize ist, sondern Mut erfordert" (a.a.O., S.307f).

wissenschaftlichen Familien, aber auch dies und trotz kurzzeitigem Engagement insgesamt quälend und widerwillig. Das Schließen der Kluft bahnte sich im Privaten an, wo meine Neugier und Phantasie frech immer neue Grenzgänge probierten: Ich experimentierte in für mich selbst teilweise abenteuerlicher Weise mit Texten, Inhalten und Formen, versuchte den Wechsel vom monologisierenden Denk-Dialog hin zu faktischen Dialogen, und ab und zu fand ein wenig von dieser Experimentierlust auch wieder in den öffentlichen Text Eingang, so z.B., als ich mich dabei ertappte, daß ich begann, im Sprung über noch ausstehende Zeiten, Personen und Themen dialogische Fassungen der Schlußdiskussion zu versuchen. Ich bemühte mich dann, mich in das zu bearbeitende Kapitel zurückzuordern und zum Weiterschreiben zu überreden, aber der Widerstand (ebenfalls ich also) blieb gewichtig. Eines Tages hatte ich durch Buchempfehlungen von zwei Freunden das Dilemma, in dem ich mich befand, von den getrennt voneinander Ratgebenden wohl nicht intendiert, aber gleichwohl auf dem Tisch liegen. Die eine gehört dem Reich des Literarischen zu, sie wollte nichts anderes sein und war es in einer sehr belästigenden Weise: Thomas Bernhards "Ja" (1978) war das seit langer Zeit dem Inhalt und der Form nach unangenehmste Buch, das ich las, aber - eben weil es Bernhard gelang - tiefe Unlust hervorzurufen, ein großartiges Buch. Das andere behandelte die Entwicklung und den Stand moderner (Natur-) Wissenschaften im ausgehenden 20. Jahrhundert: M. Mitchell Waldrop beschreibt in "Inseln im Chaos" (1992) den Aufbau des amerikanischen Santa-Fe-Instituts und die Denkweisen und -welten der dort engagierten Wissenschaftler - "von Nobelpreisträgern ... genauso wie von jungen Science freaks" - die an der systemischen und interdisziplinären "Wissenschaft des 21. Jahrhunderts" arbeiten. Beides berührte mich und mein Zerrissensein zwischen Wissenschaft und Literatur ebenso wie das zwischen einer konstruktivistischen und einer psychoanalytischen Erkenntnishaltung: Das eine verwies und beschränkte sich auf die Gründe und Abgründe fast monolithischer und wiederholender Subjekte, selbst da wo sie interagierten, das andere behandelte und zeigte den Reichtum und die Komplexität, aber auch die Begrenztheit von Verstehensversuchen, die einerseits auf dem mittlerweile fast sprichwörtlich gewordenen Phänomen, "daß die Bewegung eines Schmetterlingsflügels in Südfrankreich sich eine Woche später auf das Verhalten eines Sturms über der Nordsee auswirken kann" (Waldrop 1992, S.83), insistieren und leidenschaftlich anti-reduktionistisch zu denken und zu experimentieren versuchen, andererseits und ganz in Cartesianischer Tradition in noch vermessenere Weise als alte Ordnungsversuche alle Wissenschaften auf einige wenige Grundprinzipien zu reduzieren probieren. Ich spürte eine große Lust, mich diesen Fragen zuzuwenden, aber es trennten mich noch viele Seiten Plan von ihnen. In diese Überlegungen und einige mit ihnen verbundene Unlust, Unruhe und Ambivalenz hinein fiel ein Treffen mit einer Auswertungsgruppe, die ich im Rahmen der Projektwerkstatt betreue. Eine Teilnehmerin erzählte im Laufe dieser Sitzung, wie schwer sie sich getan hatte, den Methodenteil ihrer Diplomarbeit soweit fertigzustellen, daß sie ihn ihrer Gutachterin würde zukommen lassen können; das wirklich Spannende in dem Auswertungsprozeß enthalte dieser Text nicht. Es flossen Tränen, sie fürchtete die Reaktion und Rückmeldung dieser Gutachterin und erzählte von ihren Wünschen, den Text zu unterbrechen bzw. schriftlich reflektierend innezuhalten, welche Barrieren ihr solche Schwierigkeiten bereiteten und was das und was nicht mit dem von ihr bearbeitenden Thema zu tun haben könne. Ich ermutigte sie: ihre Gutachterin ist eine der psychoanalytischen Sozialforschung nahestehende Wissenschaftlerin, bei der zu hoffen sei, daß die Forschungssubjekte als "sensible Instrumente" im Forschungsprozeß tatsächlich gehört und zu Wort kommen sollen. Sie solle diesen Text schreiben, noch einmal nachdenken, ihn in der Gruppe besprechen und dann entscheiden, ob und welchen Eingang er in den offiziellen Text finden könne. Ich erzählte im Laufe des Weiteren irgendwann auch von meiner Irritation über die so konträren Versuche, die Entstehung der sogenannten ersten Blüte modernen wissenschaftlichen Arbeitens in England zu fassen. Es sollte noch einen Tag dauern, bis der

innere Widerhall meiner Worte mein eigenes Tun und Schreiben erreichte und *ich* entschied, den laufenden Text und die alten Pläne zu verlassen und neu über das in den letzten Monaten Geschehene nachzudenken. Einem Freund schrieb ich:

ein wichtiger teil zumindest der literatur-wissenschaftsspaltung ist in revision ... das wirklich große problem, vor dem ich stehe, ist in der neuen einleitung bereits angedeutet, ... aber [ich] weiß noch nicht genau, ob und wie ich es dem inhalt und der form nach in den griff kriege: selbst die avanciertesten psychologischen konzepte, die glaube ich nicht umsonst teilweise nach systemischem und konstruktivistischem, teilweise nach devereux greifen, beschreiben zu guter oder schlechter letzt merkmale von objekten als resultat ihrer forschung. ich vermute, das ist, wenn ich die notwendig kommunikative verfassung von "subjekt" und "objekt" bzw. deren immer aufeinander bezogensein betrachte, ein ganz grundlegender denkfehler: in diesen komplexen theorien sind komplexe ausgänge mitangelegt, und deshalb ist das resultat des forschens unmöglich eine objekt-eigenschaft, sondern eine nach teilhabenden unterschiedliche beziehungsqualität. das ist im grunde ja schon die botschaft der quantenphysik: wenn *ich* auf diese weise *operiere*, sehe ich wellen, keine korpuskel, wenn auf die andere, eben grade umgekehrt; deshalb ist die eigenschaft des lichts nicht einfach welle oder korpuskel zu sein, sondern je nach forschersicher beziehungsaufnahme und -realisierung unterschiedliches (und es wäre wahrscheinlich noch anderes, wenn die physiker[innen] auch im jenseits von wellen und korpuskeln denken oder experimentieren würden; da ist das vorstellbare lange nicht ausgereizt) ... und das schwierige, worum es nun geht, ist zum einen genau dieses problem zu thematisieren, zum anderen aber auch ganz faktisch das zu leisten, was ich für notwendig erachte: wie kann ich in dieser arbeit an das ende ein ergebnis stellen, das nicht einfach bei aussagen über das andere (das wissenschaftliche verstehen) bleibt?

Nach diesen Überlegungen stand zweierlei an: zum einen zu rekapitulieren, in welchen unterschiedlichen Weisen die Beziehungsaufnahme und -gestaltung zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt in den von mir vorgestellten Zeiten und von den von mir vorgestellten Forschenden konzeptualisiert worden war, zum anderen nachzuvollziehen, wie ich selbst als Erkenntnissubjekt gewählt und gestaltet hatte und was hieraus für mich als Person *und* als qualitativ-orientierte Psychologin zu erfahren sein würde; der epistemologische Riß, von dem immer wieder die Rede war, betrifft meinen wissenschaftlichen *und* privaten Alltag gleichermaßen; etwas, das - und hier deutet sich *eine* Revision meiner Eingangsüberlegungen an - möglicherweise auch schon auf mich als konkrete Person mit einer bestimmten (Beziehungs-) Geschichte verweist.

Ich habe beides zu leisten versucht und bin im Laufe des Arbeitens zu einer neuerlichen und wieder nicht geplanten Expedition aufgebrochen: Während ich mich schreibend der rekapitulierenden Beschäftigung mit bereits behandelten Epistemologien zuwandte, erlitt ich parallel einen besonders heftigen Anfall bibliophiler Polyphagie, der mich bzw. mit dem ich mich immer tiefer in die systemische Jetztzeit trieb. Hatte ich einige Zeit zuvor staunend vor meinem Auseinanderfallen in *wissenschaftlichen Jedermann* und *empirische Frau* gestanden, so fand ich mich nun augenreißend bei der Bemühung, für meine *Gegenwart* aus der rezipierten *Vergangenheit* und der antizipierten *Zukunft* der Wissenschaften zu lernen: Ich saß 1997 mittlerweile recht erschöpft an meinem Schreibtisch, dachte nach über wissenschaftliche Geburtsorte und epistemologische Entwicklungslinien und las von den Unternehmungen derer, die eine "Wissenschaft des 21. Jahrhunderts" zu entwerfen versuchen. Nach kurzem Zögern blieb ich auch gegen diese neue Eigenheit geduldig, und was ursprünglich als Schluß der Arbeit geplant war, endete mit einer Reise in die systemische Moderne und mit dem Versuch, mich *in dieser* und *gegen diese* Moderne epistemologisch selbst zu verorten.

2.6 Alte Probleme und neue Lösungsversuche

Keine alltägliche oder wissenschaftliche Beobachtung oder Analyse kommt ohne Epistemologien aus. Die epistemologischen Grundfragen - was Erkenntnis heißt, wie das Erkenntnissubjekt, wie der Gegenstand der Erkenntnis bestimmt werden kann und unter welchen Bedingungen Erkenntnis möglich ist (vgl. Röd 1989) - werden mit jeder (wissenschaftlichen) Entscheidung mitbehandelt und beantwortet, selbst wenn das handelnde oder beantwortende Subjekt nicht einmal wüßte, wie dieses schwierige Wort Epistemologie zu schreiben ist oder was es bedeuten könnte. Im einfachsten Fall stehen am Ende dieser Entscheidungen Urteile "der Form 'a ist P'" (Röd 1989, S.52), und die Psychologie, aber nicht nur sie, ist voll von Urteilen dieser Art, auch wenn es bei genauerem Hinsehen doch immer ein "S" notwendig ist, das "a" als "P" (wieder) erkennt oder (wieder) zu erkennen meint.

In der von mir beschriebenen Geschichte der Wissenschaften waren unterschiedliche Epistemologien anzutreffen: Platon, der darauf vertraute, es gebe eine Welt der Ideen, die die Welt der Erscheinungen leite und die mit dem ihr verwandtesten - der Seele - in der *anamnesis* gefühlt und erkannt werden könne. Andere hofften zwar auch, die Welt und sie selbst seien aus Gleichem zusammengesetzt, aber dieses Gleiche waren - am naivsten und konsequentesten vorgedacht bei Anaxagoras und seinen *spermata* - unendlich kleine Teilchen statt großer Ideen. Locke nahm an, es könne und müsse nur gelesen werden, was auf dem Weg der Sinne der menschlichen *tabula rasa* eingeschrieben wird; Hume relativierte diese Inschriften und "Eindrücke" erkenntniskritisch als Produkt von Kontiguität und bloßer Gewohnheit; Kant schließlich suchte nach dem Einenden im drohenden Zerfallen von Objektivität. Die Botschaft des "Jedermann" war dann auch das Versprechen einer bedingten Intersubjektivität: Wenn du dich von den Affektionen der Sinnlichkeit und der Gewohnheit fernzuhalten schaffst, wenn du von ihnen nicht qua Alter, Verstand, Geschlecht, Rasse oder Stand abhängig bist, dann wirst du die Welt aus meinen Augen sehen und du wirst sehen, was sie zusammenhält, nämlich genau unser besonderer Blick, dem Raum, Zeit und Kategorien als Ordnetes innewohnen und gemeinsam sind; hoffend, die Dinge zu erreichen und zu erkennen, wie sie wirklich sind; wissend, daß dies unmöglich ist und wir doch nur wieder unser Erkenntnisvermögen statt der Dinge, wie sie wirklich sind, finden werden; strebend - und gegen besseres Wissen - über das Erkenn- und Sagbare hinauszugelangen.

Das Besondere an den hier erwähnten Erkenntnistheorien ist, daß sie nicht implizit bei der Annäherung an einen beliebigen einzelwissenschaftlichen Gegenstand herangetragen werden, sondern daß Erkenntnis selbst Gegenstand ist bzw. es denen, mit denen ich mich befaßte (wie mir selbst) um eine Explikation der Möglichkeiten und Grenzen von Erkenntnis gegangen ist. Während sich bereits die antike Philosophie in unterschiedlicher und immer wieder polarisierender Weise zunehmend um die Trennung von Meinung und Wahrheit bemühte, ist in der Scholastik die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Erkennen und Glauben, Vernunft und Gott immer neu problematisch: Bernhard von Clairvaux behauptete die Priorität des Glaubens bzw. "Glühens", Augustinus und Anselmus hielten den Glauben zwar für vorgängig, aber dann dürfe bzw. müsse auch zu Erkenntnis gestrebt werden, Thomas vermutete zwar verschiedene Ursprünge, aber ein gemeinsames Ziel von Wissen und Glauben, denn beide seien konvergent und auf Gott gerichtet, der aus seiner Wirkung in der Schöpfung erkennbar und nachweisbar sei. Abaelard, den u.a. Münch (1986, S.111) als Repräsentant eines neuen Denkens ansieht, wollte erst wissen, dann glauben, mit den ihm folgenden Franziskanern schließlich fallen Glauben und Wissen, Theologie und Philosophie auseinander. Daß für Ockham Theologie und Philosophie zwei unterschiedliche Sprachen

sprechen, daß an Gott geglaubt werden müsse, seine Einheit und Unendlichkeit nicht logisch beweisbar sei, ist ein Thema, das sich in der Renaissance u.a. bei Pomponazzi wiederfindet und das schließlich die Philosophie selbst trifft, wenn Kant diesen Urteilspruch, allerdings noch für die Metaphysik, neuzeitlich formuliert wiederholt, dem in der Folge sich die Philosophie im Verhältnis zu den Naturwissenschaften unterwerfen muß.

Bereits bei den Franziskanern ist neben Vernunft und Offenbarung bzw. die Autorität der Heiligen Schrift eine dritte Größe getreten, die des Empirischen, die von nun an immer einflußreicher werden wird. Dies bedeutet nicht, daß Empirie bis dahin in den scholastischen Disputationen keine Rolle gespielt hätte: die Fragen nach dem Zusammenhang von Ding, Erscheinung, Schöpfung und Idee, Ordnung, Begriff, Schaffendem bzw. danach, was der richtige Weg sei, diesen Zusammenhang zu ergründen - Glaube oder Vernunft - waren zentral, und die Antworten auf diese Fragen waren trennend für die in diesen Disput Verwickelten. Es hatte sich aber vor allem anderen um einen *Disput* gehandelt, der - zumindest in den damaligen Schulwissenschaften - *denkend* oder *glaubend* entschieden werden sollte. In seinem Verlauf wurde das Verhältnis von Schöpfung und Schaffendem immer problematischer: die einen - insbesondere die franziskanischen Forscher - trennten beide (und damit auch für beide als angemessen erachtete Interaktionsweisen) zunehmend offensiv, indem die erste die Domäne der Vernunft, die zweite die der Offenbarung und des Glaubens sein sollte, andere verbanden beide neu und holten - so Cusanus und ihm folgende pantheistische Konzeptionen - Gott zurück in die Welt und rehabilitierten auf diesem Weg Mensch und (göttlichen) Kosmos für den Erkenntnisprozeß. Und gleich, ob Gott und Welt als prinzipiell getrennt oder als prinzipiell identisch verstanden wurden, beide Epistemologien erlaubten eine neue Befassung mit Mensch und Natur, mit der - neben dem zu dieser Zeit vor allem glaubenden oder denkenden - das *handelnde* Subjekt für die Wissenschaften immer bedeutungsvoller wurde (und schließlich als Schaffendes den alten Schöpfer ablöste). Die Forschenden wandten sich - denkend, wahrnehmend und handelnd, sezierend und kreierend - der Welt (und sich in der Welt) zu, sei es, weil sie sie als von dem Reich des Glaubens Getrennte behaupteten (Gott trat in solchen Epistemologien zumeist als Erstbeweger auf), sei es, weil sie in ihr nach seinen Gesetzen und seiner Harmonie suchten. Die Sinne und damit der wahrnehmende und handelnde Mensch, in der Antike vor allem von Heraklit, Parmenides und Platon als Quelle von Augenschein und Meinung desavouiert, von den Elementaristen und Aristoteles teilweise rehabilitiert, wurden zu einer Zeit, da das Wirkende - Gott - jeder sinnlichen Erfahrbarkeit enthoben und schwer greifbar schien, neu und produktiv bedeutungsvoll. Und sie wurden als Quelle von Erfahrung gegen die Behauptungen des Schulwissens bedeutungsvoll - und dies schon bei Roger Bacon - in einem sehr engen Bündnis mit der ebenfalls von den Franziskanern rezipierten und geteilten pythagoreisch-platonischen Wertschätzung der Mathematik. Mathematik und ihre Anwendung auf die Empirie bzw. auf das sinnlich Zugängliche begleiten, in teilweise wechselnden Mischverhältnissen, die Entwicklung der modernen Naturwissenschaften. Insoweit ist Breuer zuzustimmen, wenn er - entgegen einer geläufigen Traditionslinie von dem englischen Empirismus (und dessen Insistieren auf der Vorrangigkeit des sinnlich Wahrnehmbaren) hin zu den modernen Naturwissenschaften - feststellt, es habe sich in dieser Zeit ein "(implizites) Konzept 'kritischer Empirie' ... heraus[gebildet]: Es macht sich ein Mißtrauen gegen 'alltagsweltliche' Perzeption breit, sie wird als Hindernis des Blicks auf tatsächliche Zusammenhänge gesehen. Demgegenüber spielt zunehmend der 'theoretisch informierte' Beobachter eine Rolle." (1997, S.4)

Breuers Beitrag, den ich in vieler Hinsicht für lesenswert halte und auf den ich, gerade was die Frage nach dem "Wissenschaftler-Leib" und seine Rolle in den (oder richtiger: seine beanspruchte Ausschaltung aus den) wissenschaftlichen Epistemologien angeht, am Ende

dieser Arbeit zurückkommen werde, hat mich neu nachdenklich gemacht. Denn die mit der Entstehung moderner Naturwissenschaft einhergehende Kontroverse zwischen Empirismus und Rationalismus, die die scholastische Kontroverse um Vernunft und Offenbarung ablöste und beerbte, und insbesondere die Rezeption dieser Kontroverse durch uns Spätere, die in ihrer stereotypen Dichotomie auch meine Darstellung in Kapitel IV zwar vorsichtig, aber nachhaltig zeichnet, ist für mich zunehmend zu einer Gratwanderung geworden, in der implizit in Kapitel IV mitlaufende Widersprüche überhaupt erst erkennbar wurden. Die ideengeschichtliche Trennung zwischen den Herolden der Sinne und denen der Vernunft scheint mir mittlerweile mindestens so problematisch wie fruchtbar, und sie verweist möglicherweise nicht unähnlich der Frage nach dem wahrheitsliebenden Sokrates auf einige, die Wissenschaftsgeschichtsschreibung trotz vereinzelter Gegenreden recht selbstverständlich passierende Stereotypen: Zwar sind mit der Kontroverse zwischen Empirismus und Rationalismus Mensch und Natur und das Verhältnis zwischen Sinneswahrnehmung und Denken ins Zentrum der wissenschaftlichen Neugier geraten (während Glaube/Offenbarung und mit ihnen Fühlen und Intuition sukzessive verbannt wurden - Protagonisten dieses Verdrängungsprozesses sind fast noch mehr als die englischen Empiristen Descartes und Kant, ein allerdings weitaus weniger einflußreicher Antagonist ist z.B. Pascal). Und es gab in dieser Kontroverse dezidiert polarisierende Positionen, so die Behauptung der Vorgängigkeit der Sinne z.B. bei Locke, der Vernunft z.B. bei Leibniz, deren gewünschte und beanspruchte Versöhnung (und vollzogene Zergliederung!) bei Kant. Dennoch sind die konkreten Subjekte, ihre jeweils konkurrierenden Epistemologien und ihre Forschungsarbeiten weitaus diffiziler, als die scheinbar klare Scheidelinie zwischen Rationalismus und Empirismus, zwischen Denken und Sinnen, nahelegt, und es ist für mich, wenn ich wechselnd als Empiristen *oder* als Rationalisten eingeordnete Wissenschaftler und Philosophen und das, was ich von ihnen erfahren habe, Revue passieren lasse, gut nachvollziehbar, wenn Breuer in Anlehnung an Kutschmann den "Erkenntnisstandpunkt der (früh-) modernen Naturwissenschaft" als "empiristisch ... auf einem geläutert rationalistischen Hintergrund" (a.a.O., S.5) bezeichnet. Aber weil das so ist, sind einige traditionelle Typisierungen ebenso unscharf wie die gegen diese gewendete Rezeption im Lichte einer "kritischen Empirie"²²⁴, denn die von Breuer heranzitierte Namensreihe Bacon (gemeint ist, so vermute ich, Francis), Galilei und Kepler ist schwer vereinbar im Lichte einer empiristischen *und* einer kritisch-empiristischen Traditionssuche und/oder -rekonstruktion: Auch im Sinne einer "kritischen Empirie" bzw. eines rationalistisch-geläuterten Empirismus (oder eines empiristisch-geläuterten Rationalismus?) ist zwischen diesen dreien mindestens soviel an Trennendem, wie - bezogen etwa auf die Beziehung zwischen mathematisch-theoretischer Reflexion und Naturforschung mit allerdings in sich unterschiedlicher Gewichtung - Roger Bacon, Galilei und Descartes verbindet. Was

224 Das gilt auch für Typisierungen, die die antike Ahnengalerie betreffen, die Breuer im Anschluß an Feyerabend skizziert: So äußert Platon sich zwar skeptisch gegen die Sinne, aber er ist deshalb nicht *der* antike Vertreter und "dezidierte Verfechter des 'reinen Denkens'" (Breuer 1997, S.3), sondern es ist die platonische Seele, die auf dem Wege der *anamnesis* die Wahrheit der Ideen ahnend erinnert, wobei Seele und Denken, Ideen und Mathematik und auch umgekehrt der Begriff des Körperlichen bei Platon in Bedeutungshorizonte eingebettet sein dürften, die ich - am Ausgang des 20. Jahrhunderts um sein Verstehen bemüht - eher rieche, als daß ich sie denken könnte; ich habe dies am Begriff des *nous* anzudeuten versucht. Aristoteles ist umgekehrt und entgegen der hier bereits für die Antike unterstellten Dichotomie nicht nur *der* frühe Vertreter des Vertrauens in Sinneswahrnehmung und Empirie (die in der scholastischen Rezeption überwiegend ignorierte Aristotelische Seite), sondern auch derjenige, der Logik und Abstraktion schärfer vorantreibt als viele andere antike Forschende (das gegen die scholastische Aristoteles-Rezeption gerichtete Aristoteles-Verständnis einiger englischer Empiristen, die den Logiker Aristoteles, zwar teilweise auch um den Empiriker Aristoteles wissend, vorführten, um in ihm die scholastische Tradition anzugreifen). Insoweit gibt es bereits in der Antike mit Aristoteles und den qualitativen und quantitativen Elementaristen eine in Breuers Sinne "kritische Empirie", auch wenn es, darüber hätten wir sicher keinen Dissens, eine grundsätzlich andere gewesen sein dürfte, als die schon von Roger Bacon an Instrumente erfindende und mit Instrumenten operierende der beginnenden naturwissenschaftlichen Neuzeit.

andererseits Francis Bacon *und* Descartes gemeinsam haben, ist zum einen die Absage an Schulwissen und Meinung, zum anderen der Punkt, von dem aus Wissenschaft sich konstituiert - das (Erkenntnis-) Subjekt nämlich. Was sie - neben anderem - wiederum trennt, ist, wo im Subjekt sie den Anfangspunkt von Erkenntnis verorten, und daß diese Trennung für die eine wie für die andere Seite Probleme aufweist, hat Kant mit dem notwendigen Aufeinanderverwiesensein von Begriff und Anschauung zu zeigen versucht (was ihn jedoch nicht hinderte, beide zu trennen, um dies zu zeigen); was sie darüber hinaus verbindet, ist das Ringen um einen akzeptablen Nachweis für die Güte von Erkenntnis und das Wissen, daß dieser Nachweis ein inter-subjektiver ist. Das Cartesianische *clare et distincte* ist ein - von einem Erkenntnissubjekt, Descartes, potentiellen anderen Erkenntnissubjekten offeriertes - Kriterium dieser Güte, das in der "Royal Society" praktiziert und, zusammen mit der an Hume geläuterten Kritik der Induktion, im Kantischen "Jedermann" präskriptiv expliziert wird.

Gleichwohl hat sich die Kantische Hoffnung, allen Irrwegen der Vernunft ein erkenntniskritisches und nicht mehr hintergegbares Ende gesetzt zu haben, nicht erfüllt. Die Geschichte der Wissenschaften war und ist durchzogen von den vielfältigsten Versuchen, in dem Buch der Welt, in dem Buch Gottes, in dem Buch der Natur und des Menschen und schließlich im Buch der Wissenschaften zu lesen. Unzählige Annahmen finden sich darüber, welches das richtige Buch, welches die richtige Leseweise und wer privilegierte Lesende seien, denen die Entzifferung des Niedergelegten gelingen könnte. Strittig war und ist natürlich auch, wer im Hintergrund jeweils die Fäden in der Hand hielt oder hält bzw. wer Autor(in) und Regisseur(in) dieser Bücher sein könnte oder sollte, ob also eherne Naturgesetze oder wie noch bei Newton Gott als Entwerfer der Welt und ihrer Regelmäßigkeiten angenommen wurde, die es zu ergründen und zu entdecken, aber keineswegs zu deuten oder zu interpretieren galt. Doch trotz dieser Emphase wider die Deutung war und ist das, was sichtbar scheint, nicht einfach das, was ist, und das Interesse galt und gilt den Regeln oder Gesetzen, die verursachen, daß das, was zu sehen ist, so zu sehen ist, wie es zu sehen ist - das Entdecken war und ist notwendig, weil das, wonach gestrebt wurde und wird, verborgen scheint: Schon Parmenides wußte um die hinter Täuschungen verborgene Natur, Demokrit vermutete die Wahrheit tief versteckt unter empirischen Evidenzen im kausalen Spiel der Atome, Sokrates hätte seine Mäeutik nicht benötigt, wäre das Wissen bzw. Unwissen nicht ein in jedem Menschen Schlummerndes gewesen, der *deus absconditus* des Cusanus war ebenso allgegenwärtig wie unbegreiflich. Auch in den Anfängen der modernen Naturwissenschaft waren Gott und Erkenntnis dann zunächst noch oft so eng verbunden, wie die Versuche endlos waren, Gott noch in dem Kleinsten zu entdecken: "Ich bringe Ihnen hier den Nachweis der Vorsehung Gottes in der Anatomie der Laus", so der Biologe Swammerdam im 17. Jahrhundert (zit.n. Weber 1919, S.597). Und Weber fährt, diese Denkweise charakterisierend, fort: "Gott ist verborgen, seine Wege sind nicht unsere Wege, seine Gedanken nicht unsere Gedanken. In den exakten Naturwissenschaften aber, wo man seine Werke physisch greifen konnte, da hoffte man, seinen Absichten mit der Welt auf die Spur zu kommen." (a.a.O.) Diese Hoffnung auf eine Absicht, einen Sinn oder eine sinnvolle Ordnung hinter den Dingen - seien es Gottes-, seien es Naturgesetze - ist mit dem Fortschreiten der wissenschaftlichen Moderne immer neu erschüttert worden: "Wer - außer einigen großen Kindern, wie sie sich gerade in den Naturwissenschaften finden - glaubt heute noch", so Weber (a.a.O.),

daß Erkenntnisse der Astronomie oder der Biologie oder der Physik oder Chemie uns etwas über den *Sinn* der Welt, ja auch nur etwas darüber lehren könnte: auf welchem Weg man einen solchen 'Sinn' - wenn es ihn gibt - auf die Spur kommen könnte?

Ich werde auf diese "großen Kinder" und ihre fortdauernden Neigungen gleich zurückkommen.

Die bereits erwähnte und im "Kratylos" aufgeworfene Frage, ob "die Dinge, wie sie mir erscheinen, so auch für mich wirklich sind, und wiederum wie dir, so auch für dich? Oder dünkt dich, daß sie in sich eine Beständigkeit ihres Wesens haben", wird implizit oder explizit von Forschenden in ihrer alltäglichen Arbeit behandelt und beantwortet: So scheinen die meisten "das Wesen der Dinge" als beständig anzunehmen (bzw. sie verhalten sich in ihrer konkreten Forschungstätigkeit so, als ob sie es für beständig hielten); ohne das Fürwahrhalten dieser Annahme wäre z.B. die Forderung nach der Wiederholbarkeit von experimentellen Untersuchungen oder ein Festhalten an einem Gütekriterium wie der Retest-Reliabilität unsinnig. Zumindest implizit herangetragen, wenn auch ausgesprochen konträr gelöst für die Psychologie, werden Vorstellungen über das Leib-Seele Problem, über die (Nicht-) Identität von Forschenden und Beforschten etc.; von der Kontroverse über monistische oder dualistische Weltansichten war bereits ausführlicher die Rede; von antiken Vorstellungen eines "Hylozoismus" bzw. "Hylopsychismus"; von den "universalia ante" bzw. "post rem" oder "in re", von Descartes Leib-Seele Dualismus, Spinozas pantheistischem Monismus (der in der systemisch gewendeten Naturwissenschaft des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts sich auch als ein Monismus der Struktur wiederfinden läßt), von Leibniz metaphysischem Pluralismus und seiner Monadenlösung. Bei dualistischen und Mehrsubstanzen-Lösungen kann das eine oder das andere (z.B. Soma oder Psyche) determinieren oder es werden, wie z.B. bei Malebranche, okkasionalistische Erklärungen favorisiert. Ebenfalls für das Gros aktueller Wissenschaft unerläßlich scheint, daß dieses Wesen der Dinge, wenn es denn z.B. experimentell zutage gefördert wurde, sich unterschiedlichen Beobachtenden potentiell in gleicher Weise zeigt, sonst wäre das ebenfalls der klassischen Testtheorie zugehörige Kriterium der Objektivität (richtiger: der interpersonellen Übereinstimmung jenseits der konkreten Erhebungs- und Auswertungsbedingungen; der wissenschaftsnormativ gewordene "Jedermann" also) verletzt. Daß dieses "Sich-Zeigen" Ausdruck der Eigenheit und Aktivität des Objekts bzw. der Passivität, Geduld und theoretischen und methodischen Präzision und Enthaltensamkeit der forschenden Subjekte sein soll, ist eine These, die sich noch im Zentrum des qualitativen Diktums der Gegenstandsangemessenheit findet; es ist mehr, als seine Vertreter(innen) es wahrscheinlich wollen würden, aus dem Boden erwachsen, den Philosoph(inn)en wie Popper als "Logik der Forschung" (1934) zu definieren und abzustecken versucht haben. Gegen diesen Tatsachenbegriff und die Behauptung einer *passiven* intersubjektiven Verständigung auf ihn hat sehr früh vor allem Ludwik Fleck opponiert, dessen Hauptwerk, die selbst 1980 "so gut wie unbekannte Schrift 'Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache' ... unter günstigeren Umständen heute im Rang eines Klassikers der Wissenschaftstheorie stehen [könnte]" (Schäfer & Schnelle 1980, S. VII), vergleichbar eben einem wie dem gerade erwähnten von Popper. Objektivität bzw. richtiger: Intersubjektivität versteht Fleck dabei nicht als passive und unproblematische Einigung von Expert(inn)en über das Verhältnis einer "Beobachtungstatsache" zu einer zu prüfenden Theorie, sondern als "stilgemäße Umdeutung" im Lichte der je präferierten Epistemologie und des je präferierten "Meinungssystems" (mit den in ihm verfügbaren Konzepten, Routinen, Sanktionen etc.).²²⁵

225 Diese "Meinungssysteme" haben, so Fleck, eine sehr eigene "Beharrungstendenz", und sie sind für die in ihrem Rahmen und unter ihren Regeln Arbeitenden folgenreich: "Ein Widerspruch gegen das System erscheint undenkbar ... Was in das System nicht hineinpaßt, bleibt ungesehen oder ... es wird verschwiegen, auch wenn es bekannt ist, oder ... es wird mittels großer Kraftanstrengung dem Systeme nicht widersprechend erklärt" (1935, S.40). Daß diese Phalanx der Tradition bzw. dessen, was jeweils gültige wissenschaftliche Denkweise

Abhängig davon, ob der oder die Forschende annimmt, die Ergebnisse des Forschens entsprängen dem Objekt bzw. dessen Eigenschaften, ob er oder sie wie Kant Wirkliches, *Noumena*, vermutet, aber nur als *Phaenomena* für erreichbar oder erkennbar hält, ob das Objekt nur als Projektionsfläche verstanden wird, die Resultate des Forschens mithin als Konstruktion am Ende einer unhintergehbaren Deutungsarbeit²²⁶, ob das gültig Sagbare vom Objekt hin zum Subjekt verschoben wird, so z.B. bei Kant, aber auch bei Psychoanalytiker(inne)n wie Devereux, oder ob - wovon ich ausgehe - Deutung aus der konstruierenden und wiederholenden Interaktion eines bestimmten, kontextuell gebundenen Subjekts mit bestimmten, wiederum kontextuell gebundenen Objekten folgt, werden andere Fragen, andere Verfahren und andere Ausgänge (inklusive deren als notwendig oder möglich erachteter literarischer Gestalt) eröffnet und nahe gelegt, aber nicht zwingend; ich komme darauf und auf das hier angedeutete Phänomen der Inkonsistenz von Epistemologien einerseits und von Epistemologien und Handeln andererseits zurück.

Zunächst jedoch noch zu einer Epistemologie, die von einigen ihrer vor allem naturwissenschaftlichen Schöpfer(innen) mit einiger Emphase als "Wissenschaft des 21. Jahrhunderts" bezeichnet wird, und die in der einen oder anderen Lesart bis hin zu wichtigen (Mainstream-) Vertreter(inne)n meines eigenen Faches vorgedrungen und einflußreich ist - die "weichen" Wissenschaften orientieren sich oft gerne, wenn auch manchmal, so zeigt das experimental-psychologische Festhalten an tradierten physikalischen Paradigmen, mit einiger und teilweise erheblicher Zeitverzögerung, gerade dorthin, woher der neueste naturwissenschaftliche Wind zu wehen scheint, und deshalb lade ich meine Leser(innen), die (so hoffe ich) tapfer von der wissenschaftlichen Geburtsstunde bis hierher gefolgt sind, zu einem kurzen Blick in Epistemologien der neuen-alten wissenschaftlichen Moderne.

ist oder zu sein beansprucht, keine Besonderheit der Zeit zu sein scheint, in der Fleck geforscht und geschrieben hat, legen viele Beispiele in den "Inseln im Chaos" nahe, so z.B. wenn der Wirtschaftswissenschaftler Brian Arthur seine jahrelange und jahrelang erfolglose Veröffentlichungstournee beschreibt, der er sich unterwarf, überzeugt, daß er einen neuen und wichtigen Gedanken entwickelt hatte und wissend, daß es einen "Gedanken, der nicht in einer etablierten Zeitschrift nachzulesen ist, ... offiziell nicht [gibt]" (Waldrop 1992, S.63); eine besonders "bittere Ironie" lag für Arthur in der Tatsache, daß, als der Artikel schließlich gedruckt wurde, der Gedanke bereits an unterschiedlichen Stellen in den Wirtschaftswissenschaften zu greifen begonnen und dort und unabhängig von ihm "zu einer regelrechten Bewegung" geführt hatte. Doch zu seiner Odyssee (a.a.O., S.62): "Die angesehenste amerikanische Fachzeitschrift ... schickte die Arbeit ... mit einem Brief des Herausgebers zurück ...; 'Kommt nicht in Frage!'. Eine andere Zeitschrift ließ ihn wissen, "die Gutachter hätten zwar keinen Fehler finden können, meinten aber, die Arbeit taue nichts". Als er die Arbeit erneut bei der ersten Zeitschrift einreichte, weil dort mittlerweile ein Herausgeberwechsel stattgefunden hatte, wurde sie diesmal zwar angenommen, "aber intern zweieinhalb Jahre lang weiter[gereicht]; während dieser Zeit verlangten die Gutachter unzählige Änderungen und Umarbeitungen, um sie dann doch wieder abzulehnen". Eine britische Fachzeitschrift "sagte einfach 'Nein!'", nahm die Arbeit aber schließlich nach "etwa vierzehn Überarbeitungen" doch an, so daß sie sechs Jahre nach ihrer ersten Eingabe veröffentlicht werden konnte.

226 Deren Unumgehbarkeit kann, den objektiven Idealen nachtrauernd, erlitten oder fröhlich genutzt werden, so am deutlichsten in dem Erfindungsgeist, den Védrine der Renaissance zuschreibt, in der "jeder ... seine eigene kleine Antike und seine eigene Philosophie [konstruiert]" (1972, S.38).

2.6.1 Ein Blick in die Zukunft der Wissenschaft des 21. Jahrhunderts – schnelle Computer, folgenreiche Schmetterlingsflügel und das "einsame Skelett der Wahrheit"

Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts sahen sich Physiker und Kosmologen gezwungen, die grundlegenden Begriffe zu revidieren, die für die Naturwissenschaften bestimmend gewesen waren. Im letzten Viertel dieses Jahrhunderts dagegen werden Biologen eine Revision all der Grundbegriffe erzwingen, die für die Wissenschaft schlechthin bestimmend sind.

Heinz von Foerster

Ich wende mich dieser naturwissenschaftlichen Moderne und einer ihrer prominentesten Epistemologien auch deshalb zu, weil die Naturwissenschaften auch aktuell noch als Prototyp wissenschaftlichen Denkens und Arbeitens fungieren und sie zudem, in den Worten Webers, der Ort zu sein scheinen, den "große Kinder" besonders gerne aufsuch(t)en (bzw. sie gehen in andere Wissenschaften, um sie naturwissenschaftlich zu betreiben), um an ihm, wenn auch teilweise in neuen Gewändern und mittels neuer Begrifflichkeiten, alte Hoffnungen zu bewahren bzw. sie zu realisieren/zu beweisen versuchen. Neue Gewänder und neue Begriffe wurden nötig, nachdem insbesondere die Quantenphysik mechanisch-kausale Wünsche und Weltbilder nachhaltig irritiert hatte, eine Irritation, die Kuhn (1962, 1977) mit seinem Paradigmbegriff nachzuvollziehen und zu verstehen versuchte und von der Capra annimmt, daß in ihr den Physiker(inne)n "schmerzhaft bewußt [wurde], daß ihre Grundbegriffe, ihre Sprache und ihr bisheriges Denken völlig ungeeignet waren, um atomare Phänomene zu beschreiben. Ihre Probleme waren nicht nur intellektueller Art, sondern forderten eine zutiefst emotionale, ja geradezu existentielle Krise heraus." (1996, S.17)

Für die *Wissenschaftslogiker(innen)*, aber auch für die, die deren Prämissen und Regularien folgend Tatsachenwissenschaft zu betreiben behaupten, ist eine wesentliche Folge dieser Irritation, daß sie, ursprünglich angetreten gegen Metaphysiken aller Art mit der - sei es induktiven, logisch-empiristischen, sei es deduktiven, kritisch-rationalistischen - Entscheidungsmacht der Beobachtung und Empirie, spätestens mit dem Betreten (sub-) atomarer und (supra-) planetarer "Räume" an der Entfaltung von "Metaphysik in ihrer vollendetsten Gestalt" (Vattimo 1994, S.45) arbeiten bzw. in Situationen geraten, "in denen der Beweis einer wissenschaftlichen Hypothese durch Registrieren eines sinnlich erfaßbaren Faktums nicht mehr denkbar ist" (a.a.O., S.47f).²²⁷ Ein neues Paradigma, das für einen zunehmenden Teil der *Fachwissenschaftler(innen)* ein Weiterdenken und -forschen *nach* diesen schmerzhaften Ein- und Umbrüchen erlaubt, verbindet sich insbesondere mit Begriffen wie "'dynamische Systemtheorie', 'Theorie der Komplexität', 'nichtlineare Dynamik', 'Netzwerkdynamik' usw." (Capra 1996, S.10). Wesentlich für diese systemische Wende sind neben Entwicklungen in der Kybernetik vor allem biologische Wahrnehmungs- und Sichtwei-

227 Und dies auch jenseits des kritisch-rationalistischen Eingeständnisses, daß zur Falsifikation beglaubigte Beobachtungen nicht einfach eine empirische Einrede eröffnen, sondern daß jede Beobachtung immer schon eine theoriegebundene Beobachtung ist, es also um einen aus einer Theorie abgeleiteten Basissatz und einen aus einer Beobachtungstheorie abgeleiteten Beobachtungssatz geht, den zu akzeptieren bzw. über den einen Konsens herzustellen zusätzlich auch noch von sogenannten sachfremden Motiven geleitet werden kann. Zur Konzeption der "Protokollsätze" des Logischen Empirismus, den gegen diese Konzeption gerichteten "Psychologismus"-Vorwurf Poppers und dessen Kreation von dem Anspruch nach falsifikationstauglichen "Basissätzen", sowie zur schließlichen Zurückweisung auch dieser "Scheinklarheit", da Theorien - so Breuer (1991, S.47) - "weder bewiesen (verifiziert) noch widerlegt (falsifiziert) werden [können]", vgl. ebd., insbesondere Kapitel 3.

sen und Welterklärungen: So ist in der von Waldrop geleisteten Beschreibung des Santa-Fe-Instituts immer wieder erkennbar, wie biologisches Denken in die geordnete und schematische Welt von Wirtschaftswissenschaftler(inne)n, Mathematiker(inne)n, Physiker(inne)n, Informatiker(inne)n etc. eingebrochen ist; exemplarisch erwähnen möchte ich den Ökonomen Brian Arthur, den in seine bereits erschütterte, lineare Formelwelt hinein die "Erleuchtung am Strand" (Waldrop 1992, S.35ff) traf, wo er an einem "faulen Nachmittag" ein Buch über die Geschichte der Molekularbiologie las und entgegen der ihm bekannten, "statischen", "maschinenartigen" und "toten" Welt des ihm Vertrauten entdeckte, daß in "der biologischen Welt ... kleine Zufallsereignisse vergrößert, genutzt, erweitert [werden]. Ein winziger Zufall kann alles verändern. Das Leben entwickelt sich. Es hat eine Geschichte. Vielleicht ... erscheint uns diese biologische Welt deshalb als so spontan, organisch - lebendig" (a.a.O., S.38). Auch für viele andere von Waldrop befragte Wissenschaftler war die Molekularbiologie bzw. die Zuwendung von Physiker(inne)n wie Schrödinger zur Biologie und zur Frage "Was ist Leben", ähnlich einflußreich (vgl. hierzu auch Capra 1982, S.125ff und 1996, S.9).

Wie die älteren Platonischen oder Cartesianischen und die neueren wissenschaftslogischen Epistemologien dieses Jahrhunderts, so enthält auch die systemische und komplexe Moderne einer "Wissenschaft des 21. Jahrhunderts" teils implizite, teils explizite Annahmen über Erkenntnissubjekt, Erkenntnisobjekt und deren Beziehung, über die Ordnung der Dinge und der Welt und über Möglichkeiten und Grenzen, sie zu "entziffern". Zusammenfassend möchte ich einige Grundannahmen vorstellen, die mir an diesem neuen Denken besonders hervorhebenswert scheinen.

Die Wegwendung von Linearität, Rationalität und Vorhersagbarkeit als dominierenden Glaubenssätzen moderner (Natur-) Wissenschaft

Zu Beginn dieses Jahrhunderts war die "alte reduktionistische Schule in eine Sackgasse geraten. Selbst einige Physiker, die zum harten Kern gehörten, schienen die mathematischen Abstraktionen satt zu haben, die die wirklichen Komplexitäten der Welt ignorierten." (Waldrop 1992, S.77) Komplexität und Nicht-Linearität irritierten die Physiker zunächst vor allem deshalb, da sie - Fleck würde sagen "denkstilgemäß" - "die letzten dreihundert Jahre lang lineare Systeme so liebgewonnen hatten - in denen nun mal das Ganze genau *gleich* der Summe seiner Teile ist" (a.a.O., S.80f); es war, "als hätten sie die letzten dreihundert Jahre auf einer winzigen Insel gelebt und alles um sie herum ignoriert" (a.a.O., S.84). Wie schwerwiegend die dann vollzogene Veränderung ist (nicht umsonst wurde der Paradigmabegriff in der Physik "erfunden" und an ihr demonstriert), wird vor allem da offensichtlich, wo komplex geläuterte Physiker(innen) mit Wissenschaftler(inne)n anderer Disziplinen zusammentreffen, die weiterhin dem mutig konservierten, linearen und mechanistischen Paradigma der ehemaligen Leitdisziplin Physik nachzueifern versuchen. Beispielhaft sei hier auf das in den "Inseln in Chaos" von Waldrop beschriebene Zusammentreffen von Physikern und Wirtschaftswissenschaftlern während einer Konferenz im September 1989 im Vorfeld der Gründung des Santa-Fe-Instituts verwiesen: Zwar schienen die anwesenden Physiker sich weiterhin als "die Aristokraten der Naturwissenschaft [zu verstehen] ... Sie sind die Erben von Newton, Maxwell, Einstein und Bohr. Die Physik ist die diffizilste, reinste, strengste Naturwissenschaft. Und die Physiker sind die diffizilsten, reinsten, strengsten Denker." (a.a.O., S.177) Gleichwohl zeigten sie sich beeindruckt und ehrfurchtsvoll angesichts des mathematischen Könnens ihrer ökonomischen Kollegen -

ehrfurchtsvoll, aber auch entsetzt ... 'Es schien, als ob sie sich mit dieser raffinierten Mathematik selbst blendeten, bis sie wirklich den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehen konnten. Sie verbrachten soviel Zeit mit dem Versuch, Mathematik zu verstehen, daß ich den Eindruck bekam, sie achteten gar nicht mehr darauf, wofür die Modelle da waren und was sie leisten sollten und ob eigentlich die Prämissen etwas taugten (a.a.O., S.173f).

Da viele zumindest der während der Konferenz anwesenden Physiker längst in die Chaosforschung und in das Problem der Nichtlinearität eingetaucht waren, daß nämlich "ein kleines Ereignis *hier* zu einer gewaltigen Wirkung *dort* führt ... Alles hängt miteinander zusammen, und das oft mit unglaublicher Sensibilität" (a.a.O., S.83), waren sie von der "Standardlösung der totalen Rationalität" (a.a.O., S.175) und von dem linearen und einfachen Denken der Wirtschaftswissenschaftler schockiert, da diese sich zwar mit menschlichem Handeln befaßten, "die Handlungen der Menschen [jedoch] weder völlig rational noch völlig vorhersagbar sind ... In nichtlinearen Systemen ... könne, wie die Chaostheorie zeige, die leiseste Ungewißheit in der Kenntnis der Anfangsbedingungen gewaltige Auswirkungen haben" (a.a.O., S.176).

Ganzheitlichkeit, Komplexität und Wachstumsmetaphern

Wie weit das neue, nicht-lineare Denken in die intimsten Bastionen der Naturwissenschaft vorgedrungen ist, wird u.a. an George Cowan deutlich, der, erst Experte für die Chemie radioaktiver Elemente und Mitarbeiter im Manhattan Projekt, in dem u.a. auch Oppenheimer und Bohr an der Entwicklung der Atombombe gegen das nazistische Deutschland mitarbeiteten, später Forschungsleiter in Los Alamos wurde, dort an Forschungen zu Computertechnik und Kernwaffen beteiligt war und schließlich das Santa-Fe-Institut gründete: "Der Königsweg zu einem Nobelpreis", so Cowan,

führt gewöhnlich über den Reduktionismus ... Man sucht nach der Lösung eines mehr oder weniger idealisierten Problems, das etwas abgehoben ist von der wirklichen Welt und so weit eingegrenzt, daß sich eine Lösung finden läßt. Und das führt zu einer immer stärkeren Aufspaltung der Naturwissenschaft. Die wirkliche Welt jedoch braucht ... einen ganzheitlichen Ansatz (zit.n. a.a.O., S.75f).

Zu diesem ganzheitlichen Ansatz gehöre zu verstehen, "daß jedes ... Sinn und Zweck hat und mit allen Teilen zusammenhängt" (Waldrop, a.a.O., S.35); daß historisch ebenso wie wissenschaftlich dominierende Lösungen nicht in einem Darwinschen Sinne die Besseren, "Lebenstauglicheren" seien, vielmehr befänden sich "im Schoß der Geschichte" auch andere Samen, "die genauso gut hätten sein können wie die jetzige. Zufällig gewannen sie nicht das Übergewicht" (a.a.O., S.51). Es seien zunächst kleine Zufallsereignisse, die auf dem Wege von "Verfestigungsprozessen", "eingerasteten Zuständen" bzw. sogenannten "Lock-Ins" große Folgen haben können.²²⁸

228 Diese Wendung gegen Vorstellungen von einer Art natürlichen Auslese bzw. Effizienz z.B. in der Biologie, aber auch in der Wirtschaftswissenschaft verdeutlicht Arthur an der "übliche[n] QWERTZ-Anordnung der Buchstaben auf praktisch jeder Schreibmaschinen- oder Computertastatur der westlichen Welt ... (Der Name QWERTZ ergibt sich, wenn man die ersten sechs Buchstaben der obersten Buchstabenreihe von links nach rechts tippt.) Ist dies die effizienteste Anordnung der Buchstaben? Keineswegs. Ein Mechaniker namens Christoph Scholes hat sie 1873 ausdrücklich in der Absicht entwickelt, das Schreiben zu verlangsamen, da sich die Typenhebel der damaligen Maschinen bei zu schnellem Tippen verhakten. Als dann die Nähmaschinenfabrik Remington mit der Serienfertigung von Schreibmaschinen diese Tastatur einführte, lernten viele, mit ihr umzugehen; daraufhin boten auch andere Schreibmaschinenhersteller dieses System an ... Und jetzt ist QWERTZ Standard für Millionen und im wesentlichen für immer eingerastet, verfestigt" (zit.n. Waldrop 1992, S.44f).

Betrachtet man das bisher Gesagte, so ist eine treffende Metapher dieses neuen Denkens nicht mehr das "Uhrwerk" der älteren Philosophie und Physik, sondern es sind biologische Bilder wie das "Wachstum einer Pflanze aus einem winzigen Samen", die in die neue Wissenschaft getragen und dort mit dem Informationsverarbeitungsparadigma der Kybernetik verschmolzen wurden: wie die Entfaltung der Pflanze aus dem Samen, so ist die "Entfaltung eines Computerprogramms aus wenigen Code-Zeilen" (a.a.O., S.426) ein Leitbild, das den Aufbruch in eine neue Art der Einheitswissenschaft ankündigt. Cowan spürte, so berichtet er Waldrop, "daß es eine grundlegende Einheit gab, die schließlich nicht nur Physik und Chemie, sondern auch Biologie, Informationsverarbeitung, Ökonomie, politische Wissenschaften und alle anderen Aspekte menschlichen Daseins umfassen würde" (a.a.O., S.84f). Und sicher würde diese neue Einheitswissenschaft einen neuen Wissenschaftler(innen)-Typus benötigen, eine "Art Renaissancemensch des 21. Jahrhunderts, der mit wissenschaftlichem Handwerk beginnt, aber in der Lage ist, sich mit der Wirrnis der wirklichen Welt auseinanderzusetzen, die alles andere als elegant ist und mit der die herkömmliche Naturwissenschaft nichts am Hut hat" (a.a.O., S.87).

Neue alte Einheitswissenschaften und die Idee einer eleganten Supertheorie der Komplexität

Die von Cowan skizzierte und im Santa-Fe-Institut angezielte Vision des Zusammentreffens und -arbeitens von Wissenschaftler(inne)n jenseits traditioneller akademischer Berufssparten - mit ihrem Bemühen um die Übersetzung disziplinärer Denk- und Sprechweisen und mit ihrer Suche nach einer möglicherweise gemeinsamen Sprache - hatte sich bereits mit dem zweiten Weltkrieg angekündigt, als Wissenschaftler(innen) unterschiedlicher disziplinärer und nationaler Herkunft am Bau der Bombe gegen Hitlerdeutschland kooperierten. Über zehn Jahre lang hatten die sogenannten Macy-Konferenzen stattgefunden, bei denen u.a. Bateson, von Foerster, von Glasersfeld, Maturana, McCulloch, Mead, Varela und Wiener miteinander ins Gespräch gekommen waren (vgl. Hoffman 1993b, S.19f). Es begann in dieser Zeit die Suche nach neuen Synthesen infolge der Idee, "daß die Adaptation im Denken und in der Natur nur zwei verschiedene Erscheinungsformen desselben Geschehens sind und somit durch eine Theorie beschrieben werden konnten" (Waldrop 1992, S.220).²²⁹

Diese neue Phantasie einer Einheitswissenschaft weist einige Parallelen, aber auch mindestens zwei mir an dieser Stelle wesentlich erscheinende Differenzen zu einer älteren einheitswissenschaftlichen Idee und Programmatik auf: Es war die "wissenschaftliche Weltauffassung" des Logischen Empirismus, der - so Carnap, Hahn und Neurath in der

229 Das Bestreben, die Dualität zwischen Mensch und Natur aufzugeben, war und ist teilweise verbunden mit einer Hinwendung zu östlichen Philosophien und zu deren Vorstellung von der Welt als einem komplexem System, und es sind immer wieder auch religiöse Metaphern, die die Hoffnung, "der Wissenschaft als Ganzes eine Art Erlösung und Wiedergeburt zu ermöglichen" (Waldrop 1992, S.69; vgl. auch S.420ff), durchziehen. Offensichtlich ist diese Tendenz auch in "Wo Engel zögern", einem Buch, das Mary Catherine Bateson nach dem Tod ihres Vaters Gregory veröffentlichte und das aus einer Sammlung von teils gemeinsamen, teils von ihr oder ihm verfaßten Aufsätzen besteht. Bateson sei, so seine Tochter in der einführenden Kontextbeschreibung, "sich allmählich darüber klar geworden, daß die Einheit der Natur, zu der er sich in Geist und Natur bekannt hatte, wohl nur durch Metaphern, wie sie uns aus der Religion bekannt sind, zu begreifen wäre" (1987, S.12), wobei eine Hingezogenheit auch zu Ästhetik und zu Mystik bzw. zu diesen innewohnenden Harmonievorstellungen schon früher erkennbar war (vgl. Bateson 1972, 1979). Hoffman vermutet, daß sich bereits nach den ersten interdisziplinären Bemühungen und einem "Gefühl Faustischer Expansion" insbesondere in den Anfängen der Kybernetik "eine Spaltung [abzeichnete] ... zwischen Ingenieuren, die über Roboter und künstliche Intelligenz forschten - oft vom Militär finanziert - und einer Gruppe weitsichtiger Forscher, zu denen nicht nur Bateson gehörte, sondern auch Kollegen wie Heinz von Foerster, Humberto Maturana, Francisco Varela und Ernst von Glasersfeld" (1986, S.22), und von denen einige insbesondere die ethischen Implikationen und Konsequenzen des neuen Denkens einer Einheit von Geist und Natur weiterzuerfolgen und zu vertreten versuchten; ein besonders prominenter Vertreter einer spirituell inspirierten, "tiefenökologischen Ethik" ist Capra (vgl. z.B. 1996, S.22ff).

gleichnamigen, programmatischen Schrift des Wiener Kreises²³⁰ - als "Ziel ... die *Einheitswissenschaft* vor[schwebte]" (1929, S.86f). Kennzeichen dieser Einheitswissenschaft sollten sein

die Betonung der *Kollektivarbeit*; ... die Hervorhebung des intersubjektiv Erfassbaren; ... [das] Suchen nach einem Gesamtsystem der Begriffe. Sauberkeit und Klarheit werden angestrebt, dunkle Fernen und ergründliche Tiefen abgelehnt ... Alles ist dem Menschen zugänglich; und der Mensch ist das Maß aller Dinge ... Die wissenschaftliche Weltauffassung kennt *keine unlösbaren Rätsel* (a.a.O., S.87).

Hauptfeind der neuen "Weltauffassung" waren "metaphysisches und theologisierendes Denken" (a.a.O., S.81), und

die logischen Neo-Positivisten meinten, ... daß der Unterschied zwischen einer typischen theologischen oder metaphysischen Erklärung und einer wissenschaftlichen Erklärung der Welt schließlich darin bestehen *sollte*, daß die Begriffe, die Sätze und die Theorien der Wissenschaft in einem gewissen Verhältnis ... zur Erfahrung stehen, das im Falle der typischen Produktionen der Metaphysik und der Theologie nicht besteht (Bouveresse 1973, S.73).

Für die "antimetaphysische Tatsachenforschung" (Carnap et al. 1929, S.81) schien die Physik zwar besonders sauber und rein, gleichwohl bedeutete die für das Programm der Einheitswissenschaft zentrale Bemühung um eine gemeinsame Wissenschaftssprache

nicht, daß die Gesetze aller Wissenschaften auf die Gesetze einer Wissenschaft (etwa der Physik) zurückgeführt werden könnten, sondern lediglich, daß die Sätze aller Wissenschaften in *einer* Sprache ausgedrückt werden sollten. Carnap stellte sich den Weg zur Einheitswissenschaft so vor, daß die Sprache der Physik auf eine elementare Dingsprache zurückgeführt werden sollte; die Sprache der Biologie sollte dann auf die der Physik und die der Psychologie auf die der Biologie zurückgeführt werden (Hegselmann 1979, S.17).

Die hier erkennbare Hierarchisierung - und damit eine wesentliche Diskrepanz zu der neuen, biologisch inspirierten Einheitswissenschaft des ausgehenden 20. Jahrhunderts - wird noch deutlicher, wenn Carnap et al. sich den "Grundlagenproblemen der Biologie und

230 Der Wiener Kreis entstand um 1922, als Moritz Schlick den Ruf nach Wien auf den 1895 für Ernst Mach eingerichteten Lehrstuhl für die "Philosophie der induktiven Wissenschaften" annahm, aus einem philosophisch-mathematisch/naturwissenschaftlichen Gesprächskreis Die Namensgebung "Wiener Kreis" sei, so Neuraths dritte Frau, auf Vorschlag Neuraths hin erfolgt. Ziel der Gespräche war es, "durch planmäßige Aussprachen alle Unklarheiten unseres 'logisierenden Empirismus' zu überwinden" (Neurath, zit.n. Hegselmann 1979, S.34). 1929 wurde dann der "Verein Ernst Mach" gegründet, um mit Vorträgen und Veröffentlichungen zu einer weiteren Verbreitung der Ideen des Logischen Empirismus beizutragen. Es folgte ein eigenes Publikationsorgan, die "Veröffentlichungen des Vereins Ernst Mach", später die Zeitschrift "Erkenntnis", die die von Carnap und Reichenbach übernommenen "Annalen der Philosophie" ablöste und als Forum für die einsetzende, internationale Diskussion fungierte; 1934 kam dann die Schriftenreihe "Einheitswissenschaft" hinzu. Von Anfang 1930 an organisierte der Wiener Kreis bzw. der "Verein Ernst Mach", teilweise zusammen mit der "Berliner Gesellschaft für empirische Philosophie", der u.a. Gustav Hempel und Hans Reichenbach zugehörten, internationale Tagungen für die "Erkenntnislehre der exakten Wissenschaften", und von 1935 an wurden insgesamt fünf internationale Kongresse "für die Einheit der Wissenschaft" durchgeführt; der letzte zwei Tage vor Beginn des 2. Weltkrieges. Deutsche und dann österreichische Publikationen und Einrichtungen waren bereits ab 1933/1934 als "zersetzend" verboten bzw. aufgelöst worden, die Forscher(innen) emigrierten im Zuge der faschistischen Machtübernahme. Vgl. ausführlicher Hegselmann 1979 und die bereits erwähnte Schrift von Carnap et al. 1929, der eine Darstellung der Geschichte des Wiener Kreises und einiger wichtiger Traditionslinien aus der Sicht der Autoren vorangestellt ist. Der Hinweis "aus der Sicht der Autoren" ist auch deshalb notwendig, weil diese programmatische Schrift im Wiener Kreis selbst teilweise heftige Kontroversen auslöste; z.B. wandte Schlick sich entschieden gegen die dort teilweise vollzogene Verbindung des Programms der wissenschaftlichen Weltauffassung mit sozialistischen Gedanken.

Psychologie" zuwenden: Erstere habe sich in "der Lehre von einer besonderen Lebenskraft, im Vitalismus" (1929, S.97), als ausgesprochen metaphysik-anfällig erwiesen. "Vitalismus" und auch "'Psychovitalismus', der ein Eingreifen der Seele, eine 'Führerrolle des Geistigen im Materiellen' lehre" und damit "nicht der Forderung nach Zurückführbarkeit auf das Gegebene genüge ... [werde] von der wissenschaftlichen Weltauffassung als metaphysisch abgelehnt" (a.a.O.). Noch kritischer sind die Autoren gegen den Stand der Psychologie und ihrer Begrifflichkeit, auch wenn sich Hoffnung im Sinne des ihnen Wesentlichen abzeichnete in Gestalt der behavioristischen Psychologie(n), deren Versuch, "alles Psychische in dem Verhalten von Körpern, also in einer der Wahrnehmung zugänglichen Schicht, zu erfassen, ... in seiner grundsätzlichen Einstellung der wissenschaftlichen Weltanschauung nahe[stehe]" (a.a.O., S.97f).

Es ist dann auch die "Verwandtschaft mit den Sophisten, nicht mit den Platonikern; mit den Epikureern, nicht mit den Pythagoreern; mit allen, die irdisches Wesen und Diesseitigkeit vertreten" (a.a.O., S.87), die als philosophische und historische Ahnen der logisch-empiristischen Einheitswissenschaft heranzitiert werden²³¹. Der Kontrast zwischen dem alten einheitswissenschaftlichen Konzept zu Beginn und dem neuen gegen Ende dieses Jahrhunderts, zwischen Physik/Mechanik und Biologie/Wachstum, zwischen präziser Planung und subtiler Komplexität und Nichtlinearität, zwischen Fakten und Ideen ist da besonders greifbar, wo der ökologisch und systemisch inspirierte und inspirierende Bateson sich gerade umgekehrt auf die platonische Zeugenschaft beruft:

Platons berühmteste Entdeckung betraf die 'Realität' der Ideen. Gewöhnlich denken wir, daß ein Teller 'real', jedoch seine Rundheit 'nur eine Idee' ist. Platon stellte aber erstens fest, daß der Teller in Wahrheit nicht rund ist, und zweitens, daß sich die Welt so wahrnehmen läßt, als enthalte sie eine sehr große Anzahl von Objekten, die der 'Rundheit' ähneln, ... daß die 'Rundheit' *ideell* ist ... und daß solche ideellen Bestandteile des Universums die tatsächliche Erklärungsgrundlage für seine Formen und seine Struktur bilden. Für ihn ... war das 'körperliche Universum', das unsere Zeitungen für 'real' halten, eine Art Nebenprodukt des wahrhaft Realen, nämlich der Formen und Ideen. Im Anfang war die Idee. (1979, S.10)

Daß Bateson sich immer mehr dieser "platonischen Auffassung" näherte und in ihr dem Überhang der Form/der Struktur vor der Substanz²³², ist, was ihn für mich für die neue einheitswissenschaftliche Idee charakteristisch macht (er bleibt in anderer Hinsicht auch recht sperrig und ein an unterschiedlichen Traditionen zwar partizipierender, aber in der Eigenart dieser Partizipation und der von ihm dann vollzogenen Synthesen ausgesprochen originärer Denker und Schreiber): Obwohl für die neuen Theorien immer wieder behauptet

231 Diese Verwandtschaft meint, was den Sophismus angeht, kaum dessen (kultur-) relativistische und erkenntnis skeptische Komponente, sondern die anthropozentrische Neugier und Selbstgewißheit, die sich ebenfalls aus dem Satz des Protagoras ableiten läßt und daß, eben weil eine allgemeine Ethik fragwürdig geworden zu sein schien, Pragmatik, Nützlichkeit und Technik für einen Teil der Sophist(inn)en bedeutungsvoll wurden. Hier scheint ein ganz wesentlicher Anschlußpunkt z.B. zu dem sehr fortschritthoffnungsvollen Sozialisten Neurath, der während der Münchner Räterepublik als Leiter des "Zentralwirtschaftsamts" tätig, sich als "Gesellschaftstechniker" verstand in einem Zeitalter, in dem ein "'neuer Geist' [herrsche], nach dem 'alles, was technisch beherrscht werden kann, nach allgemeinen Grundsätzen, möglichst erfolgreich, möglichst rationell gestaltet werden soll" (zit.n. Hegselmann 1979, S.32); auch später hielt Neurath an dieser Vorstellung fest und differenzierte ganz folgerichtig zwischen "Maschinenteknikern", denen die Beherrschung der Natur, und "Leib-" bzw. "Gesellschaftstechnikern", denen die planmäßige Menschen- und Gesellschaftsgestaltung obliegen sollte (vgl. Hegselmann a.a.O.

232 Sehr explizit macht Bateson dies in der Einführung in die "Wissenschaft von Geist und Ordnung" (1972, S.27f), wenn er den "Vorwurf gegenüber vielen meiner Kollegen [formuliert], daß sie versucht haben, die Brücke zu der falschen Hälfte von Form und Substanz zu schlagen. Die Gesetze der Erhaltung von Materie und Energie betreffen eher Substanz als Form. Aber geistige Prozesse, Ideen, Kommunikation, Organisation, Differenzierung, Muster und so weiter haben es eher mit Form als mit Substanz zu tun."

wird, diese "wirkliche" und "komplexe" Welt könne nicht so linear, rational, schlicht und elegant sein, wie frühere Generationen von Naturwissenschaftler(inne)n vermuteten, dauert dennoch und gleichzeitig die leidenschaftliche Suche nach einfachen und eleganten Lösungen fort, Lösungen, die in ihrem interdisziplinären und einheitswissenschaftlichen Anspruch fast noch vermessener wirken wie die der älteren und (jenseits der wissenschaftslogischen Hoffnungen) doch recht spezialisierten Naturwissenschaften.

Ich möchte dies an einigen Beispielen verdeutlichen, die quer durch die "Inseln im Chaos" die Berichte und (Selbst-) Darstellungen der dort befragten Forscher durchziehen, und denen die Hoffnung gemeinsam ist, im Hintergrund der "Vertracktheit" und Komplexität "einer sehr einfachen, ja sogar eleganten Theorie" (Waldrop 1992, S.426) habhaft werden zu können, die, so der Wirtschaftswissenschaftler Arthur, zu verstehen helfe, "warum technischer Wandel genau das gleiche ist wie die Entstehung des Lebens" (a.a.O., S.150) bzw. daß, wie "ein autokatalytisches System ein Gewebe von Transformationen zwischen Molekülen [ist, so] ... ein Wirtschaftssystem ein Gewebe von Transformationen zwischen Gütern und Dienstleistungen" (a.a.O., S.158). Diese Position wird dezidiert auch von John Holland vertreten, einem der Pioniere der Forschung zu Künstlicher Intelligenz (KI). Ob Wirtschaft, Gehirn, Immunsystem, Zellen, Embryos, Ameisenkolonien, Parteien, Universitäten, Nationen - alle seien Beispiele komplexer adaptiver Systeme: "Wenn man erst einmal darauf achte, entdecke man sie überall. Aber wo auch immer man sie antreffe, könne man feststellen, daß ihnen einige wesentliche Eigenschaften gemeinsam seien" (a.a.O., S.180). Zu diesen Gemeinsamkeiten gehöre, so Holland, daß erstens ein System ein "Netz vieler parallel wirkender Agenzien" bilde, die miteinander konkurrierten bzw. kooperierten. Zweitens seien alle Systeme auf unterschiedlichen Ebenen beschreibbar, wobei Agenzien der einen Ebene als Bausteine der Agenzien der nächsten fungierten (auch dies gelte von einer einzelnen Zelle über einen Organismus bis hin zu sozialen Gruppen und ganzen Ökosystemen). Im Zusammenspiel der Agenzien und Ebenen komme es zu einer "ständige[n] Revision und Neuordnung der Bausteine"; je konkrete Veränderungen resultierten aus Erfahrungen: das "Gehirn stärke und schwäche fortwährend entsprechend dem Lernprozeß des Individuums die zahllosen Verbindungen zwischen seinen Neuronen. Eine Firma befördere Mitarbeiter, die sich bewähren, und strukturiere (seltener) das System neu, um effektiver zu sein" (a.a.O., S.181). Aus diesem Lernen erwachse drittens die Fähigkeit zur Antizipation von Zukunft, denn

im Gehirn eines Organismus [seien] aufgrund von Lernerfahrungen unzählige implizite Vorhersagen gespeichert: 'In Situation ABC bewährt sich wahrscheinlich Verhalten XYZ.' Allgemeiner gesagt, mache jedes komplexe adaptive System Vorhersagen, die auf seinen internen Weltmodellen beruhen - auf impliziten oder expliziten Annahmen über die Außenwelt ... [und diese verhaltenserzeugenden Modelle] unterlägen ... stetiger Überprüfung, Verbesserung und Neuordnung, während das System Erfahrungen sammle (a.a.O., S.182).

Dies bedeute jedoch entgegen älteren (biologischen) Modellen weder die Bemühung um die Herstellung von Gleichgewicht - wenn "das System je ein Gleichgewicht erreiche, sei es nicht einfach stabil, sondern tot" (a.a.O., S.183) - noch die Gewißheit von Optimierung, da der "Raum der Möglichkeiten" zu groß sei: "Das beste, was sie [die Agenzien] je tun könnten, sei, sich in Hinblick auf das, was die anderen Agenzien täten, zu verändern" (a.a.O.).

Es ist also, und zunächst jenseits davon, ob die hier vorgestellten Modellannahmen und die Sprache, deren sich ihre Konstrukteure bedienen, geteilt werden, eine spezifische Perspektive, die die neue systemische Einheitswissenschaft gemein zu haben scheint: Es geht weniger um möglicherweise *trennende Substanzen* (oder einende: die forschersche

Jagd nach dem einen Urstoff ist, wie ich zu zeigen versucht habe, ebenso wie die nach einem ebenfalls einenden Urprinzip bereits recht alt), sondern um *verbindende Strukturen*; es geht weniger um Unterschiedliches, sondern um das, was jenseits möglicher Unterschiede eint, eine Blickweise, die auch das Denken Gregory Batesons durchzieht, wenn er bei der Frage nach der Epistemologie, also der Frage danach, "*wie wir etwas wissen können*", unter "das Pronomen *Wir* ... natürlich den Seestern und den Rotholz-Wald, das sich teilende Ei und den Senat der Vereinigten Staaten [faßt]" (1979, S.11); instruktiv für seine Vorstellung von "verbindenden Mustern" sind auch die dann folgenden Ausführungen über Asymmetrie, die "zugunsten einer tieferen Symmetrie" (a.a.O.) im Sinne von Verbindungen aufsteigender Ordnung und am Beispiel von Krebsen und Hummern, Menschen und Pferden, "in den Mülleimer geworfen" wird.

Und doch sind die Dinge bzw. ist die epistemologische Kiste, in die jemand wie Bateson eingeordnet werden könnte, so einfach nicht: Sein Blick gilt nicht nur, wenn er auch immer wieder vorrangig dorthin gerichtet scheint, dem (wohlgeordnet) Gemeinsamen an Hummern, Menschen, Ottern, Delphinen oder Blättern. Seine Schriften sind gleichzeitig durchzogen, so Stierlin (1985, S.8) in seiner Einleitung zur "Ökologie des Geistes", von Sätzen wie: "'Wissenschaft beweist niemals etwas'; 'Es gibt keine objektive Erfahrung'; 'Logik ist ein karges Modell von Ursache und Wirkung' oder 'Kausalität wirkt nicht zurück'". Auch das Besondere des "neuen Denkens", das Waldrop in "Inseln im Chaos zu skizzieren versucht, besteht gerade darin, daß viele dieser Forscher beides - Komplexität *und* Ordnung - zu denken versuchen bzw. die Faszination für einige teilweise gerade aus der Spannung zwischen Vielheit und Einfachheit resultiert:

Naturwissenschaft und Mathematik sind in gewisser Weise das Höchste an Reduktion. Aber wenn man sie auf den Kopf stellt und die synthetischen Aspekte betrachtet, gibt es unendlich viele Möglichkeiten, überrascht zu sein. Es ist eine Möglichkeit, die Welt am einen Ende verständlich zu machen und am anderen auf immer unverständlich (Holland zit.n. Waldrop 1992, S.190).

In ganz ähnlicher Weise behauptete der Physiker und Nobelpreisträger Philip Anderson entgegen dem alten, reduktionistischen Denken eine

'philosophisch richtige' Form des Reduktionismus ... [nämlich] die Überzeugung ..., daß das Weltall von Naturgesetzen bestimmt sei ... An Naturgesetzlichkeit zu glauben laufe aber auf die Überzeugung hinaus, daß das Weltall letztlich verstehbar sei ... daß dieselben Elektronen, Neutronen und Protonen, die im Urknall entstanden seien, heute Gehirn, Geist und Seele des Menschen hervorbrächten. Der Glaube an das Naturgesetz sei der Glaube daran, daß die Natur im tiefsten Grunde eine Einheit bilde (Waldrop 1992, S.102).

Aus dieser Reduktion auf "einfache Naturgesetze" folge jedoch nicht, so hatte Anderson bereits 1972 geschrieben, "daß wir von diesen Gesetzen ausgehend das Weltall rekonstruieren können" (zit.n. a.a.O., S.103). Doch trotz der hier formulierten Spannung ist ganz überwiegend nicht nur in den konzeptuellen Äußerungen, sondern vor allem auch in den von Waldrop vorgestellten empirischen Bemühungen dieser unterschiedlichen Forscher die Annahme und Überzeugung im Vordergrund, daß der "Turbulenz und Veränderung und ... [den] gewaltigen Folgen scheinbar trivialer Ereignisse ... in der Tiefe ein Gesetz zugrunde liegt" (a.a.O., S.159), das aufzuspüren das wichtigste Ziel zu bleiben scheint, und die Anstrengungen in Richtung dieses Ziels haben mit der Entwicklung der Kybernetik und der Computerwissenschaften einen machtvollen Auftrieb erhalten.

Computer, Hirne, Gene, noch einmal Schmetterlingsflügel, Zebrahupe und wirkliche Welten

Kybernetik, Informatik, Forschung zu Künstlicher Intelligenz und Kognitionswissenschaften markieren historisch teils unterschiedlich angesiedelte, teils sich überlappende, interdisziplinäre Forschungsprogramme, denen gemeinsam ist, daß ihre Entwicklung sehr eng mit der Verbesserung von Computersystemen verbunden ist. So werden in der Forschung zu künstlicher Intelligenz mittlerweile mehrere Generationen gezählt²³³, seit Mitte der siebziger Jahre sind Wissenschaftler(innen) verschiedener Disziplinen damit beschäftigt, eine eigene Wissenschaft vom (menschlichen) Denken und Sprechen zu kreieren, die "Cognitive Science", der sich, trotz einiger anfänglicher Probleme, da ein Teil der Bemühung um diese neue Wissenschaft gerade darauf gerichtet war, Forschungen zu betreiben, "die den offensichtlichen Beschränkungen kümmerlicher, experimenteller Szenarien der Kognitiven Psychologie nicht unterliegen" (Winograd & Flores 1986, S.53), auch einige Allgemeinpsycholog(inn)en mit ganzem Herzen und einigen weitreichenden Hoffnungen anschließen²³⁴. Und die Computersimulation als "dritte Form der Wissenschaft" (Waldrop 1992, S.79) zwischen Theorie und Experiment erlaube den Forschenden mittlerweile, "mit Modellen in einer Weise zu experimentieren, wie sie es in der wirklichen Welt nie tun könnten" (a.a.O., S.80), denn während traditionelle Modelle "unveränderliche Elemente ... in einem fixierten System" zu fassen versuchten, ermöglichten diese neuen "Modelle, das Entstehen neuer Bausteine und das dichte Gewebe der Wechselbeziehungen zwischen multiplen Agenzien [zu] beschreiben" (a.a.O., S.183).

Wie beschwerlich der Weg zu diesen komplexen Modellen war, wird an der Geschichte von Stuart Kauffman deutlich. Kauffman "bewunderte" und "liebte" schon als Jugendlicher Einstein, für ihn der "Held der Wissenschaft, ein Sinnbild für tiefgründiges Denken und einen freien schöpferischen Geist" (a.a.O., S.128). Gleichwohl wandte er sich erst der Literatur,

233 Obwohl das, was eine *Generation* von der nächsten trennt, sich ursprünglich auf veränderte Computertechnologien bezieht, wird in der Wahl dieses Terminus sicher auch einiges über die Hoffnungen der (in der Regel) Väter-Forscher in bezug auf diese Kinder-Generationen erkennbar; für den Weg von Vakuumröhren (1.) über Transistoren (2.), "integrierte Schaltkreise" (3.) und "höchstintegrierte Schaltkreise" (4.) bis hin zu dem internationalen Wettrennen, das mit dem 1981 ausgerufenen Programm zur 5. Generation einsetzte und von der nun "eine aktive Rolle bei der Lösung voraussehender sozialer Engpässe" erwartet wird, vgl. Winograd & Flores 1986, S.222ff und 322f. Winograd und Flores halten die in diesen Programmen und vor allem auch die für die fünfte Generation formulierten Ziele für "alles andere als bescheiden" (a.a.O., S.224) und für in ihrer Grandiosität "unerreichbar, [wenn auch] ... nützliche Nebenprodukte ... abfallen [werden]" (a.a.O., S.230). Zu den Erwartungen und Enttäuschungen der KI-Forschung siehe auch Breiter 1995.

234 Vgl. z.B. Schönplflug 1996, wobei die von dem Autor gewählten visuellen Illustrationen für das Wissenschafts(geschichts)verständnis und die Ambitionen dieses Teils der Psychologie fast instruktiver sind als der Text selbst: Während in der guten, schlechten alten Zeit der Wissenschaft (Abb.1, S.12) die Mathematik, dem Jäger mit dem Fuß auf dem Kopf des erlegten Wildes nicht unähnlich, auf dem Tempel des "Wahren, Schönen, Guten" thronte, rechts von der Allgemeinen Psychologie, links von der Physik flankiert (ich kann mir nicht wenige Mathematiker[innen] und Physiker[innen] vorstellen, die diese allgemeinpsychologische Vermessenheit nicht teilen würden), spielen zu Füßen des Tempels zwar recht friedlich und unbeschwert, aber wohl nicht ganz ernstzunehmend, Sozialpsychologie, Differentielle Psychologie, Biologie und Geographie. In der Gegenwart nun (Abb.2, S.18) scheint dieser Tempel eingestürzt (was mit der Mathematik und der Physik geschehen ist, ist nicht recht erkennbar, möglicherweise liegen sie in seinen Trümmern erschlagen), aber Gott sei Dank, die rechte Säule steht und an sie klammert sich, wenn auch sichtlich mitgenommen, die Allgemeine Psychologie; die anderen stehen, teils betreten, teils beobachtend vor den Trümmern. (Nur die Biologie rennt ein bißchen schadenfroh durch die Gegend, oder hat sie den Einsturz nicht bemerkt oder hat Schönplflug nicht bemerkt, daß da wichtige Dinge zwischen Mathematik, Physik und Biologie vorgefallen sind, in deren Verlauf die Biologie eine recht aussichtsreiche Position gegenüber der alten Leitdisziplin erlangt hat?) Das Ende schließlich, die Zukunft also (Abb.3, S.23), ist - je nach Perspektive - wieder gut oder schlecht: der alte Tempel scheint irreparabel, Differentielle, Sozial- und Entwicklungspsychologie stehen, mittlerweile nicht mehr spielend oder beobachtend, sondern hilflos weiter vor seinen Trümmern, während die Allgemeine Psychologie Arm in Arm mit der Informatik und der Physiologie lachend schafft, den "postmodernen Zeitgeist" wahrzunehmen und in eine "neue Epoche" und in ein neues Berufsfeld, das der "Kognitions- und Verhaltenstechnologie", aufzubrechen.

dann der Philosophie, der Psychologie und der Physiologie und schließlich "viel Irdischerem" zu: Er wollte Mediziner werden, kam allerdings bereits während seines Studiums mit der Entwicklungsbiologie und mit dort teilweise vorfindbaren Vorstellungen von der Evolution als einem Spiel aus Versuch und Irrtum in Berührung:

Irgendwas stimmte daran nicht. Soviel will man weder von Gott noch von der natürlichen Auslese fordern. Wenn wir die Ordnung in der Biologie nur aufgrund vieler einzelner, äußerst unwahrscheinlicher Auswahleffekte erklären müßten und immer ganz ad hoc ... Irgendwie wünschte ich mir, ... daß die Ordnung in einem genetischen Regulatorsystem *natürlich* ist, quasi unvermeidbar. Irgendwie ... muß es die Ordnung gratis geben. Sie entsteht spontan (zit.n. a.a.O., S.134).

Jenseits seines offiziellen, medizinischen Lehrplans vertiefte er sich in Mathematik und Kybernetik und entwickelte - entlang von Spielkarten- und Spaghetti-Metaphern - Vorstellungen von genetischen Regulatornetzen, in denen er die Idee eines "spontanen Selbstorganisationspotentials" des Lebens als komplementär der der "natürlichen Selektion" dachte, ohne allerdings sagen zu können, "ob seine Modelle überhaupt irgend etwas mit wirklichen genetischen Regulatornetzen zu tun hatten" (a.a.O., S.138). Er begab sich deshalb in ein Rechenzentrum und erstellte mithilfe eines Programmierers eine Simulation für ein Netz aus 100 Genen, wobei er aus Gründen der Vereinfachung annahm, ein Gen könne genau zwei Zustände, nämlich "an" oder "aus" haben. Diese Simulation war in gewisser Weise sehr schlicht und sehr komplex, denn wenn zwei Gene $2 \times 2 = 4$ potentielle Verbindungen würden haben können (an-an, an-aus, aus-an, aus-aus), dann drei $2 \times 2 \times 2$, und für 100 Gene würde dies bedeuten, daß 1000000000000000000000000000000 (eine Million Billion Billionen) mögliche Verbindungen zu durchlaufen wären, bis es zur ersten Wiederholung käme:

Wenn der Computer eine Mikrosekunde braucht, um von einem Zustand zum nächsten zu kommen ... und wenn er etwa eine Million Billion Billion Mikrosekunden laufen müßte, wäre das milliardenmal mehr, als die Welt alt ist. Ich hätte das Medizinstudium nie zu Ende bringen können (a.a.O., S.139).

Da Kauffman sich dieses Problems, d.h. den Konsequenzen für den Fall eines tatsächlichen Durchlaufens *aller* möglichen Verbindungen, nicht bewußt war, fütterte er den Computer ahnungslos und hoffnungsvoll mit einem Stapel Lochkarten, und es geschah Erstaunliches, denn die von Kauffman schon vermutete Ordnung in der Natur (oder die Fähigkeit des Computers, sie zu simulieren; oder die Fähigkeit des Computers, eine eigene Ordnung herzustellen; aber vielleicht auch die Gnade eines Gottes oder einer Göttin, der oder die Kauffman diese ungeheure Zeitvergeudung nicht zumuten wollte und ihn gerne als Mediziner gesehen hätte) war auf einigen Blättern Endlospapier bereits nach zehn Minuten ahnbar: Der Rechner hatte nicht alle potentiellen Verbindungen durchlaufen, sondern das "Netzwerk [stellte] sich schnell auf einen geordneten Zustand ein ..., in dem die meisten Gene entweder an- oder ausgeschaltet waren, während die übrigen zyklisch einige wenige Stellungen durchliefen" (a.a.O., S.139).²³⁵ Folgende Simulationen mit 400 bis 500 Genen erbrachten von der Grundstruktur Ähnliches, und Kauffman wandte sich schließlich, obwohl von seinem offiziellen Status Medizinstudent im dritten Jahr, an McCulloch, "eine der Koryphäen der Neurophysiologie" (a.a.O., S.141), der seit Mitte der vierziger Jahre und sehr einflußreich die

235 Vgl. Kriz 1997 zu den hier implizit mit angesprochenen Problemen von "Chaos und Struktur", zu nicht-linear rückgekoppelten Prozessen, "Periodenverdopplungen" als "quasi [den] ... Treppenstufen [wenn auch nicht dem einzigen 'Fahrplan'] auf dem Weg ins Chaos" (a.a.O., S.32) und zu der geheimnisvollen, in Mathematik, Physik und Biochemie wiederkehrenden "Konstante der Größe 4,6692016...".

These vertreten hatte, "die Hirntätigkeit lasse sich modellhaft als Netz logischer Operationen wie 'und', 'oder', 'nicht' und so weiter beschreiben" (a.a.O.). Die Beziehung zwischen beiden verlief fruchtbar, McCulloch eröffnete ihm Kontakte zu Wissenschaftlern wie Minsky, die am MIT über künstliche Intelligenz forschten, und er wurde in der Folgezeit Kauffmans "Mentor, Lehrer und Freund" (a.a.O., S.145). Ihrem Denken gemeinsam war, daß "genetische Netze und neuronale Netze im Grunde dasselbe [seien]" (a.a.O., S.142), und obwohl auch Computer und Gehirn in Struktur und Arbeitsweise nicht identisch sind, war es - so der von der KI-Forschung ebenfalls inspirierte Holland - "sehr verlockend, darüber zu spekulieren, ob Computer und Gehirne einander nicht doch in einem tieferen, umfassenderen Sinn ähnelten: Beide ließen sich als Informationsverarbeitungssysteme betrachten, und das Denken wäre dann eine Form der Informationsverarbeitung" (a.a.O., S.194f). Ein Computer war für diese Wissenschaftler ebenso ein Kind wie "ein Wesen vom andern Stern, dem man *alles* beibringen mußte" (a.a.O., S.195), und an dem sie zu lernen hofften, was Lernen, was Denken, was Erkennen, Wissen etc. ist bzw. wie sie (miteinander) funktionierten. Sie waren überzeugt, daß mit Modellen wie dem "General Problem Solver" menschliches Denken sich "in einem Problemraum bemerkenswert gut reproduzieren" (a.a.O., S.209) lasse, und sie waren überrascht und fasziniert von der "Schönheit der Computersimulation" (a.a.O., S.370), zumal gerade sie an die alten mathematischen Ideale der Klarheit und Einfachheit, der Reduktion und Ordnung, der strukturellen Einheit in der Vielheit der Elemente anzuschließen erlaubte. Und Computer und Hirn und ihre Verschmelzung sind die vielleicht treffendste Metapher für die Verschmelzung von mechanisch-physikalischem und biologisch-physiologischem Denken in einem Prozeß, in dem das Hirn zunehmend mechanisiert und Computer zunehmend biologisiert wurde.

Gleichwohl blieben Probleme, zumal wenn die Forschenden, und sei es wegen der Interessenlagen von Auftraggebern, um die Sozialität und Historizität des in den Modellen Simulierten nicht herumkamen. So wurden im Bereich der systemischen Wirtschaftswissenschaften Simulationen mit der Zeit so komplex, daß sie zwar erlaubten, die "Welt in viereinhalttausend Gleichungen und sechstausend Unbekannte [zu zerlegen]. Aber keines dieser Modelle berücksichtigte wirklich die Gesellschaft und politische Faktoren, und die seien oft die wichtigsten Variablen" (a.a.O., S.117). Ebenfalls ein wenig unsensibel seien Simulationen in diesem Bereich gegen "Schocks und Erschütterungen"; gegen Veränderungen, Umbrüche etc., von denen Gesellschaften und Wirtschaftssysteme immer wieder betroffen sind, und die auch deshalb schwer voraussagbar scheinen, weil das "Gesamtverhalten" z.B. einer "Wirtschaft letztlich doch das Ergebnis der unendlich vielen Entscheidungen [ist], die Tag für Tag von Millionen einzelner Menschen gefällt werden" (a.a.O., S.180f). Besonders irritierend ist in diesem Zusammenhang das Auseinanderklaffen zwischen dem Anspruch auf einen ganzheitlichen Ansatz, dem Insistieren auf Komplexität und der Einsicht, daß "ein kleines Ereignis *hier* zu einer gewaltigen Wirkung *dort* führt ... alles hängt miteinander zusammen, und das oft mit unglaublicher Sensibilität" (a.a.O., S.83) auf der einen Seite, und den immer wieder atemberaubenden Vereinfachungen andererseits, die diese Simulationen und Modelle auszeichnen (müssen) - und das schon jenseits des Problems, das zwar ein alter Gegensatz, der zwischen Leib und Seele, scheinbar in dieser naturwissenschaftlichen Moderne zusammenzuwachsen im Begriff ist, was jedoch, würde die Identität von Geist und Materie tatsächlich ernst genommen, Analogien zwischen Hirn und Computer, zwischen Simuliertem und dem, was simuliert werden soll, ausgesprochen fragwürdig macht. Daß der erwähnte französische Schmetterlingsflügelschlag Konsequenzen für einen Sturm z.B. über der Nordsee oder in China haben soll, steht in einem denkwürdigen Kontrast dazu, daß Holland, der der Evolution mithilfe seines FORTRAN-Programms auf die Spur zu kommen versuchte, sich aus Gründen der "Praktikabilität" auf

eine Population von etwa hundert digitalen Chromosomen [beschränkte] ... Jedes Chromosom entspreche sozusagen einem einzelnen Zebra einer Herde von Zebras. (Der Einfachheit zuliebe und weil Holland sich auf die Essenz der Evolution beschränken wollte, berücksichtigt der genetische Algorithmus solche Einzelheiten wie Hufe und Magen und Gehirne nicht.) ... [Auch lasse in] der Praxis ... der genetische Algorithmus natürlich Geschlechtsunterschiede, die Balz, das Vorspiel, die Vereinigung von Ei und Samenzelle und all die anderen Feinheiten der geschlechtlichen Fortpflanzung außer Betracht und bringe die neue Generation allein durch den Austausch genetischen Materials hervor (a.a.O., S.214f).

Der Bruch zwischen behaupteter, *wirklicher* Komplexität bzw. komplexer *Wirklichkeit* und der - trotz wachsender Rechnerkapazitäten - bemerkenswerten Schlichtheit der Modelle hinter den Simulationen ist zusätzlich interessant, weil zumindest der Teil der "Wissenschaft des 21. Jahrhunderts", den Waldrop in "Inseln im Chaos" vorstellt, jenseits dessen, was in philosophischen Bekenntnissen je einzelner zu hören ist, sich durch einen weitgehenden Erkenntnisrealismus auszeichnet. Vielleicht ist es ja die lange, disziplinar geforderte und individuell meist eingelöste mathematische und logische Abstraktion, von der ein Teil der Naturwissenschaftler(innen) sich weg und hin zu der "eigentlichen Wirklichkeit" zu wenden versucht, und die zu beschwören jenseits der Freude über die Komplexität und den "Tanz der Koevolution" (a.a.O., S.369) die von Waldrop befragten Forscher nicht müde werden: "Ihr löst das falsche Problem, wenn es nicht der Wirklichkeit entspricht" (a.a.O., S.176), so Waldrop zufolge die von den sinnlosen Rechenkünsten der Ökonomen irritierten Physiker. Besonders offensichtlich wird der neue, alte Realismus an Brian Arthur, der klassischen, qualitativ-psychologischen Kritiken zu ähneln scheint, wenn Arthur sich zunächst gegen sein eigenes Fach wendet und insbesondere dagegen, daß die

mathematischen Ökonomen [es] ... so erfolgreich in eine Scheinphysik verwandelt [hatten], daß ihre Theorien aller menschlichen Schwäche und Leidenschaften entbehrten ... Der 'Wirtschaftsmensch' war ein gottähnliches Wesen; seine Vernunft war immer tadellos, und seine Ziele verfolgte er immer völlig gelassen im leicht vorhersagbaren Selbstinteresse (a.a.O., S.26f).

Entgegen diesem Denken komme es "darauf an, die Welt so zu sehen, wie sie ist, nicht, wie sie nach irgendeiner eleganten Theorie sein sollte" (a.a.O., S.49),

sich an der Wirklichkeit zu orientieren - so wie sie ist - und sich bewußt zu sein, daß man an einem Spiel teilnimmt, das sich ständig verändert, sodaß man selbst während des Spiels die jeweils gültigen Regeln herausfinden muß ... man klebt nicht immer weiter an den Theorien ... Man beobachtet einfach. Und wo man einen guten Zug machen kann, macht man ihn (a.a.O., S.428).

Aber das "einfach Beobachten" ist so einfach nicht, und das ist sicher auch Brian Arthur klar. "Warren McCulloch pflegte zu sagen", so Gregory Bateson (1987, S.37), "daß ein Mensch, der den Anspruch erhebt, unmittelbare Erkenntnis zu haben - d.h. keine Epistemologie -, eine schlechte habe."

Große Kinder: Leidenschaften und Miniwelten

Lasse ich die gerade erwähnten Widersprüche Revue passieren, so finde ich es naheliegend, daß in einer Zeit, wo Neues (in diesem Fall systemisches, komplexes Denken) mit lange tradiertem, "denkstilgemäßem" Forschen und Schreiben zusammentrifft, dieses Zusammentreffen Brüche, Inkonsistenzen, "Denkfehler" etc. enthält; in dem letztgenannten Beispiel bedeutet dies, daß Arthur einerseits mit der Physik, die die alte Vorstellung einer

universellen Linearität hinter sich gelassen hat, gegen Ökonom(inn)en argumentiert, die weiter diesen tradierten Idealen anhängen, und dies andererseits im Rahmen einer Epistemologie versucht, die hinter das zurückfällt, was viele Physiker(innen) zu Beginn dieses Jahrhunderts - und, in den Worten Capras, teilweise verbunden mit einer existentiellen Krise - zu verstehen versuchten. Aus diesen Verstehensversuchen folgte, daß die klare Unterscheidung zwischen dem Subjekt und dem Objekt (Welt/Natur oder ebenfalls Subjekten) der Beobachtung zwar im Herzen der Naturwissenschaften selbst problematisch wurde, gleichwohl scheint - denn Brian Arthur beruft sich ja nicht ganz zu Unrecht auf eine Physik, die gegen seine eigenen traditionellen Kolleg(inn)en für eine Zurückkenntnisnahme *wirklicher* Komplexität streitet, - die Tendenz, "eine objektive Wirklichkeit" aufdecken zu wollen, "unvermindert [zu] bestehen ... Man verharnt im fundamentalistischen Reservat der richtigen Position und pflegt die Illusion, sich Wissen über die Wirklichkeit aneignen zu können" (Redder 1990, S.8); eine Neigung, die - so legt die Aufsatzsammlung von Luhmann et al. (1990) nahe - auch bei vielen Biolog(inn)en, Soziolog(inn)en und Philosoph(inn)en anzutreffen ist, und, wären andere Fachwissenschaftler(innen) in diesem Band vertreten, vermutlich auch in weiteren Disziplinen.

Ich selbst vermute angesichts der Verfassung meiner eigenen Disziplin (*und da ich* diese Verfassung diagnostiziere; es sind wohl auch in Luhmann et al. nicht nur die disziplinären "Objekte", die Varela als einzigen vergleichsweise optimistisch gegenüber erkenntnistheoretischen Fundamentalismus sein lassen), daß fundamentalistische Lösungsversuche für Risse im Fundamentalismus auf Risse *und* Fundamentalismus verweisen. Selbst die akademische Psychologie, die sich im Wunsch, eine "richtige Wissenschaft" zu werden oder zu sein, immer wieder noch ein wenig fundamentalistischer gebärdet hat als viele der waschechtesten, naturwissenschaftlichen Fundamentalist(inn)en und ihre erkenntnislogischen Begründer(innen) - naturwissenschaftlich-objektivistische Positionen scheinen und schienen hier oft sakrosankter als an deren Herkunftsorten - konnte einige Risse (und jenseits der fortdauernden Ausblendung einer qualitativ-psychologischen Tradition und ihrer Vertreter[innen]) im eigenen Gemäuer nicht vermeiden: Die Winde des postmodernen Zeitgeists und seine verschiedenen wissenschaftlichen Manifestationen haben, so ist Schönplflug (1996) zu entnehmen, auch die deutschsprachige Alltagspsychologie erreicht (und sei es, weil Modernität und Innovation recht hochrangierende Werte in den modernen Wissenschaften sind, und Ausläufer dieses Zeitgeistes auch die Labors und Rechenzentren schon deshalb nicht ganz verschonen können). Dieser Zeitgeist oder wer oder was es sonst immer sein mag, treibt auch Schandry (1996) und die von ihm vertretene "Biopsychologie" avantgardistisch in die Arme der "Neurowissenschaften" und damit an die Stelle, der "das letzte Jahrzehnt dieses Millenniums" gehört, denn es ist - no doubt - "The Decade of the Brain", und auch bei Silbereisen (1996) ist von "genetischen Transmissionen" und dem "biopsychosozialen" Ansatz der "modernen" Entwicklungspsychologie die Rede.²³⁶

236 Das Buch, in dem diese Aufsätze versammelt sind und mit dem beabsichtigt ist, die Perspektiven der Disziplin zu zeichnen, der ich zugehöre, hat mich ermüdet, erstaunt und verärgert. Zwar war intendiert eine "Besinnung über unser Fachgebiet", indem Experten (Gabriele E. Dlugosch ist die einzige Frau in dieser Herrenriege) nicht "einen 'review of the state of the art' ..., [sondern] ihre ganz subjektive Meinung und Einschätzung des ihnen vertrauten Fachgebiets" darlegen sollten - so "das PVU-Team" in seinen einführenden Worten. Die meisten, die dann zu Wort kommen, sind mächtige Männer der deutschsprachigen Psychologie, und was mich an diesem Buch und den dort skizzierten Perspektiven am hoffnungsvollsten stimmt, ist, daß bei ihrer Auswahl der "Wissenschaftliche Beirat der PVU" vielleicht doch nicht ganz unschuldig war - alle vier Beiräte vertreten dann auch psychologische Teilgebiete und haben vielleicht andere hinzugerufen, die, vergleichbar der üblichen Orientierung der Psychologie an der großen Zahl, wenig Dissonantes hineintragen. Insoweit hat mich, daß ein eigener Beitrag über die psychologische Methodenlehre und über "Forschungsmethodik und Evaluation" fehlt, nicht wirklich gewundert - es sind doch einige ausgewiesene

Eine Möglichkeit könnte sein, daß sich ein Teil der akademischen Psycholog(inn)en, wie die Wissenschaftstheoretiker(innen) z.B. an den logisch-empiristischen oder an den kritisch-rationalistischen "Haaren aus dem Sumpf des Unwissens" (Popper 1972, S.167f), so an den kognitionswissenschaftlichen oder biopsychosozialen oder neurowissenschaftlichen Haaren ins nächste Jahrtausend und seinen Geld- und Identitätstropf zu ziehen versuchen, und sei es um den Preis des universitären Faches Psychologie. Jenseits dieser doch schwierigen Frage nach den Motiven (es gibt auch für mich durchaus nachvollziehbare Gründe, eine so anstrengende Wissenschaft wie die Psychologie oder zumindest Teile von ihr aufgeben zu wollen, wenn selbst so Grundsätzliches wie die Frage nach Motiven doch schwer beantwortbar scheint und ausgesprochen uneinheitlich beantwortet wird), bleibt das, *wohin* sich diese Wissenschaftler(innen) wenden, im Sinne der von mir behaupteten Inkonsistenzen sicher nicht folgenlos, und das *wohin* sie sich wenden, ist auch nicht unabhängig von dem, *woher* sie - persönlich, biographisch, disziplinär - kommen. Diese Herkunft bedeutet insoweit auch eine mögliche Grenze für das, was an konkreten emotionalen, gedanklichen, sprachlichen (Dis-) Harmonien jeweils (in-) konsistent aus dem Zusammentreffen mit Neuem hervorgehen kann bzw. dies in einigen Fällen auch unmöglich macht²³⁷.

Wenn ich nun betrachte, wo die Wissenschaftler herkommen, von denen in "Inseln im Chaos" die Rede ist, so gibt es jenseits disziplinärer und (berufs-) biographischer Diskrepanzen wichtige Bindeglieder, und dies scheinen Bindeglieder zu sein, die sich auch bei denjenigen fundamentalistischen Vertreter(inne)n der Psychologie andeuten, die besonders gerne und gläubig den alten linearen Hoffnungen folg(t)en oder zu folgen schienen bzw. scheinen. Quer durch die "Inseln im Chaos" zieht sich ein recht eigener Typus von Spiellüsten und -leidenschaften, die computergestützt in weiterhin doch recht rationalen Modellwelten zum Zuge zu kommen scheinen und von denen bei Psycholog(inn)en viel vorsichtiger und ein wenig verschämter die Rede ist, so z.B. wenn Silbereisen vergleichsweise leidenschaftlich von "raffinierte[n] Anordnungen aus wiederholten Längsschnitten mehrerer Kohorten" (1996, S.32) schwärmt oder von der "Furore", die die Verhaltensgenetik in den letzten Jahren gemacht habe. Die "Wissenschaften des 21. Jahrhunderts" sind da deutlicher: Wesentlich seien als Gemeinsamkeiten, so Holland, das Interesse an Lernen, an Evolution, an Kreativität und an der Mathematik" (Waldrop 1992, S.218f); er selbst sei "in eine lebenslange Leidenschaft für Naturwissenschaft und

Statistiker bzw. ausgesprochen statistikversierte Fachwissenschaftler vertreten. (Dennoch wäre, wenn um die "Besinnung über unser Fachgebiet" gehen sollte, eine etwas weniger einäugige Besetzung m.E. sehr wünschenswert.) Aber wo ist - außer in den Abbildungen Schönplugs und in einigen eher impliziten Randgedanken zu "Psychologischer Diagnostik" - die Differentielle bzw. Persönlichkeitspsychologie als Fach geblieben? Ansonsten ist das Interessanteste an diesem Mainstream-Produkt für mich, daß zwar fast allen Beitragenden der Zustand des Faches Psychologie implizit oder explizit einigermaßen problematisch scheint, das je eigene Teilgebiet aber als wissenschaftlich besonders schwerwiegend und erfolgreich hervorgehoben wird. Dieses subdisziplinäre Credo funktioniert u.a. mittels impliziter Eigen-Fremdgruppenbildung (so bei Frey 1996) oder indem das, was inhaltlich und methodisch als Ist und Soll einer Subdisziplin verkauft wird, eben das ist, was der Autor ohnehin schon jahrzehntelang tut - inclusive einigem epistemologischen Durcheinander zwischen den jüngsten und recht zweifelsfrei offerierten Erkenntnissen der Anthropologie (Silbereisen 1996, S.38), den lauter werdenden Zweifeln an der Universalität von Erkenntnissen und dem diese Zweifel wohl belegenden Hinweis auf die kulturell unterschiedliche "Verbreitung und selbst die kompetenzfördernde Rolle autoritativer Eltern-Kind-Interaktionen" (a.a.O., S.39), und daß schließlich, was "in der Vergangenheit unüberlegt als Ergebnis familiärer Sozialisation verstanden wurde, ... sich bei genauerer Betrachtung ... als Zusammenspiel direkter genetischer Transmission von den Eltern auf die Kinder [darstelle]" (a.a.O., S.33).

237 Z.B. könnte die explizite Verwendung des Begriffs "Epistemologie des Heiligen" im Buchtitel (Bateson & Bateson 1987) einige, denen Batesons teilweise eigenwillige und provokative Wortwahl - so auch schon in seinem "Geist-Begriff" in vorangegangenen Schriften - nicht vertraut ist, vor diesem Buch zurückschrecken lassen. Andere könnten sich religiöse Hoffnungen einer Art machen, die ebenfalls enttäuscht würden, eine Problematik, deren sich sowohl Bateson als auch seine Tochter bewußt war. Im vorliegenden Zusammenhang wichtig ist mir dabei lediglich, daß infolge dieser Zuschreibungen in einigen Fällen für einige ein "Zusammentreffen" mit Bateson und Bateson in dieser Schrift schon wegen der Wortwahl unmöglich wäre.

Mathematik verstrickt [gewesen]" (a.a.O., S.190) bzw. er und andere wollten "mit Hilfe der Mathematik die Welt verstehen" (a.a.O., S.202), auch gefalle ihm, "wie logisch der ganze Vorgang ist" (a.a.O., S.192); er meint hier konkret das Entwickeln einer Programmiersprache. Kauffman "mag" die Geschichte des Lebens: "Ich liebe sie geradezu. Mein ganzes Leben ist der Entfaltung dieser Geschichte gewidmet" (a.a.O., S.127); ein Leben, das er leidenschaftlich in Schneeflocken und "Konvektionszellen in einer köchelnde Suppe" und in Forschungen über die Fruchtfliege "Drosophila melanogaster" sucht und findet. Ebenfalls seit seiner Jugend begleitet habe ihn sein "Verlangen, in die Tiefe zu dringen" (a.a.O., S.129), wie Holland ist er fasziniert vom "Spiel der Gedanken" (a.a.O., S.131) und vom Gefühl, mit dem systemischen Denken eine "Terra incognita" (a.a.O., S.159) zu betreten. Arthur wiederum liebt die physikalischen Computermodelle und die Freiheit und "undogmatische Art" (a.a.O., S.244) der Physiker; von Kauffmans Liebe für den Freigeist Einstein war schon die Rede, und er entwickelte eine ähnliche Liebe zu McCulloch: "Geheimnisvoll, schwärmerisch, mit einem Geist, der frei durch ungeheure Landschaften streifte, hatte er sich der Frage verschrieben, wie sich Gedanken im Gehirn formen. Er liebte Rätsel und Wortspiele." (a.a.O., S.144) Diese Leidenschaft für Spiele, fürs Spielen, für das Erfinden von Modellen und dafür, daß sich mit "dieser Welt zirkulierender Bits ... ein imaginäres Universum erschaffen [ließ]" (a.a.O., S.193) teilt er mit Holland und z.B. auch mit Chris Langton. "Künstliches Leben", so berichtet Waldrop, sei "Langtons Baby" (a.a.O., S.249), und auch für Langton sind Spiellust und die Lust am "Spiel des Lebens" ein "Suchtmittel erster Güte" (a.a.O., S.253). "Spiel des Lebens" ist in diesem Falle jedoch nicht (obwohl vielleicht auch?) das zuvor oft beschworene "wirkliche" und "komplexe" Spiel des Lebens, sondern ein Computerspiel mit dem Namen "Spiel des Lebens", nach dem nicht nur Langton, sondern auch ganze Teile des MIT süchtig gewesen zu sein scheinen. Besonders interessant an diesem Spiel ist: "Eigentlich ist es gar kein Spiel, sondern eher eine Miniwelt, die sich entwickelt, wenn man zuschaut" (a.a.O., S.253).

Adorno hätte diese Sammlung der Leidenschaften an computerisierten Miniwelten sicher mehr als erstaunt von sich gewiesen, Heisenberg hätte, so lassen Teile des "unakademischen Protokolls" ahnen, einiges davon geteilt, auch wenn sie sich weiter energisch darüber gestritten hätten, daß es diese Liebe zur Mathematik und zum ihr Verwandten per se ja wohl geben muß bzw. keinesfalls geben kann. "Begierde existiert nur, wenn das Objekt existiert; das Objekt existiert nur, wenn Begierde existiert; Begierde und Objekt sind ein Zwillingsspaar, keines der beiden Elemente kann auch nur einen Moment vor dem anderen die Welt betreten", so Sören Kierkegaard (zit.n. Furth 1987, S.11). Wenn das Ansichsein des Objekts problematisch wird, dann ist es ein Subjekt, das sich einem Objekt wissen-*wollend* zuwendet und dieses in der Zuwendung mit-schafft: und das kann nun einmal für ein bestimmtes Subjekt die Mathematik oder können geordnete und unüberschaubar-überschaubare Computer- und Miniwelten sein oder eben nicht. Bemerkenswert scheint mir gleichwohl, daß diese (Natur-) Wissenschaft des 21. Jahrhunderts, selbst wo sie das Newtonsche und Galileische Paradigma erkenntnistheoretisch höchstens gebrochen wahr, diesem in anderer Weise doch recht treu zu bleiben schafft:

Natürlich konnte der Gegensatz zwischen dem Physiker Galilei, der von Berufs wegen taub und unempfindlich gegenüber Geschmack und Geruch war, und einem Arzt jener Zeit, der Diagnosen wagte, indem er sein Ohr an eine röchelnde Brust legte, Kot beroch und Urin prüfte, nicht größer sein. (Ginzburg 1980, S.17).

Und möglicherweise hat Adorno mit seinen Übertreibungen - ebenso wie seiner Liebe zu Übertreibungen - ja doch ein bißchen recht, wer weiß das schon, wenn er mutmaßt, daß da, wo "es am hellsten ist, ... insgeheim die Fäkalien [herrschen]" (1951, S.69).

2.6.2 Ein Arzt, ein Ethnopsychanalytiker, ein Biologe, ein Philosoph - epistemologische Zerreißprobe für eine Psychologin

Man zieht die Grenze zwischen dem Gedachten und dem Existierenden zu scharf: dem Denken muß eine gewisse Objekte schaffende Kraft zuerkannt werden und den Objekten eine Herkunft aus dem Denken. Wohlverstanden: aus dem stilvollen Denken eines Kollektivs.

Ludwik Fleck

Nicht die Untersuchung des Objekts, sondern die des Beobachters eröffnet einen Zugang zum *Wesen* der Beobachtungssituation.

Georges Devereux

Doch diese Unterscheidungen, die einerseits unsere Welt erschaffen, enthüllen andererseits aber eben dies, nämlich die Unterscheidungen, die wir machen ... Indem wir der Welt in ihrem bestimmten So-Sein gewahr werden, vergessen wir, was wir unternahmen, um sie in diesem So-Sein zu finden. Und wenn wir zurückverfolgen, wie es dazu kam, finden wir kaum mehr als das Spiegelbild unserer Selbst in und als Welt. Im Gegensatz zur weitverbreiteten Annahme enthüllt die sorgfältige Untersuchung einer Beobachtung die Eigenschaften des Beobachters.

Francisco Varela

Bisher haben die Philosophen geglaubt, die Welt zu beschreiben, jetzt kommt es darauf an, sie zu interpretieren.

Gianni Vattimo

Für den Wirtschaftswissenschaftler Brian Arthur war der Einbruch von Nichtlinearität in die rationale ökonomische Welt folgenreich:

Man merkt, Logik und Philosophie sind vertrackt, Sprache ist vertrackt genauso chemische Reaktionen und Physik - und schließlich auch die Wirtschaft: Alle sind auf natürliche Weise vertrackt. Und diese Vertracktheit kommt nicht vom Dreck auf der Linse des Mikroskops. Sie steckt unabänderlich in den Systemen selbst. Sie lassen sich alle nicht einfangen und in seinen sauberen logischen Kasten packen. (Waldrop 1992, S.425)

Arthur meint mit dieser Vertracktheit auch, "daß selbst sehr einfache Gleichungen ... zu Ergebnissen führen [können], die überraschend und prinzipiell unvorhersagbar sind" (a.a.O.); Adorno hätte sicherlich ebenfalls eine solche "Vertracktheit" diagnostiziert, wenn auch gleichzeitig erkenntniskritischer und in wieder anderer Hinsicht ähnlich erkenntniszuversichtlich. Daß für mich selbst die Sache noch vertrackter ist, legen die hier vorangestellten Zitate nahe, die aus Werken des Allgemeinmediziners und Bakteriologen Fleck Mitte der dreißiger, des Ethnopschoanalytikers Devereux Mitte der siebziger und des Biologen Varela bzw. des Philosophen Vattimo gegen Ende der achtziger Jahre stammen; sie verweisen auf epistemologische Gemeinsamkeiten *und* Differenzen *und* auf mich als Auswählende.

Gemeinsam ist diesen Überlegungen, daß sie die Möglichkeiten und Grenzen von Erkenntnis und Beobachtung in das Zentrum ihrer Aufmerksamkeit rücken. Gemeinsam ist ihnen auch, daß das, was Beobachtetes und Beobachtendes zusammenhält, nicht mehr einfach dem Objekt oder dem Subjekt zugehört, sondern daß Erkenntnis, aus einer Beobachtungssituation resultierend, eine inter-aktive, eine hergestellte ist. Differenzen deuten sich da an, wo Fleck das seinem Verständnis zufolge für diese Herstellung Bestimmende fokussiert - das stilvolle Denken eines (wissenschaftlichen) Kollektivs: "Unmöglich ist ein wirklich isolierter Forscher, unmöglich ist eine ahistorische Beobachtung, unmöglich ist eine stilllose Beobachtung", und in dem jeweiligen Stil ist "die geistige Vergangenheit und Gegenwart des gegebenen Denkkollektivs ... sind alle körperlichen und geistigen Väter" (1935a, S.81) schon immer wirksam. Da infolge dieser historisch-sozialen Bindung "unsere Kenntnisse viel mehr aus dem Erlernten als aus dem Erkannten bestehen ... ist der Erkenntnisinhalt - im großen und ganzen - als freie Kulturschöpfung zu werten. Er ähnelt einem traditionellen Mythos." (Fleck 1929, S.46) Die Bezogenheit auf Denkkollektive ist für Fleck unumgänglich und produktiv, auch wenn sie nicht einfach *die* Wirklichkeit, sondern eben relative, nämlich denkstilgemäße Wirklichkeiten hervorbringt, die je nach relevantem Bezugssystem unterschiedliche - aber nicht bessere oder richtigere - sind.

Devereux ist gegen diese "ideologische" Verankerung und kulturelle Gebundenheit, wohl bezogen auf die ethnologischen und psychoanalytischen Kollektive, denen er zugehörte, weitaus skeptischer²³⁸: "Gerade der Wissenschaftler einer freien Gesellschaft kann es sich am wenigsten erlauben, die Aufgabe, seine intellektuelle Unabhängigkeit zu wahren, an die Gruppe zu delegieren. Er muß selbst der äußerst wachsame Hüter seines eigenen Denkens sein." (1967, S.157) Zwar teilt er mit Fleck und den anderen erwähnten Autoren die Einsicht, daß eine Beobachtungssituation nie passiv sein kann - wir sind "ermächtigt, die analytische Situation so zu strukturieren, daß die Möglichkeiten des Analysanden ... zu beobachten, auf ein Minimum reduziert werden. Wir sind jedoch *nicht* ermächtigt, auf unser eigenes experimentelles Arrangement hereinzufallen" (a.a.O., S.43). Daß Devereux zudem den Fokus auf das Erkenntnissubjekt und dessen "Gegenübertragungsreaktionen"²³⁹ legt, liegt

238 Und wahrscheinlich ist es kein Zufall, daß der Skeptiker und "Querdenker" Devereux sein Buch mit den Worten eines bereits erwähnten und gegen "Barbarenselen" und deren Sinne mißtrauischen Denkers schließt, nämlich mit dem Fragment 107 des Heraklit.

239 Der Begriff der Gegenübertragung wurde von Freud erstmals während des Zweiten Psychoanalytischen Kongresses 1910 verwandt für das, was sich "durch den Einfluß des Patienten auf das unbewußte Fühlen des Arztes einstellt" (1910, S.126). 1915 warnt Freud dann erneut vor einer als Reaktion auf eine "Liebeswerbung" möglicherweise "bereitliegenden Gegenübertragung" (1915, S.220) und empfiehlt deren "Niederhaltung" (a.a.O., S.228) und die emotionale Abstinenz des Analytikers (obwohl er entgegen hier und an anderen Stellen theoretisch explizierten Ansprüchen eine - so Cremerius [1982] - immer wieder "dissidente Praxis" favorisierte). Nur wenige analytische Pioniere wie z.B. Ferenczi oder Rank rebellierten gegen diese behauptete Passivität der Psychoanalytiker(innen), aber erst um die Jahrhundertmitte begannen Autor(inn)en wie Alice und Michael Balint, Wilfred Bion, Paula Heimann und Theodor Reik Gegenübertragungsreaktionen nicht mehr nur als zu eliminierenden, neurotischen Rest der Analytiker(innen), sondern als wichtige Deutungshilfe, als

darin begründet, daß für ihn jede "Forschung ... auf der Ebene des Unbewußten selbst-bezogen [ist], gleichgültig, wie weit ihr Gegenstandsbereich auf der manifesten Ebene vom Selbst entfernt sein mag" (a.a.O., S.178). Gelingt es, sich dieser Selbstbezogenheit zu stellen, gelingt es, sich eigene Ängste, Abwehr und Abhängigkeiten bewußt zu machen, dann folgt als Lohn der Blick auf den "Beobachter, wie er wirklich ist" (a.a.O., S.52), und es gelingt in der Folge auch der Blick auf die Beobachtungssituation bzw. eine unverstellte Sicht auf und in ihr "Wesen". Im Hintergrund steht also die Phantasie von einer anthropologischen "Karte, die alle Verteilungen ... verzeichnet ... und erfordert, daß man die körperliche und psychische Realität des Menschen zur Kenntnis nimmt" (a.a.O., S.117) und die zu zwar auch zu seiner Zeit disziplinär verpönten, aber "nachweisbaren Fakten" (a.a.O., S.119) führen soll. Als Wegweiser dieser Karte dienen frühkindliche Imagines, unbewußte Bedürfnisse etc., die den Status einer (psychischen) Wirklichkeit erhalten, ein Problem des psychoanalytischen, aber nicht nur des psychoanalytischen Denkens, das u.a. Watzlawick (1989) als "Gefahr der Reifikation" bezeichnet.

Entlang dem zuletzt Gesagten mag deutlich werden, daß die dem Devereux-Zitat nachgestellte Ausführung von Varela über das Wesen der Beobachtung, die selbst von Devereux-Kenner(inne)n als Devereux-Zitat hätte gelesen werden können - auch Devereux behauptet, daß erst die vollzogene Trennung, d.h. eine Aktivität, entscheidet, wo ein Subjekt endet und ein Objekt beginnt, daß das, was als "So-Sein" erscheint, ein (allerdings meist übersehenes) So-Gemacht-Sein bedeutet, und daß hinter den scheinbaren Charakteristika der Beobachtungssituation bei sorgfältiger Untersuchung der oder die Beobachtende sichtbar werden - bei genauerem Hinsehen gegen eine solche Analogie sperrig bleibt. Ein Blick in einen Text von Varela oder von anderen (radikal) konstruktivistischen Denker(inne)n einerseits und in einen ethnopsychanalytischer Provenienz andererseits zeigt, daß das, wovon jeweils ausgegangen wird, das, was und wie es gesagt wird, und das, was am Ende der Betrachtung steht, nur schwer vereinbar scheint. Alle vier von mir genannten Autoren sind mit einigem Recht als Erben Kants zu bezeichnen, denn es ist das aktive Subjekt, das die Welt gestaltet, eine schon immer gestaltete Welt vorfindet und weiter erzeugt. Varela ist vielleicht am nächsten dieser Kantischen Position, wenn er feststellt, daß wir "aus den durch unseren Körper und unser Nervensystem festgelegten Bahnen nicht *heraustreten* [können] ... Es gibt keine andere Welt als diejenige, die uns durch diese Prozesse vermittelt wird" (1981, S.306).²⁴⁰ Er befindet sich allerdings im Gegensatz zu Kant, wenn er annimmt, es sei

aussagekräftiges "Echo" auf die "Patientenneurose" zu verstehen. In diesem Sinne bezeichnet auch Racker die Gegenübertragung als "wichtiges Werkzeug" und fordert die "Überprüfung unserer Einstellungen zur eigenen Gegenübertragung, indem wir ... lernen, es bereitwillig hinzunehmen, daß wir auch als Erwachsene und Analytiker, doch immer noch Kinder und Neurotiker bleiben" (1953, S.154). Erst mit der Anerkennung der eigenen Begrenztheit und Verstrickung könne dem "(zwanghafte[n]) neurotischen Ideal von Objektivität [das zur] ... Verdrängung und zur Blockierung der Subjektivität" (a.a.O., S.156) führe, eine zwar nur relative, aber "echte Objektivität" entgegengesetzt werden, womit er, wie schon mit seiner Gegenübertragungsdefinition, Devereux recht nahekommt. Für Devereux haben Übertragung und Gegenübertragung "identische Quellen und Strukturen. Es ist ausschließlich eine Frage der Konvention, daß die relevanten Informationen des Informanten oder Analysanden 'Übertragung', die des Feldforschers oder Analytikers 'Gegenübertragung' genannt werden." (1967, S.65) Für eine ausführliche Darstellung der wechselhaften und kontroversen Geschichte der Gegenübertragung von einer anfänglichen, "ausgeprägten Phobie" hin zum Verständnis dieses Konzepts als "Passepartout für alle Verständnisleistungen" (Mertens 1993, S.41) bzw. als "Motor der Kur" siehe Gysling (1995).

²⁴⁰ Es ist dann auch u.a. die Kantische Tradition, auf die die Kognitionsbiologen Maturana und Varela, der Biophysiker Heinz von Foerster und der gegen Berufssparteneinordnungen biographisch widerständige Ernst von Glasersfeld rekurren (von Glasersfeld war Mathematikstudent in Wien bzw. Zürich, ohne dieses Studium abzuschließen; er lebte als Farmer in Irland, arbeitete später u.a. an einem italienischen Kybernetikinstitut und in einem amerikanischen Forschungsprojekt für maschinelle Sprachanalyse mit und wurde schließlich Dozent für kognitive Psychologie). Die in Varelas Überlegung erwähnte Annahme, das Nervensystem repräsentiere nicht einfach "das da außen", sondern begrenze und konstruiere, was es dann "da außen" zu finden glaubt und behauptet, wurde von Ernst von Glasersfeld als epistemologische Position des "radikalen Konstruktivismus" bezeichnet und umrissen. Diese Position wendet sich vor allem auch dagegen, daß trotz "Kants These, daß der

auch unentscheidbar, wo dieser kognitive Prozeß beginnt und wie er beschaffen ist (dies zu zeigen war gerade ein wichtiges Anliegen der "Kritik der reinen Vernunft"), und er befindet sich im Gegensatz zu Devereux und vielen (nicht allen²⁴¹) psychoanalytischen Positionen, wenn er behauptet, daß wir "eine gegebene Erfahrung nicht in einer einzigartigen, unwiederholbaren Weise auf ihre *Ursprünge* zurückverfolgen [können] ... Jedes Mal ist es die Wahrnehmung einer Wahrnehmung einer Wahrnehmung ... oder die Beschreibung einer Beschreibung einer Beschreibung" (a.a.O.). Und da, wo es in Devereux' Fallbeispielen um Angst, um Irrationalität, um Lüste, um Tabus und Rituale, um Fleisch und um Blut, um Liebe und um Haß geht, geht es bei Autor(inn)en wie Varela um Membrane, um Zelldynamik, um "fractals", um Kognition, um Schneekristalle etc. Diese Auffälligkeit wäre vielleicht weniger irritierend, würde Varela sich mit seinen Erkenntnisansprüchen auf die Biologie beschränken; davon, daß die Ansprüche des systemischen und auch des konstruktivistischen Paradigmas jedoch viel weiter gehen, war bereits die Rede, und ich werde mich meiner Irritation und ihren Gründen gleich wieder zuwenden.

Vattimo schließlich, selbst als Philosoph der hermeneutischen Tradition zugehörig, wendet sich kritisch gegen die in der Hermeneutik "unterbliebene Radikalisierung der eigenen Geschichtlichkeit" (1989, S.42) bzw. dagegen, daß die Hermeneutik

zwar die Grenzen des metaphysischen Objektivismus gesehen hat (der das Sein nach dem Modell des Seienden und also nach dem des von der Wissenschaft experimentell abgesicherten und von der Technik manipulierten und manipulierbaren Objekts denkt), aber noch nicht klar sieht, daß die Überwindung der Metaphysik ein radikaleres Annehmen der eigenen Geschichtlichkeit erfordert (a.a.O., S.43).

Gegen einen nur partikularen Kulturrelativismus einerseits und einen metaphysisch-normativen Universalitätsanspruch andererseits fordert Vattimo eine "Auffassung der Welt als Konflikt von Interpretationen" (a.a.O., S.49), die von der impliziten hermeneutischen Beschränkung auf "ästhetische Erfahrungen" und von der ebenfalls meist impliziten, aber

Verstand seine Gesetze nicht aus der Natur schöpft, sondern sie ihr vorschreibt, ... sich die meisten Wissenschaftler auch heute noch als 'Entdecker' [fühlen, die] die Geheimnisse der Natur [zu] lüften und den menschlichen Wissensbereich langsam aber sicher [zu] erweitern [glauben]" (von Glasersfeld 1981, S.19). Im Unterschied hierzu nimmt von Glasersfeld an, daß, wenn "wir einen gangbaren Weg zu einem Ziel wissen, ... [das] uns nichts darüber sagen [kann] ... wieviel andere Wege es da geben mag und wie das Erlebnis, das wir als Ziel betrachten, mit einer Welt jenseits unserer Erfahrung zusammenhängt ... 'Eine Hypothese als falsch erwiesen zu haben, ist der Höhepunkt des Wissens'" (a.a.O., S.23); daß auch das nicht ganz einfach ist, legen die Diskussionen um den Falsifikationismus und immer schon theoriegebundene, falsifizierende Beobachtungen nahe (vgl. auch Anmerkung 83). Daß Beobachtungen untrennbar von den Beobachtenden sind, verweist auf eine Unterscheidung, die von Foerster zwischen einer "Kybernetik erster" und einer "Kybernetik zweiter Ordnung" getroffen hat: bei der ersten bleibt "der Beobachter außerhalb dessen, was er beobachtet", bei der zweiten ist "der Beobachter in den gesamten Bogen einbezogen" (Hoffman 1986, S.23). Ich möchte Übereinstimmungen und Differenzen zwischen diesen Positionen hier nicht weiter ausführen; das mir in diesem Zusammenhang wichtige und das, woran ich anschließe, ist, daß mein Interesse einer solchen "Kybernetik zweiter Ordnung" gilt, obwohl ich gegen diese Begrifflichkeit aus Gründen, die im weiteren deutlich werden, einige Einwände habe).

241 Den Weg von der Metapher Freuds, Analytiker(innen) arbeiteten vergleichbar dem "Archäologen, der eine zerstörte und verschüttete Wohnstätte oder ein Bauwerk der Vergangenheit ausgräbt" (1937, S.397) über die Metapher des Analytiker-Detektivs bei Lorenzer (vgl. zusammenfassend Mertens 1993, S.52f) hin zu der u.a. von Spence verwandten Metapher des Analytikers als Dichter (vgl. a.a.O., S.136ff) ist einer, in dem der Wahrheitsbegriff der psychoanalytischen Anfänge eine erhebliche Veränderung erfahren hat. Dies bedeutet natürlich weder, daß diese Veränderung von allen Analytiker(inne)n quasi im Sinne von zwangsläufigen, psychoanalyse-kulturellen Entwicklungsstadien durchlaufen bzw. vollzogen worden wäre (es gab schon in der analytischen Frühzeit Gegenstimmen, damals allerdings meist gefolgt von einer Exkommunikation durch die orthodoxe Institution, und es gibt auch heute Analytiker[innen], die an diesem alten, [psycho-]realistischen Paradigma festhalten), noch bedeutet es, daß eine in Richtung "künstlerischer Schöpfungen" gewendete epistemologische Grundhaltung nicht mehr oder weniger problemlos mit einem orthodoxen Berufsalltag koexistieren könnte.

fortdauernden und "in der humanistischen Philosophietradition konstante[n] polemische[n] Behauptung der Überlegenheit der Geisteswissenschaften über die Naturwissenschaften" (a.a.O., S.34) Abstand nimmt. Auf diese mitunter arrogante Attitüde der Hermeneutik bezieht sich auch Seiffert, wenn er auf deren beanspruchtes Spezialistentum für schwere (Verstehens-) Fälle verweist, die dann doch an denkbar trivialen Beispielen exerziert würden: "Alle Menschen sind sterblich. Sokrates ist ein Mensch. Also ist Sokrates sterblich.' Oder 'Immer wenn es regnet, wird die Straße naß.'" (1992, S.14) Interessanterweise vermutet Seiffert hinter dieser hermeneutischen Exklusivität eine "aristokratische Auffassung vom Wesen der Hermeneutik" und eine

in gewissem Sinne traditionalistische Vorstellung [bzw.] ... die Annahme, es sei die Aufgabe der Philosophie, die von anderen Autoren geschriebenen Texte bis in alle Verästelungen zu verstehen, statt selbst zu denken. Herbert Schnädelbach nennt das den morbus hermeneuticus, die hermeneutische Krankheit (a.a.O.);

von den anderen Aristokrat(inn)en der Wissenschaft, den Physiker(inne)n, war ja bereits die Rede. Mit diesem "selbst denken" oder genauer der Unmöglichkeit, auch an Fremdem nicht selbst zu denken (sonst gäbe es nicht die Vielzahl der Bibel- oder Gesetzes- oder Literaturlauslegungen), fällt auch ein Teil des von Dilthey für die Hermeneutik formulierten Anspruchs, "den Autor besser zu verstehen, als er sich selber verstanden hat" (zit.n. a.a.O., S.30). Diese alte Hoffnung der "alten" Hermeneutik war eine ebenfalls alte Hoffnung der "alten", psychoanalytischen Tiefenhermeneutik, und sie war, in ihrer Verstehensgewißheit, zudem nahe der Entdeckungsgläubigkeit der meisten Naturwissenschaftler(innen). Viele (Tiefen-) Hermeneutiker(innen), aber auch eine wachsende Zahl von Naturwissenschaftler(innen) scheinen mittlerweile eine vorsichtigeren Haltung zu präferieren, die Wegner für das psychoanalytische Verstehen und dessen Möglichkeiten und Grenzen m.E. recht treffend formuliert hat: Der durch Deutungen eröffnete Raum ist "weder der des *das bedeutet nichts*, noch der des *das bedeutet das*, sondern der des *das könnte das bedeuten*" (1994, S.61).

Mit einem Mediziner und Wissenssoziologen, einem (Ethno-) Psychoanalytiker, einem Biologen und Konstruktivistin und einem hermeneutischen Autor habe ich in den Eingangszitaten eine Auswahl getroffen, die auf mich als Auswählende verweist. Ich habe mit dieser Auswahl einen wichtigen Teil des epistemologischen Spektrums zu skizzieren versucht, in dem ich mich, und in dem ich mich ausgesprochen zerrissen, bewege. Gemeinsam ist diesem Spektrum, den Zusammenhang zwischen Erkenntnisobjekt, Erkenntnisobjekt und dem Prozeß und den Resultaten des Erkennens fassen zu wollen. Gemeinsam ist ihm auch, daß die *wirkliche* Wirklichkeit etwas doch recht Schwieriges ist und auf die diese Wirklichkeit schaffenden Subjekte verweist, und gemeinsam ist ihm, daß die epistemologischen Prämissen und Schlüsse sich keineswegs auf die je eigene Herkunftsdisziplin beschränken: Was z.B. Varela oder von Foerster über den Erkenntnisprozeß behaupten, bleibt nicht in der traditionellen Sparte des Biologischen und Physikalischen, sondern es geht um Erkennen *überhaupt*, und die Angstabwehr durch Methode ist eine vor allem naturwissenschaftliche "Krankheit", die Devereux mit ethno-psychoanalytischen Mitteln heilen will. Mit diesem Verständnis und Anspruch Devereux' befinde ich mich allerdings auch schon mitten in Trennendem, und obwohl mir die vor allem von (radikal-) konstruktivistischer Seite formulierten Epistemologien näher sind als der Devereuxsche Griff in die (vielleicht auch Unsicherheit bändigende und Angst abwehrende) psychoanalytische Begriffstrickkiste, ist seine Hineinnahme von Irrationalität für mich - weil es um menschliche Epistemologien geht - viel nachvollziehbarer als der inhaltliche und begriffliche Rahmen einer dem Anspruch nach durch biologische Denkweisen

konstruktivistisch und lebendig gewordenen Naturwissenschaft, die trotz ihrer konstruktivistischen Epistemologie und der in ihr enthaltenen anthropologischen Verallgemeinerung von mir - als leib-seelisch-geistiger Person-Frau, als denkendem und sinnlichem Subjekt - doch nur wenig zu sprechen und zu wissen scheint. "An der Psychoanalyse ist nichts wahr als ihre Übertreibungen", behauptete Adorno einmal (1951, S.56), ein energischer Vertreter der orthodoxen Freudianischen und für ihn "radikalen" Psychoanalyse, die an der Kollision zwischen Libido/Subjekt und (totalitärer) Vergesellschaftung festhält und damit am Einspruch des Irrationalen gegen jegliche "revidierte Psychoanalyse" und ihre Zählungs- bzw. Versöhnungsversuche (Adorno 1952).²⁴² Obwohl ich Adornos sehr krasse Polarisierung zwischen ohnmächtigen Subjekten und einer übermächtigen Gesellschaft nicht mehr teile, bleibt seine Anwaltschaft für das Subjekt, für Irrationalität etwas mich weiterhin Begleitendes und Mahnendes, wenn ich die kühlen, leidenschaftslosen und rationalen Metaphern und Sprachgebilde betrachte, mit denen eine den Objektivitätsanspruch der alten Wissenschaften verlassende systemische und auch (radikal-) konstruktivistische Moderne weiterhin operiert. Die Vernachlässigung des Emotionalen zeichnet auch begrifflich diese Moderne und ihre Produkte (jenseits der privaten Verlautbarungen einzelner Wissenschaftler über ihre Wissensliebe und Spielsüchte, von denen zuvor die Rede war), und bereits ein Blick in die Begriffsregister der ihr zugehörigen Autor(inn)en macht diesen Mangel offensichtlich, denn es ist immer wieder von Wahrnehmung und von Denken, von Kognition und von Erkennen, aber es ist erstaunlich wenig von Affekten oder Leidenschaften die Rede. Als ein Beispiel für viele sei hier das dem "Lebensnetz" Capras angefügte "Personen- und Sachregister" erwähnt, das sogar neben "Denken", "Erkennen", "Intelligenz", "Sprache" und "Wahrnehmung" zumindest "Fortpflanzung" und "Sexualität" kennt, allerdings nur an einer einzigen Stelle als "Aspekt der Zellspezialisierung ... vor etwa einer Milliarde Jahren" bzw. als "Verschmelzung des genetischen Materials" (1996, S.279f); auch bei "Wegen der Kreativität" geht es um die Evolution und um vor ebenfalls Milliarden Jahren transformierte Bakterien bzw. um den "globalen Genaustausch".

Die Versöhnung, die sich für die Wissenschaften des 21. Jahrhunderts interdisziplinär abzeichnet, ist insoweit eine, die zwar *res cogitans* und *res extensa* - offensiv im Hirn-Computer und Computer-Hirn - wieder ineinander zu führen versucht, und es sind nun analoge Strukturen, nach denen nicht "nur Weltmeere, Atmosphäre oder Wasserkreislauf" durchsucht werden, sondern in deren konzeptuellem Rahmen auch "die Dynamik von sozialen Institutionen, wie Paaren, Familien und größeren Institutionen" (Kriz 1997, S.49) und schließlich das Individuum bis hin zur einzelnen Zelle erforscht und beschrieben werden kann und soll; dies mit einer Emphase auf Muster, Form und Struktur, die ganz außer acht zu lassen scheint, daß es doch ein ganz Bestimmtes ist, in dem Substanz und Prinzip, Körper und Geist gerade nicht mehr getrennt sein sollen oder doch zumindest kleine Unterschiede große Folgen haben können. Ein bißchen wirkt es, als habe diese Versöhnung im "Jedermann" stattgefunden bzw. sie ist von ihm betrieben worden, ohne daß er das Besondere seiner jeweiligen Gegenstände und sich als wissenschaftsgeschichtlich bestimmtes, sie betrachtendes und mit-schaffendes empirisches Subjekt versöhnenswert befunden hätte. Es ist insoweit folgerichtig, daß nach der Kantischen Apologie der modernen

242 Ganz sicher ist das eine mögliche Sichtweise auf die freudianische Psychoanalyse. Psychoanalyseinterne Revisionen habe ich in Anmerkung 98 bzw. 100 am Begriff der Gegenübertragung und an einem sich ändernden Wirklichkeitsverständnis zu skizzieren versucht; eine andere wäre z.B. die von Jüttemann oft wiederholte Kritik an den biologistischen und mechanistischen Implikationen des Triebkonzeptes (vgl. u.a. Jüttemann 1995) oder der Vorwurf einer Art Intra-Psycho-Reduktionismus von systemischer und kommunikationstheoretischer Seite (vgl. hier exemplarisch die Zusammenfassung von Walker [1996] zum "Werk Gregory Batesons" und insbesondere die Seiten 83ff).

Wissenschaft mit der Kreation des "Jedermann" als der dem *cogito* entlehnten "Schrumpffigur des entleibten, hinfälligen Menschen" (Rauschenbach 1996, S.17) gegen Ende des 20. Jahrhunderts und mit der nun beanspruchten Versöhnung von Leib und Geist deren Ablösung naht durch einen "Jedermann", dem die Enthauptung droht und angetragen wird - wenn schon leibliche Wissenschaftler(innen), dann nur das, was sich über der Gürtellinie, oder noch besser, was sich stirnaufwärts befindet: Seine wissenschaftstheoretische Formulierung hat der nun zwar beleibte, aber vom Rumpf getrennte Kopf bereits erfahren, denn nur "bis vor kurzem" wurde das hier angerissene

Problem das 'Leib-Seele-' oder 'Geist-Leib-Problem' genannt, weil - auf einem primitiven Niveau des Verstehens - der ganze Körper derjenige Teil der materiellen Welt ist, den wir bewußt erfahren. Jedoch hat die Hirnforschung festgestellt, daß alle bewußten Erfahrungen und Handlungen primär vom Gehirn abhängen und daß der Körper nur sekundär von der Kommunikation vom Körper zum Gehirn berührt wird ... So verschiebt sich das Geist-Leib-Problem in das *Geist-Gehirn-Problem* (Eccles 1989, S.101),

und für dessen Verständnis haben Popper und Eccles auch eine "dualistisch-interaktionistische Theorie" vorgeschlagen (für eine Zusammenfassung siehe a.a.O.). Als wissenschaftliches *und* empirisches Subjekt *fühle* ich mich - dieses ausgesprochen schwierige Verb sei mir als Psychologin gestattet - in diesen Epistemologien, gleich ob die struktur-monistische Zelle-Kosmos- (und Computer-Hirn-) oder die dualistische Geist-Hirn-Variante, nicht aufgehoben, und vor allem dann nicht, wenn mir, alle Kybernetiken zweiter Ordnung und deren epistemologische Konsequenzen ignorierend, schon wieder neue, nun aber wirklich wirkliche Wirklichkeiten offeriert werden.

V. Ein Gespräch über problematische Beziehungen: Was haben Epistemologien mit Subjektivität und Intersubjektivität und der Psychologik von Forschung zu tun?

Ob einer glücklich ist, kann er dem Wind anhören. Dieser mahnt den Unglücklichen an die Zerbrechlichkeit seines Hauses und jagt ihn aus leichtem Schlaf und heftigem Traum. Dem Glücklichen singt er das Lied seines Geborgenseins: sein wütendes Pfeifen meldet, daß er keine Macht mehr hat über ihn.

Theodor W. Adorno

C. Sinnsammel: Stop, stop, hör auf, bitte!

KM: Warum sollte ich aufhören?!

C. Sinnsammel: Weil du zwar sicher noch einiges Kluges darüber sagen wirst - das warst du ja, glaube ich, gerade im Begriff zu tun - daß, wie schon Adorno in Bezug auf Kant monierte, so auch in Bezug auf den Strukturüberhang des systemischen Denkens anzumerken ist, daß Form und Inhalt so problemlos nicht getrennt werden dürfen, daß sich die Systemiker(innen) mit ihren neuen, disziplinübergreifenden Abstraktionen an dem je Konkreten "vergehen", und daß dies noch problematischer ist im Rahmen einer epistemologischen Figur, die die potentiell unwägbareren Konsequenzen der kleinsten Differenz behauptet, zudem auf die Unzulässigkeit der Leib-Seele Trennung verweist und

KM: Ja genau! Ich finde sehr schön, wie Mary Catherine Bateson ihrem nach dem "einsame[n] Skelett der Wahrheit"²⁴³ suchenden Vater erwidert, allerdings erst nach seinem Tod, als sie in der von ihm praktizierten Form der Metaloge mit ihm und gegen ihn dachte und schrieb, daß seine Suche nach den gemeinsamen Mustern z.B. von Blättern, Seesternen, Pferden, Menschen und Muscheln übergeht, daß "jede Person ... ihre eigene zentrale Metapher [ist]. Ich mag die Schneckenmuschel, weil sie so ist wie ich, aber auch weil sie so anders ist."²⁴⁴ Und es ist für mich auch deshalb notwendig, gegen die Leib-Geist-Metapher, die ich gleichwohl der des Geist-Hirns vorziehe, sich auch der des alten, Pascalschen Herzens zu erinnern.

C. Sinnsammel: O.k., o.k., und wir haben auch irgendwann einmal zusammen überlegt, daß es - wenn man sich die Metaloge Batesons genauer ansieht - vielleicht ebenso wenig erstaunt, daß Freud den Ödipuskomplex, wie daß Bateson das "double bind" erfunden hat. Aber das meine ich nicht. Was ich meine ist, daß *du* dich zum einen in immer neue Widersprüche verwickelst, zum anderen solltest du vielleicht weniger über die ausstehende Versöhnung *des* wissenschaftlichen Jedermann und *der* konkreten empirischen Subjekte schreiben und mir lieber sagen, was mit *dir* als Jedefrau *und* als empirisches Subjekt gerade los ist. Du hast schweineschlechte Laune, oder?

M. Signi Fikanz: Was bitte ist "schweineschlecht", und was hat ein solcher Begriff in einer wissenschaftlichen Arbeit zu suchen? Apropos wissenschaftlich, ich

243 Bateson & Bateson 1987, S.17

244 a.a.O., S.56

C. Sinnsammel: Hey, was ist mit dir? Du hast mir zwar in einer für mich nachvollziehbaren Weise versichert, daß es in deiner Familie eine Art biographische Resistenz gegen z.B. Psychose, Alkoholismus und ähnliches gibt, aber es ist Nachmittag und das ist dein *dritter* Kräuterschnaps! Du siehst so beschissen aus wie lange nicht mehr, und das liegt zwar wahrscheinlich auch an den unsäglich vielen Zigaretten, die du mit einer ebensolchen Geschwindigkeit inhalierst wie Buchseiten, aber

M. Signi Fikanz: Also bitte, ich hab das vorangegangene ohnehin nur mit einiger Mühe und Kraft ertragen, und ich habe diese vielen Seiten nur gelesen, weil ich dich mag, nicht weil ich deine Wissenschaftsauffassung - was immer das sein mag - teile, beileibe nicht! Und ich sehe keinen, wirklich keinen Sinn darin, in einer doch zumindest *von ihr* als wissenschaftlich verstandenen Arbeit etwas über *ihren* privat möglicherweise gerade steigenden Alkohol- oder Zigarettenkonsum zu erfahren.

KM: Es ist eine psychologische Arbeit, und wo, wenn nicht hier? Außerdem wären der Alkohol und die Zigaretten entweder eine Art Störvariable oder ein zu explizierender und für meine Gegenstandskonstruktion relevanter Kontext und außerdem

C. Sinnsammel: Noch einmal: Bevor ich irgendetwas anderes hören möchte, möchte ich von *dir* wissen, was gerade ist. Hör doch bitte mit dem blöden Computerspiel auf und komm hierher. Du bist ja gerade wie ein bockiges, kleines Kind.

KM: Was ist, was ist, was ist! Was soll schon sein? Mein Gott, ich habe die Entbehrungen dieser Arbeit satt! Sieh mich an - seit Monaten wechsele ich zwischen zwei Jeans, die immer mehr auseinanderfallen. An mir und an meiner Hündin wirst du einige Zeichen körperlicher und emotionaler Verwahrlosung entdecken, wenn du genau hinsiehst. Diese Arbeit hat mich bestimmt zusätzliche Dioptrien gekostet, aber Arztbesuche sind etwas, was ich wie vieles andere auf die Zeit *danach* verschiebe. Mein Konto sieht wirklich schlecht aus

G. Najaaber: Entgegen dem deiner Buchhändlerin

KM: Ja o.k., entgegen dem meiner Buchhändlerin. Und der Steuerabgabetermin für dieses Jahr liegt auch ein paar Monate zurück; ich beobachte nur ab und zu aus den Augenwinkeln, wie er immer mehr in die Vergangenheit rutscht. Ohne dich hätte ich mich wahrscheinlich ausschließlich von Marmorkuchen und über diverse Pizzadienste ernährt, und die intimste Beziehung wäre die zu meinem Computer gewesen.

G. Najaaber: Na, das war sie ja *trotz mir* in gewisser Weise auch. Das fand ich übrigens mit am witzigsten an deiner Arbeit - wie *du* auf der intersubjektiven Konstitution des Forschens beharrst, ausgerechnet du! Ich kenne wirklich niemanden außer vielleicht ein paar akademisch-allgemeinpsychologisch abgedrehten Computerfreaks, für die oder den ich das von Münch beschworene, einsame Gelehrtentum treffender finde als für dich. Was hast du geschimpft über seine Idee der einsamen deutschen Studierstuben, und was verkriechst du dich in deine einsame deutsche Studierstube, und das *nicht* erst seit dieser Arbeit!

KM: Ja, ich weiß. Aber trotzdem, zum einen ist die "Theorie des kommunikativen Handelns" möglicherweise ja auch ein riesiger und wohlverdienter Triumph gegen die Habermassche Hasenscharte und gegen die kommunikative Scheu, die ich bei ihm vermute - hast du dir mal ein Video mit Habermas angeguckt? Na und Wittgenstein und seine Obsession für Sprachspiele, Demokrit predigte Bescheidenheit, Francis Bacon Güte, Descartes, im Verborgenen und das Verborgene lebend, sein "clare et distincte"

M. Signi Fikanz: Und wir werden sicher noch zig andere finden, deren Werk ebenso langweilig, bescheiden, unruhig, machtvoll oder fleißig ist *wie* ihr Leben. Adorno hat ja, wenn ich das recht verstanden habe, etwas in diesem Sinne über Heidegger, seine Terminologie, den bäuerlichen Arme-Leute-Geruch und die armselige Ofenbank des Absoluten gemutmaßt. Wie er überhaupt - und nicht nur *er* - ein bißchen viel *gemutmaßt* zu haben scheint.

H. Th. Wind: Daß einem - bei allem Respekt und trotz aller kognitivistischen Ideologie - Neopositivisten *wie dir* Adornos Insistieren auf der Pflicht zur Explikation des Vagen nicht recht in den Kram paßt, ist ja nicht wirklich verwunderlich, oder?

C. Sinnsammel: Und daß einem Liebhaber des Kritisch-Theoretischen *wie dir* seine Wendung gegen Adorno gegen den Strich geht, wahrscheinlich auch nicht. Aber bevor ihr wieder in die luftigen Höhen der Theorien abwandert, ich würde tatsächlich gerne wissen, was mit *dir* gerade ist, und vielleicht kommen wir ja nachher noch dazu zu überlegen, was deine Verfassung mit deiner Arbeit zu tun haben bzw. wie sie für diese genutzt werden kann.

M. Signi Fikanz: Es wäre ausgesprochen nett, wenn wir am Ende einer wissenschaftlichen Arbeit noch etwas über die wissenschaftliche Arbeit erfahren könnten.

C. Sinnsammel: Wenn ich nur ein bißchen von dem verstanden habe, worum es *ihr* geht, sind wir glaube ich ohnehin mittendrin, auch wenn es *dir* nicht paßt, denn wir wollten uns ja hier noch gemeinsam um eine Entfaltung ihres persönlichen und wissenschaftlichen Verständnisses in Bezug auf diese Arbeit und hinsichtlich der Implikationen und Konsequenzen der Erkenntnisreise(n) bemühen. Und das geht nicht, wenn zwar immer wieder gefordert wird, die konkreten forschenden Subjekte müßten mit ihren (berufs-)biographischen Mustern, Vorurteilen, Eigenheiten, Neigungen etc. Eingang finden, ohne das irgendwann dann auch tatsächlich zu tun. Auch deshalb, was ist?

KM: Ach Scheiße. Irgendwie habt ihr ja alle ein bißchen recht, aber das rettet mich gerade auch nicht. Ich habe Sehnsucht, Sehnsucht nach Sonne und nach Ruhe und nach Liebe und nach Italien, und ich weiß, daß ich diese Arbeit werde beenden müssen, und daß nächste Woche bereits wieder die Universität mit neuen Aufgaben wartet. Und ich hasse, ich hasse dieses mein Dasein als Wissenschaftlerin gerade. Ich hasse jedes Wort. Ich hasse jeden Widerspruch.

C. Sinnsammel: Haßt Du wirklich jedes Wort oder haßt du *diese* Worte und *hier*?

KM: Ich hasse glaube ich vor allem, daß ich ahne, daß das, was ich wollte, nicht gelingen wird. Letzte Nacht habe ich geträumt, daß ein Mann *mich* ständig zurückgewiesen hat, während er *andere* mir vorzog; in dieser Nacht ist ein ehemaliger Student, der eine Diplomarbeit über Suizid geschrieben hat, durch meinen Traum gegeistert und hat irgendwelche Faltblätter über PSI verteilt.

C. Sinnsammel: Meinst du mit *nicht gelingen* vielleicht, du könntest die Anerkennung nicht erhalten, die du dir für diese Arbeit anfangs erhofft hast, und daß du deshalb verzweifelt bist?

M. Signi Fikanz: Weil sie irgendwelchen Faltblättern über PSI nicht so unähnlich ist, metaphysischer Hokuspokus? Nein, entschuldige, das ist wirklich nicht so böse gemeint, wie es sich anhören mag, aber du wolltest wissen, was ich denke, und ich fand einiges wirklich interessant, zum Beispiel wußte ich nicht, daß es zwei Bacons gibt, und der erste ist mir in

einiger Hinsicht fast näher als der zweite. Aber neben allen möglichen Details - was soll ich mit dieser Arbeit bzw. was hat sie in meiner, sorry, in unserer Disziplin zu suchen. O.k., ich weiß, später.

KM: Anerkennung - ja, irgendwie schon, aber

G. Najaaber: Na, ein bißchen ist das ja, entschuldige, daß ich dich unterbreche, aber mir ist gerade etwas aufgefallen. Ich glaube, es ist wie mit dem Beschwören des Inter-Subjektiven aus der sicheren Zurückgezogenheit deiner typisch-deutschen Gelehrtenstube. Klar, was du in Bezug auf Münch anmahnst, sehe ich auch, der englisch-amerikanische Zeitgeist hat die deutschen Studierstuben noch rarer gemacht, als sie schon in der von ihm beschriebenen Zeit als nationale eine Fiktion waren, und heute ist der "Markt der Paper" eine wirklich internationale Angelegenheit - wobei ich selbst den Markt teilweise ganz gerne mag, auch wenn ich immer wieder ein bißchen neidisch auf deine Studierstube und ihre humanistischen Schätze starre. Aber warte, was ich meine ist etwas anderes: Du betonst fortwährend, daß Wissenschafts-Externa - Motive, Verkehrsformen usw. - in die Werke einbrechen und deren Form *und* Inhalt zeichnen; Ehrgeiz, Anerkennung, Macht u.ä.m. sind, folge ich dem, das eigentliche Movens, und insbesondere in der von dir auch aus diesem Grund wahrscheinlich etwas vernachlässigten wissenschaftlichen Jetztzeit scheinen viele Forschende gleichgültig gegen den je konkreten Inhalt zu sein; Hauptsache er funktioniert disziplinar und karrieretechnisch zu einer Zeit. Aber wie schon mit den Gelehrtenstuben: das Karrieretechnische ist nicht wirklich deine Sache, und ich habe ebenfalls selten einen Menschen erlebt, der sich so und so in wechselnde Ideen verbeißen kann und sie mit ihren Möglichkeiten und bis an ihre Grenzen zu denken versucht.

KM: Wobei das "wechselnde Ideen" nicht so beliebig ist, wie es scheinen mag. Ich habe in meinem Leben ein einziges Mal mit einem CDU-Mann geschlaf

M. Signi Fikanz: Also bitte!!!

KM: geschlafen!!!, und das ging auch nur, weil er - neben anderem - eine ethische Haltung hatte, in der wir uns treffen konnten. Und so ähnlich ist es mit den Wegen *meines* Arbeitens und Schreibens und Lesens eben auch. Daß in meinem Falle die Wegwendung von der orthodox-sozialistischen Gedankenwelt meines Vaters zu der - in seinem Verständnis - gleichzeitig klein- *und* großbürgerlichen der Kritischen Theorie führte, war zu der damaligen Zeit *für mich* naheliegend *und* möglich: Die, denen ich mich zuwandte, experimentierten mit Kleidungsstücken und Lebensformen und das im Rahmen eines Denkens, das zwar weiter argumentierend blieb, aber die Subjekte gegen die Übermacht väterlicher (Welt-) Ordnungen in Schutz nahm und auch konzeptionell Innen und Außen, Gesellschaftstheorie und Psychoanalyse, zu verbinden suchte - Psychoanalyse und Marxismus waren hier eben gerade nicht mehr wie Katz und Maus. Ich gehorchte der väterlichen Tradition des Argumentierens für eine bessere Welt, aber dies in einem theoretischen Rahmen, der darauf beharrte - und das entgegen der väterlichen Weltsicht und Erziehungspraxis - daß es mich als Subjekt geben sollte. Und ich blieb gleichwohl auf dem sicheren Boden einer theoretischen Konstruktion, die zwar erlaubte, *über* die Subjekte zu reden, ohne jedoch *als* Subjekt reden zu müssen, weil das hatte ich nicht gelernt und hätte ich damals sicher nicht gewagt. *Deshalb* war es naheliegend, mich dorthin zu wenden, und nicht zu irgendwelchen Drogen- oder Disco- oder terroristischen Szenen, die ebenfalls zu dieser Zeit und an diesem Ort für mich zugänglich gewesen wären. *Und* meine Wahl hatte Folgen: z.B. waren neoanalytische Revisionen der orthodoxen Psychoanalyse mir ebenso suspekt wie meinem kritisch-theoretischen Lieblingsvater; Jung habe ich abgelehnt, ohne ihn zu lesen; um Popper

bin ich schon wegen dem Positivismusstreit²⁴⁵ nicht herum gekommen, aber er war für mich so schmerzhaft wie für Adorno vermutlich der Russelsche Zigarrenrauch gewesen wäre.

H. Th. Wind: Und ist es auch heute noch, oder?

KM: Ja, mein Gott, ich habe, bei allem Respekt für Sir Karl - witzig, fällt mir jetzt erst auf: er hat den gleichen Vornamen wie mein Vater und wie der andere Karl, gegen den er heftig polemisierte -, selten einen Schreibenden gefunden, der so dogmatisch und widersprüchlich gegen Dogmatismus und Widersprüche antritt.

G. Najaaber: Obwohl *dir* das so fremd ja nicht sein dürfte - der Balken im eigenen Auge, du weißt ...

KM: Na danke, ich weiß; nett, daß du zu so vorgerückter Stunde die Bibel zitierst und frech zu mir bist. Nein, klar, es *ist* mir so fremd nicht, und hier liegt vielleicht gerade die Differenz, die *mir* wichtig ist. In dieser ganzen, verdamnten Arbeit stehe ich, die ich ja behauptete, daß Selbst- und Weltsicht person- und standortabhängig sind, im nächsten Moment wieder da und verkünde, wie die Dinge *wirklich* sind. Der Unterschied ist vielleicht, oder nein, noch anderes, was ich ihm nachtrage ist nicht, daß er widersprüchlich und dogmatisch seinen Kritischen Rationalismus verkündet, sondern daß er behauptet, es sei die Widersprüchlichkeit und es sei der Dogmatismus der anderen, die er mit seiner Lehre aus der wissenschaftlichen Welt zu schaffen beansprucht. *Ich* weiß um diese Inkonsistenz bei mir und leide daran, und vielleicht hat er das *privat* ja auch getan, aber für mich gehört zur Suche nach der Wahrheit eben auch das Sich-Besinnen und das Eingestehen des Scheiterns, weil was ich zu guter oder schlechter Letzt finde, ist *meine* Sehnsucht nach einer *wirklichen* Ordnung der Welt und *meine* Traurigkeit, daß es die nicht zu geben scheint bzw. daß noch jede *Wahrheit*, die ich verkündet oder der ich geglaubt habe, sich über kurz oder lang und bei näherem Hinsehen als *meine* Wahrheit herausstellte.

M. Signi Fikanz: Da haben wir ja wieder einmal das Paradoxe deiner Position in einem Halbsatz versammelt - nichts als relative Gültigkeit und persönliche Wahrheiten, aber daß die nur relativ gültig und persönlich wahr sind, und auch dies nur bis auf weiteres, kann sich *bei näherem Hinsehen* nichtsdestotrotz *herausstellen*.

KM: Ich wollte erst

M. Signi Fikanz: Ja gut, ich ahne es schon, du willst erst zu ende erzählen und dann darauf zurückkommen. Ich habe leider nicht mitgezählt, wie oft ich diesen Satz in dieser Arbeit gelesen habe!

KM: Zweiunddreißig Mal, zwanzig Mal eingehalten, von den übrigen zwölf Hinweisen beziehen sich zwei auf Ähnliches, nämlich Besonderheiten meiner Kant-Rezeption, und alle zwölf sind, wenn auch teilweise implizit, im weiteren zumindest angerissen gewesen. Auf einige mir besonders wichtig Erscheinende werde ich gleichwohl - na, *ahnst* du es wieder?

M. Signi Fikanz: Mein Gott, du bist schwer erträglich, so und so! Aber gut, ich vertraue dir, du wirst darauf zurückkommen.

245 Adorno, Dahrendorf, Pilot, Albert, Habermas & Popper 1969

KM: Wenn das nicht ein bißchen viel Vertrauen für ein paar Zahlen ist! Nein, mal im Ernst, ich habe nicht mitgezählt. Aber vielleicht läßt sich für den konkreten Fall ja auch beides vorläufig verbinden, wenn du die kleine Unbescheidenheit akzeptierst, daß ich mich mit der Vernunft und dich mit den sie belästigenden Fragen identifiziere, auch wenn es in der historischen Vorlage eine eher dir ähnelnde Vernunft war, die von den meinen ähnelnden Fragen heimgesucht und geplagt wurde. Was ich sagen wollte: Für diesen kleinen Satz, daß die Vernunft von Fragen *belästigt* wird, die über ihr Vermögen hinausreichen, habe ich Kant wirklich geliebt, obwohl diese Belästigung nicht nur für meine *Vernunft*, sondern für mich als *leib-seelisch-geistiges Subjekt* immer wieder ausgesprochen spürbar war und ist. Manchmal, wenn ich ahne, daß auch diejenigen Kategorien und Denkweisen, die mir am liebsten und vertrautesten sind, eben *meine* im Laufe *meines* bestimmten Lebens lieb gewonnenen Kategorien und Denkweisen sind, nicht weniger, aber auch nicht mehr, wird mir psychisch schlecht vor Schreck - das ist vielleicht der erwähnte Monodsche Zigeuner in einem Universum, "das für seine Musik taub ist und gleichgültig gegen seine Hoffnungen, Leiden oder Verbrechen"²⁴⁶.

H. Th. Wind: Wobei du da gleichwohl auch noch im Lichte deiner und - was dich und mich angeht - unserer kritisch-theoretischen Begriffe und Werte argumentierst: Was bleibt ist Leiden und Reflexion und Reflexion auf das Leiden, und sei es ein Leiden an den Grenzen des Erkennens.

KM: Ja und nein. Nein, weil das, was ich da lieb gewonnen und in dessen Rahmen ich zu denken und zu bezeichnen gelernt habe, persönliche und traditionelle Wege von Selbst- und Weltverstehen sind, die mir nahe bleiben, aber ich glaube nicht mehr, daß sie einfangen, *abbilden*, wie Selbst oder Welt *tatsächlich* funktionieren. Ich deute mich und meine Welt z.B. in Begriffen von Projektion, von Abwehr, von Liebe, von Haß, von biographischen Schicksalen, aber diese Begriffe haben ihre wirklichkeitsrekonstruierende Bedeutung in weiten Teilen verloren, obwohl ich sie nutze und Welt und mich in ihnen lieber denke und bezeichne als in vielen anderen. Ich verstehe sie heute eher als Vorlieben, die ich benötige, um mich als konkretes Subjekt mit meinem Erleben und Denken wieder-finden und ver-sichern zu können.

G. Najaaber: Und ausgesprochen streitbare Vorlieben!

KM: Na klar! Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr vermute ich, daß die Trennung von Psyche und Logik bzw. ihre Verbindung in weiten Teilen der *Psychologie* um den Preis des Verlusts der Psyche etwas ist, was andere ebenso behaupten und vollziehen und benötigen, wie ich sie umgekehrt unerträglich finde. Und auch deshalb benutze ich die Metapher des Herzens gegen die Geist-Schrumpffigur, die sich sezierend dem von sich selbst getrennten mechanisierten Körper zuwendet bzw. gegen den erwähnten Hirn-Geist-Schrumpfkopf, und ich benutze sie gegen besseres Wissen, was immer das ist: Ich bin am Ende dieser Arbeit - und teilweise durchaus auch zu meiner eigenen Überraschung - bis auf weiteres bei einer im Grunde monistischen Lösung angelangt: Menschen in Körper - Seele - Geist zu scheiden, sind Einteilungs- und Ordnungsversuche, die zwar immer wieder unumgänglich sind, aber ich weiß, daß *ich* begrifflich zu ordnen und zu trennen versuche, was ich als Mensch immer schon geeint *bin*. Ich bin in einem unteilbaren Sinne KörperSeeleGeist, und ungeachtet meiner Ordnungsversuche reagiere ich auf jedes bißchen - sei es, daß ich ein Buch lese, ein Seminar leite, liebe, hasse, Pflanzen gieße, mit meiner Hündin spazierengehe - als *ganze*, obwohl es so scheinen mag, als hätte das eine nur mit dem Kopf, das andere nur mit Seele

oder Körper zu tun, oder nur mit Wissenschaft, oder nur mit Alltag. Aber selbst mit dieser Begrifflichkeit bewege ich mich in dem Spektrum, das mir verfügbar ist, und ich könnte vermutlich noch mehr und anderes, wovon ich nichts weiß oder wofür ich keine Sprache habe. Auch in dieser Hinsicht hat für mich das Kantische Denken, verglichen mit dem vieler moderner Vertreter(innen) der Psychologie, eine große heuristische Radikalität, wenn er als Maxime des Handelns anerkennt, sich zu verhalten, *als ob* allen psychischen Erscheinungen eine Einheit Seele zugrunde läge, während doch auch "unser eigenes Subjekt [uns] nur als Erscheinung [zugänglich ist], nicht aber nach dem, was es an sich selbst ist"²⁴⁷. Die Dinge sind für mich allerdings trotz seiner Denkhilfe nicht einfacher geworden, weil mir, dies legt meine Monismus-Vermutung bereits nahe, auch seine selbstverständliche Setzung von zwar nicht erreichbaren, aber hinter den *Phaenomena* stehenden *Noumena* einiges Bauchweh bereitet - eher nein, aber was weiß ich - und weil seine Wendung zu Anthropologischem, dem menschlichen Erkenntnisvermögen, *mir* nicht wirklich hilft, denn er kreierte auf diesem Wege fast schon ein von allem Empirischen befreites *Noumenon* und dahin schaffe ich ihm sicher nicht zu folgen. Ich fände es auch großartig, wenn die Vernunft gerettet werden könnte, aber nicht um den Preis des *Jedermann!* Auch deshalb werde ich - soviel zu deinem oder besser meinem Kämpferischen, noch gegen jedes Entweder ein Oder und gegen jedes Oder ein Entweder ins Feld führen, und ich würde ebenso entschieden für den Geist wie für das Herz streiten, aber ersterer hat in der Geist-Hirn-Moderne genügend Verfechter(innen), obwohl es nicht mehr der meine sein kann, wenn sie ihn vom Rumpf und vom Herzen getrennt haben. Insoweit auch wieder zu dem, wieviel oder wie wenig Heimat ich heute noch in Kritisch-Theoretischem finde: Was mein (Selbst-) Erleben angeht, habe ich mich lange Zeit in den Begriffen und Werten bewegt, auf die du vorhin angespielt hast, aber dies sind mittlerweile Begriffe und Werte *neben* anderen. Adornos "traurige Wissenschaft"²⁴⁸, seine Wendung gegen jeden "Zug des Behagens ..., jede Spur der Geborgenheit"²⁴⁹ und daß selbst "der Baum, der blüht, lügt in dem Augenblick, in welchem man sein Blühen ohne den Schatten des Entsetzens wahrnimmt"²⁵⁰, war zwar zum einen gezeichnet durch das Wissen um das faschistische Grauen, aber es war zum anderen ganz sicher ein Teil, der zu seinem Denken gehörte und ihm zugänglich war. Ich habe schon damals, neben vielem, was ich gerade an der *Minima Moralia* liebte, an Stellen wie diesen am Rand notiert: *ich hoffe nicht nur!* Damals habe ich nur vorsichtig gegen ihn zu hoffen gewagt, später habe ich - traurig und erleichtert - verstanden, daß da einer gedacht und gefühlt und geschrieben hat, zu dem ich viele Anknüpfungspunkte fand, aber daß er so wenig wie ich oder irgend jemand sonst ein sicheres Wissen über die Welt haben und geben konnte. Und als diese Bastion aufgebrochen ist - da war sicher von einiger Bedeutung, daß ich Psychoanalyse auch als therapeutische Praxis erlebte, witzigerweise bei einer Analytikerin, die ich schon beim ersten Besuch mit einem schnellen Blick als Jungianerin vermutete: ich sah meterweise Jung, aber kaum Freud im Regal, mochte sie jedoch und blieb - konnte wieder anderes mein Denken und mein Leben erreichen. Für die Inkonsistenz und die Breite meines heutigen Suchens ist sicher nicht unwesentlich, daß ich im Laufe dieser Analyse gelernt habe, nicht nur inschutznehmend *über* Subjekte, sondern auch *als* Subjekt zu reden. Dennoch: Das, wo ich herkomme, bleibt eine Bahn, die Grenzen setzt für das, was ich mag und nicht mag, ertrage und nicht ertrage und wo ich zu einer Zeit weitersuchen kann oder nicht. Und es ist der Hintergrund, vor dem ich das Neue, das eintritt, entziffere, wobei es zeitweise gewaltige

247 Kant 1787, S.196

248 Adorno 1951, S.7

249 a.a.O., S.40

250 a.a.O., S.21

Umbrüche geben kann, das habe ich ja an meiner Haltung Platon gegenüber zu verdeutlichen versucht.

C. Sinnsammel: Das hört sich aber doch ein bißchen an, als gäbe es da einfach eine Bewegung von Ideen oder Theorien, die anschlussfähig sind oder nicht - zu einer Zeit, für eine Person.

KM: Jein: Schon die Kritische Theorie ist nicht einfach in mein Leben getreten, weil ich zufällig z.B. in einem Buchladen über ein Adorno-Buch gestolpert bin, sondern es gab zu dieser Zeit an der Schule, die ich besuchte, eine Gruppe von Personen, die ich sehr reizvoll und aufregend fand: Eine schöne Metapher für diesen Reiz ist eine Frau, die Jeans und Rock übereinander trug, was mich zunächst verwirrte, aber ich verstand, daß die Dinge nicht so sein müssen, wie sie manchmal und recht unumgänglich zu sein scheinen: Wer eine Hose trägt, kann auch noch einen Rock drüberziehen; die Ausnahme zeigt noch lange nicht, daß die Regel stimmt; wer A sagt, muß nicht B sagen ... Es gab also um mich herum Personen, an denen ich etwas entdeckte, das *mich* interessierte und anzog, und daß ich sie fand und sie mich fanden, war keine passive Geschichte - *diese* Personen interessierten *mich*, nicht andere, die zu dieser Zeit ebenfalls zugänglich gewesen wären. Mit *ihnen* war es für mich möglich, weiterzumachen wie zuvor - nämlich kritisch und theoretisch - *und* etwas Neues zu probieren, und was daraus entstand, wurde dann zum Horizont und Hintergrund für die nächste Begegnung. Und wenn jemand wie ich von dort herkommt, wird es schwer, z.B. Behaviorismus oder Kognitivismus oder Systemtheorien zu folgen, ebenso wie es für andere mit einer anderen Herkunft schwer sein mag, z.B. psychoanalytisches Denken zu ertragen. Solche privat-wissenschaftlichen Ahnen-Denk- und -Rezeptionslinien, die Eintrittsmöglichkeiten für Neues offenhalten *und* begrenzen, habe ich auch bei anderen immer wieder angetroffen - Watzlawick z.B. nennt Jackson, Erickson und Bateson, anschließend an den (wie von Merton ja zu erfahren war - irrtümlich) Newton zugeschobenen Aphorismus als diejenigen "Riesen", auf deren Schultern er gestanden habe²⁵¹. Für Bateson wiederum, der diesem Sohn wie einigen anderen Söhnen und Töchtern gegenüber recht skeptisch blieb, verläuft eine Linie von seinem Vater, dem Biologen William Bateson u.a. hin zur Zoologie, zur Anthropologie, zur Kybernetik, zur Psychiatrie und zur Ethologie, und er versuchte das, was er von den Expeditionen mit Margaret Mead, aus den Gesprächen mit Norbert Wiener oder in der Arbeit z.B. mit Ruesch oder Jackson erfuhr, in eine allgemeine Theorie der Kommunikation zu integrieren²⁵², wobei bestimmte Denklinien wie die Freudianische Psychoanalyse für ihn und aufgrund seiner Rezeption dieser Theorien unzugänglich waren, während andere lebenslänglich bedeutungsvoll blieben - Russell, Whitehead, Gödel, aber auch Jung spielten eine solche dauernde Rolle²⁵³ in seinem Denken und Schreiben, zumal seine "Lektüre nie sehr umfangreich gewesen war ... Er verband große und anhaltende Originalität mit einem Vorrat von zwanzig Jahre zuvor erworbenen Werkzeugen und Informationen"²⁵⁴. Etwas ketzerisch, aber ausnahmsweise doch konsistent mit zumindest einer meiner Lieblingsannahmen, würde ich behaupten, daß er als Gemeinsames in einer Theorie zu formulieren versuchte, was ideengeschichtlich *und* lebensgeschichtlich - verbunden mit einigen Zufällen und dem Stand, den er zu einer Zeit disziplinar vorfand und für anschlussfähig erachtete - seinen Weg gekreuzt hatte: ein Biologe, eine Anthropologin, ein Kybernetiker, ein Psychiater, ein Delphinforscher waren in seinem

251 Watzlawick & Kreuzer 1981, S.10

252 vgl. Meister 1987, S.4ff, Walker 1996, S.60ff

253 Bateson & Bateson 1987, S.22ff

254 a.a.O., S.16

Falle einige markante Eckpunkte dieses Weges. Es kann manchmal auch sein, daß in einem warum auch immer passenden Moment ein warum auch immer bestimmter Buchrücken im Regal besonders hell leuchtet, und das ergibt dann eine als theoretisch und empirisch besonders wichtig und fruchtbar behauptete Integration von X mit Y. Andere Forschende bleiben, biographisch und ideengeschichtlich, im Inneren einer Disziplin oder eines kleinen Bereiches einer Disziplin und bewegen sich bestenfalls mit ihr und ihrem festgeschriebenen Kanon, wenn z.B. eine neue disziplinäre Liaison von den führenden Köpfen angedeutet oder sogar verkündet wird.

C. *Sinnsammel*: Wie z.B. die Neuro- und Bio-Flirts in Teilen unserer Disziplin

KM: Ja, und vielleicht mit all der Aufregung, die mit so einem Flirt verbunden sein kann, wer weiß. Aber gleich, ob Wissenschaftler(innen) dem Typus des normalwissenschaftlichen Rätsellösens oder dem des krisenhaften sich zwischen konkurrierenden Theorien und Alternativen Bewegens zuneigen²⁵⁵

H. Th. Wind: Warte, warte, das wäre aber eine Psycho-Logisierung der von Kuhn vollzogenen Psycho-Logisierung der Logik der Forschung, die er wahrscheinlich nicht gemocht hätte, denn er sagt ja auch, daß, wenn Popper "die 'Psychologie der Erkenntnis' ablehnt, ... er explizit nur die methodologische Bedeutung der Inspirationsquellen oder des Gewißheitsgefühls des *einzelnen* leugnen [möchte]. Dem kann ich nur zustimmen. Doch es besteht ein großer Unterschied zwischen der Ablehnung der psychologischen Subjektivität des einzelnen und der Ablehnung der auf Sozialisation und Ausbildung beruhenden psychologischen Gemeinsamkeiten der anerkannten *Vertreter einer Wissenschaft*."²⁵⁶

KM: Auch disziplinäre Bewegungen brauchen Träger(innen), und es gibt umgekehrt einerseits, wenn man so mag, Rätsellöser(innen) und andererseits zwischen den Theorien und den Disziplinen Wandernde jenseits der Frage, ob damit Bewegungen verbunden sind oder sein können. Was ich an dem, was du eingewandt hast, sehr deutlich finde, ist, welche Art von "Psychologie" Kuhn meint, wenn er der "Logik der Forschung" widerspricht: Es ist die Psychologie der *großen* Gruppen, mithin eine soziohistorische Perspektive, und da ist, daß er schon in der Überschrift des Artikels, aus dem du gerade zitiert hast, die Psychologie gegen die Logik wendet, ein wenig irreführend. Für *mich* sind der oder die einzelne und kleine Gruppen interessanter, obwohl ich die Frage, wie diese disziplinär oder kulturell oder historisch eingebettet sein könnten, zwar sehr beschränkt, aber mitzudenken versuche. Mein Herz schlägt jedoch entschieden *psychologisch*, ohne damit sagen zu wollen, das sei richtig oder falsch. Es ist *mein* Herz, und es ist ein langer Weg, der mich von Theorien, die - orthodox oder kritisch-theoretisch - die Übermacht des Gesellschaftlichen und Politischen behaupten, zu diesem Standpunkt geführt hat und der mich immer wieder auch ratlos und ein bißchen unglücklich macht; ich trauere dann den alten Sinngaranten, seien es katholische oder linke oder wissenschaftliche, hinterher. Und sicher kann ich meinen bestimmten Weg und meine bestimmten Wahlen mit guten Gründen versehen bzw. mit dem Richtig- oder Falschsein des einen oder anderen Denkens begründen, ich tue es ja auch immer wieder, aber im Grunde glaube ich mir, was das angeht, kein Wort mehr und andererseits natürlich doch. "Logik ist eine Tanzschule des Denkens und nicht eine Beschreibung des Denkens, wie es an sich ist; und der Tanz, den sie lehrt, ist nicht der einzig mögliche"²⁵⁷. Es gibt unzählige solche Tanzschulen des Denkens, und diejenigen, die

255 Kuhn 1962

256 Kuhn 1970, S.382f

257 von Weizsäcker nach Breuer 1991, S.49

jeweils eine gewählt haben, behaupten oder hoffen meist, die von ihnen gewählte möge die aussichtsreichere Kandidatin in Sachen Wahrheit sein. Der scholastischen Medizin waren die, die seziierten, suspekt; der neuzeitlichen die, die nicht auf ihre Apparate und Medikamente vertrauten. Der neuzeitlichsten sind die, die nicht verstehen, daß Körper und Geist zusammen gehören, suspekt. Und dabei gibt es nicht einmal *die* scholastische oder *die* neuzeitliche oder *die* neuzeitlichste Medizin als mehr denn als eine jeweils überwiegende (oder noch nicht überwiegende) Schulmeinung und -praxis, es sind individuell geteilte oder nicht geteilte Orientierungen und Praxen. Und was die Wege und Wahlen angeht, die je einzelne in das Zentrum oder an den Rand oder in Opposition gegen ein beliebiges Paradigma führen, so sind sie für mich nichts, was einfach im Kopf oder in und zwischen Theorien geschieht, es geht nicht nur um ideengeschichtliche Bewegungen! Es gibt viele, viele, die ich getroffen habe und die sich der Kritischen Theorie verbunden fühlen oder fühlten, die eine sehr aversive Haltung gegen autoritäre Vaterschaft verbindet.

H. Th. Wind: Nicht wahr!

KM: Ja, nicht wahr, und auch ohne daß dies die einzige Möglichkeit der theoretischen Wendung gegen autoritäre Väter wäre, in meinem Fall und für einige andere war es eine aufgrund der konkreten Herkunft naheliegende. Daß das mimetische Moment der Gegenstandsnahe gegen die Domäne des Männlichen, gegen die Kälte der Vernunft, unterstrichen wird - ich glaube mittlerweile, daß, weil ich aus einem politischen Haus mit einem mächtigen Vater gekommen bin, mir diese Kopplung von Psychoanalyse und politischem Denken zwar wichtig war, aber ich glaube auch, daß in gewisser Weise ich Adorno nicht gebraucht hätte, um Freud, den Vater *und* Vatermörder par excellence zu schätzen. Ich *rieche* - und das manchmal nach wenigen Worten - ob ich einen bestimmten Autor oder eine Autorin treffen werde oder nicht oder wie weit ich ihn oder sie begleiten kann und werde oder nicht. Ich habe dieses (Nicht-) Treffen lange im Reich der Gründe und des Argumentierens vermutet und ausgetragen, aber ich glaube, daß es auch Abgründe sind, die mich entweder verbinden oder trennen. Um diese Abgründe zu bezeichnen, taugt ein psychoanalytisches Vokabular für mich besser als z.B. das doch recht aseptische systemische, das mit dem Fokus auf Mustern und Beziehungen zu einer Aussperrung der Subjekte und des Subjektiven neigt; Karl J. Meister - na, schon wieder ein Karl - hat dieses "System ohne Psyche" heftig kritisiert, und zwar insbesondere die von kybernetisch inspirierten Kommunikationstheoretiker(inne)n betriebene "Auflösung von Persönlichkeit und Charakter im leeren Raum der Beziehung 'zwischen' den Personen, ihre am Vorbild der Mathematik orientierte Pseudo-Objektivität"²⁵⁸. Interessanterweise unternimmt er seine Kritik mit Rekurs auf psychoanalytisches und kritisch-theoretisches Denken, dem ich in der bei ihm versammelten Reinform aber auch nicht mehr recht folgen mag. Es ist schon eine seltsame Zerrissenheit, einerseits kann ich zwar mittlerweile z.B. Adorno schmunzelnd zusehen, wie er gegen Wittgenstein und Heidegger - mit guten Gründen polternd - polemisiert, und seine Worte haben für mich nicht mehr das autoritative Gewicht, mich von irgend etwas wegzuhalten oder irgend wohin zu führen. Als ich andererseits versuchte, Heidegger zu lesen und zu ertragen, war da bald eine tiefe Unlust, und es ist wieder einmal Adorno, der mir aus der Seele spricht, wenn er sich gegen diese deutschsprechende "Krypto-Terminologie" wendet, "die sich ... so gibt, als ob sie eine unmittelbare Erfahrung sei"²⁵⁹ bzw. kurz zuvor zu Heideggers "Neologismen" spöttisch anmerkt, daß sehr "oft, wenn man feine Ohren hat, ... man hinter ihnen gleichsam das Ächzen und Stöhnen hören [kann], mit dem

258 Meister 1987, S.1f

259 Adorno 1973, S.28

das ehrliche und einfache Fremdwort, das eigentlich an ihrer Stelle stünde, verhindert worden ist, nur damit der Leser nicht auf böse Gedanken kommen kann."²⁶⁰

G. Najaaber: Apropos Heidegger und Widersprüche, jetzt weiß ich wieder, was ich vorhin sagen wollte und was dann ein bißchen untergegangen ist. Ein Widerspruch war ja der zwischen deiner Betonung der sozialen Konstitution von Wissenschaft und deiner faktischen Zurückgezogenheit: Du sitzt einsam am Schreibtisch und regst dich furchtbar auf über die Münchsche Fiktion des Einsam-am-Schreibtisch-Sitzens. Ein anderer - du behauptest, daß es in der Wissenschaft fast nur um Externa, um Anerkennung u.ä. geht und polemisiert gegen das scheinbar einzig aussprechenswerte Motiv der selbst- und weltvergessenen Wahrheitssuche. Was ich in diesem Zusammenhang vorhin anmerken wollte: wenn ich es überhaupt jemandem abnehme, dann dir, daß es dir tatsächlich auch um Verstehen geht, noch dazu, wenn ich an die für mich ab und zu absurden Kämpfe denke, die du mit dir um dieses Verstehen führst. Ihr müßt wissen, als sie bei Winograd und Flores angelangt war, und die berufen sich teilweise auf eine phänomenologische Tradition, ist ihr Heidegger-Schuldgefühl aufgebrochen, und sie hat dann eben nicht nur Marmorkuchen und Unmengen systemische Buchseiten, sondern auch den "Ursprung des Kunstwerks"²⁶¹ und irgendwelche "Innen- und Außenansichten"²⁶² und was weiß ich was verschlungen. Und so war es zu verschiedenen Phasen mit immer anderen bibliophilen Polyphagien.

KM: Manchmal weiß ich nicht, ob ich deine Art, deine Finger in meine Widersprüche zu legen, mehr liebe oder mehr hasse. Gut, meistens hasse ich sie zuerst kurz und dann, wenn ich geschimpft und mich geschüttelt habe, sehe ich ihre Fruchtbarkeit und liebe sie und dich dafür. Aber stimmt, und es stimmt auch, daß ich wieder einmal heftig abgetrieben bin! Es ging ja vorhin darum, welches Mißlingen ich in und mit dieser Arbeit ahne, und da hängen glaube ich die Externa, also Anerkennung, Macht, Argumentieren für und in Vorlieben etc. und die Interna, ich meine jetzt die heilige wissenschaftliche Neugier, die sich jenseits von Autorität und Sinnlichkeit nur um des Verstehenwollens wegen einer Frage zuwendet und nicht, daß du frech irgendwelche Einzelheiten aus unserem Alltag ausplauderst, sehr eng zusammen, wobei einiges davon schon im Taumel der Begriffe und Theorien und Kategorien angedeutet war. Ich habe ja in Kapitel II ein wenig von dem Einbruch konstruktivistischen Denkens in meinen bis dahin ganz gut funktionierenden, kritisch-theoretischen und qualitativ-psychologischen Erkenntnisrealismus zu schreiben versucht. Konkret hat es damals so ausgesehen, daß ich aus einem Wissenschaftskontext, in dem selbstverständlich davon ausgegangen wurde, erst die Sicht der Subjekte und dann auch noch tiefenhermeneutisch hinter dieser Sicht liegende Freuden und Leiden und Bedeutungen rekonstruieren zu können, in eine wissenschaftliche Welt geraten bin, in der diese Haltung nicht mehr funktionierte und ich mit mir bis dahin fremden Sitten auch in dem Forschungsteam konfrontiert war. Wenn ich weiter wie gewohnt Begriffe wie "Abwehr" oder "Neurose" verwandte, erntete ich zum Teil heftige, mißbilligende Reaktionen, während ich umgekehrt - es handelte sich um ein gemeindepsychologisches oder besser -psychiatrisches Forschungsprojekt - das dort übliche Insistieren auf den Ressourcen nur schwer ertrug und meinen Gesprächspartner(inne)n vorwarf, daß das Versorgungssystem und sie als dieses System Beforschende gerade die Spaltung und damit die schlechte Realität verdoppelten, die die Schizophrenen bereits erlitten hatten und wieder und wieder vollzogen: so wie diese bestimmte eigene Anteile nur als Fremdes, als Wahn, als nicht sich selbst zugehörig erleben

260 a.a.O., 27f

261 Heidegger 1936

262 Forum für Philosophie Bad Homburg 1991

konnten, so wurden sie - dies war ein eindrückliches Erlebnis der damaligen Zeit - von gemeindepsychologisch orientierten, qualitativen Interviewer(inne)n unterbrochen, wenn sie sich erzählend in ihre Wahnsysteme begaben und statt dessen z.B. nach der Art und Weise gefragt, wie sie den Alltag zu regeln schafften. Das Interesse galt dem Kontext, nicht den Individuen, es galt den Potentialen, nicht den Defiziten.

G. Najaaber: Sag mal, Du willst jetzt aber nicht noch genau erzählen, wann ihr was gegessen und über welches Interview ihr welchen Streit hattet. Entschuldige bitte, aber ich kenne dich gut genug, um zu wissen, daß du jetzt problemlos eine Stunde über Psychiatrieforschung und eure Gespräche damals reden kannst und wie unzureichend es ist, wenn eine systemische Sichtweise annimmt, sie könnte etwas über Kommunikation und Beziehungen sagen, ohne etwas über die Subjekte zu sagen.

KM: Ja klar, im Sinne eines Entweder-Oder! "Psychological man was dead and social man has taken his place"²⁶³, aber der beziehungsbeobachtende Blickpunkt ist eine in der damaligen Zeit naheliegende, bestimmte Draufsicht, und es gibt ebenso andere bestimmte Draufsichten, wie es aber auch und zwar unterschiedliche Binnensichten gibt, mit denen wieder andere Draufsichten einhergehen können: "Dem unzulänglichen, weil verabsolutierten Eigenschaftsbegriff wird ein gleichermaßen verabsolutierter Beziehungsbegriff gegenübergestellt"²⁶⁴.

G. Najaaber: Ja, meine kluge Freundin, ja. Ich weiß, daß du über das alles und über noch viel mehr reden kannst und möchtest. Ist ja auch o.k., aber du wolltest vermutlich etwas über deine ursprünglichen Ziele und Wünsche und über das "Mißlingen" sagen.

KM: Sorry, stimmt, seit ich mir mit dieser Arbeit die Genehmigung zum Umherstreifen erteilt habe, bin ich bereit, jedem Detail nachzugehen und es nicht einfach der Struktur zu opfern

G. Najaaber: Wie altruistisch und wissenschaftsintern plausibel du deine Gründe gerade wieder zu zimmern versuchst!

H. Th. Wind: Gleichwohl trifft ihr Argument, wobei sich in jedem Detail die Struktur bzw. das Allgemeine findet, und vielleicht ist auch in deiner Hartnäckigkeit des Abschweifens und in deinem Beharren auf dem Besonderen doch wieder etwas von der alten, kritisch-theoretischen Liebe für den Gegenstand und für die Vorsicht bei dem sich ihm Nähern.

M. Signi Fikanz: So vorsichtig und liebevoll war sie ja nun wirklich nicht immer und außerdem scheint mir, was du da erzählst, nahe an gerade dem Konstrukt zu sein, das sie doch recht kritisch - mit spitzen Fingern und mit spitzer Zunge - berührt hat, nämlich dem der Gegenstandsangemessenheit. Die ist doch, bei all eurer Liebe zu Adorno und bei aller Vorsicht gegen den Eigen-Sinn des Gegenstands, so habe ich dauernd gehört, von dir soweit zurückgenommen, daß es sich nur mehr um eine spezifische Interaktion handeln soll zwischen irgendetwas, worauf sich die forschersiche Aufmerksamkeit richtet und der Art und Weise, wie sich diese forschersiche, (berufs-) biographisch-konstituierte Aufmerksamkeit darauf richtet. Das wiederum behauptest du als Merkmal *aller* Forschungstätigkeit, während das, was du da inhaltlich sagst, jede Aussage über *allgemeine* Merkmale verbieten müßte, weil von der Warte welchen Jedermanns verkündest du hier als Allgemeingültiges die Erkenntnisrelativität; einer deiner Lieblingswidersprüche, den ich vorhin ja schon einmal

263 Ruesch & Bateson zit.n. Meister 1987, S.7

264 Meister 1987, S.47

anzumahnen versucht habe, aber nur einer neben vielen anderen. Du unterstellst ein immer schon kontextuelles und standortabhängiges Wissen und regst dich auf, weil wer auch immer *deinem* Platon oder *deinem* Descartes nicht gerecht wird oder was die Mainstream-Psychologie mit ihrer neuro- und kognitionswissenschaftlichen und biopsychosozialen Wendung nun wieder an Unangemessenem verzapft. Du willst allen Ernstes, zwar mit Konstruktivistischem liebäugelnd, aber ganz im Fahrwasser des guten alten, wenn auch revidierten psychoanalytischen Konstrukts der Gegenübertragung anhand deiner Reaktionen etwas über die Antike entziffern oder über die Masturbationspraxis von Kant - das kann ja wohl nicht wahr sein, *wenn* ich dir dahin folgen würde (was ich nicht tue!), daß sich ein immer schon konkretes Subjekt zu einem anderen in Beziehung setzt und dies mit-schafft. Müßten wir dann noch meine und seine und ihre Reaktion z.B. dazu nehmen, und dann hätten wir noch ein bißchen mehr Kant? Oder hätten wir dann nur eine denkstilgemäße Kant-Konstruktion, hoffend, daß wir ihn als *Noumenon* erreichen, wissend, daß dies unmöglich ist. Und da ich dir nicht folge: wie soll ich von deinen subjektiven Reaktionen hin zu einer Verallgemeinerung auf mehr als eine private Epistemologie kommen?

KM: Wenn du willst, daß ich dich aus dem Text werfe, mach nur so weiter!

M. Signi Fikanz: Entschuldige, ich will dich als *privates* Subjekt sicher nicht kränken, aber was du hier als *wissenschaftliches* unternimmst, ist, gelinde gesagt, ein wenig inkonsistent und ab und zu auch abenteuerlich.

KM: Ach, die alten Trennungen. Aber davon ab: das Abenteuerertum hat mein orthodox-sozialistischer Vater mir, als ich kritisch-theoretisch abtrünnig wurde, auch schon vorgeworfen. Von Vertreter(inne)n des real-existierenden Kapitalismus habe ich zu hören gekriegt, ich solle halt "rübergehn", wenn es mir hier nicht gefällt, und von den real-existierenden sozialistischen Genossen, ich soll es erst einmal besser machen. Beidemale nein: Ich gehe nicht einfach rüber, in diesem Fall in die Literatur, und ich nehme mir das Recht zu kritisieren, wo mir etwas problematisch scheint, akzeptierend, daß meine Kritik mich im nächsten Moment selbst einholen wird und ich mir werde eingestehen müssen, daß ich mich in ebenso viele Widersprüche verwickle wie die, gegen die ich mich kritisch gewendet habe. Was ich dir damit auch sagen will - nein, ich werfe dich nicht aus dem Text, und ich hatte den Wunsch, dich loszuwerden nicht, weil du Unzutreffendes, sondern weil du Zutreffendes eingewandt hast und das zumindest teilweise damit zu tun hat, warum mir diese Arbeit so zu schaffen macht und ich enttäuscht bin.

G. Najaaber: O.K., und bevor du wieder hinten anfängst, sag doch erst einmal - so knapp und klar, wie du es ja auch manchmal kannst - was du wolltest, bevor du sagst, was du nicht geschafft hast. Die hier aufgerissenen Widersprüche werden uns sicher bald wieder begegnen, zumal du sie vermutlich weder lösen noch dich aus ihrer Pflicht entlassen wirst.

KM: Was ich wollte, gut, knapp und klar, auch wenn Swift und mein von den Substantivierungen der neueren deutschen Soziologie, wie er es damals nannte, belästigter Englischlehrer grüßen. Ich bin aus einem Kontext besser-wissender Epistemologien - weil das sind sowohl Kritische Theorie als auch viele psychoanalytische Spielarten, die hinter die Sicht der Subjekte zurückgehen zu können und zu müssen behaupten - in einen Kontext geraten, das erwähnte Versorgungsforschungsprojekt, in dem zumindest konzeptuell, seltener forschungspraktisch, das teilweise kooperierende, teilweise konkurrierende Spiel und Recht unterschiedlicher Perspektiven behauptet und praktiziert wurde; bei der Ergebnisdarstellung waren wir dann allerdings doch wieder so erkenntnisrealistisch-autoritativ, wie es in den Wissenschaften meist üblich ist und ich ja auch in dieser Arbeit

immer wieder und oft gegen besseres Wissen und anderes Wollen demonstriert habe. Im Lichte der erstgenannten Epistemologien hätte ich mich, zusätzlich mit qualitativ-psychologischem Methodeninstrumentarium gerüstet, besser-wissend gegen die in diesem Projekt vorfindbaren Feldnäherungen und Forschungsergebnisse verwehrt; das habe ich einige Zeit zu tun versucht. Nun bin ich, und das verweist auf mich als konkretes biographisches Subjekt, für Widersprüche sehr empfindlich und für Väter sehr anfällig, und da ich von Kind an mit zwischen Worten und Handeln zerrissenen Vätern und mit meinem mit ihren Ansprüchen Nicht-Identischsein leben lernen mußte und zu leben gelernt habe, mir aber deren Zuwendung und Liebe gleichwohl am Herzen lag und liegt, bemühe ich mich, solange es mir irgend möglich erscheint, um Versöhnung, wobei ich auf der Unterschiedlichkeit des zu Versöhnenden beharre, sonst bräuchte es keine Versöhnung. Mein Versöhnungsbemühen endet(e) immer dann, wenn mein leiblicher Vater und ihm folgende ideelle Väter mich darauf - aus welchen guten oder schlechten Gründen auch immer - einzuschwören versuchten, es gäbe den Dissens nicht, der Versöhnung bräuchte.

G. Najaaber: Katja!

C. Sinnsammel: Nein, warte mal, ich finde das ganz interessant, auch wenn ich nicht sicher bin, ob ich das grade richtig verstanden habe - Was meinst du mit Zerrissensein und Versöhnung?

KM: Ich bin in einem kleinen katholischen Ort groß geworden, in dem mein Vater der einzige (dem eigenen Anspruch nach) Kommunist war. Der Pfarrer und der Rektor der katholischen Mädchenschule, die ich besuchte, kümmerten sich nachhaltig um meine Kinderseele, und beide - katholische und väterliche Seite - behaupteten, es gäbe das je andere nicht; nun, *für mich* gab es beide(s). Auch behaupteten beide verbal anderes, als sie taten: z.B. der Pfarrer schon qua Amt das Zölibat, während er de facto ein Verhältnis mit seiner Haushälterin hatte, mein Vater Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, während er mich mit zig Sanktionen in die Enge trieb; wieder - *für mich* gab es beides. Das ist mir mit späteren Vater-Nachfolgern nicht anders ergangen, und ich hatte vor kurzem schmunzelnd das Diplomarbeitsexposé in der Hand, das ich dem Leiter des stramm quantitativ-orientierten Forschungsprojektes, in dem ich damals als studentische Mitarbeiterin tätig war, hatte zukommen lassen; außerdem seine schriftliche Reaktion. Was ich in diesem Exposé zwar an einem kleinen Ausschnitt, aber maßlos wie meistens, zu umreißen versuchte, war das Versöhnungswerk zwischen meiner und seiner (väterlichen) Wissenschaftsvorstellung - ich wollte, wenn man so will, Lisrel mit Habermas verbinden, weil das war, womit ich mich damals rumgeschlagen habe. Dies wieder war für ihn eine arge Zumutung, er verwies mich zum einen auf die Maßlosigkeit meines Projektes und zum anderen auf eine seines Erachtens sinnvolle Fragestellung und auf die Methoden, mit denen diese zu bearbeiten sein würde; als kleines "Schmankerl" - er bemühte sich wirklich, mich nicht zu kränken und erwies sich in seinem Schreiben als ausgesprochen meta-kommunikativ - könne ich ja eine bestimmte Variable variieren. Nun, ich variierte ihn und das Projekt, weil ich

G. Najaaber: Hey, ich kenne die Geschichte, und jetzt wirst du sicher gleich noch gut gelaunt erzählen, wie er unter einem James-Dean-Poster auf und ab gerannt ist und dir den Aberwitz deiner Kündigung zu erklären versuchte. Daß du damals gekündigt hast, finde ich eine in einiger Hinsicht sinnige Entscheidung, aber was hilft uns das jetzt, außer daß wir erfahren, daß du wirklich gerne Geschichten erzählst?

KM: Naja, jetzt könnt ich mich natürlich wieder zu einem Großen retten und behaupten, daß ich, "selbst wenn ich Geschichten aus meinem Leben erzähle, ... doch nicht über meine

Lebensgeschichte [rede]"²⁶⁵ Da wäre zwar was dran, weil im Grunde geht es mir tatsächlich auch um die Geschichte in der Geschichte und ich glaube, daß noch viele Geschichten erzählt werden müssen, bis wir als Forschende einen maßvolleren Weg finden werden, um uns als Erkennende in das *Produkt* unseres Erkennens einzubringen.

M. Signi Fikanz: Na, das ist ja nahe an der Gratwanderung, die ich meinte, daß ich nämlich oft wirklich nicht mehr weiß, ob das andere, der Gegenstand, nicht letztlich doch nur für die persönliche Selbstdarstellung mißbraucht wird, wenn jemand so Wissenschaft zu betreiben versucht oder behauptet, wie du es tust.

KM: Erstens ja, aber ob *die Vernunft selbst* oder die *richtige Methode* vermeintliche Wahrheiten erzählt, oder ich mich als Behauptende und (Selbst-) Darstellende explizit kenntlich mache, ist da in gewisser Weise nur ein gradueller Unterschied. Zweites ist ein epistemologischer Standpunkt, der sich selbst als Teil der Beobachtung und Untersuchung einzubeziehen versucht, ein zwar schwieriger, aber ein selbst in den meß- und rechen- und instrumenten-närrischen Disziplinen, denen du nacheiferst, nicht ganz unbekannter. Die überhaupt für die Wissenschaften geforderte Kontextualisierung²⁶⁶ und Hineinnahme der Beobachter(innen) in die Modelle ist unerlässlich und essentiell in dem Teil *unserer* Disziplin, dem ich mich zugehörig fühle, wenn ich ernstnehme, was z.B. Breuer über ein "reflektiertes Umgehen" als Zentrale qualitativer "Güte- oder Bewertungskriterien"²⁶⁷ ausgeführt hat. Und nehme ich dies als Psychologin ernst, dann will dies zu denken und zu schreiben *geübt* sein, weil die Hineinnahme des Beobachtungssubjekts als empirisches Subjekt in die Modelle gegen alte und sehr wirkungsvolle Imperative verstößt. Was drittens diese Imperative angeht, so bin ich mir nicht sicher, ob das *von uns selbst aber schweigen wir* in Bacons und Kants Tradition nicht weitaus anspruchlicher und unbescheidener ist als das *von uns selbst aber sprechen wir*, das Rauschenbach zumindest *einfordert*²⁶⁸ - es ist schon ein bißchen eine verrückte Welt, daß erst, wenn ich als sprechendes Subjekt auftrete und kenntlich werde, zum einen der Vorwurf der Beliebigkeit ins Spiel kommt und ich zum anderen unbescheiden erscheine; ich selbst halte den *Jedermann* für weitaus maßloser. Womit ich schon beim vierten wäre: Laing sagt, ich weiß aber nicht mehr wo, daß nichts subjektiver ist als vermeintliche Objektivität, und wenn er es nicht gesagt hat, sage ich es jetzt eben!

C. Sinnsammel: Hey hey hey, jetzt hast du aber gerade wieder deine volle Ritterrüstung übergeworfen

G. Najaaber: und "solange noch ein Blutstropfen in ihrem weltbezwingenden, absolut freien Herzen pulsiert"²⁶⁹

KM: Ihr habt gut spotten! Nein, o.k., es geht mir tatsächlich auch um die Geschichte in der Geschichte, wenn ich diese biographischen Geschichten erzähle, und es ist mir um die Geschichte in der Geschichte gegangen, als ich mich der "Biographie der Wissenschaften" zugewandt habe und meiner Zuwendung zu dieser Biographie. Um diese Geschichte in der Geschichte zu erfinden, muß ich Geschichten erzählen, und vielleicht gibt es hier ja eine Analogie zu den Metalogen Batesons, auch wenn ich vermute, daß für andere andere Wege

265 Bateson & Bateson, a.a.O., S.51

266 vgl. Bonß, Hohlfeld & Kollek 1993a

267 Breuer 1996b, S.36ff

268 Rauschenbach 1996

269 Marx 1841, S.262

zum Er-Finden einer solchen Geschichte gangbarer sind. Und jetzt mache ich doch einen Sprung zu einem Teil des Scheiterns meiner Absichten: Wenn Forschung nicht mehr darauf vertraut, mittels sauberer Methodik Gegenstandsabbildungen zu produzieren, sondern sich als durch Subjekt und Objekt (bzw. wieder Subjekt) und deren je konkrete methodische Vermittlung konstituierte Interaktion versteht, dann kann, davon gehe ich aus, am Ende eben nicht einfach eine *Gegenstandsbeschreibung*, sondern muß eine *Beziehungsbeschreibung* stehen, und zwar systemisch-antisystemisch, als Binnensicht der Draufsicht auf die Binnensicht der Draufsicht usw., soweit wir eben kommen und uns der Atem, oder was immer es ist, reicht; das ist die Botschaft des *und dies nehme ich wahr*, und es ist eine Wahrnehmung mittels bestimmter Instrumente, von denen ich in der Psychologie selbst ein Teil bin, selbst wenn die quantitativen Schulrichtungen hoffen und behaupten, dies eliminieren zu können. Aber was um Gottes Willen bedeutet das? Wie soll es gehen? Ich habe gemerkt, daß der Versuch, diese Beziehungsbeschreibung zu denken, meine Vorstellungskraft bis an ihre bzw. meine Grenzen fordert. Ich bin es - privat *und* wissenschaftlich - gewöhnt, Aussagen über Objekte zu treffen (wobei ich mich natürlich auch selbst als Objekt der Betrachtung wählen kann). Und ich kenne von mir und von anderen, die eine ähnliche Erkenntnishaltung präferieren, daß wir zwar von dem Forschungsprozeß als einem Prozeß der *Konstruktion* von Daten sprechen, aber in aller Regel wiederholen wir uns, und am Ende dieser Gespräche, Vorträge und Artikel steht nur wieder, was wir als Prämisse bereits hineingegeben haben, ohne daß wir sagen könnten, was dies nun inhaltlich bedeutet bzw. ohne daß wir nur entfernt in der praktischen Forschungsarbeit eingelöst hätten, was wir ihr an theoretischen Überlegungen vorangestellt haben bzw. was wir kritisch anmahnen: auch weiterhin wird meist der "Forscher (und erst recht: die Forscherin) ... nicht als Bestandteil des Feldes, das zur Untersuchung steht, angesehen; seine (ihre) Stellung darin wird nicht als Bestandteil der Theorie aufgefaßt"²⁷⁰. Wieso eigentlich nicht, wenn wir doch alle wissen, daß es wichtig und nötig ist? O.k., bevor du widersprichst, nicht alle, aber wieso lösen es diejenigen nicht ein, die es behaupten und fordern?

M. Signi Fikanz: Nett, daß du meinen Widerspruch zumindest schon antizipierst. Und was deine Frage angeht - stimmt, wieso eigentlich nicht?

H. Th. Wind: Bevor du, warte, ich bin ja eher in der Soziologie zuhause

M. Signi Fikanz: und in einem ausgesprochen theoretischen und luftigen Teil der Soziologie, oder?

H. Th. Wind: Naja, dafür ist dein Vertrauen in die Empirie so theoretisch windig, daß ich da lieber nicht nachhake. Aber was ich fragen wollte: Du meinst also, daß diese (erkenntnis-) theoretischen Ansprüche und Einsichten in qualitativ-psychologischen empirischen Arbeiten auch gegen besseres Wissen nicht eingelöst werden?

KM: Nimm z.B. die "Qualitative Psychologie" von Breuer und Mitarbeiter(inne)n²⁷¹, ein Buch, das mir zur Verdeutlichung dieses Dilemmas schon deshalb sinnvoll erscheint, eben weil ich es, was Inhalt und Form angeht, für das Interessanteste halte, was zur Beschreibung eines qualitativen Forschungsstils derzeit vorliegt und es gerne - und trotz der ihm innewohnenden Problematik - Studierenden und anderen, die etwas über qualitative Forschung erfahren wollen, empfehle; viel lieber als alles andere, was derzeit auf dem Markt ist.

270 Bergold & Breuer 1992, S.26

271 Breuer 1996c

G. Najaaber: Na, jetzt müßte doch ein kleiner Hieb gegen unseren vielschreibenden Freund kommen!?

KM: Nein, weil zum einen ist er ja wahrscheinlich ein ganz netter Kerl mit einer auch nicht unerheblichen biographischen (Auftrags-) Last und - Scheiße, lenk mich nicht ab, *du* wolltest doch, daß ich bei der Sache bleibe, natürlich könnte ich losschimpfen über einige ausgesprochen problematische Folgen seines teils sehr nachlässigen, teils

C. Sinnsammel: Erzähl lieber weiter von dem Dilemma, bevor du wieder in deinen aufrechten Kampf für die *gute* qualitative Sache gerätst!

KM: Ach meine Liebe, du hast ja recht, meine Herkunft aus so vielen kreuzzüglerischen Traditionen wird mich wahrscheinlich ein Leben lang beißen. Aber gut, zurück also zur "Qualitativen Psychologie": Nachdem da erst sowohl Devereux (und damit der Anspruch, das eigene Beobachten und dessen Dynamik zum Ausgangspunkt zu machen) als auch eine konstruktivistische Perspektive (und damit die Reflexionsbedürftigkeit des Standortes der jeweils Forschenden) als Präambel für diesen Forschungsstil benannt sind²⁷², fällt in der dann folgenden Darstellung der methodischen Arbeit in der Forschungswerkstatt auf, daß weder die subjektiven und persönlichen Verstrickungen mit den jeweiligen Fragestellungen noch die Dynamik der Erhebungs- und Auswertungssituation und deren Bedeutung für die Daten- und Textproduktion einbezogen werden (können)²⁷³. Wenn es schließlich um die Vorstellung konkreter Studien geht, fehlen, bis auf einige Anmerkungen z.B. zur Interviewdurchführung oder zu Konzepten der Grounded Theory, die beteiligten Subjekte ebenso wie der konkrete Kontext, in dem geforscht wurde, und es finden sich die auch unter anderen Paradigmen üblichen Aussagen über den Gegenstand bzw. dessen Merkmale: In den vier "Beispiele[n] gegenstandsbegründeter Theorie-Entwürfe", die im zweiten Teil des Buches vorgestellt werden, wird zwar bezüglich der angezielten Geltungsansprüche eine Relativierung dahingehend vollzogen, daß in aller Regel nicht objektive und von den befragten Subjekten unabhängige Gründe oder Verursachungen, sondern subjektive Bedeutungen jeweils Ziel der Untersuchungen sind, es geht dann aber doch z.B. um *die* Einwanderer und ihre kulturelle Zerrissenheit²⁷⁴ oder darum, ob "*wir* trotz kollektiv-öffentlicher Einschwörung" auf das Weihnachtsfest "mitmachen" oder nicht²⁷⁵. Auf diesem Weg wird, und zwar in allen dort veröffentlichten empirischen Arbeiten, in generalisierender Art und Weise über die konkrete Konstruktion hinaus die Bedeutung der jeweils "entdeckten" Kernthemen oder -kategorien für das in Frage stehende Phänomen behauptet bzw. unterstellt und mit entsprechenden Interviewbeispielen dann auch belegt, obwohl gerade diese implizite und kontinuierlich vollzogene Verallgemeinerung jenseits der konkreten Untersuchungskontexte und der deutenden Subjekte diese Kontexte und Subjekte sichtbar werden läßt, und zwar insbesondere dann, wenn das, was sie als zentrale Charakteristika des sie interessierenden Phänomens behaupten und beschreiben, *meinen* Erfahrungen mit dem Berichteten zuwiderläuft.

H. Th. Wind: Ich kenne das Buch nicht, was wäre ein Beispiel?

272 Breuer 1996b

273 Breuer 1996d

274 Lange 1996

275 Fuchs 1996, S.212

KM: Naja, ich hätte auch als "zwischen 20- bis 35-jährige" keinen Platz in Fuchs' recht selbstverständlicher Zuschreibung gefunden, "*wir*" würden uns "(schon ab Oktober) ... zu fragen haben"²⁷⁶, ob wir am familiären Weihnachtsfest teilnehmen. In der Studie zum "Emotionalen Erbe" Alkoholismus von Vielhaber wird dessen - so vermute ich - zentrale Intention ganz beiläufig erwähnt, nämlich der Wunsch, dem in der Literatur ganz überwiegenden "Bild von schwer belasteten oder gestörten Menschen"²⁷⁷ zu widersprechen, obwohl sie die ganze Untersuchung durchzieht und begrenzt. Das Problem, das an diesen Beispielen deutlich wird ist, daß *wir* - qualitative Forschende, die wir uns auf devereuxsche und konstruktivistische Epistemologien in unseren Präludien berufen, von einem Durchdenken der Widersprüche, die das in sich birgt und von Versuchen, was wir fordern auch in der empirischen Forschung umzusetzen und schließlich in Veröffentlichungen darzustellen, oft himmelweit entfernt sind. Immer wieder, und das gilt für die, die ich gerade erwähnt habe, ebenso wie für mich selbst - nicht umsonst wollte ich ihn ja vorhin aus dem Text werfen! - immer wieder kommen wir auf der Basis von ein paar Interviews und trotz anderslautender Epistemologien zu verallgemeinernden *Abbild*-Versuchen! Und um die gerade erwähnten Studien zum Ende zu bringen: daß sich "Aus- bzw. Einwanderer-Sein" zwischen den Polen "Heimweh" und Chance zu "Toleranz, Relativierung von Alltäglichkeiten, Weitsicht und Gelassenheit"²⁷⁸ bewegt, ist eine sicher für Langes Denken, aber nicht für Aus- bzw. Einwanderer per se zentrale Dimension; und wenn Tolle und Stratkötter schließlich angeben, sie hätten gewisse Symmetrien "entdeckt ..., die ein Vier-Felder-Schema der Sortierung unseres Problemkomplexes nahelegen"²⁷⁹, dann lebt da die vorgebliche und lange tradierte Behauptung der Passivität der Beobachtenden und Deutenden auch im Reich qualitativer Forschung recht ungerührt von konstruktivistischen und ethnopsychoanalytischen Prämissen gegenstands-entdeckend weiter.

M. Signi Fikanz: Nun gut, ab davon, daß ich das ganze Projekt qualitative Forschung mit seinen dann doch schnellen und weiten Schlüssen aus ein paar Interviews für ein lang-dauerndes Unternehmen von großer Plauderfreude und ebenso großer Beliebigkeit halte - was das erste angeht, stimme ich dir also zu, was das zweite angeht, bist du selbst ja ein ausgesprochen gutes Beispiel, das zu verdeutlichen: Wen um Gottes Willen schert es, wenn dir - *einer* Person - etwas an einem Wissen nicht paßt, das aus der flotten Generalisierung von sagen wir, na, ich meine es einmal gut mit euch, zwanzig Interviews stammt?

KM: Naja, das mit der Beliebigkeit ist, das hat die Wissenschaftsgeschichte gezeigt

M. Signi Fikanz: Ach, *die* kann zeigen? Ich dachte, es gäbe für dich kein Jenseits persönlicher und disziplinärer Tradition?

KM: Selbst du wirst ja wohl bis auf weiteres das Heiligtum Physik anerkennen, oder? Und mitten in diesem Heiligtum hat sich ein Teil über Jahrhunderte als treffend akzeptierter Allgemeingültigkeit als beliebig, als Denkstil erwiesen

M. Signi Fikanz: Für ein recht breites Spektrum von Phänomenen ist Newtons Mechanik nach wie vor gültig.

276 a.a.O.

277 Vielhaber 1996, S.249

278 Lange 1996, S.211

279 Tolle & Stratkötter 1996, S.263

KM: Ich sagte *ein Teil*, und sie ist gültig im Rahmen *noch* hinzugezogener und akzeptierter begrifflicher Konventionen, wobei ich vermute, wenn ich mir die Wege der "Wissenschaften des 21. Jahrhunderts" ansehe, daß sich da neue begriffliche Konventionen anbahnen, die auch die bis dahin traditionelle Mechanik aus den Angeln heben werden, und auch dies auf eine Weise, daß es nicht einfach ein *mehr* an Wissen sein wird, sondern die Dinge werden - sei es im Sinne der Kuhnschen Paradigmenwechsel, sei es im Sinne der Fleckschen Denkstile - in einem grundsätzlich *anderen* Lichte betrachtet werden; ich vermute es, mehr nicht, aber auch nicht weniger, und wir beide werden das wahrscheinlich nicht mehr erleben. Aber was mir gerade viel wichtiger ist, ist deine Frage nach meinem persönlichen Einspruch und warum dem irgendeine Bedeutung für Theoriebildung zukommen soll. Es kommt ihm Bedeutung zu, eben weil es im Qualitativen nicht einfach um signifikante Differenzen zwischen Personengruppen geht, sondern um eine "dichte Beschreibung"²⁸⁰ vor dem Hintergrund dessen, was Kleining als "100 %-Forderung" qualitativer Forschung bezeichnet hat - *alle* "Daten müssen im strukturellen Zusammenhang ihren Platz haben und als Teil des Gesamtbildes verstehbar sein"²⁸¹. Entgegen dem gesunden Menschenverstand und dessen Postulaten bestätigt mithin eine Ausnahme nicht die Regel, sondern sie zeigt, daß die Regel faul ist, und auch deshalb ist ein solcher Einspruch persönlicher Erfahrung nicht irrelevant, sondern ein Hinweis darauf, "daß die Analyse nicht 'aufgeht' ... Wir haben keinen Grund, diese abweichende Betrachtung - auch wenn es sich nur um eine Stimme ... [handeln] sollte - geringzuschätzen ... Es kann sein, daß die gesamte Analyse geändert werden muß, nur um eine 'abweichende' Beobachtung noch unterzubringen ... Die statistische, auf Häufigkeitsverteilungen gerichtete Denkweise, die abweichende Daten nicht berücksichtigt, ... schlägt bei qualitativer Sozialforschung in ein Alles- oder Nichts-Verhältnis um."²⁸²

M. Signi Fikanz: Sag mal, irgendwie ist das ja doch eine komische Geschichte, die du da gerade erzählst. Neben dem Problem, daß du *ex cathedra* verkündest, *die Ziele des* Qualitativen seien *dichte Beschreibungen* und die Erfüllung der *100%-Formel*, obwohl ich ja vorhin schon einmal gehört habe, daß es *das* Qualitative nicht gibt: die gesamte Analyse soll also gegebenenfalls für *eine* abweichende Beobachtung verändert werden?

C. Sinnsammel: Nimm doch das Beispiel mit der Rolle der Frau in der griechischen Antike: Frauen waren, so die überwiegende Rezeption, zurückgezogene Wächterinnen des Hauses oder Sklavinnen und Hetären, wobei - je nach Position der Darstellenden - der Fokus auf deren Abhängigkeit oder Unabhängigkeit gelegt wird. Marit Rullmann hat dem widersprochen, weil "die Frauen der unteren Stände häufig gezwungen waren zu arbeiten, dem Ideal der zurückgezogen lebenden Frau also gar nicht entsprechen konnten"²⁸³. Das Beispiel ist deshalb schwierig, weil es wahrscheinlich gar nicht wenige Frauen waren, die dem antiken Frauenideal bzw. dem auf antike Frauen projizierten Ideal nicht entsprachen oder entsprechen konnten, aber auch wenn es nur wenige gewesen wären - eine Theorie über die Rolle der antiken Frau und deren zurückgezogenes häusliches oder Salonleben hätte diese abweichenden Fälle zu berücksichtigen; sie darf also nicht sagen, diese Frauen waren eben die Ausnahme in der Regel der Zurückgezogenheit, sondern sie müßte verstehen, daß und wie beides, Zurückgezogenheit und Teilhabe am öffentlichen Leben, in der Rolle der attischen Frau wirksam war.

280 Geertz 1973

281 Kleining 1982, S.238

282 a.a.O.

283 Rullmann 1993, S.23

KM: Es ist nett, daß du mich in Schutz zu nehmen versuchst, aber ich überlege gerade, daß mein Insistieren auf der Ausnahme zum einen wieder auf *meine* besondere biographische Empfindlichkeit verweist, zum anderen ist es ja vielleicht wirklich nicht ganz unproblematisch, weil irgendwie steckt da wieder und wieder das Ideal der richtigen, der auf gültige Weise wirklichkeitsbeschreibenden oder -abbildenden Theorie als Ziel drinnen. Und doch ist es für mich immer ganz klar gewesen, und das habe ich ja am Beispiel mit der Teilnahme am familiären Weihnachtsfest auch zu markieren versucht - eine Theorie, die in diesem Fall z.B. Aussagen über die "Autonomieentwicklung im familiären Weihnachtsritual"²⁸⁴ intendiert, kann, wenn sie mich als abweichenden Fall ernstnimmt und nicht einfach aussteuert, weil mein Vater eine kleine sozialistische Enklave im wilden Westen zu errichten versuchte und dies nicht die Regel des wilden Westens war, nicht nur bereichert, sondern muß möglicherweise grundsätzlich revidiert werden. Das trivialste ist noch, daß es auch in meiner Familie Unmengen Rituale und eben auch Weihnachten in ausgesprochen ritualisierter und sehr traditioneller Weise gab: mit Warterei und Musik und Weihnachtsliedern und Bescherung und all dem. Dennoch wurde dieses Ritual unterbrochen, aber nicht wegen der sozialistischen Orthodoxie meines Vaters, sondern wegen der Scheidung meiner Eltern. Ich selbst habe mich eher meiner Mutter als meinem Vater zugewandt und mit ihr und Freund(inn)en auch Weihnachten weiter gefeiert, aber dieses Weihnachten hat für sie und für die beteiligten Anderen und für mich Unterschiedliches bedeutet: für mich z.B. war es Anlaß für ein Fest mit Freund(inn)en *und* der Versuch, meiner Mutter ein wenig Tradition und Fortdauern von Lebenssinn zu beweisen, denn als mein Vater sie verlassen hat, war für sie ihr bisheriges Leben zunächst hinfällig und entwertet, und ich wollte ihr zeigen, daß es weitergeht. Conclusio für die Theorie von Fuchs: Autonomieentwicklung als Dimension *kann* sinnvoll sein für einen bestimmten Personenkreis und für bestimmte, im Sinne traditioneller Normalbiographien intakte Familien, und da ist, so vermute ich, *sein* biographischer Horizont *unter der Hand* recht schnell verallgemeinert gewesen. Und nur in diesem Horizont kann gelten, was er dann als manifeste und latente Brüche und für mögliche "Bruchobjekte" überlegt (ebenso wäre seine Theorie natürlich am anderen Ende zu überdenken, nämlich bei denen, die aus welchen Gründen auch immer, nicht "brechen"). Ich glaube ihm sofort, daß, was er da beschreibt - entstehende Dissonanzen z.B. an Kirchengang, Kleidung, Musik etc. - für *sein* Erleben wirklich gravierend war, und daß er entlang dieser Dissonanzen begonnen hat, sich zu lösen, *auto-nom* zu werden. Es wäre also über die Selbstverständlichkeit von Kulturen, die er da recht selbstverständlich unterstellt, ebenso über Autonomieentwicklung, mehr und Begrenzendes zu erfahren, wenn nicht die - entgegen der Behauptung des Hypothesengenerierens - gute alte qualitative Unsitte weiter betrieben würde, im Grunde schon zu Beginn die Antwort zu wissen, sie aber erst am Ende und mit Zitaten belegt als der Analyse entsprungen zu explizieren und niederzuschreiben.

C. Sinnsammel: Das ist eine starke Behauptung!

KM: Naja, sie ergibt sich zum einen aus der Annahme, daß wir nur finden können, was wir schon kennen bzw. wofür wir empfindlich sind, und daß wir - gleich an welches Material - keine anderen Kategorien herantragen können als die uns persönlich-disziplinar Zugänglichen. Zum anderen ist die Explikation der Vorannahmen der Forschenden eine der am häufigsten wiederholten Forderungen an qualitative Sozialforschung²⁸⁵, uns sie ist eine selten eingelöste. Und würde sie eingelöst, wären wahrscheinlich viele Forschende überrascht, wie wenig sie überrascht, was am Ende herauskommt.

284 Fuchs 1996

285 vgl. z.B. Mayring 1990

C. *Sinnsammel*: Deshalb die Notwendigkeit der Irritation durch andere Stimmen?

KM: Ja, auch deshalb die Notwendigkeit der Irritation durch andere Stimmen. Aber auch hier: das Problem ist weder, daß Kategorien zur Strukturierung nötig sind und verwandt werden, noch, daß dieses potentielle Aufhalten der Resultate gegen jeden empirischen Widerspruch aus pragmatischen Gründen bis auf weiteres unterbrochen wird. Das Problem ist, daß spezifische, für die jeweiligen Erkenntnissubjekte relevante Beschreibungsdimensionen im Rahmen eines konkreten methodischen Prozederes und unter Rückgriff auf ein bestimmtes, empirisches Material konstruiert werden, ohne daß das Begrenzende, das mit diesen subjektiven und kontextuell getroffenen Wahlen verbunden ist, auch nur einer Erwähnung wert scheint. Statt dessen bleibt die Beschreibung des methodischen Vorgehens fast immer floskelhaft - warum wer wann aus welchen Gründen und mit welcher Konsequenz welche Wahlen trifft, ist ein gut gehütetes Geheimnis qualitativer empirischer Forschung, die sich an diesen Stellen meist geriert, als genüge es, vergleichbar der Entscheidung, bestimmte kausale Zusammenhangshypothesen mit einem bestimmten statistischen Programm und unter Nutzung bestimmter Parameter zu testen, die Zauberworte Grounded Theory oder qualitative Inhaltsanalyse etc. kurz fallenzulassen. Und ähnlich der Neigung quantitativer Psycholog(inn)en, recht schnell den Boden des mit dem jeweiligen Verfahren Sagbaren zu verlassen - z.B. sind "Kausalhypothesen korrelationsstatistisch ... wohl zu widerlegen, aber nicht eindeutig zu bestätigen"²⁸⁶; die Ergebnisse dieser Tests werden dann aber doch ganz gerne den Lesenden als mutmaßliche Verifikation des für relevant Gehaltene angeboten - sind auch qualitative Forscher(innen) bald über die vier oder acht oder auch zwanzig Interviewten hinaus bei Anthropologischem, und die Tendenz überwiegt, das diesen Interviews Entnommene dahingehend auszuwählen, daß es als Beleg und Nachweis behaupteter Gegenstandscharakteristika taugt. Weitgehend unerwähnt in empirischen Arbeiten bleiben also vorgängige und den Erkenntnisprozeß leitende Epistemologien der Forschenden; es unterbleibt eine Reflexion dahingehend, welche spezifischen Interaktionen zwischen Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt mit den konkret verwandten Erhebungs- und Auswertungsverfahren und ihrer Anwendung durch konkrete empirische Subjekte einhergehen und was dies für die interaktive Konstitution auch der Resultate des Forschens, u.a. im Sinne einer Kontextualisierung bzw. einer Grenze für die potentielle Verallgemeinerung der ermittelten Befunde bedeutet. Diese Forderung, die Prämissen und Bedingungen qualitativer Sozialforschung zu explizieren, den Zusammenhang zwischen Theorie, Gegenstand, Methode, Fragestellung, Material etc. in einer "neue[n] Runde der Reflexion der methodologischen Grundannahmen, der Vorgehensweisen, der Standards bzw. Güte- und Geltungskriterien und der verwendeten theoretischen Begriffe [zu überdenken]"²⁸⁷, begleitet die Geschichte der qualitativen Sozialforschung weitgehend uneingelöst.

H. Th. Wind: Wobei *du* ja auch immer und immer wieder auf diese Probleme hinweist, ohne sie selbst auch nur annähernd konsequent anzugehen. Warum ist das so?

KM: Was mich angeht: weil es unerträglich schwer ist. Weil ich keine Muster habe, wie das eingelöst werden könnte. Weil die Norm des *de nobis ipsis silemus* tief tief in mir sitzt. Und ich drehe und wende mich, um den Bruch in meiner Epistemologie und den zwischen Theorie bzw. Methodologie und Forschungspraxis in den Griff zu kriegen, und ich gehe immer neu davor in die Knie. Deshalb endlich vielleicht so klar, wie du es vorhin wolltest, daß ich sage, was ich wollte -

286 Bortz 1984, S.399

287 Lüders & Reichertz 1986, S.96

G. Najaaber: Du bist ein wirklich eigen-sinniger Mensch, aber du hast ein gutes Gedächtnis, was immer das sein mag

KM: Nachdem ich im Verlauf dieses Psychiatrie-Versorgungsforschungsprojekts begonnen hatte zu begreifen und vor allem zu *akzeptieren*, daß verschiedene Beobachter(innen) auch am gleichen Material zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen können, wollte ich verstehen, warum ein Verständnis so, das andere anders ist. Hilfreich fand ich die von Volmerg im Rahmen der psychoanalytischen Sozialforschung explizierte Idee, daß sich das jeweilige Gegenstandsverständnis in dem Dreieck zwischen der Persönlichkeit des oder der Forschenden, dem alltäglichen und wissenschaftlichen Kontext, dem er oder sie zugehört und dem Untersuchungsgegenstand oder -feld, über das Aussagen gemacht werden sollen, konstituiert²⁸⁸. Da ich die in vielen qualitativen Konzepten selbstverständlich vertretene Position des *Besser-Fremd-* als *Selbst-Verstehens* nicht teile

C. Sinnsammel: Das verstehe *ich* nicht

KM: Ob Interviews oder Feldbeobachtung, die Mahnung zu Distanz in allem Nachvollzug von Sinn und die Warnung vor dem "going-native" haben mich, sei es in der Literatur, sei es in Gesprächen, immer wieder begleitet.²⁸⁹ Wenn ich mir ansehe, welche psychischen und argumentativen Verrenkungen ich machen muß, um zu begründen, weshalb ich einen Blick auf eigenes werfe und werfen darf oder mit welcher Selbstverständlichkeit Studierende Interviews mit Personen, die sie *kennen*, bestenfalls als Probeinterviews aussteuern, dann finde ich dies in einiger Hinsicht nachdenkenswert. Die Standardsituation qualitativer Forschung, das einmalige Interview mit einer fremden Person, zerstückelt zwar nicht mehr deren Sinn in Item-Scheibchen, aber es ist eine Standardsituation der *Fremdheit*, die den Geltungsbereich für ihr entnommene Forschungsergebnisse begrenzt, und die ebenso reflexionsbedürftig ist wie die der *Bekanntheit*; wie gesagt, mein Augenarzt - so diese Arbeit irgendwann tatsächlich beendet sein sollte und ich ihn besuchen werde und ihm erzählen würde - hört anderes von mir als du oder du oder du oder als ein mir völlig fremder Interviewer, der mich zu irgend etwas befragen möchte. Und wenn es um *meinen* subjektiven Sinn geht, dann ist das, was ich erzählen werde, nicht unabhängig von der Intimität, die ich mit jemandem teile oder eben nicht. Und ich weiß über einiges mehr, als ich von Fremden erfahren könnte oder Fremde von mir zu hören kriegen könnten, und auch über einiges, was meine Ambitionen, Wünsche, Ängste, Vermutungen in Bezug auf Forschen angeht. Das heißt nicht, daß andere nicht wieder anderes sehen könnten, in dem ich mich, mit mir ja auch selbstverständlich lebend, befinde.

M. Signi Fikanz: So z.B., daß das Attribut "einfach", wenn du es verwendest, meist in einem negativen Zusammenhang steht.

KM: Tut es das? Würde mich aber nicht wundern, wenn ich an die trotz aller Differenz fortdauernde, nämlich kritisch-theoretische Bindung denke. Ja genau, das meine ich.

G. Najaaber: Oder wenn du Dinge so apodiktisch vertrittst, wie du sie an der Einfachheit der anderen ja gerade nicht erträgst. Apropos Einfachheit und Knappheit

KM: Na danke, aber stimmt wahrscheinlich auch. Ja die Knappheit, also: Meine erste Idee für eine Promotion war, alte Texte von mir, die ich im Rahmen dieses Projektes über

288 Volmerg 1988b

289 vgl. zusammenfassend Lamnek 1993

psychiatrische Versorgung geschrieben hatte, als nun explizit im Spannungsfeld zwischen mir, dem Forschungsteam, dem ich zugehörte und den verschiedenen bezirklichen Versorgungssystemen, die ich über einige Jahre begleitete, entstandene und sich verändernde zu reflektieren. Daß ich von diesem Vorhaben Abstand genommen habe, war nicht, weil ich zu *wenig*, sondern weil ich *zuviel* wußte bzw. das, was zu sagen war, mir unsäglich erschien: Ich hätte nicht gewagt, aufzuschreiben oder genauer: zu veröffentlichen, was ich über mich und das Zustandekommen dieser Texte zwischen mir, Feld und Team rekonstruierte und wie diese Re-Konstruktion in ein neues Textverstehen mündete. Ich nahm die Alpträume über aversive Reaktionen meines beruflichen Umfeldes, die mich in dieser Zeit begleiteten, schließlich ernst und von diesem Vorhaben Abstand, und es gab dann ja statt dessen den Versuch von uns beiden, ein früheres, gemeinsames Forschungsprojekt in dem eben angerissenen Sinne zu rekonstruieren²⁹⁰. Ich halte unseren Versuch für nach wie vor wichtig und spannend, weil uns beiden erst im Denken und Schreiben klar geworden ist, wie eng das Wissenschaftsoffizielle und das Wissenschaftsinoffizielle von der Konzeption einer Studie bis zur Niederschrift der Ergebnisse miteinander verzahnt sind. Und es gab Punkte, an denen wir ausgebrochen sind, und auch die nicht *wider* besseres, sondern *wegen* besserem Wissen: Bestimmte Passagen entfernten wir, weil wir mit Blick auf die damaligen Projektleiter, auf die anderen Mitarbeiter(innen) und auf die Auftraggeber Kränkungen, aversive Reaktionen und mögliche Sanktionen befürchteten. Es erwies sich als sehr viel leichter, über Gott und die Welt und über jugendliche Arbeitslose zu schreiben, als über das, was wir da und wie miteinander getan haben bei dem Versuch, sie zu beforschen.

H. Th. Wind: Warte, wie war das, es sei schwierig, so Wittgenstein, "über 'Gewißheit', 'Wahrscheinlichkeit', 'Wahrnehmung' usw. zu denken. Aber es ist womöglich noch schwerer, wirklich ehrlich über Ihr Leben oder das anderer Leute nachzudenken oder zu versuchen nachzudenken. Und das Unglück ist, daß das Nachdenken über diese Dinge nicht erregend ist, sondern oft einfach ekelhaft. Und wenn es ekelhaft ist, ist es am wichtigsten"²⁹¹.

C. Sinnsammel: Wobei du ja mit deiner Promotion in gewisser Weise über Gott und die Welt zu schreiben versucht hast, und - wenn ich einigen Andeutungen folge - ein Teil dieser Probleme dich dann trotz diesem entfernteren Gegenstand doch auch wieder eingeholt hat

KM: Ausgesprochen zähneknirschend, aber ja! Und das betrifft das Zentrum des Scheiterns, darauf komme ich gleich. Aber zu unserem Versuch und zu Wittgenstein: darüber, daß und wie *für Wittgenstein* Ehrlichkeit und Ekel etc. zusammenhängen *könnten*, gerade weil er dies als allgemeines Charakteristikum des Nachdenkens über Leben versteht, ich aber nun einmal nicht, habe ich ja zu schreiben versucht. Nein, es war in unserem Fall und was mich angeht nicht ekelhaft; es war beängstigend, genugtuend, überraschend, schmerzhaft usw. Da wir trotz dieser Schwierigkeiten mehr als oft üblich zu schreiben versucht haben - so z.B., daß wir bestimmte, gut eingeführte Methoden eher als Etikett nutzten, dann doch machten, was uns sinnvoll erschien und schließlich wieder offiziell methodisch legitimierten, was wir als Resultate vortrugen - finde ich besonders interessant, wann wir aus dem Text geflüchtet sind, wobei ich mittlerweile glaube, daß die Angst vor Anfechtungen von außen nur ein Teil des Zurückschreckens ausmachte, ein anderer war zu ertragen, was sich da zu verstehen anbahnte: Es ging um Arbeitslosenforschung, und am Ende hatten wir drei Typen jugendlicher Arbeitsloser "gefunden" - nämlich erstens an Arbeitslosigkeit leidende, zweitens zwar durch soziale und finanzielle Folgen von Arbeitslosigkeit, aber nicht psychisch bzw. in ihrer Identität beeinträchtigte Jugendliche und drittens solche, die einen Zustand oder eine

290 Mruck & Mey 1996b

291 zit.n. Wünsche 1985, S.287

Situation, die von außen als Arbeitslosigkeit attribuiert wurde, selbst gewählt hatten und offensiv und gerne nutzten. An diesen Ergebnissen ist zweierlei besonders erwähnenswert. Zum einen, daß wir herausbekamen, was wir herausbekommen *wollten*, und dies schon zu Beginn und ohne uns das recht klarzumachen; eine wichtige Botschaft der Ergebnisse war: Dieser von euch, der psychologischen Arbeitslosenforschung stilisierte, leidende Arbeitslose ist zwar keine Fiktion, aber es gibt anderes und mehr, als ihr üblicherweise zur Kenntnis nehmt. Wir hatten den "Topos des Leidens an Arbeitslosigkeit"²⁹² zwar theoretisch angegriffen, aber nun hatten wir ihn auch empirisch "widerlegt". Das zweite betrifft, daß und wie wir zur Skizzierung genau dieser drei Typen gelangt waren, und wir liefen auf das irritierende Faktum, daß die drei beteiligten Interviewerinnen erstens geschafft hatten, jeweils einen der Typen in den geführten Interviews um sich zu sammeln, obwohl die insgesamt 41 Jugendlichen alleine nach Kriterien örtlicher Zugänglichkeit auf die Interviewenden verteilt worden waren, und daß diese Typiken zweitens in einigem auch an diejenigen erinnerten, die sie mit ihren Interviewpartner(inne)n in der Interviewsituation hervorgebracht hatten.

G. Najaaber: Und nun ratet mal, welcher Typus sich bei unserem "absolut freien Herzen" sammelte? Ja, das war nicht schön, und es wurde mit jedem Gedanken und Satz verwirrender

KM: Wir haben dann verzweifelt versucht, uns aus der Konstruktionsschlinge zu ziehen mit Formulierungen wie - "die Unterschiedlichkeit der eigenen Befunde im Vergleich zu der weitgehenden Homogenität der psychologischen Arbeitslosenforschung kann nicht einfach mit der Unterschiedlichkeit der untersuchten Jugendlichen begründet werden - diese haben insoweit Eingang in die Ergebnisse gefunden ..."²⁹³ Na, und dann geht es weiter mit kommunikativen Akten und all diesen netten Dingen. Das, wovon wir damals standen, hat mich jedoch zutiefst beunruhigt, weil ich zum ersten Mal an konkretem und eigenem Material vor mir sah, wie sehr das, was wir als Typiken der anderen, der Beforschten, behaupteten, mit uns als Forschenden und auch mit sehr persönlichen Eigenheiten zusammenzuhängen schien. Was war geschehen? Waren wir *schuld*, hatten wir unprofessionell gearbeitet? Was hatten wir falsch gemacht? Was würden die ehemaligen Geldgeber und Projektleiter sagen, wenn sie lesen: Ätsch, wir haben zwar gesagt, wir erforschen diese Frage und wir haben uns wirklich große Mühe gegeben, aber was wir rausgekriegt haben, war in seinem Kern das, was wir rauskriegen wollten - allerdings tragischer Weise nicht im Kontext eines hypothesenprüfenden Forschungsdesigns -, und zusätzlich noch einiges, was doch sehr auf uns als Forschende und auf delegierende Dynamiken in dem damaligen Team verweist. Eine wirklich unerträgliche Geschichte, und zwar vor allem, weil ich ja selbst tief in meinem Inneren den alten *Wunsch* nach möglichst zutreffenden Aussagen und nach wirklich sicheren Wahrheiten geteilt habe und teile. Mit der Zeit bin ich, und auch dies, ohne es mir wirklich klarzumachen, sukzessive dazu übergegangen, die Wahrheiten dieser Ebene weitgehend aufzugeben, weil ich hoffte, Wahrheiten auf der nächst höheren Beschreibungsebene fassen zu können: Wenn ich schon den Anspruch auf Gegenstandsabbildungen als wahre Aussagen über einen Gegenstand, wie er an sich - d.h. ohne mich als ihn mittels bestimmter Verfahren Prüfende bzw. als über ihn Aussagen Treffende - ist, aufgeben mußte, dann wollte ich doch wenigstens zu wahren Aussagen über den Prozeß der Gegenstandskonstruktion kommen, d.h. ich bemühte mich, und auch dies einige Zeit, ohne daß mir dies mit seinen wieder schwierigen Implikationen bewußt gewesen wäre, um eine gültige Beziehungsbeschreibung statt einer epistemologisch fragwürdigen Gegenstandsbeschreibung! Und wenn irgend etwas wirklich abenteuerlich und abstrus an

292 Bonß, Keupp & Koenen 1984

293 Mruck & Mey 1996b, S.28

mir und an dieser Arbeit ist, dann, daß ich im Verlaufe des Schreibens die Phantasie entwickelte, eine Art Schema, eine Art Kochrezept für eine Beziehungsbeschreibung entwerfen zu wollen.

G. Najaaber: Na endlich, meine ganz und gar unbescheidene Geliebte!

KM: Na endlich, mein ganz und gar frecher Geliebter! Nein, wirklich, und ich mußte sehr weit weggehen, um dieses Ziel verstehen und mir diesen Wunsch eingestehen zu können. Es war ganz klar, aber ich hätte es zu Beginn meiner Arbeit so nicht sagen können: am Ende soll also ein kontextualisiertes *Produkt* stehen, und die Kenntlichmachung des Kontextes wäre auch eine Kenntlichmachung der Gültigkeitsgrenzen. Da ist das Feyerabendsche *anything goes*²⁹⁴ - eigentlich witzig, daß dieser Mensch Feyerabend heißt, oder? Es gibt einen schönen, kleinen Aufsatz von Abraham über die "determinierende Kraft des Namens"²⁹⁵ ... Guck mich bitte nicht schon wieder so vorwurfsvoll an! Gut, was ich sagen wollte, war nur halbernst, ich wollte eine Art Gütekriterium des "Kommt doch mit, soweit es Euch gefällt" einführen

M. Signi Fikanz: Nein, bitte, dein Langeweilekriterium oder was du darüber angedeutet hast, hat mir ja schon den Magen umgedreht!

KM: Es war *halb-ernst*, aber es war *halb-ernst!* Ich bin ja auch diejenige, du hast mich vorhin - wenig dezent, aber sehr richtig - darauf verwiesen, die gegen schnelle und unvorsichtige Rezeptionen, sei es Descartes', sei es Platons oder wessen auch immer, heftig reagiert, übrigens wissend, daß ich bei denen, die mir nicht so am Herzen liegen, ebenso schnell und unvorsichtig rezipieren kann bzw. daß ich wieder andere dann argumentativ und auch polarisierend *nutze*, wenn es um die Explikation eines *mir wichtigen* Gedankens geht, ohne daß ich mich besonders um eine von denen, die ich *nutze*, möglicherweise angezielte Gesamtgestalt kümmere. Aber es ist schon richtig, auch auf der Ebene der von mir als epistemologisch unmöglich zurückgewiesenen Gegenstandsbeschreibung gibt es - wenn auch immer schon mitbedacht als Produkt der Näherung eines Beschreibenden oder einer Beschreibenden an ein zu Beschreibendes - zumindest Aussagen, die noch unzureichender sind als andere. Wenn Flick²⁹⁶ z.B. behauptet, daß Bortz²⁹⁷ behauptet, empirische Untersuchungen sollten sich auf empirisch untersuchbare Fragestellungen beschränken, stimme ich seiner Rezeption zu. Daß Bortz jedoch aus dem Grund der unzureichenden empirischen Untersuchbarkeit "philosophische Fragen" ebenso aussteuert wie z.B. "psychische Probleme bei Zwergwüchsigen", gibt der von Flick zitierte Textausschnitt nur mithilfe einer wichtigen Unterlassung her: denn letztere sind für Bortz im Rahmen von Diplomarbeiten als Thema nicht ratsam, weil "sie einen unangemessenen Arbeitsaufwand erfordern"²⁹⁸; dieses Bortzsche Argument, ob man es nun teilen mag oder nicht, ist in Flicks Zitation im schwarzen Loch des "(...)" untergegangen mit der Folge einer Sinnentstellung, obwohl ich dem, was Flick dann wieder kritisch zu den Implikationen von Bortz' Denken schreibt, durchaus folgen würde. In dieser schwierigen Spanne werde ich wohl bis auf weiteres bleiben, und ich weiß keine mehr als private Lösung: es gibt für mich kein Jenseits eines von einer bestimmten Position aus rezipierenden oder sinnverstehenden Subjekts,

294 Feyerabend 1975 oder zusammenfassend 1989

295 Abraham 1911

296 Flick 1995, S.13

297 Bortz 1984

298 a.a.O., S.16f

Sinnverstehen *ist* Sinnherstellung, aber wenn das Ziel den Herstellungsprozeß reflektierende Aussagen über das, was rezipiert, was verstanden wird, sein sollen, dann gibt es zumindest Aussagen, die ich als sinnverfälschend zurückweise; das meinte ich, als ich zu Beginn von Kapitel III die Gefahr angesprochen habe, "meinen jeweiligen Gegenstand, wenn ich ohnehin zur Konstruktion 'verdamm't bin, nach Belieben entlang der eigenen Zwecke zu benutzen" bzw. mit der kontinuierlichen "Spannung zwischen dem Wissen um eine von mir vorzunehmende Komposition und dem Bemühen, dem, was ich komponiere, soweit irgend möglich gerecht zu werden". Daß hierzu eine Reflexion auf meine Zwecke einerseits und die Diskussion der schließlich von mir getroffenen Aussagen mit anderen Interpret(inn)en andererseits für mich mittlerweile unerlässlich ist, habe ich in der Arbeit mit qualitativen Deutungsgruppen verstanden, denn erst an - trotz aller Sorgfalt der (Begründung der) Deutung der einzelnen - offensichtlichen Dissonanzen stoße ich auf wieder andere, mir als einsame Deuterin nicht zugängliche Implikationen und Grenzen *meines* Verstehens.

C. Sinnsammel: Aber auch *mit* diesen anderen triffst du nicht die Wahrheit des Gegenstands, warum dann diese ganze Mühe?

KM: Na ja, sicher würde ich mich mit und an dieser Wissenschaft nicht so abkämpfen, wenn sie mir nicht am Herzen läge, und auch diese Haltung verweist wohl nicht nur auf meine Wahrheitsliebe - eine Art Sokratisches Erbgut im Sinne der guten alten wissenschaftlichen Mythenbildung - sondern auf einige biographische Not und Erfahrung: ich glaube, ich identifiziere mich auch als Deutende mit dem, was gedeutet werden soll und gegen eine mögliche Sinnbehauptung durch theorie-konfessionelle Väter aller Art; es ist in gewisser Weise, was mich angeht, also meine kindliche Gegenstimme gegen die Sinnübermacht der Erwachsenen, die mich zum Beharren auf dem "was noch", auf dem Eigen-Sinn des Gegenstandes treibt. Vielleicht haben ja wieder andere gelernt, vor dieser Übermacht entweder zu kapitulieren und/oder sich mit ihr zu identifizieren, eine grundsätzlich andere wissenschaftliche Haltung wäre, so vermute ich, die Folge. Schon deshalb kann ich im Grunde nicht anders, als diese Mühe der Gegenstandsnäherung als meine zu akzeptieren. Und ich werde niemals, niemals zustimmen, wenn der Kaiser sagt, er trage schöne neue Kleider, während ich sehe, daß er nackt ist.

G. Najaaber: Eine angesichts deiner Kurzsichtigkeit problematische Aussage, nicht wahr?

KM: Na du wieder, und schon wieder hast du recht. Früher hätte ich ohne innezuhalten meinen Blick als richtigen behautet: er trägt keine Kleider! Heute versuche ich, wenn ich in der Metapher bleibe, seine *und* meine Sicht zum Ausgangspunkt meines Verstehens zu machen. Und apropos Metaphern: ich mag sie immer wieder ganz gerne, aber sie sind oft ein wenig schwierig, weil sie eine besonders große Fläche für (Miß-) Verständnisse bieten. Mit des Kaisers neuen alten Kleidern meinte ich gerade, daß bei aller Mühe um eine Gegenstandsnäherung ich die Ideale gültiger Gegenstandsabbildungen mittlerweile (und wenn auch immer wieder ein wenig zähneknirschend) nicht mehr teilen kann: Ich bin zwar zu dieser Art biographischer und wissenschaftlicher Sorgfalt "verdamm't", und deshalb benötige ich, wenn ich mich einer bestimmten Untersuchungsfrage zuwende und nicht *nur* Autobiographie produzieren oder Konfession re-produzieren möchte, die Reflexion auf mich als Untersucherin und die Korrektur durch andere Stimmen. Daraus resultiert jedoch im besten Falle statt des "monotonen Singsang[s] ... einer einzigen autoritativen Stimme ... ein interpretativer Diskurs"²⁹⁹, der den Forschenden, aber auch potentiellen Abnehmer(inne)n

ihrer Produkte, im Sinne Wallners³⁰⁰ eine Bereicherung des Blickfeldes und breitere Strukturierungsmöglichkeiten eröffnet. In diesen Zusammenhang gehört auch mein "Kommt doch mit, soweit es Euch gefällt", und hinter dem, was auf den ersten Blick als Auslieferung jeglicher Gültigkeit an (inter-) subjektives Belieben erscheinen mag, verbirgt sich

G: Najaaber. und wie sollte es und bei dir schon anders sein

KM: eine heimliche und recht anspruchliche Ethik. Es gehört für mich zu meiner Pflicht als Wissenschaftlerin, die Grenzen und die Begrenztheit meines Wissens soweit möglich kenntlich zu machen, und dies schon aus zwei Gründen: Wenn ich autoritativ scheinbar gültige Wahrheiten verbreite, wiege ich mich und andere in einer Sicherheit, die mögliche andere Sichten, Wahlen und Effekte unterschlägt und insbesondere im Bereich naturwissenschaftlicher Forschung ausgesprochen gefährlich werden kann, denn "das im Labor erarbeitete 'Naturgesetz' lässt sich nicht beliebig in die Natur übertragen ... [und es können] nichtintendierte Nebenfolgen mit unter Umständen katastrophalen Effekten auftreten"³⁰¹. Und auch jenseits solcher "Nebeneffekte" kommt kein Bereich auch der - dem Anspruch nach - exakten Wissenschaften ohne "denkstilgemäße" Deutungsarbeit aus: Ich habe dies am eigenen Leib bzw. genauer am eigenen Ohr erfahren, und dies auch nur, weil ich mit *mehreren* Ärzten zu tun hatte: von einigen wurde ich auf die Notwendigkeit einer bestimmten Nachoperation verwiesen - "sie ist unumgänglich, weil wir aus x,y Prozent der Fälle wissen, daß ...", während die andere Seite mich wissen ließ, dies sei zwar in x,y Prozent der Fälle richtig, aber bei meinem konkreten Ohr nicht angebracht; ich sollte hinzufügen, daß es sich um eine Operation handelte, die zwar für mich etwas wichtiges und besonderes, für die Ärzt(inn)e(n), mit denen ich zu tun hatte, jedoch alltägliches Handwerk war. Ich erkannte den mir vertrauten Disput zwischen einem statistischen und einem qualitativen Argument wieder und entschied mich auch hier für mein konkretes Ohr, aber die Last dieser Wahl lag auf mir als einer medizinischen Laiin, und ich habe sie auch deshalb als sehr gravierend erlebt, weil jede der beteiligten Seiten für das eigene Urteil Gültigkeit beanspruchte (statistische vs. gegenstandsangemessene) und die je andere als bloß kontextuelles Wissen fragwürdig machte. Und damit bin ich auch bei dem zweiten Grund, weshalb ich schon der eigenen Reputation zuliebe autoritative Wahrheitsbehauptungen für problematisch halte: Wenn ich bereits weiß, daß jeder solchen Behauptung, kaum daß sie veröffentlicht ist, eine ihr widersprechende entgegensteht, dann folgt daraus ein Glaubwürdigkeitsverlust, den ich schon deshalb für schlecht erachte, weil an dessen Ende Wissenschaften weniger wert sein werden, als sie es nach meinem Dafürhalten sein können. In einem "Stern" der letzten Wochen war die Absurdität dieses Nichtzurkenntnisnehmens anderer Deutungen an einer tragikomischen Geschichte für mich sehr treffend auf den Punkt gebracht, als auf die Frage, warum ein Mann ein Pferd niedergemetzelt hatte, ein Polizist vermutete, der Mann sei "nicht ganz dicht"; verschiedene Wissenschaftler(innen) machten die gestörte Vater- oder Mutter- oder Selbstbeziehung und allerlei - je nach disziplinärer Herkunft - Psychologisches und Soziologisches und Sexualwissenschaftliches verantwortlich; ein Experte für Rechtsradikalismus vermutete ein nazistisches Sühneopfer und der Täter selbst schließlich gab an, er sei eifersüchtig gewesen, weil der Wallach die Stute, in die er verliebt war, von ihm wegzudrängen versuchte, wenn er sie mittels Essen zu sich locken wollte; diese Eifersuchts-Selbstdeutung wiederum war ein wenig ignorant gegen die Verfassung des Pferdes, denn es war kastriert und wollte möglicherweise weniger die Stute weg von dem Mann als sich selbst hin zum Fressen drängen. Die Ergebnisse dieser unfreiwillig polyphonen Deutungsgemeinschaft haben sicher auch andere Lesende gegen

300 Wallner 1992

301 Bonß, Hohlfeld & Kollek 1993b, S.11

die je einzelne Wahrheitsbehauptung skeptisch gemacht, und da dieses Beispiel eines von vielen ist, die tagtäglich der Presse zu entnehmen sind, sollten wir uns als Forschende nicht wundern, wenn die Adressat(inn)en unseres Forschens sich kopfschüttelnd von uns und unseren Ergebnissen abwenden, gerade weil und solange wir beanspruchen, gültige Wahrheiten zu produzieren. Ich bin mir nicht sicher, aber ich hoffe, daß z.B. mit dem Versuch, den ich mit meinen antiken Streifzügen unternommen habe, ich die Fruchtbarkeit eines solchen Kontextualisierungsunternehmens zeigen konnte, und dies sowohl für mich als Forschende als auch für diejenigen, die sich dem, was ich geschaffen habe, zuwenden: Mein eigener Blick ist breiter geworden - ich habe tatsächlich irgendwann im Laufe des Arbeitens z.B. irritiert und fasziniert vor dem Phänomen Sokrates und seiner Reproduktion durch mich und andere gestanden -, und vielleicht habe ich umgekehrt andere ebenfalls zu neuem Nachdenken verleiten können. Aber mit diesem hoffentlich Gelungenen bin ich auch bereits bei dem, was mir nicht gelungen ist: Trotz meinem Wunsch, auf der nächst höheren Ebene diskrepante Deutungen theoretisch integrierend zu fassen, weiß ich mittlerweile, daß auch diese Integrationsbemühung wieder standortabhängig und deshalb explikationsbedürftig ist. Sie setzt voraus, daß ich mich als Deutende kenntlich mache und soweit möglich in die Deutung einzubeziehen versuche, und hier bin ich neben der potentiellen Endlosigkeit immer neuer Kontextualisierungen - "eine Mehrheit von vernetzten Beobachtern ..., die jeweils das beobachten, was für den anderen unbeobachtbar ist, unterstützt und koordiniert von einem Theorie-Switchboard, welches die Folgelasten von gemachten und zu machenden Unterscheidungen taxiert und ausbalanciert"³⁰² wäre durch wieder vernetzte Beobachter(innen) und "Switch-Boards" zu beobachten usw. - auf die bereits erwähnte und mir bekannte Problematik gestoßen, daß in den Wissenschaften auch einiges, was sagbar wäre, aufgrund der persönlichen und sozialen Kosten, die es nach sich ziehen könnte, unsagbar ist und wohl bis auf weiteres bleibt.

C. Sinnsammel: Das war, worauf ich vorhin angespielt habe, daß trotz deiner Wendung zu "Gott und der Welt", d.h. zu einem - persönlich, sozial und disziplinär - entfernten und weniger heiklen Gegenstand, dich neue alte Schweigegebote und Sprechverbote eingeholt zu haben scheinen. Um Kant und deine Erwähnung von Doktor-Arbeit und Doktor-Spielen herum bleibst du mindestens so vage, wie du deutlich wirst.

KM: Ja, und keine Lösung in Aussicht! Daß ich ausgerechnet bei Kant in eine Spaltung zwischen wissenschaftlicher Arbeit und literarischem Untergrund eingetreten, in rationalen *Jedermann* und sinnliches empirisches Subjekt zerfallen bin, macht mir mindestens ebenso viel Kopfzerbrechen wie der wahrheitsliebende Sokrates auf wieder andere Art. Im Grunde hätte ich, wäre ich meiner Absicht gefolgt, nicht nur historisch sich wandelnde Epistemologien über Subjekt-Objekt-Beziehungen zu offerieren, sondern mich auch bei der eigenen Konstruktionsarbeit zu beobachten und beobachten zu lassen, die Doktor-Spiele als Teil der Doktor-Arbeit einbeziehen und in bezug auf den konkreten Gegenstand Kant und damit auch auf einen bestimmten Stand wissenschaftlicher Epistemologie hin reflektieren müssen. Es ist jedoch im Windschatten des offiziellen Arbeitens an der "Kritik der reinen Vernunft" eine Art von Literatur entstanden, die ich auch unabhängig von dieser Arbeit bestenfalls anonym zu veröffentlichen wagen würde - nicht, weil sie, was die Wahl des Terminus Doktor-Spiele nahelegt, pornographisch wäre, obwohl sie *auch* pornographisch ist, sondern weil ich an diesem Punkt reine Vernunft zu sein scheinbar nur ertragen habe, indem ich quasi auf der Rückseite des Blattes als auch leibseelisches Subjekt gegen meine Entleibung und gegen die als notwendig und möglich proklamierte Seelenlosigkeit rebellierte, und ich mich mit dieser Rebellion an die Grenzen des mir Fühlbaren, Schreibbaren und

Mittelbaren zu begeben versucht habe. Im nachhinein war ich erstaunt, daß ich selbst für mir bis dahin Unsägliches Worte und Formen fand, aber was ich als empirisches Subjekt zu sagen wußte, ließ mich als wissenschaftliches verstummen. Und ich vermute, daß diese Grenze, auf die ich erneut und wieder sehr massiv gestoßen bin, mit dafür verantwortlich ist, daß bis heute der Einbezug der Beobachtenden zwar gefordert, aber kaum eingelöst wird. Für die Humanwissenschaften und insbesondere für die Psychologie würde dies bedeuten - wenn irgend etwas an dem stimmt, was ich ebenfalls nur vermuten kann, daß ich jenseits der guten oder schlechten Gründe immer schon als leib-seelisch-geistiges Subjekt vor dem Hintergrund des mir (berufs-) biographisch Zugänglichen reagiere und interagiere - daß es recht plausibel ist, lieber schweigsam zu bleiben, denn es wäre unumgänglich, auch sehr Intimes oder Schambesetztes in die Reflexion einzubeziehen, wobei Scham und Intimität für unterschiedliche Forschende natürlich mit Unterschiedlichem verknüpft sein können; ich kann einiges recht problemlos erwähnen bzw. gerade noch nicht an die Grenze des persönlich und wissenschaftlich Mittelbaren, wo diese für andere teilweise längst überschritten sein mag. Das Problem meiner und verwandter Bemühungen wäre also an dieser Stelle, daß wir zwar wissen, daß das Modell eines "in-aktiven Körpers" und eines "apathischen Geistes" für das Subjekt und das Objekt der Humanwissenschaften ungenügend ist, aber vor dem methodisch produktiven Nutzen einer "aktiven Sinnlichkeit" und eines "Mitleidens der Seele", das z.B. auch Breuer (hier im Anschluß an Kutschmann) favorisiert³⁰³, zurückschrecken und damit deren epistemologischen Nutzen und ihre Grenzen bestenfalls ahnen können. Und ich weiß zwar, daß ich die in meiner Disziplin vorherrschende "Desanthropomorphisierung des Menschen als Objekt der wissenschaftlichen Erkenntnis ... [und die] Leibfreiheits-Konzeption ... des erkenntnisproduzierenden Subjekts"³⁰⁴ nicht teile, ich weiß, wenn ich dem Breuerschen Gedankengang folge, daß von den Datenarten, die Devereux für die humanwissenschaftliche Forschungsinteraktion differenziert - nämlich Objektverhalten, "Störungen" am Objekt durch die Beobachtenden und "Verhalten des Beobachters"³⁰⁵ - insbesondere was die dritte angeht, die Kenntnislage ausgesprochen dürftig ist, und ich glaube sogar, entgegen der von Breuer an dieser Stelle vorgenommenen Beschränkung auf "Human- und Sozial-Objekte", daß es auch für Naturwissenschaftler(innen) eine problematische Konstruktion ist, Aussagen über eine "unbelebte 'Natur da draußen'"³⁰⁶ treffen zu wollen, da wir seit Kant wissen können, daß das "da draußen" uns nur auf dem Wege des ("inneren") Wahrnehmens zugänglich ist. Aber ich weiß auch, daß wir doch immer viel lieber den Blick trotz besserem Wissen auf *das andere da draußen* richten; wir reden weiter eher über die Subjekte, als daß wir als Subjekt zu reden wagen würden: Auch Devereux als derjenige, der die Notwendigkeit der Blickwendung hin auf die Beobachtenden sehr eindringlich unterstrichen hat, ist interessanterweise sehr schweigsam geblieben und erwähnt weitaus häufiger *die* Beobachter(innen) als sich als Beobachtenden; am ehesten und recht früh hat Theodor Reik versucht, nicht nur über die unumgängliche "Resonanz" und die "innere Erfahrung des Psychoanalytikers"³⁰⁷ zu reden, sondern seine eigene tatsächlich auch sichtbar zu machen. Und es ist ein bißchen absurd, daß Psycholog(inn)en sich mit dem Denken und Fühlen und Handeln und Wahrnehmen anderer befassen und so fortdauernd stumm bleiben (müssen), was das Wissen um eigenes Denken und Fühlen und Wahrnehmen und Handeln und dessen Bedeutung für die Re-Konstruktion des anderen angeht. Insoweit, mit Breuer, ja, ich glaube auch, daß es

303 Breuer 1997, S.7

304 a.a.O., S.8

305 Devereux 1967, S.20

306 Breuer 1997, S.21

307 Reik 1948

"durchaus noch einige Probleme zu bewältigen gibt"³⁰⁸, und hier hat Reik - und auch für die nicht-psychoanalytische Psychologie - für mich nicht an Aktualität verloren, wenn er feststellt, es sei "für den Psychologiestudenten nützlicher, die großen Schriftsteller zu lesen als die Zeitschrift 'Psychoanalytik Quarterly'. Unsere Studenten könnten mehr und besser aus solchen Quellen lernen ..., als aus psychiatrischen Fachbüchern, die die Gewässer mit wissenschaftlicher Terminologie trüben im Bemühen, sie tief erscheinen zu lassen."³⁰⁹ Dem ist, solange wir als *Psycholog*(inn)en nicht wagen, uns *psyche* und damit auch uns selbst zuzuwenden, wenig hinzuzufügen. Und für die Schwierigkeit dieses Versuches, für große Pläne, guten Willen und das schließliche Scheitern an inneren und äußeren Grenzen steht nun auch diese Arbeit

C. Sinnsammel: Wobei, was dich angeht, ich einigermaßen zuversichtlich bin, daß du weiter experimentieren wirst, solange du mich und uns in eine Arbeit hineinerfindest

KM: Es ist schwer, dem eigenen Autoritativen zu entgehen, und sehr häufig neige ich, wenn ich traditionell schreibe, zu (vermeintlich) eindeutigen Aussagen und traditionellen Resultaten.

G. Najaaber: Wobei der Versuch, den du hier unternommen hast - der Ausbruch in Polyloge, um auf diese Weise auf Inkonsistenzen, Vieldeutigkeiten und Grenzen des Wissens hinzuweisen und um als empirisches Subjekt in einer wissenschaftlichen Arbeit Sprache zurückzugewinnen - einer neben anderen denkbaren ist. Ein anderer, den du gewählt hast, nämlich dich in einem Kapitel schreibend gewähren zu lassen, um dich im nächsten Kapitel schreibend zu kommentieren, könnte auch der Form nach dahin aufgebrochen werden, daß beide Texte neben- und miteinanderlaufen: Während du z.B. auf der oberen Blatthälfte noch tapfer am Mythos Sokrates mitarbeitest und festhältst, könntest du auf der unteren Gegenlesen und -schreiben. Zeitweise wären tatsächlich beide Blatthälften gefüllt, zeitweise gäbe es nur den einen oder den anderen Text, zeitweise könnten beide in einem aufgehen, und manchmal würden sich Bilder und Worte gegenüberstehen.

KM: Stimmt, eine gute Idee. Es wären auch faktische Polyloge denkbar, wenn z.B. mehrere Interpret(inn)en gegen- und miteinander ein Interview oder einen Text zu verstehen versuchen und dabei neue Darstellungsweisen probieren und nutzen, eine Art sichtbare Polyphonie. Aber zu dieser Zeit brauchte ich zunächst deine und eure Erfindung und ich habe euch gerne benutzt; was die Zukunft angeht, werden meine Neugier, mein Ehrgeiz, meine epistemologische Zerrissenheit, meine Beharrlichkeit, meine Spiellust und meine (Un-) Treue gegen mein (berufs-) biographisches Schicksal hoffentlich schon das ihre und ich das meine tun. Möglicherweise werde ich in einigen Monaten amüsiert-kopfschüttelnd vor meiner eigenen Mutlosigkeit stehen und zwei, drei kleine Schritte weiter versuchen, wer weiß das schon? Und vielleicht treffe ich auch weiterhin Zigeuner(innen) unterschiedlicher disziplinärer Herkunft, die im Spiel mit Kategorien und Ordnungen und ohne zu selbst- und fremddestruktive Ausgänge das Monodsche Universum bzw. den Kantischen Ozean mitzudenken und zu ertragen versuchen.

G. Najaaber: Und dich!

KM: Und mich?

308 Breuer 1997, S.23

309 Reik 1948, S.106

G. Najaaber: Für ein Treffen ist es ja nicht nur wichtig, den Ozean oder das Universum, sondern auch dich zu ertragen.

KM: Hm. Stimmt. Da hatte ich mich wohl schon wieder als empirisches Subjekt zu epistemologischem und aus dem epistemologischen Staub gemacht. *Najaaber* daß du mich so lange ertragen hast *und* das sagst, läßt mich hoffen.

Literatur

- Abdel-Malek, A. (1972/1973). Ibn Khaldun, Begründer der historischen Wissenschaft und der Soziologie. In F. Chatelet (Hrsg.), *Geschichte der Philosophie, Bd.2: Die Philosophie des Mittelalters (1.-15. Jahrhundert)* (S.137-161). Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein.
- Abraham, K. (1911/1971). Über die determinierende Kraft des Namens. In ders., *Psychoanalytische Schriften, Bd.1* (hrsg. v. J. Cremerius) (S.39-41). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Adorno, T.W. (1951/1971). *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Adorno, T.W. (1952/1972). Die revidierte Psychoanalyse. In ders., *Gesammelte Schriften, Bd.8, Soziologische Schriften, Bd.1* (S.20-41). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Adorno, T.W. (1973). *Philosophische Terminologie, Bd.1* (hrsg. von R. zur Lippe). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Adorno, T.W. (1974). *Philosophische Terminologie, Bd.2* (hrsg. von R. zur Lippe). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Adorno, T.W., Dahrendorf, R., Pilot, H., Albert, H., Habermas, J. & Popper, K.R. (1969/1972). *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Neuwied, Berlin: Luchterhand.
- Ash, G.A. & Geuter, U. (Hrsg.) (1985). *Geschichte der deutschen Psychologie im 20. Jahrhundert. Ein Überblick*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Badawi, A. (1972/1973). Philosophie und Theologie des Islam in der klassischen Periode. In F. Chatelet (Hrsg.), *Geschichte der Philosophie, Bd.2: Die Philosophie des Mittelalters (1.-15. Jahrhundert)* (S.114-136). Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein.
- Bateson, G. (1972/1996). *Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bateson, G. (1979/1995). *Geist und Natur. Eine notwendige Einheit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bateson, G. & Bateson, M.C. (1987/1993). *Wo Engel zögern. Unterwegs zu einer Epistemologie des Heiligen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Baur, R. (1997). *Erfahrungen in der Nähe des Todes. Eine qualitative Untersuchung*. Unv. Diplomarbeit, Institut für Klinische Psychologie, Psychologische Diagnostik und Gemeindepsychologie, FU Berlin.
- Berg, E. & Fuchs, M. (Hrsg.) (1993). *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bergold, J. & Breuer, F. (1992). Zum Verhältnis von Gegenstand und Forschungsmethoden in der Psychologie. *Journal für Psychologie, 1(1)*, 24-35.
- Bernhard, T. (1978/1988). *Ja*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bernhardt, J. (1972a/1973). Das vorsokratische Denken: von Thales zu den Sophisten. In F. Chatelet (Hrsg.), *Geschichte der Philosophie, Bd.1: Die heidnische Philosophie (6.Jh.v.Chr.-3.Jh.n.Chr.)* (S.21-66). Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein.
- Bernhardt, J. (1972b/1973). Aristoteles. In F. Chatelet (Hrsg.), *Geschichte der Philosophie, Bd.1: Die heidnische Philosophie (6.Jh.v.Chr.-3.Jh.n.Chr.)* (S.128-176). Frankfurt, Berlin, Wien: Ullstein.
- Bonß, W. & Hartmann, H. (Hrsg.) (1985). *Entzauberte Wissenschaft. Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung*. Soziale Welt, Sonderband 3. Göttingen: Schwartz.
- Bonß, W., Hohlfeld, R. & Kollek, R. (Hrsg.) (1993a). *Wissenschaft als Kontext - Kontexte der Wissenschaft*. Hamburg: Junius.
- Bonß, W., Hohlfeld, R. & Kollek, R. (1993b). Einleitung. In W. Bonß, R. Hohlfeld & R. Kollek (Hrsg.), *Wissenschaft als Kontext - Kontexte der Wissenschaft* (S.7-23). Hamburg: Junius.
- Bonß, W., Keupp, H. & Koenen, E. (1984). Das Ende des Belastungsdiskurses? Zur subjektiven und gesellschaftlichen Bedeutung von Arbeitslosigkeit. In W. Bonß & R.G. Heinze (Hrsg.), *Arbeitslosigkeit in der Arbeitsgesellschaft* (S.143-188). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Bortz, J., unter Mitarbeit von D. Bongers. (1984). *Lehrbuch der empirischen Forschung für Sozialwissenschaftler*. Berlin: Springer.
- Bortz, J. & Döring, N. (1995). *Forschungsmethoden und Evaluation für Sozialwissenschaftler*. Berlin: Springer.
- Bouveresse, J. (1973/1975). Theorie und Beobachtung in der Wissenschaftsphilosophie des logischen Positivismus. In F. Chatelet (Hrsg.), *Geschichte der Philosophie, Bd.8: Das XX. Jahrhundert* (S.67-117). Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein.
- Braun, H. (1989/1992). Wissenschaftsgeschichte: Sozialwissenschaften. In H. Seiffert & G. Radnitzky (Hrsg.), *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie* (S.440-447). München: dtv.
- Breiter, A. (1995). Die Forschung über künstliche Intelligenz und ihre sanduhrförmige Entwicklungsdynamik. Die Dynamik einer Wissenschaft im Spiegel ihrer Wahrnehmung in der Öffentlichkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 47, 295-318.
- Breuer, F. (1989). Die Relativität der Realität. Zur erkenntnis- und praxisbezogenen Produktivität differentieller Sehweisen der "Wirklichkeit". In I. Beerlage & E.M. Fehre (Hrsg.), *Praxisforschung zwischen Intuition und Institution* (S.57-69). Tübingen: DGVT.
- Breuer, F. (1991). *Wissenschaftstheorie für Psychologen. Eine Einführung* (5. verbesserte Auflage). Münster: Aschendorff.
- Breuer, F. (1996a). Vorbemerkung. In F. Breuer (Hrsg.), *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils* (S.9-11). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Breuer, F. (1996b). Theoretische und methodologische Grundlinien unseres Forschungsstils. In F. Breuer (Hrsg.), *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils* (S.14-40). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Breuer, F. (Hrsg.) (1996c). *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Breuer, F. u.a. (1996d). Schritte des Arbeitsprozesses unter unserem Forschungsstil. In F. Breuer (Hrsg.), *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils* (S.79-173). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Breuer, F. (1997). *Wissenschaftliche Erfahrung und der Körper/Leib des Wissenschaftlers. Sozialwissenschaftliche Überlegungen*. Manuskript.
- Buchholz, M.B. (Hrsg.) (1995). *Psychotherapeutische Interaktion. Qualitative Studien zu Konversation und Metapher, Plan und Geste*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Canetti, E. (o.J.). *Die Fackel im Ohr. Lebensgeschichte 1921-1931*. Berlin: Volk und Welt.
- Capra, F. (1982/1985). *Wendezeit. Bausteine für ein neues Weltbild*. Bern, München, Wien: Scherz.
- Capra, F. (1996). *Lebensnetz. Ein neues Verständnis der lebendigen Welt*. Bern, München, Wien: Scherz.
- Carnap, R., Hahn, H. & Neurath, O. (1929/1979). Wissenschaftliche Weltauffassung - Der Wiener Kreis. In O. Neurath, *Wissenschaftliche Weltauffassung, Sozialismus und Logischer Empirismus* (hrsg. von R. Hegselmann) (S.81-101). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Chatelet, F. (1972a/1973). Platon. In F. Chatelet (Hrsg.), *Geschichte der Philosophie, Bd.1: Die heidnische Philosophie (6.Jh.v.Chr.-3.Jh.n.Chr.)* (S.67-127). Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein.
- Chatelet, F. (1972b/1974). Vorwort. In F. Chatelet (Hrsg.), *Geschichte der Philosophie, Bd.4: Die Aufklärung (18. Jahrhundert)* (S.13-16). Frankfurt, Berlin, Wien: Ullstein.
- Chatelet, F. (1972c/1973). Biographische Notizen zu den behandelten Autoren. In F. Chatelet (Hrsg.), *Geschichte der Philosophie, Bd.2: Die Philosophie des Mittelalters (1.-15. Jahrhundert)* (S.228-233). Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein.
- Chatelet, F. (1972d/1974). Vorwort. In F. Chatelet (Hrsg.), *Geschichte der Philosophie, Bd.4: Die Aufklärung (18. Jahrhundert)* (S.13-16). Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein.
- Chatelet, F. (Hrsg.) (1972-1973/1974-1975). *Geschichte der Philosophie, 8 Bde*. Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein.
- Cremerius, J. (1982). Die Bedeutung des Dissidenten für die Psychoanalyse. *Psyche*, 36, 481-514.

- Danto, A.C. (1997). Ein Jahrhundert der Selbstanalyse. Die Philosophie auf der Suche nach einer Identität. In C.M. Joachimides & N. Rosenthal (Hrsg.), *Die Epoche der Moderne. Kunst im 20. Jahrhundert* (S.13-28). Stuttgart: Hatje.
- Desanti, J.-T. (1972/1974). Galilei und die neue Naturauffassung. In F. Chatelet (Hrsg.), *Geschichte der Philosophie, Bd.3: Die Philosophie der Neuzeit (16. und 17. Jahrhundert)* (S.63-82). Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein.
- Descartes, R. (1637/1948). *Abhandlung über die Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Wahrheitsforschung* (mit einem Vorwort von K. Jaspers und einem Beitrag von J.-P. Sartre über "Descartes und die Freiheit"). Mainz: Universum.
- Desné, R. (1972/1974). Die französische Philosophie im XVIII. Jahrhundert. In F. Chatelet (Hrsg.), *Geschichte der Philosophie, Bd.4: Die Aufklärung (18. Jahrhundert)* (S.73-110). Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein.
- Devereux, G. (1967/1992). *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Di Trocchio, F. (1993/1995). *Der große Schwindel. Betrug und Fälschung in der Wissenschaft*. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Duchesneau, F. (1972/1974). John Locke. In F. Chatelet (Hrsg.), *Geschichte der Philosophie, Bd.4: Die Aufklärung (18. Jahrhundert)* (S.17-42). Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein.
- Durant, W. (1935-1977). *Kulturgeschichte der Menschheit, 32 Bde*. Lausanne: Editions Rencontre.
- Ebbinghaus, H. (1908/1932). *Abriss der Psychologie* (9. durchgesehene Auflage). Berlin, Leipzig: de Gruyter.
- Eccles, J. (1989/1992). Geist-Leib-Problem (Mind-body problem). In H. Seiffert & G. Radnitzky (Hrsg.), *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie* (S.101-106). München: dtv.
- Erdmann, J.E. (1971/1978). *Geschichte der Philosophie, Bd.VI: Philosophie der Neuzeit. Der Deutsche Idealismus* (mit Quellentexten). Reinbek: Rowohlt.
- Esslin, M. (1961/1979). *Das Theater des Absurden*. Reinbek: Rowohlt.
- Falckenberg, R. (1904/1907). *Kant und das Jahrhundert. Gedächtnisrede zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr des Todestages des Philosophen im Auftrage des Akademischen Senats der k. b. Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen am 12. Februar 1904*. Leipzig: Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.
- Fasching, G. (1995). *Man sollte nicht den Finger, der auf den Mond weist, für den Mond selbst halten*. Wien: Springer.
- Felt, U., Nowotny, H. & Taschwer, K. (1995). *Wissenschaftsforschung. Eine Einführung*. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Feyerabend, P. (1975/1981). *Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Feyerabend, P. (1989/1992). Erkenntnistheorie, anarchische. In H. Seiffert & G. Radnitzky (Hrsg.), *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie* (S.58-61). München: dtv.
- Fichte, J.G. (1800/1980). *Die Bestimmung des Menschen - Über die Würde des Menschen*. Wiesbaden: Verlag der Vertriebsgesellschaft Modernes Antiquariat.
- Fischer, A. (1997). Konzeption der Studie. In Jugendwerk der deutschen Shell (Hrsg.) *Jugend '97. Zukunftsperspektiven. Gesellschaftliches Engagement. Politische Orientierungen* (S.25-31). Opladen: Leske + Budrich.
- Fleck, L. (1929/1983). Über die Krise der "Wirklichkeit". In ders., *Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze* (S.46-58) (hrsg. von L. Schäfer & T. Schnelle). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fleck, L. (1935a/1983). Über die wissenschaftliche Beobachtung und die Wahrnehmung im allgemeinen. In ders., *Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze* (S.59-83) (hrsg. von L. Schäfer & T. Schnelle). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fleck, L. (1935b/1994). *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv* (hrsg. von L. Schäfer & T. Schnelle). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

- Flick, U. (1995). *Qualitative Forschung. Theorien, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Reinbek: Rowohlt.
- Forum für Philosophie Bad Homburg (Hrsg.) (1991). *Martin Heidegger: Innen- und Außenansichten*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Freud, S. (1910/1975). Die zukünftigen Chancen der psychoanalytischen Therapie. In ders., *Studienausgabe, Ergänzungsband: Schriften zur Behandlungstechnik* (S.121-132). Frankfurt/M.: Fischer.
- Freud, S. (1915/1975). Bemerkungen über die Übertragungsliebe (Weitere Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse III). In ders., *Studienausgabe, Ergänzungsband: Schriften zur Behandlungstechnik* (S.217-230). Frankfurt/M.: Fischer.
- Freud, S. (1926). *Die Frage der Laienanalyse. Unterredung mit einem Unparteiischen*. Leipzig, Wien, Zürich: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.
- Freud, S. (1937/1975). Konstruktionen in der Analyse. In ders., *Studienausgabe, Ergänzungsband: Schriften zur Behandlungstechnik* (S.393-406). Frankfurt/M.: Fischer.
- Frey, D. (1996). Anmerkungen zur Sozialpsychologie - Eine persönliche Stellungnahme. In *Perspektiven der Psychologie. Eine Standortbestimmung* (S.43-64). Weinheim: Beltz, PVU.
- Fuchs, M. & Berg, E. (1993). Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnographischer Repräsentation. In E. Berg & M. Fuchs (Hrsg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation* (S.11-108). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fuchs, T. (1996). Autonomieentwicklung im familiären Weihnachtsritual. In F. Breuer (Hrsg.), *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils* (S.212-227). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Furth, H.G. (1987/1990). *Wissen als Leidenschaft. Eine Untersuchung über Freud und Piaget*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gall, L. (1992). Zur politischen und gesellschaftlichen Rolle der Wissenschaften in Deutschland um 1900. In H. Coing, L. Gall, J. Habermas, N. Hammerstein, H. Markl & W.J. Mommsen, *Wissenschaftsgeschichte seit 1900. 75 Jahre Universität Frankfurt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Geertz, C. (1973/1991). *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gehlen, A. (1961/1968). "Geist" und "Natur" in der Philosophie der Neuzeit. In E. Topitsch (Hrsg.), *Logik der Sozialwissenschaften* (S.53-56). Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch.
- Geißlinger, H. (1991). *Inszenierte Wirklichkeit. Mikrostudien über Reisen in andere Realitäten*. Berlin: Story Dealer A.G.
- Geldsetzer, L. (1989/1992). Hermeneutik. In H. Seiffert & G. Radnitzky (Hrsg.), *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie* (S.127-139). München: dtv.
- Gemoll, W. (1959). *Griechisch-Deutsches Schul- und Handwörterbuch* (7. durchgesehene und verbesserte Auflage). München, Wien: Freytag.
- Gerl, B. (1971/1978). Anhang: Quellentexte. In J.E. Erdmann, *Geschichte der Philosophie, Bd. VI: Philosophie der Neuzeit. Der Deutsche Idealismus* (mit Quellentexten) (S. 76-270). Reinbek: Rowohlt.
- Gethmann, C.F. (1981). Wissenschaftsforschung? Zur philosophischen Kritik der nach-Kuhnschen Reflexionswissenschaften. In P. Janich (Hrsg.), *Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung* (S.9-38). München: Beck.
- Ginzburg, C. (1980). Spurensicherung. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli - die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst (Schluß). *Freibeuter*, 4, 11-36.
- Glaserfeld, E. von (1981/1991). Einführung in den radikalen Konstruktivismus. In P. Watzlawick (Hrsg.), *Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus* (S.16-38). München, Zürich: Piper.
- Göbel, D. (o.J.). *Das Abenteuer des Denkens. Abendländische Geschichte von Thales bis Heidegger*. Wiesbaden: Fourier.

- Görlitz, D., Harloff, H.J., Mey, G. & Valsiner, J. (Hrsg.) (1998). *Children, cities, and psychological theories: Developing relationships*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Graumann, C.F. (1992). Einführung in die Geschichte der Sozialpsychologie. In W. Stroebe, M. Hewstone, J.P. Codol & G.M. Stephenson (Hrsg.), *Sozialpsychologie. Eine Einführung* (2. korrigierte Auflage) (S.3-20). Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Greve, W. & Wentura, D. (1991). *Wissenschaftliche Beobachtung in der Psychologie. Eine Einführung*. München: Quintessenz.
- Gysling, A. (1995). *Die analytische Antwort. Eine Geschichte der Gegenübertragung in Form von Autorenportraits*. Tübingen: edition diskord.
- Hegselmann, R. (1979). Otto Neurath - Empiristischer Aufklärer und Sozialreformer. In O. Neurath, *Wissenschaftliche Weltauffassung, Sozialismus und Logischer Empirismus* (hrsg. von R. Hegselmann) (S.7-73). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Heidegger, M. (1936/1970). *Der Ursprung des Kunstwerks*. Stuttgart: Reclam.
- Heisenberg, W. (1958/1972). *Physik und Philosophie*. Stuttgart: Hirzel.
- Heisenberg, W. (1970/1987). Die Bedeutung des Schönen in der exakten Naturwissenschaft. In K. Piper (Hrsg.), *Lust am Denken. Ein Lesebuch aus Philosophie, Natur- und Humanwissenschaften 1947-1981* (S.67-84). München: Piper.
- Hersch, J. (1981/1987). Baruch Spinoza - Von Notwendigkeit und Freiheit. In K. Piper (Hrsg.), *Lust am Denken. Ein Lesebuch aus Philosophie, Natur- und Humanwissenschaften 1947-1981* (S.208-214). München: Piper.
- Herzog, M. (1993). Phänomenologie und Experiment in der Psychologie. *Journal für Psychologie*, 1(4), 44-54.
- Herzog, W. (1979). Zur Kritik des Objektivismus in der Psychologie. *Psyche*, 79, 289-305.
- Hochart, P. (1972/1973). Wilhelm von Ockham: Das Zeichen und seine Duplizität. In F. Chatelet (Hrsg.), *Geschichte der Philosophie, Bd.2: Die Philosophie des Mittelalters (1.-15. Jahrhundert)* (S.175-194). Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein.
- Hoffman, L. (1986/1996). Jenseits von Macht und Kontrolle: Auf dem Wege zu einer systemischen Familientherapie "zweiter Ordnung". In dies., *Therapeutische Konversationen. Von Macht und Einflußnahme zur Zusammenarbeit in der Therapie - Die Entwicklung systemischer Praxis* (S.22-46). Dortmund: modernes lernen.
- Hoffman, L. (1988/1996). Eine konstruktivistische Position für Familientherapie. In dies., *Therapeutische Konversationen. Von Macht und Einflußnahme zur Zusammenarbeit in der Therapie - Die Entwicklung systemischer Praxis* (S.47-69). Dortmund: modernes lernen.
- Hoffman, L. (1993a/1996). *Therapeutische Konversationen. Von Macht und Einflußnahme zur Zusammenarbeit in der Therapie - Die Entwicklung systemischer Praxis*. Dortmund: modernes lernen.
- Hoffman, L. (1993b/1996). Die Abkehr von Macht und Kontrolle. In dies., *Therapeutische Konversationen. Von Macht und Einflußnahme zur Zusammenarbeit in der Therapie - Die Entwicklung systemischer Praxis* (S.17-21). Dortmund: modernes lernen.
- Hoffmann, E. (1949/1980). Rückblick auf die Entwicklung der christlichen Philosophie. In K. Vorländer, *Geschichte der Philosophie, Bd.II: Philosophie des Mittelalters* (mit Quellentexten) (S.119-127). Reinbek: Rowohlt.
- Horkheimer, M. & Adorno, T.W. (1944/1980). *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Jaeggi, E., Faas, A. & Mruck, K. (1998). Denkverbote gibt es nicht! Vorschlag zur interpretativen Auswertung kommunikativ gewonnener Daten (2. überarb. Fassung). *Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften der Technischen Universität Berlin*, Nr. 98-2.
- Jüttemann, G. (1990). Systemimmanenz als Ursache der Dauerkrise "wissenschaftlicher" Psychologie. *Bericht aus dem Institut für Psychologie der Technischen Universität Berlin*, 8/90.
- Jüttemann, G. (1992). *Psyche und Subjekt. Für eine Psychologie jenseits von Dogma und Mythos*. Reinbek: Rowohlt.

- Jüttemann, G. (1995). *Persönlichkeitspsychologie. Perspektiven einer wirklichkeitsgerechten Grundlagenwissenschaft*. Heidelberg: Asanger.
- Kant, I. (1781/1995). *Kritik der reinen Vernunft* (hrsg. von I. Heidemann). Stuttgart: Reclam.
- Kant, I. (1797/1990). *Metaphysik der Sitten* (hrsg. von H. Ebeling). Stuttgart: Reclam.
- Karcev, V.P. & Chazanovskij, P.M. (1975/1983). *Warum irren die Experten? Unglücksfälle und Katastrophen aus der Sicht technischer Zuverlässigkeit*. Frankfurt/M.: Deutsch.
- Kleining, G. (1982). Umriß zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 34, 224-253.
- Knorr-Cetina, K. (1981/1991). *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Koertge, N. (1989/1992). Wissenschaftsethik. In H. Seiffert & G. Radnitzky (Hrsg.), *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie* (S.405-411). München: dtv.
- Kraft, V. (1955/1968). Geschichtsforschung als strenge Wissenschaft. In E. Topitsch (Hrsg.), *Logik der Sozialwissenschaften* (S.72-82). Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch.
- Krauch, H. (1970). *Die organisierte Forschung*. Neuwied: Luchterhand.
- Krauß, T. (1996). Die Schimäre der Gegenübertragung. Zum Beitrag von Elisabeth Rohr "Rausch und Askese. Zur Ethnopsychoanalyse des Fundamentalismus". *Journal für Psychologie, Doppelheft 4/95 und 1/96*, 96-98.
- Kriz, J. (1997). *Systemtheorie. Eine Einführung für Psychotherapeuten, Psychologen und Mediziner*. Wien: Facultas.
- Krohn, D. (1989). Das Sokratische Gespräch in Theorie und Praxis: Zur Einleitung. In D. Krohn, D. Horster & J. Heinen-Tenrich (Hrsg.), *Das Sokratische Gespräch - Ein Symposium* (S.7-20). Hamburg: Junius.
- Külpe, O. (1898). *Einleitung in die Philosophie* (2. verbesserte Auflage). Leipzig: Hirzel
- Külpe, O. (1908). *Immanuel Kant. Darstellung und Würdigung* (2. verbesserte Auflage). Leipzig: Teubner.
- Kuhn, T.S. (1962/1973). *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kuhn, T.S. (1970/1992). Logik oder Psychologie der Forschung? In ders., *Die Entstehung des Neuen. Studien zur Struktur der Wissenschaftsgeschichte* (hrsg. von L. Krüger) (S.357-388). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Kuhn, T.S. (1977/1992). *Die Entstehung des Neuen. Studien zur Struktur der Wissenschaftsgeschichte* (hrsg. von L. Krüger). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- La Barre, W. (1967/1992). Vorwort. In G. Devereux, *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften* (S.9-12). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lakatos, I. (1970/1974). Falsifikation und die Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme. In I. Lakatos & A. Musgrave (Hrsg.), *Kritik und Erkenntnisfortschritt* (S.89-189). Braunschweig: Vieweg.
- Lamnek, S. (1993). *Qualitative Sozialforschung, Bd.2: Methoden und Techniken* (2. überarbeitete Auflage). Weinheim: Beltz, PVU.
- Lange, F.A. (1873/1974). *Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Bd.1.: Geschichte des Materialismus bis auf Kant* (hrsg. und eingeleitet von A. Schmidt). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lange, F.A. (1875/1974). *Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Bd.2: Geschichte des Materialismus seit Kant* (hrsg. und eingeleitet von A. Schmidt). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lange, H. (1996). Deutsche Einwanderer in Kalifornien: Lebensläufe zwischen zwei Welten. In F. Breuer (Hrsg.), *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils* (S.196-221). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Laucken, U. (1996). Semantische Räume. Die Entcartesierung des Geistes. *Handlung, Kultur, Interpretation. Bulletin für Psychologie und Nachbardisziplinen*, 9, 158-215.

- Leithäuser, J.G. (1957). *Werner Heisenberg*. Berlin: Colloquium.
- Leithäuser, T. & Volmerg, B. (1988). *Psychoanalyse in der Sozialforschung. Eine Einführung am Beispiel einer Sozialpsychologie der Arbeit*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lüders, C. & Reichertz, J. (1986). Wissenschaftliche Praxis ist, wenn alles funktioniert und keiner weiß warum - Bemerkungen zur Entwicklung qualitativer Sozialforschung. *Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau*, 12, 90-102.
- Lüthy, H. (1953). Einleitung. In M. de Montaigne, *Essays* (ausgewählt und übertragen von H. Lüthy) S.5-40). Zürich: Manesse.
- Luhmann, N., Maturana, H., Namiki, M., Redder, V. & Varela, F. (1990/1992). *Beobachter. Konvergenz der Erkenntnistheorien?* München: Fink.
- Marx, K. (1841/1974). Doktordissertation. Differenz der demokritischen und epikureischen Naturphilosophie nebst einem Anhang. In *Marx-Engels-Werke, Ergänzungsband: Schriften, Manuskripte, Briefe bis 1844, 1. Teil* (S.257-373). Berlin/DDR: Dietz.
- Mayring, P. (1985). Qualitative Inhaltsanalyse. In G. Jüttemann (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder* (S.187-211). Weinheim, Basel: Beltz.
- Mayring, P. (1990/1993). *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken*. Weinheim: PVU.
- Mayring, P. (1993). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken* (4. erweiterte Auflage). Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Meister, K.J. (1987). *System ohne Psyche. Zur Kritik der Pragmatischen Kommunikationstheorie und ihrer Anwendungen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mertens, W. (1993). Einführung in die psychoanalytische Therapie, Bd.2 (2. verbesserte und aktualisierte Auflage). Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.
- Merton, R.K. (1938a/1985). Puritanismus und Wissenschaft. In ders., *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie* (S.59-85). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Merton, R.K. (1938b/1985). Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. In ders., *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie* (S.100-116). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Merton, R.K. (1957/1985). Prioritätsstreitigkeiten in der Wissenschaft. In ders., *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie* (S.258-300). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Merton, R.K. (1963/1985). Die Ambivalenz des Wissenschaftlers. In ders., *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie* (S.117-146). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Merton, R.K. (1965/1980). *Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit*. Frankfurt/M.: Syndikat.
- Merton, R.K. (1970/1985). Der soziale und kulturelle Kontext von Wissenschaft. In ders., *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie* (S.33-58). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Merton, R.K. & Zuckerman, H. (1971/1985). Institutionalisierte Bewertungsstrukturen in der Wissenschaft. In R.K. Merton, *Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie* (S.172-216). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Metzke, E. (1948). *Handlexikon der Philosophie*. Heidelberg: Kerle.
- Metzke, E. (1949/1979). Enzyklopädisches Stichwort: Philosophie und Philosophiegeschichte. Begriffe und Methoden. In K. Vorländer, *Geschichte der Philosophie, Bd.I: Philosophie des Altertums* (mit Quellentexten) (S.290-300). Reinbek: Rowohlt.
- Monod, J. (1971/1987). Erkennen und Ethik. In K. Piper (Hrsg.), *Lust am Denken. Ein Lesebuch aus Philosophie, Natur- und Humanwissenschaften 1947-1981* (S. 105-118). München: Piper.
- Montaigne, M. de (1580/1953). *Essais* (ausgewählt und übertragen von H. Lüthy). Zürich: Manesse.
- Mruck, K. & Mey, G. (1996a). Qualitative Forschung und das Fortleben des Phantoms der Störungsfreiheit. *Journal für Psychologie*, 4(3), 3-21.

- Mruck, K. & Mey, G. (1996b). Überlegungen zu qualitativer Methodologie und qualitativer Forschungspraxis - die Kehrseite psychologischer Forschungsberichte. *Bericht aus dem Institut für Psychologie der Technischen Universität Berlin*, 1/96.
- Mruck, K. & Mey, G. (1998a). Selbstreflexivität und Subjektivität im Auswertungsprozeß biographischer Materialien - zum Konzept einer "Projektwerkstatt qualitativen Arbeitens" zwischen Colloquium, Supervision und Interpretationsgemeinschaft. In G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften* (S.284-306). Weinheim: Beltz, PVU.
- Mruck, K. & Mey, G. (1998b). Don't forget the subjects - An approach against environmentalism. Comment on Graumann and Kruse' contribution. In D. Görlitz, H.J. Harloff, G. Mey & J. Valsiner (Hrsg.), *Children, cities, and psychological theories: Developing relationships* (S.370-379). Berlin, New York: de Gruyter.
- Münch, R. (1986/1993). *Die Kultur der Moderne, 2.Bde.* Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Musgrave, A. (1989/1992). Wissen. In H. Seiffert & G. Radnitzky (Hrsg.), *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie* (S.387-391). München: dtv.
- Paepcke, F. (1959/1980). Blaise Pascal und die Logik des Herzens. In B. Pascal, *Logik des Herzens. Gedanken* (ausgewählt, übersetzt und mit einem Nachwort von F. Paepcke) (S.119-136). München: dtv.
- Pascal, B. (1670/1980). *Logik des Herzens. Gedanken* (ausgewählt, übersetzt und mit einem Nachwort von F. Paepcke). München: dtv.
- Pépin, J. (1972a/1973). Theologie und Philosophie im Mittelalter. In F. Chatelet (Hrsg.), *Geschichte der Philosophie, Bd.2: Die Philosophie des Mittelalters (1.-15. Jahrhundert)* (S.101-113). Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein.
- Pépin, J. (1972b/1973). Thomas von Aquin und die Philosophie des XIII. Jahrhunderts. In F. Chatelet (Hrsg.), *Geschichte der Philosophie, Bd.2: Die Philosophie des Mittelalters (1.-15. Jahrhundert)* (S.162-174). Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein.
- Platon (1957-1959/1980). *Sämtliche Werke, Bd.I-VI* (hrsg. von E. Grassi unter Mitarbeit von W. Hess). Hamburg: Rowohlt.
- Popp-Baier, U. (1991). Sinnverstehen als Regelverstehen: Aspekte einer hermeneutischen Sozialpsychologie im Lichte der Durkheimschen Soziologie. In G. Jüttemann (Hrsg.), *Individuelle und soziale Regeln des Handelns. Beiträge zur Weiterentwicklung geisteswissenschaftlicher Ansätze in der Psychologie* (S.134-143). Heidelberg: Asanger.
- Popper, K.R. (1934/1984). *Logik der Forschung*. Tübingen: Mohr.
- Popper, K.R. (1972/1973). *Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Popper, K.R. (1979). *Ausgangspunkte. Meine intellektuelle Entwicklung*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Prinz, W. (1994). Fünf Thesen zur sogenannten Erneuerung der sogenannten Psychologie. In A. Schorr (Hrsg.), *Die Psychologie und die Methodenfrage. Reflexionen zu einem zeitlosen Thema* (S.3-9). Göttingen: Hogrefe.
- Racker, H. (1953/1993). *Bedeutungen und Verwendungsmöglichkeiten der Gegenübertragung. In ders., Übertragung und Gegenübertragung. Studien zur psychoanalytischen Technik* (hrsg. von G. Krichauff) (S.150-201). München, Basel: Reinhardt.
- Rauschenbach, B. (1991). *Nicht ohne mich. Vom Eigensinn des Subjekts im Erkenntnisprozeß*. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Rauschenbach, B. (1996). Von uns selbst aber sprechen wir - Störenfried Subjektivität als Symptom und Methode unserer Zeit. In M. Heinze & S. Priebe (Hrsg.), *Störenfried "Subjektivität". Subjektivität und Objektivität als Begriffe psychiatrischen Denkens* (S.15-42). Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Redder, V. (1990/1992). Ich sehe was, was Du nicht siehst. In N. Luhmann, H. Maturana, M. Namiki, V. Redder & F. Varela, *Beobachter. Konvergenz der Erkenntnistheorien?* (S.7-11). München: Fink.
- Reichenbach, H. (1938/1970). *Experience and prediction. An analysis of the foundations and the structure of knowledge*. Chicago, London: The University of Chicago Press.

- Reik, T. (1948/1976). *Hören mit dem dritten Ohr. Die innere Erfahrung eines Psychoanalytikers*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Renn, J. (1992). Die Rolle von Zeitfaktoren und Generationsdynamik für die wissenschaftlichen Erfolge Galileis und Einsteins. In K.U. Mayer (Hrsg.), *Generationsdynamik in der Forschung* (S.183-200). Frankfurt/M., New York: Campus.
- Röd, W. (1989/1992). Erkenntnistheorie. In H. Seiffert & G. Radnitzky (Hrsg.), *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie* (S.52-58). München: dtv.
- Rosaldo, R. (1984/1993). Der Kummer und die Wut eines Kopfübers. Über die kulturelle Intensität von Emotionen. In E. Berg & M. Fuchs (Hrsg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation* (S. 375-401). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Rullmann, M., unter Mitarbeit von G. Gründken und M. Mrotzek (1993/1994). *Philosophinnen. Von der Antike bis zur Aufklärung*. Zürich, Dortmund: edition ebersbach.
- Russell, B. (1953). *Wissenschaft wandelt das Leben*. München: List.
- Saner, H. (1967/1987). Kants Polemiken gegen die Zeitgenossen. In K. Piper (Hrsg.), *Lust am Denken. Ein Lesebuch aus Philosophie, Natur und Humanwissenschaften 1947-1981* (S.283-293). München: Piper.
- Schäfer, L. & Schnelle, T. (1980/1994). Ludwik Flecks Begründung der soziologischen Betrachtungsweise in der Wissenschaftstheorie. In L. Fleck, *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* (hrsg. von L. Schäfer & T. Schnelle) (S.VII-XLIX). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schandry, R. (1996). Biologische Psychologie. In *Perspektiven der Psychologie. Eine Standortbestimmung* (S.65-83). Weinheim: Beltz, PVU.
- Schaub, M. (1972/1974). Spinoza oder eine galileische politische Philosophie. In F. Chatelet (Hrsg.), *Geschichte der Philosophie, Bd.3: Die Philosophie der Neuzeit (16. und 17. Jahrhundert)* (S.150-181). Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein.
- Schneider, U.J. (1990). *Die Vergangenheit des Geistes. Eine Archäologie der Philosophiegeschichte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schönpflug, W. (1996). Allgemeine Psychologie. In *Perspektiven der Psychologie. Eine Standortbestimmung* (S.9-27). Weinheim: Beltz, PVU.
- Schramm, M. (1989/1992). Wissenschaftsgeschichte: Naturwissenschaften. In H. Seiffert & G. Radnitzky (Hrsg.), *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie* (S.425-439). München: dtv.
- Schütze, F. (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*, 13, 283-293.
- Seiffert, H. (1989a/1992). Wissenschaft. In H. Seiffert & G. Radnitzky (Hrsg.), *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie* (S.391-399). München: dtv.
- Seiffert, H. (1989b/1992). Wissenschaftstheorie, allgemein und Geschichte. In H. Seiffert & G. Radnitzky (Hrsg.), *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie* (S.461-463). München: dtv.
- Seiffert, H. (1992). *Einführung in die Hermeneutik. Die Lehre von der Interpretation in den Fachwissenschaften*. Tübingen: Francke.
- Silbereisen, R.K. (1996). Entwicklungspsychologie. In *Perspektiven der Psychologie. Eine Standortbestimmung* (S.29-41). Weinheim: Beltz, PVU.
- Stachowiak (1989/1992). Erkenntnistheorie, neopragmatische. In H. Seiffert & G. Radnitzky (Hrsg.), *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie* (S.64-68). München: dtv.
- Stierlin, H. (1985/1996). Einleitung. In G. Bateson, *Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven* (S.7-9). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Störig, H.J. (1950a/1971). *Kleine Weltgeschichte der Philosophie in zwei Bänden, Bd.1*. Frankfurt/M., Hamburg: Fischer.
- Störig, H.J. (1950b/1971). *Kleine Weltgeschichte der Philosophie in zwei Bänden, Bd.2*. Frankfurt/M., Hamburg: Fischer.
- Tack, W.H. (1994). Ziele und Aufgaben einer Allgemeinen Methodenlehre der Psychologie. In T. Herrmann & W.H. Tack (Hrsg.), *Methodologische Grundlagen der Psychologie. Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich B, Serie I, Bd.1* (S.3-44). Göttingen: Hogrefe.

- Tedlock, D. (1987/1993). Fragen zur dialogischen Anthropologie. In E. Berg & M. Fuchs (Hrsg.), *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation* (S.269-287). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Tolle, M. & Stratkötter, A. (1996). Die Geschlechtszugehörigkeit von Therapeutinnen und Therapeuten in der psychotherapeutischen Arbeit: Ein integratives Modell. In F. Breuer (Hrsg.), *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils* (S.251-266). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Topitsch, E. (1963/1968). Das Verhältnis zwischen Sozial- und Naturwissenschaften. Eine methodologisch-ideologiekritische Untersuchung. In E. Topitsch (Hrsg.), *Logik der Sozialwissenschaften* (S.57-71). Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch.
- Topitsch, E. (1968). Sprachlogische Probleme der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung. In E. Topitsch (Hrsg.), *Logik der Sozialwissenschaften* (S.17-36). Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch.
- Valsiner, J. (1995). *Meanings of "the data" in contemporary Developmental Psychology: Constructions and implications*. Unv. Manuskript, Gastvortrag für die 12. Tagung der Fachgruppe Entwicklungspsychologie der Deutschen Gesellschaft für Psychologie am 27.9.1995, Leipzig).
- Varela, F. (1981/1991). Der kreative Zirkel. Skizzen zur Naturgeschichte der Rückbezüglichkeit. In P. Watzlawick (Hrsg.), *Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus* (S.294-309). München, Zürich: Piper.
- Vattimo, G. (1994/1997). *Jenseits der Interpretation. Die Bedeutung der Hermeneutik für die Philosophie*. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Védrine, H. (1972/1974). Das neue Weltbild: Von Nikolaus von Kues bis Giordano Bruno. In F. Chatelet (Hrsg.), *Geschichte der Philosophie, Bd.3: Die Philosophie der Neuzeit (16. und 17. Jahrhundert)* (S.37-62). Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein.
- Veyne, P. (1961/1988). *Die Originalität des Unbekannten. Für eine andere Geschichtsschreibung*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Vielhaber, N. (1996). Erwachsene Kinder aus Alkoholikerfamilien: Belastungen, Bewältigungsversuche, Entwicklungschancen. In F. Breuer (Hrsg.), *Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils* (S.228-250). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Volmerg, B. (1988a). Die Merkmale sozialer Realität und die Regeln der Umgangssprache in ihrer Bedeutung für die Methodenkonstruktion. In T. Leithäuser & B. Volmerg, *Psychoanalyse in der Sozialforschung. Eine Einführung am Beispiel einer Sozialpsychologie der Arbeit* (S.119-130). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Volmerg, B. (1988b). Erkenntnistheoretische Grundsätze interpretativer Sozialforschung in der Perspektive eines psychoanalytisch reflektierten Selbst- und Fremdverstehens. In T. Leithäuser & B. Volmerg, *Psychoanalyse in der Sozialforschung. Eine Einführung am Beispiel einer Sozialpsychologie der Arbeit* (S.131-179). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Vorländer, K. (1949a/1979). *Geschichte der Philosophie, Bd.I: Philosophie des Altertums* (mit Quellentexten). Reinbek: Rowohlt.
- Vorländer, K. (1949b/1980). *Geschichte der Philosophie, Bd.II: Philosophie des Mittelalters* (mit Quellentexten). Reinbek: Rowohlt.
- Vorländer, K. (1955/1980). *Geschichte der Philosophie, Bd.IV: Philosophie der Neuzeit* (mit Quellentexten). Reinbek: Rowohlt.
- Vorländer, K. & Erdmann, J.E. (1949-1979/1978-1980). *Geschichte der Philosophie, 7 Bde*. Reinbek: Rowohlt.
- Waldrop, M.M. (1992/1996). *Inseln im Chaos. Die Erforschung komplexer Systeme*. Reinbek: Rowohlt.
- Walker, W. (1996). *Abenteuer Kommunikation. Bateson, Perls, Satir, Erickson und die Anfänge des Neurolinguistischen Programmierens (NLP)*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Wallner, F. (1992). *Acht Vorlesungen über den Konstruktiven Realismus* (3. überarbeitete Auflage). Wien: WUV Universitätsverlag.
- Watzlawick, P. (1976/1978). *Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn, Täuschung, Verstehen*. München: Piper.

- Watzlawick, P. (1989/1993). *Vom Unsinn des Sinns oder vom Sinn des Unsinn*s. Wien: Picus.
- Watzlawick, P. & Kreuzer, F. (1981/1989). *Die Unsicherheit unserer Wirklichkeit. Ein Gespräch über den Konstruktivismus*. München: Piper.
- Weber, M. (1919/1988). Wissenschaft als Beruf. In ders., *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre* (hrsg. von J. Winckelmann) (S. 582-613). Tübingen: Mohr.
- Wegner, P. (1994). Von der freien Assoziation zur Gegenübertragung. In C. Frank (Hrsg.), *Wege zur Deutung. Verstehensprozesse in der Psychoanalyse* (S.54-71). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Weischedel, W. (1966/1985). *Die philosophische Hintertreppe. 34 große Philosophen in Alltag und Denken*. München: dtv.
- Weizsäcker, C.F. von (1947/1976). Das Experiment. In ders., *Zum Weltbild der Physik* (S.169-183). Stuttgart: Hirzel.
- Whitehead, A.N. (1925/1988). *Wissenschaft und moderne Welt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Winograd, T. & Flores, F. (1986/1992). Erkenntnis Maschinen Verstehen. Zur Neugestaltung von Computersystemen. Berlin: Rotbuch.
- Winzer, F. (Hrsg.) (o.J.). *Kulturgeschichte Europas. Von der Antike bis zur Gegenwart*. Braunschweig: Westermann.
- Wittgenstein, L. (1945-1949/1984). *Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie. Letzte Schriften über die Philosophie der Psychologie* (Werkausgabe, Bd. 7). Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Wünsche, K. (1985). *Der Volksschullehrer Ludwig Wittgenstein. Mit neuen Dokumenten und Briefen aus den Jahren 1919 bis 1926*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Wunderlich, O. (Hrsg.) (1993). *Entfesselte Wissenschaft. Beiträge zur Wissenschaftsbetriebslehre*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Wundt, W. (1901/1922). *Einleitung in die Philosophie*. Leipzig: Kröner
- Zank, S. & Silbereisen, R.K. (1982). Entwicklung eines Fragebogens zur Verarbeitung selbstbezogener Informationen bei Jugendlichen. *Arbeitsgruppe TUdrop Jugendforschung, Technische Universität Berlin, 19/82*.
- Zierer, O. (1969). *Kultur- und Sittenspiegel. Bd.1: Griechenland und Rom*. Gütersloh: Prisma.